Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 824 345
HD WID

Digitized by Google

PGerm 147.1

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

MRS. ANNE E. P. SEVER

OF BOSTON

WIDOW OF COL. JAMES WARREN SEVER

(Class of 1817)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Neununddreißigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1914

Stuttgart und Leipzig 1914 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

PGerm 147.1

HARVARD JAN 21 1915

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXXIX

(Juli bis September 1914)

Seite

Vizeadmiral a. D. v. **Ahlefeld:** Die englische Kriegsflotte in Kiel . . . 1
Freiherr v. **Falkenhausen,** General der Infanterie z. D.: Die Macht des Goldes und der Krieg 4
M. v. Köller: Reichsländisches 10. 203
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. III. IV. V. . . 15. 134. 266
Dr. Freiherr v. **Jettel:** Oesterreich-Ungarn und Italien in Albanien . 28
General **Izzet Fuad-Pascha:** Ruhe und Glück in der Türkei 31
Freiherr v. **Heugelmüller:** Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 33. 217
Professor Dr. **Otto Cohnheim** (Heidelberg): Verdauung und Psyche . . 48
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg 56. 146. 294
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung (Schluß) . . 80
Fürstin **Schahovskoy-Strechneff:** Die Legende der Martha Boretzky 92. 243. 370
Die Neutralisierung Afrikas. Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers an den Herausgeber der „Deutschen Revue" . . . 99
H. Sartorius: Die Psychologie der Massen und die Panik im Kriege . 102
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Schluß) 112
Prof. Dr. **Max Eckert** (Aachen): Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient 121
Die Früchte der Bluttat von Serajewo 129
Generalfeldmarschall Freiherr v. d. **Goltz:** Nobile officia. Ein offener Brief an jedermann 131
Hans v. Staff: Ueber die Entstehung der Gebirge 170
Friedrich Prinz Hohenlohe-Waldenburg: Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse 179

Digitized by Google

Seite

Senatspräsident und Prof. Dr. **Heinrich Harburger**: Die internationale Hochschule für internationales Recht im Haag 187
Strobl v. Ravelsberg: Gablenz in Briefen an seinen Bruder 191
Generalleutnant z. D. v. **Görtz**: Die deutschen Kaisermanöver und die Probemobilmachungen und Truppenverstärkungen im Westen des russischen Reiches 211
Prof. Dr. med. **Ernst Weber** an der Universität Berlin: Eine physiologische Methode, die Leistungsfähigkeit ermüdeter Muskeln zu erhöhen 227
General der Infanterie **v. Beseler**: Soldatischer Gehorsam 240
Prof. Dr. **Theodor Schiemann**: Wir und sie 257
Generalleutnant **v. Görtz**: Deutschlands Erhebung 260
Prof. Dr. **Kuno Francke**, Kurator des Germanischen Museums der Harvard-Universität, Cambridge, Mass.: Die deutschen Klassiker und das amerikanische Geistesleben 262
Prof. Dr. **Arnold Hiller**: Ueber Kriegsseuchen 274
General der Infanterie **v. Goßler**: General Konstantin v. Alvensleben vor Le Mans 278
Graf Cavour auf der Bühne und in der Volksseele Italiens 284
Friedrich v. Duhn: Ein Rückblick auf die Gräberforschung 318
Dr. **Johannes Heldwein**: Erinnerungen an Stiftspropst Dr. Ritter v. Türk 337
W. J. Holland, Sc. D., LL. D. etc., Direktor des Carnegie-Museums in Pittsburgh: Ein vor kurzem entdeckter Brief von Alexander v. Humboldt 344
August Kestner: Aus dem Buche der Kunst und Literatur 352
Oscar Montelius: Germanische Opferschalen aus Gold 362
Prof. Dr. **R. Süring** (Potsdam): Atmosphärische Gefahren für die Luftfahrt 364

Berichte aus allen Wissenschaften

Nautik. **L. Persius**, Kapitän zur See a. D.: Die Sicherheit auf See . 250
Strahlentherapie. Dr. med. **Adolf Schnée** (Frankfurt a. M.): Die therapeutischen Wirkungen der Röntgen- und Radiumstrahlen . 375

Kleine Revuen

Literarische Berichte 124. 253. 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 255. 380

Digitized by Google

Neunundreißigster Jahrgang — Juli 1914 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 10 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Vizeadmiral a. D. v. **Ahlefeld**: Die englische Kriegsflotte in Kiel 1
Freiherr v. **Falkenhausen**, General der Infanterie z. D.: Die Macht des Goldes und der Krieg 4
M. v. **Knöller**: Reichsländisches 10
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. III. 15
Dr. Freiherrn v. **Jettel**: Oesterreich-Ungarn und Italien in Albanien . . . 28
General **Izzet Fuad-Pascha**: Ruhe und Glück in der Türkei 31
Freiherr v. **Hengelmüller**: Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie 33
Professor Dr. **Otto Cohnheim** (Heidelberg): Verdauung und Psyche 48
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 56
Ernst Posse: Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung (Schluß) 80
Fürstin **Schahovskoy-Strecheff**: Die Legende der Martha Boretzky 92
Die Neutralisierung Afrikas. Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers an den Herausgeber der „Deutschen Revue" 99
H. Sartorius: Die Psychologie der Massen und die Panik im Kriege . . . 102
K. Th. Zingeler (Sigmaringen): Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden (Schluß) . 112
Prof. Dr. **Max Eckert** (Aachen): Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient 121
Literarische Berichte 124
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127

Stuttgart — **Deutsche Verlags-Anstalt** — Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

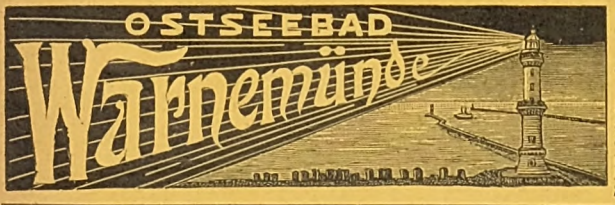
Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle



Von Berlin u. Hamburg 4 St., Kopenhagen 6 St. usw. Bahntrajekt n. Dänemark 2 St.
Mod. Familienbad. Ia Luft- u. Sonnenbad. Seeklima.
Kanalisation (W. C.)
Marine-Flugplatz. Anf. Aug. Internat. Wasserflugzeug-Wettbewerb.
Sandstrand. Alle Arten Sport. Hervorr. Tennisplätze. Vorzügl. Kurkapelle.
Meilenw. wildreicher Hochwald (m. Strandb. 12 Min.) Prosp. d. d. Badeverwaltung.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit
ZEITUNGS-NACHRICHTEN
für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das
Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 10 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Die englische Kriegsflotte in Kiel

Von

Vizeadmiral a. D. v. Ahlefeld

„Zur Kieler Woche kommt dieses Jahr ein englisches Geschwader und mit ihm der Marineminister Churchill."

Diese Nachricht löste verschiedene Empfindungen aus. Die Jugend freut sich auf schöne Feste und daß „etwas los" ist, die Kommandanten und Admirale überlegen, inwieweit eine Anfeierung oder würdevolle Zurückhaltung am Platze sein wird. Die Marineleitung fragt sich: „Was wird er wollen?" Die Politiker fürchten vielleicht auf der einen Seite die neuerliche Betonung des Gedankens, England werde die Ostsee niemals als ein mare clausum anerkennen, auf der andern Seite können sie den Besuch willkommen heißen als Beweis dafür, daß die Annäherung Englands an Deutschland zunimmt, die Wahrscheinlichkeit eines russischen oder französischen Bündnisses aber abnimmt.

Im großen deutschen Volke gibt es wohl ebenfalls vielerlei Meinungen. Während die einen hoffen, daß endlich ein ernsthafter Vorschlag zum Nichtweiterrüsten aus dem Besuche, vornehmlich aus der Aussprache beider Marineminister, erwachsen möge, werden andre in dem Besuche nur einen neuen Versuch Englands erblicken, uns durch List und schöne Worte mit der freundlichsten Miene von der Welt von dem Plane abzubringen, unsre Flotte nach dem Flottengesetze auszubauen. Zwischen beiden Extremen werden daneben natürlich allerhand Varianten in den Geistern des Volkes und seinen Zeitungen umgehen; darunter die Einzelheiten unsrer Seefragen vom Tage, wie Uebernahme von vakanten Kolonien oder solchen, die es demnächst werden sollen, Seebeute- und Blockaderecht, Abtretung der Walfischbai usw.

Was nun tatsächlich Plan und Wunsch unsrer demnächstigen Besucher ist, kann unsereins natürlich nicht wissen; uns bleibt aber unbenommen, zu wünschen, daß nur solches bei dem Besuche herauskomme, was dem Vaterlande dient und frommt. Es wird wohl nicht möglich sein, eine starke Majorität zusammenzubringen für die eine oder andre Form dessen, was unter diesem „dienen" und „frommen" zu verstehen ist, ob eine Rüstungsvermehrung oder Rüstungsverminderung, aber eine gemeinschaftliche Basis läßt sich vielleicht doch finden. Vor

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

allem muß nach wie vor und ein für allemal ausgeschlossen sein, daß von England ein Anspruch erhoben oder uns auch nur zugemutet wird, unsre Heeres- und Flottenstärke nach englischem Wunsche zu bemessen. Es kann wohl anerkannt werden, daß gerade die Frage, die früher alle englischen Politiker beherrschte: Wozu baut ihr eine Flotte? nicht mehr gestellt wird und somit eine Wandlung zum Besseren vorgegangen ist. Trotzdem wäre es gut, auch bei dem bevorstehenden Besuche den unveränderten Willen der Nation erkennen zu lassen, daß wir jeden Versuch einer Einwirkung auf unsre militärische Stärkebemessung als einen Hinderungsgrund aller Verständigungsverhandlung ansehen.

Dahingegen kann man der von so Vielen hüben und drüben sehnlich gewünschten Entspannung sehr wirksame Förderung angedeihen lassen, wenn sich der Gedanke durchringt oder fördern läßt, daß weder England noch Deutschland es auf eine gegenseitige Interessenschädigung absehen, sondern im Gegenteil ihre Interessengemeinschaft zum Ausgangspunkt aller Verhandlungen nehmen.

Bisher stand gerade dieser Forderung oder politischen Entwicklung bei den wenigen Engländern, die sie überhaupt für erwünscht gehalten haben, die erst vor wenigen Jahren gebildete, nur in unnatürlichem Mißtrauen gegen Deutschland erzeugte und geborene nahe Interessenverbindung mit Frankreich und Rußland im Wege. Daraus folgert für uns, daß wir abzuwarten haben werden, erstens, ob England sich zu einem solchen Frontwechsel entschließt, und zweitens, daß es an uns mit entsprechenden Vorschlägen herantritt, nicht umgekehrt.

Es ist damit nicht im geringsten gemeint, daß England gegen Rußland und Frankreich die früher seit Jahrhunderten bestehende feindselige Politik wieder aufnehmen solle. Es ließe sich doch wohl eine freundschaftliche, wenn auch kühle Politik diesen Mächten gegenüber verfolgen, aber eine innigere Interessengemeinschaft mit ihnen, noch dazu mit erkennbarer Spitze gegen uns, ist allerdings nicht geeignet zu Verhandlungen in der Kieler Woche.

Kann, wie zu vermuten und in England schon wiederholt ausgesprochen worden ist, von einem solchen Aufhören oder nur von einer Lockerung der Freundschaft unter den drei Reichen nicht die Rede sein, dann werden auch wir den Verhandlungen höchstens in gleichgültigeren Einzelfragen ein williges Ohr leihen dürfen und im übrigen besser tun, ja vielmehr allein richtig handeln, wenn wir uns auf unsre eignen Kräfte verlassen.

Würde aber wirklich Mr. Churchill annehmbare Vorschläge in der uns genehmen, oben angedeuteten Richtung mitbringen, dann freilich wäre der diesjährige Besuch des englischen Geschwaders ein Anlaß zu so ungetrübter Freude, wie wir sie vor nun leider schon vielen Jahren bei einem solchen Anlaß wie der bevorstehende zu empfinden gewohnt waren.

Für das Wohl unsrer Marine ist im besonderen zu wünschen, daß mit dem Schwinden der unnatürlichen Spannung zwischen Deutschland und England das Fahren im Ausland wieder wie früher im großen betrieben werden wird. Wir haben die Zeit des unfreiwilligen Zusammenhaltens unsrer Schiffe in den heimischen Gewässern zwar sehr nützlich verwendet, um die Geschwader- und

Digitized by Google

Flottentaktik mit den ganz neuen Kampfmitteln zu finden und auszubauen, aber es kann auch des Guten zuviel werden.

Es bilden sich bei langen Perioden gleichartiger Uebungen zu leicht Uebertreibungen — „Spitzen", die beim Gebrauch im Kriege hernach abbrechen, d. h. sich als Fehler erweisen und daher Gefahren erzeugen. Da ist es denn sehr gut, wenn einmal ein etwas langsameres Tempo eintritt und man einigen Abstand gewinnt, um das Gewonnene zu überblicken, richtig zu bewerten und sich für das Fortschreiten ein richtiges Augenmaß zu sichern.

Dazu zum ersten taugt das Auslandsfahren, insofern es die alleinige Aufmerksamkeit auf den Flottendienst zeitweilig unterbricht. Es ist aber zum zweiten nicht nur gut, sondern sogar notwendig, um den Offizieren und Mannschaften das Zusammentreffen mit neuen, unbekannten und ungewohnten Verhältnissen wieder zum täglichen Brot zu machen. An ihm übt sich der schnelle Entschluß, die Fähigkeit, in unerwarteten und ganz neuen Lagen das Richtige zu tun. Dieser pluck — wir haben leider kein deutsches Wort dafür — ist ein ganz wesentlicher Bestandteil der Kriegstüchtigkeit und kann nicht besser erworben werden als im Auslande.

Ein dritter Vorzug des Auslandfahrens ist die gänzliche Losreißung der Schiffe mit ihren technischen Bedürfnissen von den heimischen, sehr bequemen Werften.

Die jüngste Reise unseres abgesonderten Geschwaders nach Südamerika wird das Vorstehende in allen drei Punkten wieder bestätigt haben; außerdem aber hat diese Reise in politischer Hinsicht zur Stärkung, Hebung und Zusammenfassung des Deutschtums im Auslande so viel beigetragen, daß man allein aus diesem Grunde sehr zufrieden sein kann, daß sogar die schon bisher spürbare englisch-deutsche Entspannung wenigstens diese eine Reise gestattet hat.

Wenn nun gar die Kieler Begegnung in gleichem Sinne wirksam werden sollte, so wäre das nur aufs freudigste zu begrüßen, und zwar nicht nur für uns und unsre Marine, sondern auch für die englische, denn auch dort hat man aus ähnlichen Gründen wie bei uns schon lange schmerzlich empfunden, daß bisher fast die gesamte Flotte an die Heimat gefesselt war.

Fassen wir das Vorgesagte zusammen, so wird der englische Besuch uns hoch willkommen sein dürfen, falls er die englisch-deutsche Interessengemeinschaft wirklich fördert. Es bleibt aber Sache der Engländer, uns ihren ernsten Willen dazu unmißverständlich zu erkennen zu geben.

Digitized by Google

Die Macht des Goldes und der Krieg

Von

Freiherrn v. Falkenhausen, General der Infanterie z. D.

Unter den Mächten, die die Welt bewegen und die Geschicke der Menschen beeinflussen, steht das Gold an erster Stelle. Schon die uralte Sage von dem aus dem Rheingold geschaffenen Ring des Nibelungen gibt dem Empfinden Ausdruck, daß es maßlose Macht verleiht und gleichzeitig ein Fluch auf ihm ruht. Seitdem hat sich das Gold auf der Erde ins ungeheure vermehrt; in gleichem Maße ist seine Macht gestiegen. Der Arme ist schwach und muß sich bescheiden, der Reiche ist stark und herrscht. Noch mehr wie für den einzelnen gilt dies von dem Gemeinwesen, dem Staat. Nach Treitschkes scharfsinnigen Ausführungen in seiner „Politik" ist der Staat Macht. Um sie auszuüben, bedarf er des Goldes. Es verschafft ihm die Mittel, seine Zwecke zu erreichen, sein Begehren durchzusetzen. In erster Linie, wenn er die äußersten Mittel der Macht zur Anwendung bringt — im Krieg.

Die Zeiten haben einen starken Wandel erfahren. Menschenzahl und Verkehrswesen sind ins riesige gewachsen. Mit ihnen die Kampfmittel jeder Art zu Lande und zu Wasser und ihre Ausrüstung, bei der die großartigen Erfindungen des Menschengeistes der Neuzeit zu höchster Geltung gelangen. Wenn in früheren Zeiten Kriege geführt wurden, so gehörte dazu auch damals nach Montecuccolis bekanntem Ausspruch: „Geld, Geld und abermals Geld", wie auch Wallensteins Emporkommen beweist. Aber es handelte sich um begrenzte Summen, die als Kriegsschatz aufgestapelt lagen oder durch einfache Mittel zu beschaffen waren, von der Prägung minderwertigen Geldes an. Jetzt stehen wir bei der größten Kraftleistung des Staates im Kriege auch mit den erforderlichen Geldmitteln an den äußersten Grenzen des die Jetztzeit kennzeichnenden Massenhaften. Millionen von Streitern werden aufgeboten. Milliarden sind erforderlich zur Vorbereitung und Durchführung des Krieges.

Die Art und Weise der Vorbereitungen für kriegerische Zwecke ist gegen früher gewaltig gestiegen. Die Erhaltung und Ausbildung starker Friedensstämme erfordern Summen, die den Staatshaushalt schwer belasten. Deshalb wollen die Stimmen nicht zur Ruhe kommen, die Erleichterungen dieser Lasten fordern. Statt dessen tritt das Gegenteil ein. Die Rüstungen nehmen mehr und mehr zu. In schreiendem Gegensatz zu dem Friedensbedürfnis, den Friedensversicherungen und den Friedensbestrebungen an allen Orten, die wieder fortwährend durch den Verlauf der Dinge in der Wirklichkeit auf das schroffste widerlegt werden. Eine Verwirrung hat sich damit der Geister bemächtigt; niemand findet einen Ausweg aus diesem Irrgarten. Woran liegt es? Im wesentlichen daran, daß man die Sache am falschen Ende anfaßt und Unmögliches verlangt.

Digitized by Google

Der Ausgangspunkt der bestehenden Verwirrung war die Einberufung der Haager Friedenskonferenz und die sich daran knüpfenden weiteren Bestrebungen. Der Gedanke war gewiß gut gemeint, aber es fehlte ihm von Anfang an der Boden der Wirklichkeit. Wenigstens für die großen Fragen von durchschlagender Bedeutung. Einige nebensächliche Erfolge kommen demgegenüber nicht in Betracht. Was ist über diese Fragen hin und her gestritten worden, um schließlich immer wieder durch die Tatsachen zu der Feststellung zu gelangen, daß kein Staat in eine Abrüstung willigen, daß keiner seine Lebensinteressen jemand anderm unterordnen kann als sich selbst. Statt zur Beruhigung beizutragen, hat der Vorschlag Mißtrauen erweckt und Unwahrhaftigkeiten gezeitigt. Statt die scharfe Kriegsbereitschaft einzudämmen, ist sie überall gesteigert worden. Das beweist klar und unwiderleglich die Unfruchtbarkeit dieses Weges.

Der Grundsatz: „Si vis pacem para bellum“ steht zurzeit, der Weltlage entsprechend, mehr an der Spitze alles Denkens und Trachtens als je. Bei aller seiner Vortrefflichkeit enthält er trotzdem einen verborgenen Widerspruch. Daß ein Staat so gut als möglich gerüstet sein will, ist an sich selbstverständlich, es gehört zu seiner Daseinsbedingung. Er wird dadurch stark und gefürchtet. Das ist notwendig. Daß er damit dem Frieden dient, trifft nur in bedingtem Maße zu. Es wird zwar behauptet, daß die Steigerung der Rüstungen der Großmächte den Frieden unter ihnen bis jetzt erhalten hätte. Der wirkliche Grund ist aber doch wohl der, daß jeder Staat die unabsehbaren Folgen des drohenden Weltkrieges scheut. Dagegen hat die allgemeine Verschärfung der Kriegsvorbereitungen einen Zustand herbeigeführt, der für die friedliche Entwicklung in hohem Grade bedenklich geworden ist. In Wahrheit geschieht doch die Rüstung, um Krieg zu führen, nicht um den Frieden aufs äußerste zu bewahren. Man hat auch in unsrer vom Wirtschaftsleben beherrschten Zeit die großen Kosten der Rüstungen als eine Versicherungsprämie für den Frieden hingestellt. Die Ansicht besticht, ist aber angreifbar. Bei dem fortdauernden Wettrüsten liegt anderseits das Bedenken vor, ob die Lasten auf die Dauer ertragen werden können und sollen, ob nicht schließlich, um weiterer Steigerung zu entgehen, die so lange aufgeschobene Entscheidung gesucht werden wird. Selbst auf die Gefahr für den Augenblick größerer Opfer hin. Günstig erscheint der bestehende Zustand nicht. Jedenfalls führt er eine starke Anspannung der Staatsmittel herbei. Die zur Erhaltung der Heere und Flotten erforderlichen Summen haben sich reißend vermehrt. Das hängt naturgemäß zusammen mit dem erheblichen Anwachsen der Streiter nach Zahl und Art, der starken Differenzierung ihrer Bedürfnisse, der allgemeinen bedeutenden Erhöhung aller Preise, der ausgiebigen Ausgestaltung der erforderlichen Kampfmittel, insbesondere der kostspieligen Anforderungen der fortgeschrittenen Technik auf dem Gebiete der Festungen, der Schiffstypen und der Luftschiffahrt. So reichen die gewöhnlichen Mittel des Staates, besonders für die letztgenannten Bedürfnisse, nicht aus; er muß zu Anleihen greifen und den Staatshaushalt mit Schulden belasten.

Der Gedanke, sich dem zu entziehen und die Ausgaben für kriegerische

Digitized by Google

Zwecke zu beschränken, ist ebenso einfach auszusprechen als schwierig durchzuführen. Daß nicht verschwendet wird, dafür ist ausreichend gesorgt; aber das Nötige muß unbedingt beschafft werden, wenn man nicht hinter andern zurückbleiben und sich Niederlagen aussetzen will. Ersparnisse in dieser Richtung haben sich immer bitter gerächt und das Heerwesen des Einschränkungen fordernden Staates in Verfall geraten lassen. Entweder durch die drängende Notwendigkeit schleuniger Wiederherstellung des Verabsäumten oder gar durch einen verlorenen Krieg ist dann ein nicht zu berechnendes Vielfaches der ersparten Summe gefordert worden.

Es ist auch die Ansicht ausgesprochen worden, daß auf dem Wege der Steigerung der Streitmittel nicht nur haltgemacht, sondern umgekehrt werden müßte. Die aufzustellenden Massen wären derart ungefüge und in ihrer kriegerischen Beschaffenheit herabgemindert, daß Rückkehr geboten wäre zu kleineren, vorzüglich ausgebildeten und geführten Streitkräften, die mit Erfolg gegen die schwerfälligen Massen zu verwenden wären. Die dabei zu erzielenden Ersparnisse sind einleuchtend. Der Gedankengang ist einfach und in gewissem Sinne zutreffend; ebenso schwierig aber seine Verwirklichung. Ein derartiger Umschwung läßt sich nicht plötzlich herbeiführen, er würde nur das Ergebnis einer längeren Entwicklung sein können. Auch unter dieser Voraussetzung ist es fraglich, ob er dem jetzigen Standpunkt der Kriegskunst entspricht. Daß die Zahl im Kriege nicht den Ausschlag gibt, sondern die Beschaffenheit und Verwendung der Kräfte, ist eine alte Weisheit. Auch sie besteht nur cum grano salis. Bei der jetzigen Ausdehnung der Menschheit wird es sich aller Voraussicht nach niemals mehr um so kleine Heereskörper handeln, wie sie Friedrich der Große ins Feld führte. Eine Wiederholung von Leuthen mutatis mutandis ist nicht ausgeschlossen, aber sie dürfte auch bei dem schwächeren Teile nur mit Massenheeren ausgeführt werden. Dazu tritt das Schwergewicht der Flotten, die bei der jetzigen Weltlage unabweislich in die Wagschale kriegerischen Wirkens fallen. Es ist nicht in Aussicht zu nehmen, daß wir in absehbarer Zeit von den Massen der Streitkräfte und damit von der starken Belastung der Staatsmittel befreit werden könnten. Ganz gewiß nicht, wenn der der Sachkenntnis völlig entbehrende Gedanke der Milizheere zur Ausführung gelangen sollte.

Durch die somit unausbleiblichen Anleihen gerät der Staat daher schon für die Friedensbedürfnisse in Abhängigkeit von den Geldmächten. Eine Geldmacht ist auch jetzt unter den ausgedehnten und verwickelten Verhältnissen der Volkswirtschaft im wesentlichen, wer über große Massen Goldes verfügt; denn nach dem vorhandenen Gold richtet sich der zurzeit unser Dasein beherrschende Kredit. Nun ist der Staat in erster Linie selbst eine Geldmacht. Er verfügt mittelbar über das Gold des Staatsvermögens und der staatlichen Banken. Aber diese Mittel hängen einmal eng zusammen mit der allgemeinen weit verbreiteten Geld- und Kreditwirtschaft, und dann reichen sie nicht aus. Es bedarf der Mitwirkung privater Geldinstitute. Zunächst des Inlandes. Da das Gold aber vorwiegend international ist, da wir eine ausgebildete Welt-

Digitized by Google

wirtschaft haben, auch des Auslandes. Auf diese Weise wird die Macht des Goldes im weitesten Sinne empfindlich fühlbar für den Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt.

Es wird immer wieder betont, daß die Steigerung der Rüstungen von den Interessenten betrieben würde, deren Vorteil in den mannigfachen Lieferungen für Kriegszwecke bestünde. Diese Unterstellung beruht vorwiegend auf parteipolitischer Grundlage. Sie verschiebt die ausschlaggebenden Beweggründe, enthält eine Ueberschätzung der Macht und des Einflusses dieser Kreise und leidet an einem Widerspruch an sich. Die weitverzweigte Industrie betätigt sich auf den verschiedensten Gebieten, nicht nur auf denen der Anfertigung von Waffen und des Schiffbaues. Die Eisenbahnschienen dienen erst in zweiter Linie den Kriegszwecken, Schiffe werden nicht nur für die Kriegsflotte gebaut. Die Gesetze der menschlichen Arbeit, des Handels und des Verkehrs dürften andern und weiteren Gesichtspunkten unterliegen als denen einer einseitigen Interessenwirtschaft. Es soll eben überall Geld verdient werden, viel Geld: das ist die Losung. Bedenken liegen bei diesem Bestreben allerdings weniger vor als früher. Der Wettbewerb zeitigt gelegentlich wenig wohlriechende Blüten. Non olet ist schon vom Altertum her bekannt. Wenn naturgemäß auch bei den Rüstungen viel Geld verdient wird, so schädigt anderseits ein Krieg, den sie zur Folge haben, in so hohem Grade das Ergebnis des Gewerbefleißes und die ausgedehnte Kreditwirtschaft, daß die Besorgnis davor in den beteiligten Kreisen sogar eine beängstigende Höhe erreicht hat.

Die Mitwirkung der Geldmächte ist danach eine der Höhe der Ausgaben entsprechende bedeutende, keine einseitig gewollte, sondern durch die unabänderliche Lage herbeigeführte. Würden sie versagen, so wäre die Zufuhrquelle verstopft. Daß dies nicht geschieht, entspricht ihrem Vorteil. Ein Treiben zum Kriege würde sie in der Ausübung ihrer Wirksamkeit schädigen, kann ihnen daher folgerichtigerweise nicht gut nachgesagt werden. Kommt es zum Kriege, so werden sie allerdings von entscheidendem Einfluß. Einer der Rothschilds soll schon vor Jahren geäußert haben, es gäbe keinen Krieg, wenn er nicht wolle. Wenn der Ausspruch auch erfunden sein mag und jedenfalls übertrieben ist, so kennzeichnet er doch scharf die bestehende Lage. Die Verwendung der massenhaften Streitkräfte unsrer Zeit im Kriege erfordert so ungeheure Summen, daß es der Anspannung aller Mittel und Kräfte bedarf, um sie herbeizuschaffen. Das Bedürfnis geht bald über das eigne Land hinaus, der Weltmarkt des Goldes tritt in seine Rechte. Eine Geldmacht von besonderer Stärke kann dabei tatsächlich von großer, wenn auch nicht ausschlaggebender Bedeutung werden. Es wäre kurzsichtig, die Macht des Goldes in ihrer Einwirkung auf den Krieg zu unterschätzen. Aber es erscheint ebenso als ein Irrtum, ihren Einfluß zu überspannen. Wenn kleine oder in ihrer Geldwirtschaft herabgekommene Staaten in dem Entschluß zum Kriege und seiner Durchführung von auswärtigen Geldquellen abhängig sein mögen, große festbegründete staatliche Körper werden die Kraft zur Kriegführung im wesentlichen in sich selbst finden. Sie werden freilich gezwungen werden

Digitized by Google

können, bis an die äußersten Grenzen ihres Kredits zu gehen, sogar durch außergewöhnliche Maßregeln diese zu überschreiten. Aber es wird immer anzustreben sein, diese letzten Mittel zu vermeiden, um die Lebensbedingungen des Landes auf keine zu harte Probe zu stellen — und deshalb bleibt die Macht des Goldes groß. Daß sie an sich unsittlich wäre, kann nicht ohne weiteres behauptet werden. Die Geldwirtschaft trägt mindestens ebenso wie andre zur Wohlfahrt der Menschheit bei. Sie kann die Kreise ihrer Tätigkeit nicht eng begrenzen, ohne ihre Wesenheit aufzugeben. Wenn es als ein Vergehen empfunden wird, daß Geldmächte des Dreibundes ihre Mittel Staaten zur Kriegführung zur Verfügung stellen, die nicht dieser politischen Gruppierung angehören, so dürfte dies nur dann anzuerkennen sein, wenn diese Mittel gegen das eigne Land zur Verwendung gelangen. Erst dann würde ein strenger Vorwurf vaterlandsloſen Handelns erhoben werden müssen. Eine genaue Abwägung der politischen Lage bei dem Eingehen von geschäftlichen Unternehmungen zu verlangen, dürfte über das Ziel hinausschießen und schwer ausführbar sein. Es steht auch wohl außer Zweifel, daß die großen Bankgruppen und die Leitung der Politik des Landes in genügend enger Verbindung stehen, um Schädlichkeiten vorzubeugen. Jedenfalls liegt auf diesem Wege die Möglichkeit, die richtigen Bahnen zu verfolgen, ohne ängstliche Beschränkung. Dem Geldumlauf in der Welt enge Fesseln anzulegen, erscheint in unsrer Zeit ebensowenig vorteilhaft als durchführbar. Mit wie geringen Bedenken auch früher in dieser Beziehung verfahren wurde, beweist die Tatsache, daß der Gemahl der Kaiserin Maria Theresia als eifriger Geschäfsmann in den schlesischen Kriegen Preußen Tuch für dessen Soldaten lieferte, ohne daß freilich dies Beispiel als nachahmenswert bezeichnet werden könnte. In dem Grundsatz „Geschäft ist Geschäft“ zu weit zu gehen, ist gewiß nicht zu billigen, aber es muß zugegeben werden, daß bei den jetzigen hochgespannten Verhältnissen die Grenzen nicht so leicht zu ziehen sind als in vergangenen Zeiten. Wenn demnach Geldmächte naturgemäß sich an den größten Möglichkeiten beteiligen, die ihnen durch Beschaffung der Mittel zur Führung der Kriege geboten werden, so erscheint es doch aus den schon früher angegebenen Gründen nicht angängig, sie deshalb für die Kriege verantwortlich zu machen.

Kriegerische Verwicklungen sind weder zu vermeiden durch Einschränkung der Rüstungen noch durch Fesselung der Geldmächte. Beides entzieht sich der Durchführung. Rüstungen und Kriegsanleihen sind eine notwendige Folge des naturgemäß entwickelten Laufs der Dinge. Der wahre Grund, daß die Sehnsucht nach dem Aufhören oder der Einschränkung der Kriege nicht gestillt wird, ist auf einem andern Felde zu suchen. Er liegt in der hochgradigen Begehrlichkeit des Menschengeschlechts. Diese tief in der menschlichen Natur wurzelnde Eigenschaft ist von den frühesten Anfängen an die Ursache der Kriege gewesen. Das Begehren der Völker und Staaten nach Vermehrung ihres Besitzes kann an sich nicht als verwerflich gelten. Das Streben nach Macht ist im Wesen des Staates begründet; es gehört bis zu einem gewissen Grade zum Selbsterhaltungstrieb. Wie ein Vater für seine Kinder sorgt, so sorgt der Staat für seine Bewohner. Beide

Digitized by Google

können in diesen berechtigten und wohlmeinenden Absichten zu weit gehen. Es wird nicht leicht festzustellen sein, wie weit das Bedürfnis nach Ausdehnung an Besitz und Macht in den von Recht und Sitte gezogenen Grenzen bleibt oder diese überschreitet. Die Pfade der Diplomatie sind gewunden und schwer erkennbar. Man kann auch über die Kabinettskriege früherer Zeiten nicht ohne weiteres den Stab brechen. Auch bei ihnen bestand oft der Beweggrund einer bewußt oder unbewußt gefühlten Notwendigkeit, die Macht zu erweitern, um nicht von Mächtigeren vernichtet zu werden. In höherem Grade gilt dies von den Kriegen der Staaten und Völker der neueren Zeit. Wenn wir nach einem auf leichtfertiger Grundlage uns aufgezwungenen siegreichen Kriege, den wir mit großen Opfern führen mußten, den Wall der Vogesen zwischen uns und den westlichen Nachbar gelegt haben, so war dies, ebenso wie das Aufstreben Preußens zur Vormacht in Deutschland, im Selbsterhaltungstrieb begründet. Die Notwendigkeit eines Schutzes gegen weitere, seit Jahrhunderten ausgeübte Einfälle ist etwas andres als die willkürliche Fortnahme nicht zur Lebensbedingung eines Staates gehörender fremder Gebiete und die Befriedigung des Ehrgeizes eines ins Unermessene schweifenden Eroberers. Zustände, wie sie auf der Balkanhalbinsel herrschten, mußten unvermeidlich zu kriegerischen Zusammenstößen führen.

In neuester Zeit ist bei der großen Vermehrung der Menschen auch für das staatliche Leben das Gesetz des Wettbewerbes maßgebend, wie in wirtschaftlichen Fragen. Das Gebiet der Volkswirtschaft hat bei der nahezu völligen Aufteilung der Erde oder dem Ringen um den letzten Rest eine solche Bedeutung erlangt, daß die Ursachen der Kriege — wie übrigens auch schon früher — vielfach auf diesem zu suchen sind. Hier zeigt sich am deutlichsten die schädliche Macht des Goldes in ihrem Einfluß auf den Krieg — sein Fluch! Die Geschichte hat der Beispiele genug, wo nicht nur Ländergier, sondern die nackte Gier nach Gold das Menschenblut in Strömen fließen ließ. Hier sollten die Bestrebungen einsetzen, die die Kriege vermindern wollen. Zu beseitigen sind sie nicht, solange die Menschennatur sich nicht ändert. Die Erfahrung von Tausenden von Jahren spricht nicht dafür, daß dies möglich wäre. Im Gegenteil. Die menschlichen Begierden sind stärker denn je. Auch kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!

Daß die schlechten menschlichen Triebe nicht ausarten, dafür müßte mehr gesorgt werden als früher, wo der Reibungsflächen nicht so viele waren. Deshalb sollte das Bestreben der Allgemeinheit und aller Kräfte, die auf sie von Einfluß sind, dahin gehen, daß Gut und Blut der Völker nur dann eingesetzt wird, wenn hohe sittliche Zwecke, das Dasein des Staates es verlangen. Nicht aber, wie man behauptet hat, um Goldminen, Holzlager oder dgl., auch nicht um den Wettbewerb im Geschäft zu vernichten, mit dem man sich auch vergleichen und auseinandersetzen kann. Nur wenn die Lebensbedingungen des Gemeinwesens auf dem Spiele stehen, ist die zu jetziger Zeit bedingte Verwendung der gesamten Volkskraft sittlich berechtigt. Ganz gewiß nicht zur Bereicherung einzelner oder zu bestimmten Zwecken untereinander verbundener Gruppen. Es

Digitized by Google

will dem unbefangenen Beobachter oft erscheinen, als ob die Leitung der Geschicke der Menschheit sich jetzt nicht immer ausschließlich in den dazu berufenen Händen befindet. Man ahnt geheime Mächte, die nicht greifbar unter der Oberfläche an der Arbeit sind, um für ihre Zwecke zu wirken. Daß hier auch die Macht des Goldes im Spiel sein könnte, ist ein naheliegender Gedanke. Sie zu bekämpfen, ohne die mit ihr zusammenhängenden notwendigen und berechtigten Bestrebungen zu treffen, wird nicht leicht sein. Aber der Weg müßte betreten werden, um auf diese Weise den unfruchtbaren, ja der Sache schädlichen Friedensbestrebungen andrer Art entgegenzutreten. Um das Mißverhältnis aufzudecken und zu beseitigen, daß unmittelbar neben den weitgehendsten und unzweckmäßigsten Versuchen, den Frieden zu erhalten, die leichtfertigsten und gewissenlosesten Mittel in Anwendung gebracht werden, um ihn zu stören.

Wenn Begehrlichkeiten aller Art mehr gezügelt, weitschweifende, doch nicht zu verwirklichende Pläne auf Machterweiterung, aussichtslose Rachegelüste und maßloses Streben nach Reichtum fallen gelassen werden könnten, dann würde auch wieder mehr Vertrauen und Ruhe in den Weltlauf einkehren, die zurzeit so sehr fehlen. Dann könnten auch die Rüstungen wieder auf ein geringeres Maß zurückgehen und mit ihnen die Besorgnisse vor dem Weltkrieg schwinden. Wie weit die Menschen unsrer Tage dazu imstande wären, wie sie nach dieser Richtung zu beeinflussen sind, das steht dahin. Der Einsicht, daß es besser so wäre, können sie sich schwerlich entziehen. Ideale sind nicht zu erreichen; wohl aber ist es nötig, sie nach Kräften zu erstreben und die gangbaren Wege dafür zu finden.

Reichsländisches

Von

M. v. Köller

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,"

sagt Schiller von Wallenstein im Prolog zur Trilogie. Ungesucht klingt der Ausspruch einem an das Ohr, wenn man die neuere Geschichte Elsaß-Lothringens betrachtet. Man lese die Tagespresse aller politischen Färbungen über das Volk der Reichslande — das Charakterbild „schwankt", von der Parteien Gunst und Haß verwirrt. In Norddeutschland ist von Gunst oder Haß am wenigsten zu merken. Je mehr nach Norden, desto schwerdenkender, desto einseitiger, desto konzentrierter auf die unmittelbare Umgebung ist das angeborene Naturell der Menschen. So ist dort naturgemäß das Interesse für das Land „fern am Fuße der Vogesen" nicht derartig, daß die Presse des Tages gezwungen wäre, ihre Leser damit zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit einmal etwas ganz Allgemeines, cela suffit. Es sei denn, daß eine Zeit der Krise, eine Gärungs- und, hoffen

Digitized by Google

wir, Klärungsperiode, wie Aus- und Inland sie dort eben staunend miterlebt haben, aufträte als „dompteuse du jour“. Dabei ist es unerklärlich, wie wenig orientierte Berichterstatter die größten Zeitungen des Nordens in jener Zeit zu Worte kommen ließen!

Anders wird die Frage nach dem Charakter von Land und Leuten der Reichslande in Mittel- und Süddeutschland behandelt. Das Interesse ist wach für den verwandten Volksstamm, für gleiches Recht und Sitte — aber als unmittelbare Grenznachbarn haben die Disharmonien dort natürlich einen schärferen Klang als in weiterer Entfernung. So schwankt auch in der dortigen Beleuchtung das Charakterbild der Reichslande, „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt“. Charakteristisch ist in dem Sinne, daß der Elsässer alle Deutschen mit dem Sammelnamen „Schwob“ nennt, also „Schwaben“, das ihm zunächst wohnende Volk, das im sechsten und dann wieder im zehnten Jahrhundert mit ihm vereint, demselben Herzog von Schwaben und Elsaß Kriegsfolge leistete. Diesem Namen „Schwob“ bietet dann von deutscher Seite der „Wackes“ — unfrohen Angedenkens — das Paroli.

Elsaß und Lothringen sind nicht „ein“ Land, wie die Geschichte lehrt — die Kombination ist erst 1870 gemacht —, und man kann schlechterdings nur zwei Charakterbilder geben, eins vom Elsaß, eins von Lothringen. Für beide aber hat die öffentliche Meinung im Norden wie im Süden — so wie sie durch die Presse und die politischen Parteien letzthin bekannt geworden ist — wenig Verständnis und noch weniger Sympathie bekundet. Nun ist es wohl erklärlich, daß die Urteile ungünstig ausfallen, wenn bei schweren politischen Durchgängen, die wie eine Art Vivisektion auf die Gemüter und die Verhältnisse wirken, begreiflicherweise auch die Schattenseiten zutage treten, aber die „Geschichte“ des Elsasses wäre doch wohl geeignet, gerade in Altdeutschland mildernde und Verständnis fordernde Kritiken zu zeitigen. Diese „Geschichte“ aber — so scheint es fast — ist ganz vergessen, und doch kann niemals ein richtiges wahrheitsgemäßes Bild von den Reichslanden gewonnen werden, kein objektives, gerechtes Urteil entstehen ohne diesen Ariadnefaden im Labyrinth der hin und her führenden Lebenspfade des alten deutsch-französischen Grenzlandes.

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“

Dieses Goethesche Faustwort gibt der schwersten Last Ausdruck, welche die Bewohner der von zwei verschiedenen Nationalitäten eingeschlossenen und von ihnen bedrängten Länder tragen. Es klingt auch im Elsaß hindurch durch die Jahrhunderte der Landesschicksale, auf welche die uralten Gottesberge der Vogesen herabgeblickt haben — durch die Urzeiten der Römerkämpfe unter Cäsar und Ariovist, durch die Zeit der Alemanneninvasionen; es ringt sich auf und nieder, als die Westfranken Herren im Lande waren und doch einheimische, selbständige Herzöge der Elsässer unter ihrer Oberherrschaft bestehen ließen. Von 600 bis 700 entstanden die großen Klöster, und die religiöse Veranlagung der Elsässer tritt hervor, im Keim schon „die zwei Seelen“ der seinerzeit durch die Reformation geschaffenen Verhältnisse bergend.

Digitized by Google

Durch die Teilungen nach Karls des Großen Tode begannen sich die Begriffe Deutsch und Französisch zu entwickeln. Die politischen Teilungen haben „innerliche Scheidungen" gereift unter den vielerlei Nationalitäten, die damals das Elsaß bevölkerten. Die deutsch-alemannische Art allein hat ihr Recht behauptet bis zum heutigen Tage, auch in der Sprache, denn das „alemannische" Deutsch ist die Wurzel des heutigen „Ditsch". In dem Sinne ist das Elsaß nie ganz französisch geworden. Im Jahre 870 ist die Zugehörigkeit des Landes zum ostfränkischen Reich, also zu dem jetzigen Deutschland — mit Ausnahme des Nordens —, auf Jahrhunderte festgestellt worden. Als „Herzogtum Schwaben und Elsaß" hat das elsässische Land all die vielen Veränderungen mit durchlebt, in geographischer, politischer, sprachlicher, kirchlicher und staatsrechtlicher Art, bis zum Ende der Staufenherrschaft. Als im dreizehnten Jahrhundert das schwäbisch-elsässische Herzogtum aufhörte, und der letzte Herzog, Konradin von Hohenstaufen, 1268 in Neapel auf dem Schafott geendigt hatte, da teilte sich das Land in allerlei selbständige reichsunmittelbare Herrschaften und Gemeinwesen, unter welchen diejenigen der „Reichsstädte" die wichtigsten Rollen der politischen Zukunft in der Hand behalten sollten. Diese Zersplitterung war die Gasse, durch welche Frankreich den Weg zur Annexion des Elsaß zu finden hoffte. Der Zwiespalt nach rechts und nach links hat am Mark des Reichslandes gezehrt. Die zwei Seelen in der Bevölkerung sind Ursache und Wirkung zugleich für das Suchen und „Nichtfinden" einer ruhigen Fortentwicklung in gesicherten Vaterlandsverhältnissen. Frankreichs Diplomatie hat das benutzt und nicht aufgehört, das Land zu beunruhigen, private Besitze zu erwerben oder einfach wegzunehmen. Unter der altdeutschen Kaiserzeit hat man — ähnlich wie Ende des achtzehnten Jahrhunderts — diesen Annexionsgelüsten ein „laisser faire" gegenübergestellt, das man nur erklären kann durch den Unfrieden im Innern Deutschlands, das Auge und Kräfte konzentrierte auf die Mitte des Reiches. So hatte der Nachbar der Westgrenze freie Hand. Indessen hielten die Bischöfe, die Herren der Reichsstädte, wie Straßburg — das schon 1205 zur freien Reichsstadt erhoben war —, Hagenau, Schlettstadt, Kaisersberg usw. immer fest zu Kaiser und Reich und wollten von der Grafen- und Fürstenherrschaft im Lande nichts wissen. Auch als die unzufriedenen Reichsstädter das „weltliche" Regiment der Bischöfe abschüttelten und aus dem Adel, Bürgern und Handwerkern ihre Stadtverwaltung bildeten, verlor man das Bewußtsein, zum „Deutschen Reiche" zu gehören, nicht. Die immer wieder im Elsaß erscheinenden Franzosen trieb man mit Waffengewalt fort — so 1365 und 1445 —, ohne dabei von Deutschland her Schutz und Beistand zu haben. So gewöhnten sich die Landbewohner immer mehr daran, ihre Hilfe bei den Städten zu suchen, weil sie auch bei den mächtigen „Landgrafen" auf keine Unterstützung rechnen konnten. Im Oberelsaß hatten die Grafen von Habsburg — besonders unter Kaiser Rudolf von Habsburg — großen Besitz und weilten oft und gern im Lande, ohne indes sonst auf die Interessen und Bedürfnisse des alten Reichslandes zu achten.

Digitized by Google

Die Städte waren auf Selbsthilfe angewiesen, der Adel lebte in stetem Zank und Streit untereinander und in dauernder Auflehnung gegen die Regierenden — die ganze Landbevölkerung blieb schutzlos den fremden Mächten preisgegeben.

Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist für das Elsaß eine Zeit fortwährenden Ringens und Kämpfens im Innern des Landes gewesen. Bischöfe, Adel, Bürger und Handwerker bauten kämpfend an dem elsässischen Staatsgebilde, und dem Handwerkerstand war es vorbehalten, sich in gewissenhafter Arbeit, wirklicher Bildung und ehrenhaftem, religiösem Charakter emporzuringen zu voller Blüte und Macht, so daß 28 Handwerker im Rate der Stadt Straßburg mitsaßen und über Straßburgs Wohl und Wehe mit zu entscheiden das Recht hatten. Die schreckliche Judenverfolgung, in der 6000 der unglücklichen Opfer auf dem Judenfriedhof verbrannt wurden, fällt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, das die grausige Pest 1419 auch nach dem Elsaß brachte. Alte Chroniken besagen, daß die Seuche überall den vierten Teil der Bevölkerung hinweggerafft habe.

Wie die Politik des Landes, so ist auch, wie bekannt, die Kultur und Literatur des Elsasses ganz deutsch in jener Zeit. Die Meisterwerke der Baukunst künden deutsche Namen, ebenso hatten die bedeutendsten deutschen Dichter des Mittelalters ihre Vertreter in Straßburg.

Die Wiege mittelalterlicher deutscher Kultur steht zweifellos im Elsaß, und wenn auch die Ritter des Landes anfingen, auf allen Gebieten französischen Schliff und Firnis einzuführen, das Bürgertum, die Künstler und Gelehrten blieben deutsch bis in die Klöster hinein.

Auch die Reformation ist, unterstützt von der ersten Buchdruckerei, die Gutenberg aus Mainz in Straßburg auftat, in Schrift und Wort deutsch eingeführt worden, und die bedeutendsten, eingreifendsten Reden von Straßburgs Reformatoren sind von der Kanzel des herrlichen, altehrwürdigen Münsters, in welchem von dem Schöffengericht der Stadt 1529 die Messe abgeschafft worden war, herab in deutscher Sprache gehalten worden. Wie überall in der Welt, ist auch im Elsaß Blut und Schwert, Verbannung, Gefängnis und Tod im Gefolge der Reformation gewesen, und die falsch gedeutete Lehre Luthers von der „Freiheit der evangelischen Christen" hat in den furchtbaren Bauernkriegen, auch im Elsaß, Verwüstung und Vernichtung angerichtet, denen auch unendlich viel „Schönheit" des Landes zum Opfer gefallen ist.

In die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege fällt die entscheidendste Wendung in dem gesamten Schicksal des Elsaß in der neueren Zeit: Die Hinneigung des größten Teiles der Bewohner zum französischen Reich beginnt. Die Habsburger Erzherzöge damaliger Zeit haben diese Wendung herbeigeführt. Um einem ihrer Familienmitglieder die Erbfolge in Steiermark, Böhmen und Ungarn zu sichern, traten sie die Rechte ihres habsburgischen Hauses im Elsaß an Spanien, dann an Frankreich ab. Das Elsaß wurde dadurch vertragsmäßig den Bourbonen überliefert. Frankreich erhielt nach dem Westfälischen Frieden genau dieselben

Digitized by Google

Rechte, die Oesterreich vor dem Dreißigjährigen Kriege den Spaniern abgetreten hatte. Die Absicht des Herzogs von Weimar, aus dem Grenzlande ein selbständiges Fürstentum zu machen, war durch seinen Tod vereitelt worden. So kam von dem alten freien Reichslande ein Stück nach dem andern — auch die Reichsstädte, Straßburg 1681 vor allem — erst in die militärische, dann in die administrative Gewalt Frankreichs. Die Kunst der Diplomatie vollendete das Werk, unbehindert durch die Gegenpartei, indem sie die Bedingungen des Westfälischen Friedens zu ihren Gunsten auslegte, in Frankreichs Interesse. Es half nichts, daß der Große Kurfürst von Brandenburg das Schwert in die Hand nahm, die deutschen Interessen an der Westgrenze zu wahren. Ein Exposé des späteren ersten Königs von Preußen, das, an den deutschen Kaiser gerichtet, ihm die Wichtigkeit der Wiedererlangung Straßburgs besonders und der alten deutschen Grenzgebiete klar darlegte, blieb ohne Antwort. Die Schlacht bei Malplaquet demütigte Frankreich so, daß Ludwig XIV. bereit gewesen wäre, Straßburg und mehrere andre Reichsstädte zurückzugeben. Oesterreich hatte seine eignen Interessen im Auge — es schwieg, und Elsaß war und blieb Frankreich überlassen. Die Angliederung an das große, einheitlich geordnete Staatswesen mußte auf das alte zerrissene Reichsland mit den vielen Sonderbesitzen und Privilegien, den vielgliedrigen Herrschaften und Oberhoheiten wohltuend wirken, vor allem auf die minderbegünstigten Stände. Man wurde mit dem Gedanken, sich der Schutzhoheit der französischen Krone unterzuordnen, immer vertrauter, um so mehr als an den nationalen und kirchlichen Verhältnissen im Lande und in den Städten vorläufig nichts geändert wurde. Erst nach 1685 begannen erneute Unruhen für das Reichsland. Diesmal kirchlich-konfessioneller Art. Der allerchristlichste König von Frankreich führte mit Schwert und Blut die katholische Lehre wieder ein, und die grausamen Verfolgungen jener Zeit sind für das Elsaß wohl eine der schwersten Perioden seiner inneren Geschichte geworden. Daß sich, wie vielfach behauptet wird, auch heute noch die Begriffe katholisch und französisch, evangelisch und deutsch decken, trifft durchaus nicht immer zu.

Im Jahre 1789 gelangten in Straßburg die Franzosenfreunde zur Regierung. Die Pariser Jakobinerherrschaft aber brachte der Verwaltung kein Vertrauen entgegen. Der damalige Maire der Stadt, Dietrich, der in den schweren Zeiten ebenso weise als gerecht seines Amtes waltete, wurde, als der Freundschaft mit den Deutschen verdächtig, gefangen genommen und guillotiniert. Die Schreckensherrschaft der großen Revolution von 1792, die auch in Straßburg unter Eulogius Schneider zerstörend und verderbend ihre mörderische Geißel schwang und neben vielen andern Denkwürdigkeiten dort auch die alte französische Universität zerstörte, führte im letzten Ende doch dazu, daß die Verständigung zwischen Franzosen und Elsässern sich immer mehr befestigte.

Napoleons Ruhm und Fürsorge verdunkelte alle deutschen Erinnerungen im weitaus größten Teile des Elsaß, und gewann Volk und Land für die französische Nationalität. Aber das Franzosentum ist und bleibt eine „Neueinpfropfung" auf den alten deutschen Volksstamm, und Deutschlands Ansprüche

Digitized by Google

an die Reichlande erklären sich genügend aus der vorzugsweise deutschen Vergangenheit des Landes.

Die flügellahme Oberhoheit des alten deutschen Kaiserreichs konnte dem Grenzlande nichts mehr bieten und ihm nichts mehr sein. Das neue deutsche Kaiserreich aber wird das Elsaß sich nicht selbst überlassen, wie das alte es so folgenschwer getan. Ueberall im Lande sieht man in den äußeren Verhältnissen das Aufblühen eines Volksstammes, der in sicherer Hut ist!

Möge nun auch in den inneren Verhältnissen die Verwaltung deutscher Nationalität dem „Zwei-Seelen-Schicksal" des Landes Rechnung tragen und dem Grenzlande Ruhe und Beruhigung zuteil werden lassen, deren es, wie seine Geschichte beweist, mehr als alles andern bedarf. (Schluß folgt)

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

III

General Bourbaki bei der Kaiserin

Im Wagen begann Herr Regnier wieder mit seinen überspannten Reden: „Sie werden für mich gehalten werden ...," sagte er zum General Bourbaki. „Sie werden für die ganze Welt, ausgenommen für die Kaiserin, Regnier sein. Sie werden im Kreis meiner Familie in Hastings leben und Sie werden nur abends auf der Mole spazieren gehen. Ein Brief wird Ihre Majestät unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit diesem Plan bekannt machen."

Er übergab dem General seine Brieftasche, die alle seine Papiere enthielt seinen Paß, seinen Passierschein und seine Aufzeichnungen. Dazu legte er noch zwei Briefe, einen für seine Frau und einen für eine Dame X., den seine Frau besorgen würde.

Der General nahm die Brieftasche, ohne seinen melodramatischen Ermahnungen Beachtung zu schenken. Die Kaiserin hatte ihn rufen lassen, und er zerbrach sich den Kopf, um herauszufinden, warum; einen andern Gedanken hatte er nicht.

Im Hause Malherbe in Moulins angekommen, ließ Herr Arnous-Rivière den General und seine Gefährten aus dem Wagen steigen und bot ihnen seine Gastfreundschaft an. Jeder richtete sich ein so gut er konnte und schlief bis 5 Uhr morgens.

Um 6 Uhr wurden der General, Herr Regnier und die sieben Aerzte in die deutschen Linien geführt. Der Offizier, der sie empfing, erklärte ihnen, daß sie zu Fuß bis Ars gehen müßten.

Der Marsch wurde auf der Landstraße gemacht. Er war während der drei

Digitized by Google

ersten Kilometer leicht; nachher fand man die Straße durch zahlreiche Verhaue gesperrt. Alle Bäume, die an der Straße standen, waren 1,50 Meter über dem Boden abgesägt und quer über den Weg geworfen. Man mußte sie überklettern, und für den am Fuße verwundeten General war diese Gymnastik äußerst unangenehm.

In Ars traf Herr Regnier den Freiherrn v. Willisen wieder. „Ich warte seit gestern um 3 Uhr auf Sie," sagte der Offizier im Ton des Vorwurfs. Herr Regnier entschuldigte sich; General Boyer hatte tags zuvor geschrieben, um die Verspätung zu melden, aber sein Brief war nicht angekommen. Das Gespräch wurde fortgesetzt, und Herr v. Willisen erzählte Herrn Regnier, daß die Delegierten des luxemburgischen Roten Kreuzes, die Herren Charles Munchen und Tony Dutreux, schon tags vorher um 9 Uhr abgereist seien, ohne über das Schicksal ihrer Landsleute Gewißheit zu haben; man vermute, daß sie sich in Marange im Hauptquartier des Generals v. Voigts-Rhetz befänden, und habe ihnen einen Eilboten nachgeschickt, um ihnen von dem Erfolg ihres Schrittes Kenntnis zu geben.

Ein Gesellschaftswagen näherte sich, und Freiherr v. Willisen bat den General Bourbaki, indem er ihn mit einer Verbeugung begrüßte, einzusteigen. Nachdem Herr Regnier und die Aerzte ebenfalls Platz genommen hatten, fuhr der Wagen nach Corny, wo Halt gemacht wurde.

Zweihundert Meter zur Rechten sah man das Schloß, in dem Prinz Friedrich Karl sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Herr Regnier bat den Doktor Hedercheid, das Paket mit Briefen, das ihm Marschall Bazaine anvertraut hatte, abzugeben, dann begab er sich zu dem Prinzen, während General Bourbaki, unter den herrlichen Ulmen der Allee auf und ab gehend, auf ihn wartete. Als Herr Regnier wieder erschien, fragte er den General, ob General v. Stiehle ihn begrüßen dürfte und ob er den Prinzen Friedrich Karl aufsuchen und einen Imbiß annehmen wolle, der auf dessen Befehl für ihn in Bereitschaft gehalten werde. „Nicht um die Welt," antwortete der General. „Ich will unerkannt bleiben. Ich will keinen von ihnen sehen und nehme ihre Einladung nicht an; ich würde an ihrem Brot ersticken." Als Herr Regnier einen Versuch machte, ihn umzustimmen, unterbrach ihn der General mit den Worten: „Drängen Sie mich nicht so, ich müßte es sonst aufs tiefste bedauern, mit Ihnen gegangen zu sein."

Man begab sich auf die Suche nach einem Frühstück, und nach einem halbstündigen Herumlaufen entdeckte man schließlich eine Wirtschaft, in der die Reisenden eine Kleinigkeit zu sich nahmen. Herr Regnier wiederholte zum zwanzigsten Mal dem General Bourbaki seine Ermahnungen. Er solle seine Persönlichkeit verleugnen und nur noch Regnier sein usw. Sodann verabschiedete er sich von ihm. Er begebe sich zu Herrn v. Bismarck: er hoffe in zwei oder drei Tagen einen Vertrag in der Tasche zu haben; er würde ihn der Kaiserin vorlegen, und wenn der General sie unterdessen für seine Ideen gewonnen habe, würde sie dazu bereit sein, ihn zu unterzeichnen.

Digitized by Google

Der General, der mit seiner fixen Idee beschäftigt war, hörte nicht zu. Er bereute es, seinen Posten verlassen zu haben: es waren kaum mehr als zwei Stunden verflossen, seitdem er Metz verlassen hatte, und schon wollte er dorthin zurückkehren. „Sobald er in London war," äußerte später Regnier, „hatte er alles vergessen, was ich ihm gesagt hatte, und wußte nicht mehr, was er wollte."

„Die Stellung des Herrn Regnier bei den preußischen Regierungsvertretern," so hat General Bourbaki seinerseits erklärt, „ließ mich glauben, daß ich mich verirrt hätte, und als ich später die belgischen Zeitungen las, schien es mir unmöglich, daß die Kaiserin in diesem Augenblick einen Vertrag unterzeichnen könne, und ich bereute bitter, Metz verlassen zu haben."

Gegen 10 Uhr stellte sich Oberst Freiherr v. Loë, Kommandeur der Königshusaren, der mehrere Jahre lang Militärattaché in Paris gewesen und mit einer Anzahl von Familien des Faubourg St. Germain befreundet war, dem General Bourbaki vor. Er war beauftragt, ihn bis Remilly zu begleiten, wo ein Sonderzug bestellt war, um ihn über Saarbrücken bis an die luxemburgische Grenze zu bringen.

General Bourbaki und Oberst v. Loë erkannten sich wieder, machten aber keinerlei Anspielung auf ihre ehemaligen Beziehungen.

Der Wagen fuhr über die Mosel und dann durch Wälder, kam eine Meile von Peltre entfernt in die Ebene heraus und von da in offenem Gelände nach Mercy-le-Haut. General Bourbaki konnte im Laufe dieser Fahrt die Feldbefestigungsarbeiten des Feindes sehen und die Plätze ihrer Vorratsmagazine kennen lernen, die ihm ungeheuer groß vorkamen. Er begann jetzt zu fürchten, daß er nicht mehr würde zurückkehren können. Die Preußen, dachte er, hätten ihn nicht ihre Feldbefestigungsarbeiten und ihre Lebensmitteldepots sehen lassen, wenn sie die Absicht gehabt hätten, ihn zurückkehren zu lassen.

Oberst v. Loë war eifrig um das Wohl des Generals Bourbaki bemüht und von der ausgesuchtesten Höflichkeit. Als er an der Grenze von ihm Abschied nahm, sagte er ihm, daß er ihn erkannt habe. „Ich habe Sie auch erkannt," antwortete der General, „aber die Umstände sind so traurig für mich und ich bin augenblicklich so schwer bekümmert, mein Armeekorps verlassen zu haben, daß ich nicht den Mut gehabt habe, zu sprechen. Ich hoffe, daß wir uns in besseren Zeiten wiedersehen werden."

Der General und die Aerzte waren in einem von der preußischen Regierung reservierten Coupé gereist und hatten in Saarbrücken und Trier Aufenthalt gehabt. Am 27., im Laufe des Vormittags, kamen sie in Luxemburg an. Der General verabschiedete sich von seinen Gefährten und begab sich ins Hotel, um zu essen. Dort stellte sich ihm auch noch der Platzmajor von Luxemburg, Alphonse Munchen, vor, um ihn zu begrüßen. Der General, der von seiner Zuvorkommenheit sehr gerührt war, bat ihn, den Brief auf die Post zu geben, den Marschall Bazaine ihm für seine Frau anvertraut hatte, und fuhr am Nachmittag mit dem Zuge ab, der ihn direkt nach Ostende brachte.

Die Aerzte setzten, sobald sie in ihre Heimat zurückgekehrt waren, den

Digitized by Google

französischen Vizekonsul Herrn de Cussy von dem, was sie wußten, in Kenntnis, und Herr de Cussy schickte sofort an den Vertreter Frankreichs in Brüssel, Herrn Tachard, folgende Depesche:

„Luxemburg, den 27. September 1870, 3 Uhr 50 nachmittags.

„Gestern von Metz zurückgekehrte luxemburgische Aerzte versichern, Festung sei gut verproviantiert, Gesundheitszustand gut, Verwundete auf dem Wege der Heilung, aber die meisten Amputierten sterben."

Diese Herren wären wie General Bourbaki die getreuen Interpreten der Ideen des Marschalls Bazaine gewesen, wenn er sie mit irgendeiner Mitteilung an die Regierung der nationalen Verteidigung beauftragt hätte. Wenn er es nicht tat, so hatte das seinen Grund darin, daß er nicht in Verbindung mit der neuen Regierung treten wollte.

General Bourbaki kam am 27. September abends in London an. Hier erfuhr er, daß die Kaiserin von Hastings, wo sie im Hotel logiert hatte, abgereist und in das Schloß Chislehurst übergesiedelt sei.

Dorthin begab er sich am folgenden Morgen (28. September).

Seine Besorgnisse und sein Bedauern waren noch stärker geworden, je mehr er sich von Metz entfernte und sich in seinem Gedächtnis die Einzelheiten seiner Abreise vergegenwärtigte.

Am 28. September um 10 Uhr morgens betrat er die Allee des Schlosses Chislehurst.

Die Herren Henri und Léon Chevreau befanden sich in einem Gemach zu ebener Erde, dessen Fenster auf die Allee hinausgingen.

Als sie einen Wagen hörten, blickten sie hinaus und sahen den General Bourbaki die Freitreppe heraufkommen, eine Reisetasche in der Hand, mit einer Krankenträgermütze auf dem Kopf und in zu weiten Kleidern. Sie stürzten ihm entgegen: „Wie, General, Sie sind es? Ist Metz genommen?"

„Ich bin es, und zwar schrecklich aufgeregt ... Sie haben mich nicht erwartet? ... Ich bin das Opfer einer ungeheuerlichen Mystifikation ..."

Frau Lebreton, die die Stimme ihres Bruders zu erkennen glaubte, schaute zum Fenster hinaus; als sie ihn gesehen hatte, kam sie die Treppe herunter und stürzte sich in größter Erregung in seine Arme.

„Mein Sohn — ist er getötet?" rief sie.

Der General beruhigte sie.

Die Kaiserin, die Lärm gehört hatte, erkundigte sich und ging, da ihr die Anwesenheit des Generals Bourbaki unverständlich war, ebenfalls hinunter.

„Wie, Sie sind es! Metz ist also genommen?"

„Nein, nein, Majestät; ich komme, weil Euer Majestät mich haben rufen lassen."

„Nein, niemals ... was hat das zu bedeuten?"

Da rief General Bourbaki aus: „Dann bin ich also entehrt."

Die ganze Gruppe stand barhäuptig, mit verstörten Mienen auf der Freitreppe.

Digitized by Google

Die Kaiserin lud den General ein, in den Salon einzutreten, und ging selbst hinein. Alle Anwesenden, zu denen noch der Fregattenkapitän Ch. Duperré und der Major Clary hinzugekommen waren, folgten ihr dorthin.

Sie fragte den General Bourbaki aus, der von seiner Odyssee erzählte. Und jeder fragte sich, wie Regnier „sein ganzes Gerüst ohne jede Unterlage" hatte aufbauen können.

Da der General erwähnt hatte, daß er die Brieftasche des Herrn Regnier bei sich habe, wurde diese untersucht. Man fand darin die Aufzeichnungen über seine Unterredungen mit Herrn v. Bismarck und dem Marschall Bazaine, einen Paß, eine Karte, auf der der nördliche Teil des Elsaß in Quadrate eingeteilt war, und Briefe, darunter einen an seine Frau. Diese Briefe waren die eines Sehers: „Die Trompeten warten auf mich ... Der Himmel wird sich aufhellen ... Man muß den Schlüssel in die Hand nehmen ... Die Vergangenheit ist abgetan ..."

General Bourbaki war überzeugt, der Spielball eines preußischen Agenten gewesen zu sein, der nach Metz geschickt worden war, um die Armee zu desorganisieren. Er war niedergeschmettert. Die Kaiserin forderte ihn auf, einen Protestbrief an den König von Preußen zu richten. Gewiß würde Lord Granville, der Minister des Auswärtigen, sich nicht weigern, ihn dem Grafen Bernstorff zu übergeben.

General Bourbaki zog sich mit Herrn Léon Chevreau und dem Major Clary zurück und diktierte ihnen ein Memorandum über die näheren Umstände seiner Abreise von Metz.

Dieses Memorandum liegt der vorstehenden Darstellung der Vorgänge zugrunde.

Am Nachmittag empfing die Kaiserin den General Bourbaki in besonderer Audienz, aber bald überwältigte sie die Aufregung so sehr, daß sie einen Weinkrampf bekam und die Unterredung abgebrochen werden mußte.

Die Herzogin de Mouchy befand sich in London. Lord Granville, der Minister des Auswärtigen, kannte sie von Geburt an. Er war mit ihr auf sehr vertrautem Fuße geblieben und kam alljährlich nach Paris, um sie zu sehen. An sie wendete sich die Kaiserin, um einen Schritt zugunsten des Generals Bourbaki zu tun.

Am Nachmittag begab sich Herr Léon Chevreau zu der Herzogin und trug ihr die Wünsche der Kaiserin vor. Die Herzogin bat sogleich den Grafen Granville, zu ihr zu kommen, und am Abend sprach er bei ihr vor.

Die Herzogin erzählte ihm summarisch die Ereignisse und übergab ihm das Memorandum des Generals. „Die Kaiserin und der General," sagte sie, „halten sich beide für entehrt. Die Kaiserin hat keinen andern Gedanken als Frankreich. Sie will, ohne sich um die Republik zu kümmern, tun, was an ihr liegt, um es zu retten. Sie wünscht in diesem Augenblick die Ehre des Generals Bourbaki zu retten und vereinigt sich mit ihm in der an Sie gerichteten Bitte, ihm zu Hilfe zu kommen und Mittel und Wege zu suchen, um ihn nach Metz zurückkehren zu lassen."

Digitized by Google

Lord Granville hörte sie an und antwortete, daß er keinen Rat noch irgendeine Antwort geben könne, ehe er darüber nachgedacht habe.

Dieses Ergebnis der Unterredung wurde am andern Morgen, den 29., in Chislehurst bekannt, und General Bourbaki schrieb an Lord Granville folgenden Brief:

„Chislehurst, den 29. September 1870.

„Verehrter Herr Graf, ich bitte um die Mithilfe Eurer Exzellenz in einer Sache, an der meine militärische Ehre lebhaft interessiert ist.

„Ein Herr, der sich als Franzosen bezeichnet, den Namen Regnier führt und Inhaber eines von dem Grafen v. Bismarck unterzeichneten Passierscheins für zwei oder drei Personen ist, hat sich am 23. September dem Herrn Marschall Bazaine vorgestellt ... Er hat sich auf mündliche Weisungen berufen, die von Ihrer Majestät der Kaiserin ausgegangen seien.

„Diese Weisungen sollen die sofortige Entsendung des Marschalls Canrobert oder meiner Person zu ihr zum Gegenstand gehabt haben.

„Herr Regnier erklärte übrigens, daß die preußische Regierung keine Einwendung gegen die Abreise des einen von uns beiden erheben würde, und legte als Beweis dafür den Passierschein vor, der für ihn ausgestellt war.

„Der Marschall Bazaine hat dieser Erklärung Glauben geschenkt und mir den Befehl erteilt, abzureisen, da Marschall Canrobert leidend war.

„Wir haben bei den Vorposten einen Oberst der preußischen Armee getroffen, der seit dem vorigen Tage auf uns wartete. Es ist mir in jeder Weise erleichtert worden, mich nach Belgien zu begeben, und ich bin gestern in London angekommen.

„Gleich bei den ersten mit Ihrer Majestät gewechselten Worten ist es klar geworden, daß wir die Opfer von Handlungen und Ereignissen waren, die unerklärlich bleiben. Ihre Majestät hatte weder direkt noch indirekt, weder schriftlich noch mündlich irgendeine Weisung an irgend jemand für den Marschall Bazaine ergehen lassen. Meine militärische Pflicht gebietet mir, zu meinen Soldaten zurückzukehren und ihr Schicksal zu teilen.

„Ich bitte Eure Exzellenz inständig, in meinem Namen beim König von Preußen vorstellig zu werden. Ich ersuche um einen Passierschein, der mir ermöglicht, auf meinen Posten zurückzukehren.

„Der König wird, dessen bin ich sicher, das Ehrgefühl verstehen, das meine Bitte veranlaßt, und das Verhalten eines loyalen Soldaten nicht schmerzlichen und ungerechten Deutungen aussetzen wollen.

„Ich erwarte mit einer Ungeduld, die Sie in Ihrer Güte gewiß berechtigt finden werden, sowohl Ihre Antwort wie diejenige, die Sie von Seiner Majestät dem König von Preußen erhalten werden.

„Genehmigen Sie ... C. Bourbaki."

Die Kaiserin hatte am Nachmittag des 29. September eine weitere Unterredung mit dem General Bourbaki. Sie sagte ihm, sie sei mehr als je ent-

Digitized by Google

schlossen, den Bemühungen der Regierung der nationalen Verteidigung keine Hindernisse zu bereiten und die Anknüpfung von Unterhandlungen abzulehnen.

Am andern Tage ließ die Kaiserin die Herzogin von Mouchy bitten, bei Lord Granville nochmals auf eine rasche Lösung zu dringen, und übersandte ihr mehrere der Briefe, die sie von Regnier mit dem Memorandum des Generals Bourbaki erhalten hatte.

Lord Granville folgte abends dem Rufe der Herzogin. „Die Kaiserin bedauerte den vertraulichen Charakter ihrer Mitteilung vom vorherigen Tage," so äußerte sich die Herzogin de Mouchy, „Ihre Majestät wünschte im Gegenteil, daß sie bekannt würde."

Die Herzogin las sodann die Briefe des Herrn Regnier und das Memorandum des Generals und entwarf das Bild Regniers, der, wie sie sagte, „trotzdem er Französisch ohne jeden Akzent spricht, sich wie ein Fremder ausdrückte."

„Ich wiederholte," schrieb Graf Granville, „daß ich keinen Rat geben könne."

Der Minister hatte indessen getan, was in seinen Kräften stand. Er hatte den Grafen Bernstorff, den preußischen Botschafter in London, aufgesucht und ihn gebeten, dem König Wilhelm das Gesuch des Generals Bourbaki zu übermitteln, indem er ihm sagte, wie sehr sich die Kaiserin für die Sache interessiere.

Auf seiner Reise war der General zu großen Anstrengungen und langen Märschen gezwungen gewesen. Seine Wunde am Beine, deren Behandlung seit seiner Abreise nicht hatte fortgesetzt werden können, hatte sich wieder geöffnet. Er mußte sich zu Bett legen und einen Chirurgen kommen lassen, der ihm einen Verband anlegte. Er lag noch zu Bett, als ihm am 4. Oktober ein Schreiben Lord Granvilles übergeben wurde.

„Walmer Castle, den 4. Oktober
Deal.

„Herr General!

„Ich habe soeben von dem preußischen Botschafter einen Brief erhalten, in dem er mir folgendes mitteilt: Ich habe an das Hauptquartier telegraphiert. Graf v. Bismarck hat mir mit folgender auf den General Bourbaki bezüglichen Depesche geantwortet: Prinz Friedrich Karl hat von hier Weisung erhalten, dem General Bourbaki seinem Wunsche gemäß die Erlaubnis zur Rückkehr nach Metz zu erteilen und ihm sogar dabei behilflich zu sein. Regnier macht den Eindruck eines Abenteurers, scheint aber die ehrliche Absicht gehabt zu haben, der Kaiserin Eugenie nützlich zu sein, indem er den General Bourbaki zu ihr brachte.

„Genehmigen Sie usw. Granville."

Am Abend des nächsten Tages, des 5. Oktobers, verließ der General, da er sich wohler fühlte, England, fuhr auf dem Paketboot „Henriette-Marie" über den Kanal, stieg in Ostende ans Land und begab sich nach Luxemburg, von wo er sogleich den Kommandanten von Trier, General Stolz, benachrichtigte, daß er, nachdem er vom König die Erlaubnis dazu erhalten habe, sich anschicke, auf dem Wege durch das deutsche Gebiet nach Metz zurückzukehren.

Die Antwort wurde ihm am Abend zugestellt.

Digitized by Google

„Den 6. Oktober 5 Uhr 40 Min. abends. Von Trier nach Luxemburg.

„General Bourbaki, Hotel Cologne, Luxemburg.

„Da ich Ihre Ermächtigung, sich nach Metz hineinzubegeben, persönlich sehen muß, bin ich genötigt, Sie zu bitten, hierher zu kommen. Wenn Sie dieses Telegramm vorweisen, werden Sie die Erlaubnis erhalten, die preußische Grenze zu überschreiten. Stolz, Generalmajor."

General Bourbaki schickte darauf, ohne Luxemburg zu verlassen, den Brief von Lord Granville ein, in dem der des Grafen Bernstorff wiedergegeben war.

Doch Prinz Friedrich Karl war nicht gesonnen, „die Rolle eines Portiers zu spielen, der die Leute aus und ein gehen läßt, ohne zu wissen, was sie tun". Er gab einen ablehnenden Bescheid, und General Stolz erhielt den Auftrag, dem General Bourbaki davon Mitteilung zu machen:

„Den 7. Oktober, 3 Uhr 15 Min. nachmittags.

„An den General Bourbaki.

„Auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Sie in Luxemburg warten möchten bis zum Empfang einer von Seiner Majestät dem König von Preußen erbetenen Antwort. Stolz."

Herr Tachard, Advokat und Abgeordneter von Mühlhausen im Gesetzgebenden Körper, war am 13. September um 9 Uhr abends von seinem Freund, Herrn Jules Favre, nach dem Quai d'Orsay gebeten worden. In fünf Minuten hatte ihm der Minister des Auswärtigen seine Entsendung nach Brüssel als Vertreter der neuen Regierung angekündigt: „Ich rechne auf Sie. Sie werden Ihr Bestes tun. Suchen Sie hauptsächlich Nachrichten von Metz zu erhalten. Fürst Metternich und der Kommandeur Nigra sind da und erwarten mich. Ich kann Ihnen nicht mehr darüber sagen."

Herr Tachard war nach Hause zurückgekehrt, hatte einen Koffer genommen, sich von einem Freunde 300 Franken geliehen, war um 7 Uhr in den Wagen gestiegen und hatte sich am nächsten Tage im Gesandtschaftshotel, Place de l'Industrie 14, häuslich niedergelassen.

Bemüht, seine Frau nicht sehen zu lassen, die eine Deutsche war, verbarg er sie vor aller Welt und richtete im Hotel de Flandres einen Salon ein, in dem die Gräfin Walewska präsidierte und in den er jeden Abend ging.

Dort traf er die Mitglieder des diplomatischen Körpers, die Marschallin Canrobert, den Herzog von Albufera, den General de Montebello, den Marquis de Piennes und Herrn Canofari, den ehemaligen Gesandten des Königs von Neapel in Paris. Madame Kalergis, die Nichte Nesselrodes, berühmt wegen des unvergleichlichen Glanzes ihrer Haut, „der den Glanz des Schnees verdunkelt hätte", kam ebenfalls mit einem Herrn Enoch, einem russischen Untertanen, dorthin. Wie Madame Kalergis, schickte auch dieser Letztgenannte, eine

Digitized by Google

Art diplomatischer Nebenagent, über alles, was er erfuhr, Berichte nach Petersburg.

Herr Tachard, eine schöne, stattliche Erscheinung und eine sehr liebenswürdige Persönlichkeit von höchst originellem Geist, beteiligte sich an den Klatschereien dieses improvisierten Salons und holte sich dort zahlreiche Auskünfte.

Ein ernsthafterer Gewährsmann jedoch war für ihn Herr Berdens, Appellationsgerichtsrat in Brüssel und Direktor der allgemeinen Sicherheitspolizei, der ihm alle Augenblicke Nachrichten brachte oder die Zeitungsenten dementierte.

Bis zum Abend des 4. Oktober befand man sich in Brüssel in vollständiger Unkenntnis über die Machenschaften des Herrn Regnier. An diesem Tage gab Graf Vitzthum, der österreichische Gesandte, ein großes Diner, und bei Tische erzählte einer der Gäste, daß General Bourbaki sich in London befinde, da er von Marschall Bazaine zur Kaiserin geschickt worden sei. An demselben Abend kam der englische Gesandte, Herr Lumley, nachdem er die österreichische Gesandtschaft verlassen hatte, ins Hotel de Flandres und erzählte Herrn Tachard, was er soeben bei dem Grafen Vitzthum erfahren hatte. Am Morgen des nächsten Tages bestätigte Herr Berdens ihm die Tatsache, aber schon begann die englische und belgische Presse von Herrn Regnier zu sprechen. In den folgenden Tagen widmete sie ihm zahlreiche Spalten.

In England wie in Belgien sprach man seit vierzehn Tagen von einer bonapartistischen Restauration. Kaiser Napoleon III., Marschall Bazaine und die deutsche Regierung, hieß es, seien einig über die Wiederherstellung der am 4. September verschwundenen Regierung.

Die Zeitungen der beiden Länder hatten ein apokryphes, angeblich von Napoleon III. unterzeichnetes Manifest wiedergegeben. Statt den Krieg fortzusetzen, hieß es in diesem Manifest, sollte man lieber Frieden schließen. Deutschland würde von Frankreich weder eine Gebietsabtretung verlangen noch eine andre demütigende Bedingung stellen. Frankreich würde, erkenntlich für soviel Hochherzigkeit, sich mit Deutschland verbünden, und die aufrichtige und unzerstörbare Verbindung der beiden Völker würde die denkbar reichsten Früchte tragen.

Dieses phantastische Literaturprodukt wurde, obwohl es in einem ganz andern Stil gehalten war als in dem Napoleons III., der es auch sogleich desavouierte, und obwohl es zum mindesten bizarr hätte erscheinen müssen, von den Zeitungen auf beiden Seiten des Kanals ernst genommen, die ihm die Ehre antaten, es in Kommentaren von unverhältnismäßiger Länge zu besprechen.

Dieselben Gerüchte fanden in den Staatskanzleien Glauben. So setzte die englische Regierung „vertraulich die Delegation in Tours von der Eröffnung von Verhandlungen zwischen dem Marschall Bazaine, dem Fürsten v. Bismarck und dem Kaiser Napoleon“ in Kenntnis, und Herr Lumley versicherte Herrn Tachard, es bestehe „eine von den Preußen begünstigte und vor Metz genährte bonapartistische Verschwörung“. Er brachte das sogar mit solchem Nachdruck

Digitized by Google

vor, daß er seinen Kollegen von der Richtigkeit seiner Angaben überzeugte und dieser an seine Regierung telegraphierte.

„Hier bleibt die diplomatische Gesellschaft bei dem Glauben, daß Herr v. Bismarck den Gedanken einer Regentschaft durch den ruhmreichen Bazaine nicht aufgibt," so äußerte sich Herr Tachard am 30. September. „Man sagt, daß ihm von Wilhelmshöhe kommende Mitteilungen mit Zustimmung des Prinzen Friedrich Karl gemacht worden seien. Ich lenke Ihre Aufmerksamkeit auf die bonapartistischen Manöver, die Bazaine und die Regentschaft zum Gegenstand haben. Man hofft auf Bazaine, obwohl er nichts versprochen hat. Er hört hin ..."

„Die Verhandlungen mit Bazaine nehmen ihren Fortgang," sagte Herr Tachard wieder fünf Tage später. „Preußen bietet ihm günstigere Bedingungen, als die Herrn Favre gestellten ... Die Hoffnung von Wilhelmshöhe ist, daß Bazaine die Regentschaft proklamieren wird, trotz der andern Marschälle und Generäle ..."

Dann, zwei Tage später, kam eine etwas anders lautende Bemerkung: „Die Haltung der Bonapartisten scheint mir sich geändert zu haben ... Man rechnet aber auf die mit Preußen vereinbarte Diktatur Bazaines."

Die Kaiserin dagegen stellt er als unbeteiligt hin, erklärt, sie stehe jeder Intrige fern, und macht dies bekannt.

„6. Oktober 1870. Brüssel, 5 Uhr abends.

„An den Delegierten der Regierung in Tours.

„Sichere Auskünfte. Wenn in Wilhelmshöhe gehegte und von Preußen begünstigte Hoffnungen auf eine Regentschaft mit Bazaine bestehen, so teilt die Kaiserin sie nicht und weigert sich entschieden, sie willkommen zu heißen. Bourbaki muß die Ueberzeugung nach Metz mitgenommen haben, daß die Kaiserin und der kaiserliche Prinz diesen Bestrebungen in keiner Weise Vorschub leisten würden, wenn sie beständen.

„Ich kann nicht behaupten, daß der General Bourbaki die preußischen Linien wieder überschritten hat, aber ich weiß, daß er Metz in einer Verkleidung und ohne Wissen aller verlassen hat. Tachard."

Trotz der unendlichen Zahl von Spalten, die Herrn Regnier und den bonapartistischen Machenschaften gewidmet wurden, blieb Herr Tachard achtundvierzig Stunden im Ungewissen über den Verbleib des Generals Bourbaki und den wahren Zweck seiner Reise. Am 7. Oktober um 2 Uhr nachmittags wurde er darüber durch ein Telegramm des französischen Vizekonsuls in Luxemburg, des Grafen de Cussy, aufgeklärt:

„Luxemburg, den 7. Oktober, 12 Uhr mittags.

„Der General Bourbaki befindet sich hier. Er sucht nach Metz zurückzukehren. Wenn es ihm nicht gelingt, wird er nach Tours gehen, um sich der Regierung zur Verfügung zu stellen. Ich komme nach Brüssel, um Ihnen Briefe und Auskünfte zu übergeben. Cussy."

Digitized by Google

Im Lauf des Abends erzählte Herr de Cussy Herrn Tachard die Abenteuer des Generals Bourbaki und übergab ihm eine Denkschrift, in der der General für den Minister darüber berichtet hatte.

In dieser Denkschrift, die Herr Tachard nach Tours schickte, nachdem er eine Abschrift davon genommen hatte, erzählte der General die uns bekannten Tatsachen und gab zum Schluß eine Reihe von Auskünften über die Armee von Metz.

„Die Soldaten haben Patronen für einen Gefechtstag," sagte er.

„Die Munitionswagen der Artillerie sind weniger gut versehen.

„Solange die Armee in ihren Stellungen verbleibt, wird der Feind die Stadt nicht ernstlich angreifen können.

„Die Ration der Mannschaften betrug 500 Gramm Brot und 400 Gramm Pferdefleisch.

„An Salz fehlte es.

„Die Brotration mußte auf 300 Gramm herabgesetzt werden.

„Von den Pferden bekamen die einen 3 Kilogramm, die andern 2 Kilogramm Getreide aller Art. Sie litten stark, und es muß nur noch sehr wenige diensttaugliche geben.

„Die Haltung der Mannschaften war gut, und die Disziplin wurde aufrechterhalten.

„Seit dem 24. August hatte der Marschall Bazaine keinerlei Nachricht von der Regierung erhalten. Er hat uns sein Wort gegeben, daß er keine Nachricht bekommen habe.

„Er hat mir mehrmals gesagt, daß wir 250000 Preußen um uns hätten.

„Die Wege sind gesperrt. Es sind zahlreiche Batterien erbaut und durch Laufgräben und Verhaue geschützt.

„Dahinter befinden sich die feindlichen Massen in Feldbiwaks oder öfter noch in Dörfern, wo sie unter dem Schutz ihrer Einschließungslinien kantonieren.

„Viele glaubten, daß es möglich sei, die preußischen Linien zu durchbrechen; aber am nächsten Tage, sagte der Marschall, würde man sich — was auch sehr wahrscheinlich ist — ohne Lebensmittel, beinahe ohne Patronen, ohne Artillerie beträchtlichen Streitkräften gegenüber befinden und rettungslos der vollständigen Vernichtung verfallen sein. Ich glaube, daß dieses Räsonnement, das heute richtig ist, es vor zwanzig Tagen weniger war.

„Wenn sich die Seuchen nicht zu verheerend in Metz und im Lager ausbreiten, so glaube ich, daß die Armee sich noch einen Monat halten kann. Hernach wird der Hunger dazu zwingen, sowohl hinsichtlich der Stadt als der Truppen, irgendeinen Entschluß zu fassen.

„Ich gehe bei dieser Rechnung von der Voraussetzung aus, daß die Manneszucht bis zum letzten Tag aufrechterhalten bleiben wird.

„Es befinden sich in Metz nicht mehr als 12000 bis 15000 Verwundete. Die Zahl der Kombattanten beläuft sich auf ungefähr 90000 Mann, aber die Einwohner, die Isolierten und die verschiedenen Verwaltungskörper mitgerechnet,

Digitized by Google

ist, wie es heißt, die Zahl der zu Unterhaltenden auf 180000 Köpfe zu berechnen.

„... Ich hoffe einigermaßen, meinen Passierschein in drei Tagen zu erhalten. Es drängt mich, wieder unter meinen Soldaten zu sein ...

General Bourbaki."

Sobald Herr Tachard von der Anwesenheit des Generals Bourbaki in Luxemburg Kenntnis erhalten hatte, benachrichtigte er die Regierung davon, die ihm antwortete:

„Tours, den 7. Oktober, 10 Uhr 41 abends.
Erhalten in Brüssel 8 Uhr 10 morgens.

„Bitten Sie den General Bourbaki von seiten der Regierung und im Interesse des Vaterlandes, sich nach Tours zu begeben, wo er aufs beste aufgenommen werden wird und wo er dem Lande die größten Dienste leisten kann.

Cremieux."

Herr Tachard beeilte sich nach Möglichkeit, dieser Weisung nachzukommen. Er telegraphierte an Herrn de Cussy:

„Brüssel, den 8. Oktober, 12 Uhr mittags.

„Bitten Sie den General Bourbaki, unverzüglich zu mir zu kommen. Ich habe ihm eine Mitteilung von der höchsten Wichtigkeit zu machen. Ich werde den General die ganze Nacht Place de l'Industrie 14 erwarten. Zeigen Sie dem General Ihre Uebersetzung und Chiffre und geben Sie ihm eine beglaubigte Abschrift dieser Depesche mit dem Stempel des Konsulats. (Sehr dringend.)

Tachard."

Herr de Cussy ging zu dem General, um ihm die Mitteilung zu machen, und nachdem er in das Konsulat zurückgekehrt war, berichtete er über seinen Besuch:

„Luxemburg, 8. Oktober, 6 Uhr 35 abends.
Erhalten in Brüssel 9½ Uhr abends.

„Ihre Depesche ist nach Abgang des Zuges nach Belgien angekommen. Ich habe sie sogleich dem General Bourbaki mitgeteilt. Er liegt zu Bett, da er an einer Wunde am Bein leidet, und kann erst in vierundzwanzig oder sechsunddreißig Stunden abreisen. Er wird seine Ankunft telegraphisch anmelden.

Cussy."

General Bourbaki war durch einen Betrug von Metz weggelockt und genötigt worden, das Kommando über die kaiserliche Garde niederzulegen, daher glaubte er, daß man es ihm schuldig sei, ihn auf seinen Posten wieder zurückkehren zu lassen, und er rechnete um so sicherer auf diese Genugtuung, als er durch den Grafen Granville wußte, daß der König von Preußen sie ihm geben wollte. Ehe er daher Luxemburg verließ, telegraphierte er am andern Tage an den General Stolz:

„9. Oktober, mittags.

„Herr General! Ich habe Ihnen den Brief Lord Granvilles vom 4. Oktober zur Kenntnis gebracht, durch den er mir mitteilt, daß Seine Majestät

Digitized by Google

der König von Preußen mir erlaubt hat, auf meinen Posten zurückzukehren, und daß er den Prinzen Friedrich Karl davon verständigt hat.

„Seit vier Tagen warte ich hier. Ich kann hier nicht länger in der mir bereiteten Lage bleiben. Wenn ich heute keine bestimmte Antwort erhalte, so werde ich mich dahin begeben, wohin mich die nationale Verteidigung ruft."

Nach Abgang dieses Telegramms hatte der General Bourbaki, der sich wohler fühlte als am vorherigen Tage, eine lange Unterredung mit einem seiner Freunde, dem Baron de Geiger, ehemaligem Senator und Maire von Saargemünd, und Herrn de Cussy. Die Herren de Geiger und de Cussy rieten ihm, sich nach Brüssel zu begeben. Er könne dort so gut wie in Luxemburg die Antwort des Generals Stolz abwarten; Herr de Cussy würde sie ihm zuschicken, und er könne sich mit Herrn Tachard über sein weiteres Verhalten verständigen.

Er ließ sich überzeugen, reiste im Laufe des Tages ab und hatte noch an demselben Abend eine erste Besprechung mit Herrn Tachard.

Am nächsten Tage erhielt er folgendes Telegramm:

„Die Antwort des Königs ist noch nicht eingetroffen. Stolz."

Zum Glück war inzwischen die Gattin des Generals angekommen. Es gelang ihr, ihn wieder aufzurichten, und sie veranlaßte ihn, der Heilung seiner Wunde, durch die er immer mehr litt, wieder Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am nächsten Tage, den 10. Oktober, blieb er im Hotel, ohne auszugehen, und am 11. hatte er mehrere Unterredungen mit seiner Frau und Herrn Tachard. Herr Tachard beschwor ihn, nach Tours zu gehen, wohin seine Pflicht ihn rufe. Frau Bourbaki redete ihm in demselben Sinne zu, aber der General wollte noch immer nicht auf das Kommando der Garde verzichten.

Gegen 11 Uhr abends erhielt Herr Tachard ein Telegramm aus Tours:

„Der Delegierte der auswärtigen Angelegenheiten an den französischen Gesandten in Brüssel:

„Tours, 11. Oktober, 7½ Uhr abends.

„Bitte mir umgehend mitzuteilen, ob der General Bourbaki nach Tours abgereist ist. Die Regierung erwartet ihn mit Ungeduld. Chaudordy."

Am nächsten Tage, den 12. Oktober, begab sich der General, nachdem er früh morgens Kenntnis von diesem Telegramm erhalten hatte, mit seiner Frau zu Tachard.

Die Unterredung verlief sehr erregt. Der General wollte um jeden Preis nach Metz zurückkehren, da der König sich verpflichtet habe, ihn dorthin zurückgelangen zu lassen. Er kam sich wie entehrt vor, wenn er sein Kommando nicht wieder übernahm.

Es wäre nach seiner Anschauung eine Feigheit von ihm gewesen, seine Soldaten in dem Augenblick zu verlassen, wo die Lage kritisch wurde und wo man von ihnen das höchste Maß von Aufopferung fordern würde. Herr Tachard suchte ihn zu überzeugen, daß seine Anwesenheit in Metz weniger von Nutzen

Digitized by Google

sein würde als in Tours, wo er die neuen Armeen würde zu formieren und gegen den Landesfeind zu führen haben.

Im Laufe der Auseinandersetzung wurde die Marschallin Canrobert gemeldet. Herr Tachard ließ sie eintreten, und sie vereinigte ihre dringenden Bitten mit denen des Gesandten und der Frau Bourbaki. Doch der General gab ihnen nicht nach. Er wiederholte in einem fort: „Ich bin entehrt ... Was habe ich denn nur getan, daß man mich hat entehren wollen ...“ Plötzlich — so hat uns Herr Tachard erzählt — zog er einen Revolver aus der Tasche und machte Miene, ihn zum Kopfe zu heben. Herr Tachard bemerkte es und führte einen Schlag gegen den Arm des Generals, so daß die Waffe zu Boden fiel. Frau Bourbaki hob sie auf. Angesichts der Aufregung des Generals zog sich Herr Tachard zurück und ließ ihn mit seiner Frau und der Marschallin Canrobert allein. Sie wußten so geschickt auf ihn einzuwirken, daß, als Herr Tachard nach einer halben Stunde wiederkam, seine Ueberreiztheit sich gelegt hatte und er entschlossen war, am nächsten Tag in erster Stunde abzureisen, wenn bis dahin König Wilhelm ihm die versprochene und so sehnlich erwartete Antwort nicht geschickt hätte.

Herr Tachard benachrichtigte die Regierung davon:

„12. Oktober, 11½ Uhr morgens.

„Soeben habe ich den General Bourbaki verlassen. Er wartet heute noch auf die so sehr gewünschte Erlaubnis, nach Metz zurückzukehren. Aber heute abend ist er vollständig entschlossen, nach Tours abzureisen. Er wird morgen früh die Reise nach Lille antreten und direkt ohne Aufenthalt reisen.

Tachard.“

Am nächsten Tage, den 13. Oktober, begab sich der General in der Tat nach Tours, wo ihm sogleich das Kommando der Nordarmee übertragen wurde.

Oesterreich-Ungarn und Italien in Albanien

Von

Dr. Freiherrn v. Jettel

Wenn heute die Meldungen über eine aufständische Bewegung in Mittelalbanien, durch die selbst die Residenz des Fürsten eine Weile bedroht schien, die Oeffentlichkeit in eine gewisse Unruhe versetzen, so geschieht dies gewiß nicht deshalb, weil in diesen Unruhen eine bisher unbekannte Erscheinung zu erblicken wäre. In Albanien haben wohl zu keiner Zeit paradiesische Zustände geherrscht. Die Albanesen nahmen es mit der Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten niemals allzu ernst; sie zahlten Steuern, wenn sie mußten, stellten Soldaten, wenn sie wollten, und wenn die Regierung eine ihnen mißliebige Maß-

Digitized by Google

regel traf, zogen sie, bis an die Zähne bewaffnet, in die Hauptstadt des Wilajets oder der Kaza und blieben dort so lange, bis der ihnen unbequeme Beamte, den sie für alles verantwortlich machten, abgesetzt war oder ihre Anführer durch Geschenke oder Verleihung höherer militärischer Würden zur Ruhe gebracht waren. Dann kehrten sie friedlich in ihre Heimstätten zurück. Aber schon das jungtürkische Regime, das an die Albanesen mit ihnen unverständliche Forderungen herantrat, verursachte eine tiefergehende Bewegung, der man von Konstantinopel aus mit Waffengewalt entgegentreten zu müssen glaubte, um schließlich in unverantwortlicher Kurzsichtigkeit dieses so treue Volk seiner Waffen zu berauben und damit das Land den Einfällen seiner Nachbarn schutzlos preiszugeben.

Daß nicht sofort, nachdem Albanien seine Selbständigkeit erlangt und einen eignen Fürsten erhalten hatte, sich dort idyllische Zustände einstellen würden, konnte nicht überraschen. Die Bewohner der Balkanhalbinsel sind Naturvölker mit überwiegend demokratischer Gesinnung; es fehlt ihnen im großen und ganzen der monarchische Sinn und, von einigen wenigen europäisch gebildeten Leuten abgesehen, wohl auch das Verständnis für die Wohltaten der europäischen Zivilisation. Kein Wunder, daß sie neuen Einrichtungen, wenn nicht feindselig, so doch mißtrauisch gegenüberstehen. Mag auch die gegenwärtige Bewegung von auswärts gefördert werden, hat sie ihre Wurzeln also gewiß im heimatlichen Boden. Man sollte ihr aber keine zu große Bedeutung beilegen. Die Lust an bewaffneten Zusammenrottungen liegt den Albanesen im Blute, und es ist bisher in der Regel gelungen, unter Anwendung der bewährten Mittel des hamidischen Regimes die aufgeregten Gemüter wieder zu beruhigen. Man wird sich aber nicht wundern dürfen, wenn sich solche Widerstände gegen die neue Ordnung der Dinge wiederholen, und wenn platonische Maßregeln, wie europäische Flottendemonstrationen, dagegen wirkungslos bleiben. Der Balkan war für ausländische Fürstengeschlechter stets ein heißer Boden. Fürst Bismarck gab einmal dem Prätendenten auf einen Balkanthron den Trost mit auf den Weg, seine Regierung werde für ihn jedenfalls eine angenehme Erinnerung bleiben.

Eine weitaus größere Gefahr für den europäischen Frieden als die andauernde Unzufriedenheit der Albanesen mit den gegenwärtigen Zuständen wäre ein durch die Unsicherheit der Lage verursachter Konflikt zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien. Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit der östlichen Gestade des Adriatischen Meeres mit all den militärischen und verkehrspolitischen Problemen, die sich daran knüpfen, bildet seit langer Zeit den Gegenstand ernster Sorge auf seiten der beiden andern Uferstaaten. Sie führte 1897 zu einer Verständigung zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien, die gelegentlich eines Besuches des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern Grafen Goluchowski in Monza zustande kam und dahin ging, daß beide Staaten solange als möglich für die Aufrechterhaltung des türkischen Besitzstandes eintreten, wenn sich dieser Zustand aber nicht mehr aufrechterhalten ließe, keiner von beiden sich in Albanien festsetzen solle, sondern daß sie dann die Selbständigkeit dieses Gebietes anstreben würden. In dieser Abmachung sah man das geeignetste Mittel, die

Digitized by Google

Aufrechterhaltung des Gleichgewichts in der Adria zu verbürgen. Sie wurde gelegentlich wiederholter Besuche, die die beiderseitigen Minister des Aeußern austauschten, immer wieder erneuert und erweitert. Die italienischen Parlamentsberichte geben darüber mehr Aufschluß als jene der österreichischen und ungarischen Vertretungskörper; denn die jeweiligen Minister des Aeußern Italiens waren nur zu oft genötigt, diese Politik des beiderseitigen Desinteressements gegen die Angriffe der Opposition zu verteidigen, die Oesterreich-Ungarn eigennützige Absichten unterschoben und ihrer Regierung vorwarfen, sie lasse es an einem genügenden Schutze der italienischen Interessen fehlen. Bildet doch das Mare nostro einen ständigen Glaubensartikel der italienischen Nationalisten, die in D'Annunzio ihren beredtesten Vorkämpfer besitzen. Daß aber für Oesterreich-Ungarn die Neutralisierung der adriatischen Ostküste geradezu eine Lebensfrage bildet, in viel höherem Maße als für Italien, wird von ihnen wohl absichtlich übersehen.

Visconti-Venosta machte der Kammer von dem getroffenen Uebereinkommen in der Sitzung vom 18. Dezember 1900 mit den Worten Mitteilung, daß die beiden Mächte ihre beiderseitigen Interessen an der türkischen Küste des Adriatischen Meeres erörtert und erkannt hätten, daß diese Interessen ihren besten Schutz in der Erhaltung des territorialen Statusquo fänden. Seither haben sich alle italienischen Minister des Aeußern fast mit denselben Worten auf diese Verständigung berufen. Erwähnenswert ist insbesondere eine Rede Tittonis vom 14. Mai 1904, in der es hieß, Oesterreich-Ungarn habe wiederholt erklärt, daß es nicht an eine Besetzung albanesischen Gebietes denke, die gegen das Spezialabkommen mit Italien wegen gegenseitiger Nichteinmischung verstoßen würde. Italien sowohl als Oesterreich-Ungarn liege nichts ferner als der Gedanke an eine Besetzung oder an eine Teilung Albaniens. Daß man in Wien eine Teilung Albaniens mit Italien perhorreszierte, ist wohl begreiflich, selbst wenn man sich der üblen Erfahrungen nicht erinnerte, die man mit dem Kondominium in Schleswig-Holstein gemacht hat.

Aber auch sonst würde ein Tete-a-Tete mit Italien in Albanien unzweifelhaft Gefahren in sich bergen. Die feste und ehrliche Absicht der beiden Regierungen, an dem getroffenen Abkommen festzuhalten, ist über jeden Zweifel erhaben. Allein in der Praxis und in Detailfragen bieten sich oft genug Anlässe zu Meinungsverschiedenheiten, deren Ausgang nicht immer vorauszusehen ist. Uebereifer auf einer Seite, Mißtrauen auf der andern können unermeßliches Unheil anrichten, und es wird fortgesetzter Aufmerksamkeit der beiden Regierungen und vielen Taktes bedürfen, um solche Zwischenfälle zu verhüten oder ihnen doch ihre Schärfe zu nehmen. Daß die Haltung der chauvinistischen Presse viel zur Aufreizung der öffentlichen Meinung beiträgt und den Regierungen ihre Arbeit erschwert, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der gegenwärtige italienische Minister des Aeußern, Marchese di San Giuliano, dessen albanesische Briefe höchst lesenswert sind, hat erst vor wenigen Tagen der italienischen Kammer von dem Ergebnis des neuerlichen Gedankenaustausches Mitteilung

Digitized by Google

gemacht, der zwischen Wien und Rom infolge der jüngsten Vorgänge stattfand. Es ist zu hoffen, daß die vereinbarten Maßregeln von Erfolg begleitet sein mögen, denn die Gefahren, die die Lage in sich birgt, können nur unter der Voraussetzung eines vertrauensvollen Einvernehmens dieser beiden Mächte und durch eine Konsolidierung der Verhältnisse in Albanien beschworen werden.

Ruhe und Glück in der Türkei

Von

General Izzet Fuad-Pascha

Augenblicklich geht alles gut, und der allgemeinen Lage nach auch auf lange! Die jungtürkische Regierung hat Wunder vollbracht — ich gestehe es offen, trotz eines kleinen politischen Grolles, den ich gegen sie hegte. Ich weiß aber nicht, ob ihre Zukunft immer rosig sein wird. Ich hoffe es jedoch für sie und für uns alle, denn wir sind aufs engste und von ganzem Herzen mit ihren Schritten, ihren Erfolgen und Nöten verbunden!

Heute gibt es keine Oppositionspartei mehr im Lande, und sogar in der neuen, kürzlich vom Sultan eröffneten Kammer wird sich kein Ruhestörer finden. Ist dies gut oder schlecht?

Gewiß braucht ein konstitutionelles Land eine Opposition, und besonders eines, in dem der autokratische und selbst der Feudalgeist noch tiefe Wurzeln besitzen. Und gerade deshalb kann in unserm geliebten Land eine nützliche und auf praktische Arbeit gerichtete Opposition keine guten Erfolge zeitigen, denn die Mehrzahl derer, die an der Spitze dieser Opposition stünden, sind entweder ehemalige Feudale oder heimliche Autokraten, die bei der ersten Gelegenheit — wenn sie das Glück zur Macht brächte — bereit wären, sich gegen den Liberalismus zu wenden. Und wo in der Welt kann eine Opposition mit Nutzen auftreten, wenn die Abgeordneten ihrer Partei mit der Auflösung der Kammer bedroht sind, oder wenn sie Beamte sind, Gefahr laufen, abberufen zu werden? Heimgeschickt oder abberufen, wären sie der Not preisgegeben.

Obwohl begeisterter Oppositioneller, gestehe ich, daß das leidende Reich augenblicklich Ruhe braucht. Und Ruhe in der Türkei ist Ruhe für die Welt!

Ich weiß wohl, daß wir noch nicht am Ende der berühmten orientalischen Frage sind. Ich sage im Gegenteil, wir stehen erst am Anfang ... Ich weiß wohl, daß noch schwere, sehr schwere Wolken am Horizont stehen; aber ich glaube auch, daß es besser ist, sie zu erwarten und ihnen mit heilen Lungen und mit kräftigen Armen entgegenzutreten ... Wir müssen — sogar im Interesse Westeuropas — bereit sein, und hierzu brauchen wir Ruhe. Hier ist die Gelegenheit, die glückliche Stelle aus der Rede, mit der neulich der Sultan die Kammer eröffnete, zu zitieren: „Wir wünschen, daß Sie zum Wohl des Landes

Digitized by Google

von Ihrem Recht, die Regierung zu kontrollieren, ernsthaften und wohlüberlegten Gebrauch machen."

Es scheint, daß die Zukunft dieser neuen Kammer auf der Beherzigung dieser väterlichen Worte ruht.

Da wir (infolge der Ueberrumpelungen) aus dem schrecklichen Krieg sehr geschädigt hervorgingen, haben wir weder Zeit noch die Mittel, „Phantasien" und „Versuche" zu bezahlen ... Wir müssen viel tun, wir müssen rasch handeln, aber in der größten Ruhe!

Wir können nicht umhin, zu gestehen, daß das Kabinett Said-Halim[1]) damals der Welt den Maßstab für unsre politische und nationale Lebenskraft gab, als alle unsre Herzen einmütig für die Wiedernahme unsers Adrianopel schlugen!...

Das finanzielle Uebereinkommen, das wir soeben mit Frankreich trafen, läßt uns einen großen Schritt zur Ordnung unsrer wirtschaftlichen Lage tun. Das ganze Ministerium ist zweifellos einig in dem Wunsche, auch das große Deutschland möge uns seine wertvolle Hilfe leihen, denn wir haben auch mit ihm in vielen Angelegenheiten gemeinsame Interessen.

Unser Land sowohl als unsre Regierung haben Zeichen ihrer friedlichen Gesinnung und Opferwilligkeit gegeben ... Es liegt jetzt an Griechenland, hierfür auch den Beweis zu liefern. Es ist unnütz, wegen Dingen, die die Zeit allein regeln kann, die allgemeine Ruhe zu stören und aufs Spiel zu setzen. Es mußte sehen — und wenn Griechenland es noch nicht sah, so muß man es ihm sagen —, daß wir nicht die Leute sind, zurückzuweichen, wenn es gilt, für unsre Unabhängigkeit zu sterben.

Es gibt weder in Griechenland noch in Bulgarien und Serbien einen ernsthaften Offizier, der nicht davon überzeugt wäre, daß unsre Niederlagen im Jahre 1912 keine militärischen waren, sondern eine logische Folge des allgemeinen Zustandes des ganzen türkischen Reiches zu diesem Zeitpunkt!

Die ganze politische und militärische Welt wußte damals — nicht bei uns, aber bei unsern Gegnern —, daß uns in einem Kriege jede gute Leitung fehlen würde. Sie waren über unsre Angelegenheiten besser unterrichtet als wir selbst. Das war der gegebene psychologische Moment; hieraus mußte Nutzen gezogen werden. Und sie haben in großem Maße Nutzen davongetragen. Er war das äußerste aller Hoffnungen ...

Aber heute ...?

---

[1]) Nicht mit dem kürzlich verstorbenen Kutchuk-Said zu verwechseln.

Digitized by Google

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

In Wien hatten Bismarcks Auslassungen Mißtrauen, Besorgnis und Erbitterung erregt. Rechberg war nicht geneigt, die Diskussion aufzunehmen, da auf dem von Preußen vorgeschlagenen Boden ein Einverständnis nicht zu erzielen war. Er hatte sich diesfalls Baron Werther gegenüber mit aller Bestimmtheit ausgesprochen und schrieb nun an Karolyi — vorläufig bloß zu dessen persönlicher Information —, daß es für die Herstellung vertrauensvoller Beziehungen zwischen Wien und Berlin kein andres Mittel gäbe als beiderseitige Achtung des bestehenden Rechtes, und wir daher Herrn v. Bismarck auf das Feld willkürlicher Dispositionen über Deutschlands politische Verfassung nicht folgen könnten. Wir könnten dies selbst dann nicht tun, wenn seine Anwürfe nicht in so einseitigem preußischen Interesse und mit Verkennung unsrer Lebensinteressen vorgebracht wären. Der österreichische Minister wirft daher den Zweifel auf, ob es von Nutzen sein würde, sich in eine nähere Beleuchtung der mit solcher Offenheit dargelegten Anschauungen einzulassen, und ob der vorliegende Fall nicht zu jenen gehöre, wo der Fragende eine bejahende Antwort oder keine wünscht.[1])

Wie Karolyi,[2]) so drängte sich auch seinen Auftraggebern in Wien die Frage auf, welchen Zweck Herr v. Bismarck mit seinen Eröffnungen eigentlich verfolge, ob dieselben einem feststehenden Plane zur Lösung der deutschen Frage, eventuell auf die Gefahr des Krieges, oder den Komplikationen der momentanen Lage und dem Bedürfnis nach einem Ausweg entsprungen wären.

Diese Schwierigkeiten waren mittlerweile zu akuten und gefährlichen geworden. Wie oben geschildert,[3]) hatten die Wiener Konferenzen vom vorigen Juli mit der Vereinbarung des Projektes einer am Bundestag einzuführenden Delegiertenversammlung geendet. Der bezügliche Antrag sollte jetzt in Frankfurt zur Abstimmung gelangen. Preußen verwahrte sich hiergegen auf das entschiedenste, erklärte die Frage für eine solche, für welche Einstimmigkeit aller Bundesregierungen erforderlich sei, und verlangte deren Zurückstellung. Der Ausbruch des offenen Konfliktes stand in Sicht, falls zwischen Wien und Berlin eine gütliche Vereinbarung über das Schicksal des in Frankfurt eingebrachten Antrages nicht erzielt werden konnte.

---

[1]) Rechberg an Karolyi, 13. Dezember 1862.

[2]) Siehe „Deutsche Revue", Oktober 1913, S. 39 bis 49.

[3]) „Deutsche Revue", September-Heft 1913, S. 306 bis 307.

Digitized by Google

Am 4. Dezember hatte die berühmte Konversation Bismarcks mit Karolyi stattgefunden.[1]) Acht Tage später besuchte der preußische Staatsmann den österreichischen Gesandten und kam unter Hinweis auf die am Bundestage schwebende Streitfrage auf den ganzen Ernst der österreichisch-preußischen Beziehungen zurück. Er bemerkte, daß Baron Kübeck und Herr von der Pfordten vom Grafen Usedom die beschleunigte Abgabe seines Separatvotums verlangt hätten, um danach einen Majoritätsbeschluß fassen zu können, und erklärte weiter, daß er seine Gesandten in Wien und München zur Anfrage beauftragen werde, ob sich die dortigen Kabinette zu dieser Sprache bekennen, und aus der erhaltenen Antwort die Konsequenzen ziehen werde. Preußen beharre auf dem Erfordernis der Stimmeneinhelligkeit, stehe hierbei auf dem Boden des Bundesrechtes und werde, wenn dessenungeachtet mit dem Antrag vorgegangen würde, seinen Gesandten und Militärbevollmächtigten vom Bundestag zurückziehen und seine Zahlungen an die Bundeskasse sistieren. Der König habe sich für Einhaltung dieser Politik ausgesprochen, und sein jetziges Ministerium werde das Vermächtnis zwölfjähriger Schwäche und Energielosigkeit nicht weiter tragen.

Karolyi sah die Lage als eine sehr ernste an. Ihm war es vor allem darum zu tun, Wahres vom Scheinbaren zu unterscheiden und abzuwägen, wie weit in Berlin die Entschlüsse feststünden. Diesfalls war er überzeugt, daß Bismarck seine Drohungen ausführen, eine Niederlage am Bunde nicht akzeptieren, vielmehr seinen Gesandten abberufen und sich jeden Rückzug abschneiden werde. Das Reformprojekt war zu einer Prestigefrage zwischen Preußen und Oesterreich geworden. Sachlich hatte die Frage geringe Bedeutung, denn es war klar, daß ohne Preußens Beteiligung die Delegiertenversammlung nicht lebensfähig sein würde. Formell handelte es sich um eine juridische, mit Argumenten kaum austragbare Kontroverse, ob nämlich die projektierte Versammlung als gemeinnützige Institution oder organische Einrichtung aufzufassen sei und demgemäß Majoritätsbeschluß genüge oder Stimmeneinhelligkeit erforderlich wäre. Tatsächlich war aber die österreichische Regierung so weit gegangen, daß sie das einfache Fallenlassen des Antrages als Demütigung empfinden mußte, während Preußen in demselben den Kulminationspunkt der durch die identischen Noten vom Februar inaugurierten Politik sah.

Die Lage erfuhr eine weitere Verschärfung, da am 19. Dezember der Ausschußantrag auf Einführung der Delegiertenversammlung am Bundestage eingebracht und von diesem die Abstimmung auf den 22. Januar festgesetzt wurde. Die Frage, ob es im Bunde zum Bruch und infolgedessen zum Kriege zwischen den beiden deutschen Großmächten kommen würde, schien an dem Schicksal dieser Abstimmung zu hängen. Bismarck sagte diesfalls Karolyi, daß der König sich auf Abberufung seines Bundestagsgesandten beschränken wolle, er aber der Ansicht sei, daß ein bloß friedlicher Bruch zu neuer Erniedrigung Preußens führen würde, und es daher vorzöge, wenn es zum Kreuzen der Bajonette käme, wozu

[1]) „Deutsche Revue", Oktober 1913.

Digitized by Google

das Verhältnis der preußischen Besatzungen in den Bundesfestungen nach Austritt aus dem Bunde genügende Handhabe böte.

Unter diesen Auspizien begann Karolyi seinen vierten Winter in Berlin. Die Verhältnisse hatten sich so entwickelt, daß er, der nach Berlin entsendet worden war, um die Beziehungen zu Preußen möglichst enge zu knüpfen, jetzt seiner Regierung schreiben mußte, daß die Argumentationen mit dem preußischen Kabinette über eine Verständigung mit uns die unerquicklichste und trostloseste Sache der Welt wären. Die herrschende Spannung und Gereiztheit fand in der Presse beider Länder damals scharfen Ausdruck und führte zu öfteren unangenehmen Inzidenzien.

Ende November 1862 war in der „Sternzeitung" ein Communiqué erschienen, worin unter Anführung eines vor zehn Jahren geschehenen Falles dem Diplomatischen Korps eine Verwarnung erteilt wurde, die ihre Spitze gegen Karolyi zu richten schien. Einer seiner Vorgänger hatte bei seinem Abgang aus Berlin einen Schreibtisch verkauft, in dessen Schublade Papiere gefunden wurden, welche seine Verbindung mit der oppositionellen Presse erwiesen. Die preußische Regierung hatte hiervon keinen Gebrauch gemacht, weil der Gesandte von seinem Posten geschieden war. Der Artikel besagte nun, daß „damals" wie „jetzt" jede Regierung gegen einen so handelnden Gesandten vorgehen und dessen Abberufung verlangen müßte. Im Diplomatischen Korps herrschte hierüber Erregung, Beschwerden wurden bei Herrn v. Bismarck erhoben, der es aber ablehnte, etwas zu tun, weil die Regierung nur für die offizielle Zeitung, den „Staatsanzeiger", verantwortlich wäre. Karolyi gegenüber, der ihm sein Bedauern über die Aufwärmung einer alten Geschichte ausgesprochen hatte, durch welche der Anschein erweckt würde, als wäre er gemeint, gab Bismarck zu, daß der Artikel vorsichtiger hätte abgefaßt sein sollen, erklärte es als selbstverständlich, daß Karolyi nicht gemeint wäre, wies aber auf die Konventikel deutscher Diplomaten in Berlin und auf die Verbindungen einzelner derselben mit der Presse hin.

Hierauf erschien in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom 26. November eine Korrespondenz, wonach laut der „Kreuzzeitung" mit dem Zurückkommen auf „Damals" doch nur ein „Jetzt" gemeint sein könne, und der Artikel überhaupt keinen Sinn habe, wenn er nicht an Karolyis Adresse gerichtet sei. Hierauf schrieb Karolyi an Bismarck, um den Hinweis auf die Vergangenheit noch einmal zu bedauern, und erhielt von ihm folgende Antwort:

„Der Artikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" rührt offenbar von jemand her, der mit den hiesigen Verhältnissen hinreichend bekannt ist, um zu wissen, daß gerade gegen Sie persönlich der bewußte Artikel der „Sternzeitung" am allerwenigsten gerichtet sein konnte. Die Spitze, die man ihm kürzlich gegen Sie anzudichten sucht, ist reine tendenziöse Erfindung. In ganz Berlin wird sich niemand finden, der ernstlich vermutet, daß die „Sternzeitung" einen Stein in Ihren Garten habe werfen wollen. Uebrigens ist letzteres Blatt nicht mehr und nicht weniger als Regierungsblatt anerkannt, als der „Beobachter" in Wien, dessen Artikel sich sehr viel deutlicher auf mich und unsre Regierung beziehen,

Digitized by Google

als der in der „Sternzeitung“ auf irgendein Mitglied des hiesigen Diplomatischen Korps, und demnach glaube ich nicht, daß eine Reklamation an Baron Werther diesfalls zu erwarten ist.“ [1])

Wie Bismarck über Karolyi dachte, hat er kurze Zeit nach diesem Zwischenfall mit Wärme und Entschiedenheit ausgesprochen.

Anfangs Januar 1863 reiste Graf Thun, unser damaliger Gesandter in St. Petersburg, durch Berlin, um sich auf seinen Posten zurückzubegeben. Es war bekannt, daß er von demselben zu scheiden beabsichtigte, und Gerüchte brachten auch Karolyi mit seiner Nachfolge in Verbindung. Bismarck brachte dieselben Thun gegenüber zur Sprache, hob hervor, daß Karolyi sein volles Vertrauen besitze, was er ja auch durch seine letzten vertraulichen Mitteilungen bewiesen habe, daß er seinen Worten traue, ihn mit der größten Offenheit behandle und seine Belassung in Berlin sehr wünsche.

Thun schrieb diesfalls an Rechberg: [2]) „Glauben Sie mir, falls es mit Preußen nicht zum Bruche kommt, was ich noch immer hoffe, so sorgen Sie dafür, daß Karolyi hierbleibt. Er ist geachtet, man kennt ihn schon mit seinen Eigenheiten, was hier mehr macht als anderswo, und selbst die, welche ihm Indolenz und Mangel an Interesse vorwerfen, erkennen seine Rechtlichkeit, Ehrenhaftigkeit, seine Gentlemanheit, seine Ruhe an, alles Eigenschaften, die hier unendlich wichtig sind.“

Wir möchten auf Grund langjähriger vertrauter Bekanntschaft bemerken, daß die hier Karolyi zugeschriebenen Eigenschaften, nämtlich Indolenz- und Interessemangel, rein äußerlich waren und deren Anschein eben durch die besondere Ruhe seiner Manieren erweckt wurde. In Wahrheit nahm es mit der Erfüllung seiner Pflichten und Aufgaben — im öffentlichen wie im Privatleben — niemand genauer wie er. Dies erstreckte sich selbst auf ganz unbedeutende Dinge. Es ist dem Verfasser erinnerlich, Karolyi einmal auf einem Spaziergang begegnet zu haben, wie er mit sich zu Rate ging, ob er einen bereits geschriebenen Brief in den Postkasten werfen oder vernichten solle. Der Brief enthielt einen Glückwunsch auf eine Verlobungsanzeige, und Karolyis Skrupel kamen daher, daß es ihm zweifelhaft schien, ob er seinem Freunde zu der angekündigten Heirat wirklich gratulieren solle.

Mit der Absicht der Versetzung Karolyis nach St. Petersburg war es indessen in Wien Ernst. Dieselbe war der russischen Regierung angekündigt und von ihr beifällig aufgenommen worden. Um sie zu verhindern, schrieb Bismarck Anfang März an Werther:

„Seine Majestät haben mir befohlen, Euer Exzellenz um die dringlichste Verwendung für das Verbleiben des Grafen Karolyi auf seinem hiesigen Posten zu ersuchen. Schon im Laufe des Winters waren Gerüchte hierher gelangt, daß Graf Karolyi bestimmt sei, den Grafen Thun in St. Petersburg zu ersetzen, und

---

[1]) Bismarck an Karolyi, 30. November 1862. Staatsarchiv Wien.

[2]) Thun an Rechberg, 7. Januar 1863.

Digitized by Google

schon bei dieser Gelegenheit sprach Seine Majestät mit lebhaftem Bedauern von einer solchen Eventualität.

Um den Beziehungen zwischen Höfen diejenige vertrauensvolle Sicherheit zu erhalten, deren sie in schwierigen Situationen im Interesse beider Teile bedürfen, ist es vor allem wünschenswert, daß die gegenseitigen Vertreter das volle Vertrauen der Regierung, bei welcher sie akkreditiert sind, besitzen und dadurch geeignet sind, die Organe eines offenen und rückhaltlosen Austausches der beiderseitigen Auffassungen und Absichten zu bilden. Dies Bedürfnis wird gegenwärtig, wie durch Euer Exzellenz in Wien, so hier durch den Grafen Karolyi in ausgedehntem Maße befriedigt. Der kaiserliche Gesandte hat sich die Achtung und das Vertrauen wie Seiner Majestät so auch der weiteren amtlichen und gesellschaftlichen Kreise in hohem Grade erworben, und seine persönlichen Eigenschaften setzen mich in den Stand, mit ihm die geschäftlichen Angelegenheiten mit einer Sicherheit und Offenheit zu besprechen, welche bei einem etwaigen Nachfolger erst das Ergebnis eines längeren persönlichen Verkehrs sein könnte."

Dieses Schreiben hatte die erwünschte Wirkung. An Stelle Thuns wurde Graf Revertera ernannt. Karolyi blieb in Berlin, worüber er selbst sehr erfreut war.

Bismarck und Thun waren in Frankfurt und St. Petersburg Kollegen gewesen, und des letzteren Aufenthalt in Berlin gab der kaiserlichen Regierung erwünschte Gelegenheit, auch durch ihn mit dem führenden preußischen Staatsmann Fühlung zu nehmen und darüber Orientierung zu erlangen, ob dieser es auf den Krieg mit uns abgesehen habe. Thun fand Karolyis Berichte und Auffassung in allem bestätigt. Gleich ihm war er der Ueberzeugung, daß die preußische Regierung in der Frankfurter Streitfrage nicht nachgeben werde, gleich ihm hielt er diese nicht für wichtig genug, um es ihrethalben auf den Bruch ankommen zu lassen, war überdies in der Lage zu melden, daß ihm Bismarck sein Wort gegeben habe, daß er es nicht auf den Bruch abgesehen habe und wir nicht zu befürchten hätten, daß, wenn wir jetzt nachgäben, er später einen andern Konfliktsfall vom Zaune brechen werde.

Bismarck hatte Thun zwei Auswege aus dem schwebenden Dilemma vorgeschlagen. Entweder möge der Ausschußantrag mit der Motivierung zurückgezogen werden, daß die Frage wegen Widerspruchs einer Minorität noch nicht spruchreif wäre, oder man lasse den Vortrag erstatten, und der Präsidialgesandte erkläre sodann, daß Stimmeneinhelligkeit erforderlich, Preußens Widerstand nicht zu besiegen wäre, und der Antrag daher abgelehnt erscheine. Thun regte seinerseits den Gedanken einer persönlichen Zusammenkunft Rechbergs und Bismarcks an.

Ueber diese beiden Fragen, nämlich den vorgeschlagenen Ausweg und die angeregte Zusammenkunft, drehten sich die Verhandlungen zwischen Wien und Berlin während der nächsten Wochen. Sie drehten sich aber im Kreise. Die kaiserliche Regierung fand es für unmöglich, das in Angriff genommene Reformwerk ohne ein gültiges Motiv zu sistieren. Als solches wäre ihr eine Zusicherung des preußischen Kabinetts erschienen, daß es sich an neuen Verhandlungen über eine

Digitized by Google

Bundesreform auf Grundlage Aufrechterhaltung bestehender Rechte Oesterreichs, Gleichberechtigung aller Bundesmitglieder und Einführung eines Repräsentativsystems beteiligen wolle. Würde Bismarck eine solche Zusicherung erteilen, so würde Rechberg sofort zur vorgeschlagenen Begegnung nach Leipzig oder Breslau kommen. Bismarck anderseits erklärte sich zur Begegnung gleichfalls bereit, das Auffinden eines Ausweges aus der schwebenden Streitfrage aber als sine qua non für alles weitere. Hinsichtlich der von Rechberg gewünschten Versicherung fand es Bismarck unmöglich, sich sofort in eingehende Erörterungen einzulassen. Im Prinzip lehnte er eine gemeinschaftliche Beratung über Bundesreform nicht ab, verlangte aber nähere Aufklärungen über deren Ausgangspunkt und Tragweite, und erklärte, daß die geforderte Gleichberechtigung der deutschen Fürsten den realen Machtverhältnissen nicht entspreche. Für Preußen handle es sich um die Alternative, entweder Aufrechterhaltung der bestehenden Bundesverträge und dann keine Reform oder Reform und dann auf Grund der wirklichen Verhältnisse, also zugunsten Preußens.

Bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Ausgangs- und Endpunkte war eine Einigung nicht möglich. Daß die durch die Verträge von 1815 geschaffenen Bundeseinrichtungen den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprächen, wurde auch in der Thronrede, womit am 14. Januar der preußische Landtag eröffnet wurde, ausgesprochen, zugleich aber die Pflicht gewissenhafter Beobachtung derselben und der Entschluß, volle Gegenseitigkeit hierin zu fordern, betont. Ganz derselbe Standpunkt wurde in Wien eingenommen. Wo sofort die klaffende Differenz zutage trat, war bei der Frage, wie jene Verträge und die auf ihnen beruhenden Einrichtungen zu reformieren wären. Oesterreich hatte das Reformwerk in Angriff genommen, und Preußen war entschlossen, die Verwirklichung dieses Projektes nicht zuzulassen. In seiner Bekämpfung desselben bediente sich Bismarck einmal schärfer, dann wieder versöhnlicher Sprache, stellte sich einmal auf den Boden konservativer Grundsätze und des Statusquo, bald wieder auf den eines Nationalparlamentes, drohte mitunter mit dem offenen Bruche und schlug dann wieder unter Zurückstellung der deutschen Fragen eine Verständigung Oesterreichs und Preußens als europäischer Mächte vor. Kurz vor der Frankfurter Abstimmung schilderte Karolyi alle die wechselnden Phasen, die seine Verhandlungen mit Bismarck durchlaufen hatten, und zog aus denselben die folgenden Konklusionen:

1. Bismarck ist gegen die angeregte Bundesreform, er will jetzt den Sieg in Frankfurt, dann vorläufig den Statusquo.

2. Bismarck wird die Hand zu gemeinschaftlicher Beratung einer Bundesreform mit uns nicht bieten.

3. Majorität am Bunde gegen den Delegiertenantrag wäre Bismarck das erwünschteste Mittel zur Beseitigung der momentanen Differenzen.

4. Findet sich diese Majorität, so wird Bismarck den Weg zur Reform mit uns um so weniger beschreiten wollen.

5. Sollte Preußen dennoch durch kommende Ereignisse zur Reform sich ver-

Digitized by Google

anlaßt sehen, so wird es das Hauptgewicht auf Einführung direkten repräsentativen Elementes legen.

6. Bismarcks Wunsch nach guten direkten Beziehungen zu uns auf dem europäischen Felde müßte erst auf die Probe gestellt werden.

Bekanntlich ist in Frankfurt die Entscheidung im Sinne der Wünsche Bismarcks ausgefallen.[1]) Am 22. Januar wurde der Ausschußantrag mit 9 gegen 7 Stimmen abgelehnt. Damit war die momentane Krise beseitigt und auch der eigentliche Anlaß zur Begegnung zwischen Bismarck und Rechberg zu Boden gefallen. Dem ersteren war dieselbe als Mittel zur Auffindung eines Ausweges erschienen, der letztere stets nur mit halbem Herzen bei dem Projekt gewesen.

Inzwischen war der Aufstand in Russisch-Polen ausgebrochen und hierdurch ein neues Element der Verwirrung und Beunruhigung in die europäische Lage getragen worden. An und für sich wäre die polnische Erhebung keine europäische Frage gewesen. Was sie hierzu machte, war die von Preußen mit Rußland abgeschlossene Militärkonvention und die von Frankreich diesfalls eingenommene Haltung.

Die Geschichte der Mission des Generals v. Alvensleben nach St. Petersburg und der von ihm dort geschlossenen Konvention ist bekannt.[2]) Fürst Bismarck hat in seinen Memoiren die Motive dargelegt, welche ihn bei diesem Schritte leiteten.[3]) Karolyi gegenüber hat er aus denselben schon damals kein Geheimnis gemacht, ihm vielmehr die Alvensleben erteilten Instruktionen vorgelesen. In den zahlreichen Konversationen, welche er um jene Zeit mit dem österreichischen Gesandten führte, kam Bismarck immer wieder mit Entschiedenheit darauf zurück, daß Polen für Preußen eine Lebensfrage bilde, dieses die Wiederherstellung des Königreichs nie zugeben, wenn Rußland mit dem Aufstand nicht bald fertig werden sollte, seine militärische Kooperation anbieten, und falls die neurussische Partei mit ihren auf die Räumung Polens gerichteten Tendenzen siegen sollte, selbst dahin einrücken würde.

Für den Abschluß einer Konvention hatte bekanntlich Alvensleben weder Auftrag noch Vollmacht erhalten. Zweck seiner Sendung war, den Zaren in seinem Widerstande gegen die dem polnischen Elemente günstige Partei zu stärken und zu diesem Behufe, wie es in den Instruktionen hieß, nach Belieben mit dem preußischen Säbel zu rasseln. Der Konventionsentwurf war dann von Gortschakow ausgearbeitet und von Alvensleben im Geiste dieser Instruktionen sofort unterzeichnet worden.

In Frankreich erregte der Abschluß der preußisch-russischen Konvention einen Sturm der Entrüstung. Die Sympathien für Polen beruhten dort auf alten Traditionen, solange aber der Rußland gegenüber engagierte Kaiser sich reserviert

---

[1]) Siehe diesfalls Sybel, II, S. 467.

[2]) Siehe Sybel, II, S. 469 bis 540.

[3]) „Gedanken und Erinnerungen", I, S. 306 bis 315.

Digitized by Google

verhielt, kümmerten Publikum und Presse sich wenig um den Aufstand. Jetzt aber wurden unter dem Vorwand des Wiederauflebens der heiligen Allianz die Schleusen losgelassen, und die Presse wetterte gegen Preußen wie 1859 gegen uns.

Diese von oben genährte Stimmung der französischen Nation, der Wunsch, für Polen etwas zu tun, und der dahinter liegende Gedanke, die eingetretene Situation zu der gewünschten Umgestaltung Europas benützen zu können, führten Kaiser Napoleon zum Versuche intimster Annäherung, womöglich Abschlusses einer Allianz mit Oesterreich. Der persönliche Verkehr des Fürsten Metternich mit dem französischen Kaiserpaare wurde in jenen Tagen ein besonders vertrauter, die weitgehendsten Pläne wurden erörtert, aber wenn man auch in Wien den Wunsch nach intimer Verständigung mit Frankreich teilte, so stellte sich doch sofort heraus, daß für dieselbe jeder reale Boden fehlte. Das Bild, welches dem französischen Herrscher von der neu zu gestaltenden Karte Europas vorschwebte und welches Metternich im intimen Verkehr mitgeteilt wurde, war ungefähr folgendes: Rußland sollte Polen freigeben, dafür Kompensationen in der asiatischen Türkei erhalten, in Wahrheit also nach dem Oriente zurückgedrängt werden. Preußen sollte Posen an das neue Königreich Polen, Schlesien an Oesterreich, das linke Rheinufer an Frankreich abtreten, dafür Sachsen, Hannover und alle Kleinstaaten nördlich vom Main erhalten, Oesterreich hätte Venedig an Italien, Lemberg und Krakau an Polen abzutreten und bekäme dafür einen langen Grenzstreifen längs des Adriatischen Meeres, Schlesien und so viel Kompensationen in Süddeutschland, als es nehmen wolle und könne. Italien erhielte Venedig, restituiere dagegen Neapel an den König Franz. Frankreich allein hätte nichts abzugeben, sondern nur das linke Rheinufer zu gewinnen.

Es war klar, daß auf dieser Grundlage eine Allianz mit uns nicht zu erzielen war. Wir sollten damit beginnen, zwei Provinzen aufzugeben und als Ersatz auf vage Eventualitäten in der europäischen Türkei verwiesen werden, denn die deutschen Kompensationen erschienen doch als nicht ernst zu nehmende Illusionen. Rechberg schrieb auch an Metternich, daß wir diese Pläne zwar nicht als Scherz, sondern als offenbare napoleonische Tendenzen ansähen, durch solche Lockungen aber nicht zu verführen wären.

Den Standpunkt der kaiserlichen Regierung zur akuten polnischen Frage hatte Rechberg bereits am 11. Februar in einem nach Paris und London gerichteten, Karolyi mitgeteilten Erlasse dahin präzisiert, daß wir die preußisch-russische Konvention nicht zu kritisieren wünschen, unsre eignen Schritte aber nach den Erfordernissen der eignen Lage bemessen, und keine unnötigen, durch die Zustände in Galizien nicht motivierten diplomatischen oder militärischen Maßregeln ergreifen wollen. Der polnische Aufstand finde bei uns keine Konnivenz, wir gingen aber nicht weiter, als die eigne Lage erfordere.

Zehn Tage später erfolgte in Wien und London der französische Vorschlag zur Ueberreichung identischer Noten in Berlin, um gegen die preußisch-russische Konvention vorstellig zu werden. Bekanntlich hat die kaiserliche Regierung den-

Digitized by Google

selben abgelehnt.[1]) Ihr Standpunkt zur Frage und zu dem französischen Wunsche nach offener Bekundung des gegenseitigen Einverständnisses wurde von Rechberg am 27. Februar in einer Reihe von Erlassen an Metternich niedergelegt.

Gleich Frankreich fänden auch wir die Konvention für inopportun und daher für bedauerlich, aber vom Standpunkt allgemeiner Prinzipien und unsrer speziellen Interessen könnten wir uns einer dagegen erhobenen Einsprache nicht anschließen. Oesterreich habe das Recht der Intervention, wenn im Einvernehmen mit betreffender Regierung ausgeübt, stets verteidigt, können unsrer bisherigen Haltung nicht mit einem Male widersprechen. Preußens Anwürfe, uns seinem Schritte anzuschließen, haben wir abgelehnt, fänden es aber nicht konvenabel, einen Tadel desselben auszusprechen. Ueberdies legten uns unsre speziellen Interessen eine abwartende Haltung auf, da wir diesfalls anders situiert wären als Frankreich und England, und nicht verkennen dürfen, daß die Bewegung auch auf Galizien hinübergreifen könne.

Herr Drouyn de Lhuys hatte in seinen Mitteilungen drei Eventualitäten als möglichen Ausgang des polnischen Aufstandes aufgestellt, hinsichtlich derer gemeinsames Einvernehmen zu erzielen wäre, nämlich 1. die Beendigung der Wirren, bevor eine diplomatische Aktion begonnen wäre, 2. die durch deren längere Dauer den Westmächten gebotene Gelegenheit, von Rußland die Herstellung der Autonomie Polens im Sinne der Verträge von 1815 zu verlangen, und 3. die Wiederherstellung des polnischen Königreiches. Zur ersten bemerkte Rechberg, daß dann überhaupt nichts zu tun wäre und unsre bisherige Haltung allem entsprochen habe, was Frankreich wünschen könne, zur zweiten, daß die angeregte Berufung auf die Verträge von 1814 und 1815 für uns wegen Krakau ein heikler Punkt wäre, und zur dritten, daß dieselbe vorläufig als bloße politische Tripotage erscheine, auf die wir uns nicht einlassen wollten.

Die Auffassung der kaiserlichen Regierung zur Frage einer möglichen Wiederherstellung Polens findet sich in einem interessanten, im Nachlasse des Grafen Rechberg vorgefundenen Memorandum erörtert, gehört aber nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Ungleich dem preußischen Kabinette betrachtete das österreichische diese Wiederherstellung nicht als eine Lebensfrage für die Monarchie, sondern als eine Eventualität, mit der es sich unter Umständen abfinden konnte. Diese Umstände waren aber nicht eingetreten, auch nicht von uns herbeizuführen, und vorläufig erschienen die französischen Anwürfe als eine Einladung zu einer Jagd auf Abenteuer, der Folge zu leisten man in Wien nicht gesonnen war. Rechberg schrieb diesfalls auch an Metternich, daß die polnische Frage uns Sorge einflößen würde, wenn wir nicht glaubten, daß englische Vorsicht französisches Ungestüm mäßigen werde.

Merkwürdigerweise herrschte eben damals in Berlin der Eindruck vor, daß in der polnischen Frage England das treibende, Frankreich das mäßigende Element sei. Die englische Regierung hatte zwar den französischen Vorschlag identischer

[1]) Vgl. Sybel, I, S. 512 bis 514.

Digitized by Google

Noten gleich uns abgelehnt, aber an ihren Botschafter in Berlin eine die Militärkonvention tadelnde Depesche gerichtet, welche Sir Andrew Buchanan Bismarck auftraggemäß vorlas und hierdurch dessen Entrüstung erregte. Talleyrand aber hatte sich begnügt, Bismarck den Entwurf der fallengelassenen identischen Noten vorzulesen.

Am 25. Februar, also knapp vor unsrer Ablehnung, hatte Napoleon III. eine neue Unterredung mit Metternich, wobei er den Botschafter durch das Ungestüm seiner Offenheit überraschte. Metternich berichtete nach Wien, daß des Kaisers Sprache an seine großen Tage vor dem Krim und italienischen Kriege erinnert und seinen maßlosen Ehrgeiz wie seine Energie offengelegt habe, und schrieb dann weiter:

„Der Kaiser lobte unsre Politik seit drei Jahren. Wir würden die Früchte derselben ernten, und er wünsche nichts mehr als uns die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, daß nämlich Umstände und Wahrung gegenseitiger Interessen die besten Allianzen machen. Der Tag wäre gekommen, wo wir alles, was wir verloren, und mehr zurückgewinnen würden. Die weiter zu bringenden Opfer würden reich kompensiert werden, und er sei bereit, sich unserm Kaiser Leib und Seele zu verpflichten.

Napoleon erging sich sodann in Details, sprach im dynastischen und antirevolutionären Sinne, bemerkte, wie er begreife, daß ein Tete-a-tete mit ihm uns anfänglich in Verlegenheit setzen könne, und wie er unsre aus der Vergangenheit geschöpften Bedenken gegen ihn anerkenne. Darum wolle er eine Verstandesheirat mit England, ein enges Liebesverhältnis mit uns.

Metternich erwiderte, daß, was dem Kaiser Napoleon, der nichts verlieren sollte, sehr einfach schiene, es für uns nicht so wäre. Wir sollen unsre Liaison mit ihm mit chirurgischen Amputationen beginnen. Der uns eröffnete splendide Horizont gliche einem Phantomgebilde. Wir könnten nicht verstehen, warum wir den Ereignissen vorgreifen und uns im voraus amputieren lassen sollen, statt uns ohne Tragödien zu verständigen.

Der Kaiser gestand, daß die Lage beider Länder verschieden wäre, Frankreich nur zu gewinnen, wir Opfer zu bringen hätten. „Aber wäre es nicht besser, ohne Hypokrisie zu sprechen. Die Vorteile für mich wären ungeheuer, wenn es mir gelänge, die polnische und italienische Frage zu regeln. Ich habe es mit Rußland und England versucht, es ist mir nicht gelungen. Ich sage es offen, daß ich der Macht gehören werde, die mir hierzu verhilft, und es wäre mir am liebsten, mich mit Oesterreich zu verständigen, weil unsre Interessen identisch sind."

Vom Rheine sprach der Kaiser kein Wort. Metternich begnügte sich, ihm zur Vorsicht und Achtung vor den Prinzipien zu raten und zu bemerken, daß, wenn Umstände allein Allianzen herbeiführen können, man sie eben abwarten müsse.

Wenige Tage nach dieser Unterredung trafen Rechbergs Erlässe mit unsrer Ablehnung der Berliner Demarche in Paris ein. Die dadurch geschaffene Situation

Digitized by Google

war die, daß Oesterreich freie Hand behielt, sich aber zusammen mit Frankreich im Kreise drehte. Die Formel für eine Allianz war nicht gefunden, ließ sich bei der Verschiedenheit der Ausgangspunkte nicht finden. Napoleon begann mit dem Verlangen der Aufgabe Galiziens und Venedigs, versprach für ersteres Kompensationen im Oriente, für letzteres seine Förderung unsrer Präponderanz in Deutschland. Die kaiserliche Regierung erwiderte, daß sie kein brennendes Verlangen nach der Rekonstituierung Polens und Italiens trage, keine Vergrößerung im Oriente oder in Deutschland wünsche, überhaupt nicht einsehe, warum sie mit Opfern ohne Sicherheit für Folgen beginnen solle, anstatt sich über Kompensationen für den Fall des Eintrittes von Notwendigkeiten zu verständigen.

Dies waren die Umstände, unter denen Anfang März die Berufung Metternichs nach Wien erfolgte, welche damals in der politischen Welt viel Staub aufwirbelte.[1]) Der Zweck dieser Berufung war ein rein informatorischer, und ihr Resultat ein negatives. Alles, was aus derselben hervorging, war ein Briefwechsel zwischen den beiden Souveränen von Oesterreich und Frankreich und ihren Ministern des Aeußern.

Kaiser Franz Josefs Brief enthielt die Versicherung seiner Dankbarkeit für die Offenheit, mit der Kaiser Napoleon zu Metternich gesprochen, wie den der Hoffnung, daß der französische Kaiser die Schwierigkeiten unsrer Lage würdigen und uns weiter das loyale Vertrauen schenken werde, das zu erwidern er zur Wahrung der gegenseitigen Interessen stets bereit sein werde.

Kaiser Napoleons Antwort war viel länger. Sie begann mit dem Ausdruck seiner Befriedigung über die Würdigung der Offenheit, mit der er zu Metternich über heikliche, den aktuellen Umständen noch ferne Probleme gesprochen, und führte dann weiter aus, wie er es seit seiner Thronbesteigung sich stets zur Aufgabe gemacht habe, sobald ein gemeinsames Interesse ihn zu einem Einverständnisse mit einer der Großmächte geführt hätte, mit derselben eine allgemeine Entente herzustellen, daß er dies jetzt mit uns anläßlich der Eventualität der Wiederherstellung Polens für möglich gehalten und darum zu erfahren gewunschen habe, ob es den Absichten Kaiser Franz Josefs entspreche, nicht nur über die Tagesfrage eine Verständigung zu erzielen, sondern zum Abschluß einer wirklichen Allianz zu gelangen. Ueber die Bedingungen einer solchen Allianz ließ sich Kaiser Napoleon nicht aus, sondern hob nur die Vorteile hervor, welche sie für beide Teile haben würde, falls sie auf bestimmten, die Ziele beider Teile präzisierenden Grundlagen geschlossen werden sollte.

Rechbergs Schreiben an Drouyn de Lhuys hob die Schwierigkeiten unsrer Lage sowie die Nuancen hervor, die uns noch von Frankreich trennen, betonte unsern Wunsch, in allen großen Fragen mit Frankreich zusammenzugehen, aber auch die Erwägungen, die uns verhindern, uns in Abenteuer zu stürzen. Der französische Minister erwiderte, daß die Kühnheit der Voraussicht nicht die Vor-

[1]) Vgl. Sybel, II, S. 523.

Digitized by Google

sicht im Vorgehen ausschlösse, und die Ausführung von Entwürfen den Umständen angepaßt werden müßte.

Nach Paris zurückgekehrt, berichtete Metternich nach Wien:

Das negative Resultat meiner Reise, vom Kaiser Napoleon vorhergesehen, hat in ihm Velleitäten eines Revierements seiner Politik erweckt. Ich habe die Wandlungen in seinem Geiste beobachtet, die schließlich zum Resultate führten, eine Pause eintreten zu lassen, uns zu beobachten und den Ereignissen ihren Lauf zu lassen.

Drouyn de Lhuys verbarg schlecht seinen Depit über den springenden Punkt unsrer Entschließung, uns heute nicht in Vorwärtsgehen einzulassen. Er hatte zwar ein Eingehen auf die abenteuerlichen Pläne seines Souveräns nicht erwartet, jedoch einen Schritt von uns erhofft, der als Fahne für unsre Entente erscheinen würde."

Der Kaiser meinte, unsre Antwort bringe die Entente nicht vorwärts, schade aber auch nicht. „Er hat mir den Wunsch ausgedrückt, daß wir den Anschein haben sollten, uns verständigt zu haben. Er wolle nicht, daß es den Anschein habe, er habe einen échec erlitten, da das Publikum an Vorschläge von seiner Seite glaube. Er hoffe, wir würden nichts dem Anscheine einer Entente Gegenteiliges tun und ihm nicht alle Hoffnung benehmen, dieselbe später hergestellt zu sehen. Seinerseits verzichte er für die Form auf jede an seine Allianzträume erinnernde Demarche."

Wir sind bei dieser Phase der damaligen europäischen Politik länger verweilt, weil unsers Wissens dieselbe nach österreichischen Quellen bis jetzt nicht dargestellt worden ist und die in deutschen Geschichtswerken enthaltenen Erzählungen[1]) notwendigerweise lückenhaft waren. Uebrigens ist sie auf unser Verhältnis zu Preußen zu jener Zeit nicht ohne Rückwirkung geblieben.

Diese Rückwirkung war vorerst eine günstige. Rechberg hatte Werther über unsern bezüglich der polnischen Frage eingenommenen Standpunkt[2]) Erklärungen gegeben, und Bismarck hatte sich über dieselben sehr befriedigt ausgesprochen, zu Karolyi auch bemerkt, daß König Wilhelm gleiche Befriedigung empfinde. Sichtlich trat auch in allen Konversationen Bismarcks mit Karolyi während der nächsten Monate das Bestreben hervor, die Beziehungen zu Oesterreich zu verbessern und das in Wien herrschende Mißtrauen zu besänftigen. Zu wiederholten Malen sprach der preußische Minister dem österreichischen Gesandten sein Bedauern darüber aus, daß dieses zwischen den beiden Kabinetten seit längerem herrschende Mißtrauen einen offenen und rückhaltlosen Gedankenaustausch unmöglich mache.

Dieses Mißtrauen bestand in Wien und erhielt durch Zwischenfälle fortwährend neue Nahrung. Ende Februar wurde mit einem Male Bismarcks Zirkulardepesche vom 23. Januar über seine Unterredung mit Karolyi in der

---

[1]) Siehe speziell Sybel, II, S. 523.

[2]) Siehe oben S. 39.

Digitized by Google

„Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, was in Wien unangenehm berührte. Dann kam die Unterredung Bismarcks mit Herrn Behrend, Vizepräsidenten der preußischen Kammer, bezüglich des absoluten Widerstandes, den Preußen der Errichtung eines selbständigen Polens entgegensetzen müsse und werde. Werther hatte hierüber Rechberg eine Depesche Bismarcks vorgelesen, wonach letzterer Privatgespräche mit einzelnen Abgeordneten für ein notwendiges Mittel halte, um die polnische Frage in parlamentarischen Kreisen einer unbefangenen Würdigung zuzuführen. Karolyi, dem Bismarck aus diesem Anlasse eine Zirkulardepesche an die preußischen Missionen vorgelesen hatte, bemerkte hierzu, daß Bismarck durch Mitteilung eines Programmes für den Fall eines russischen Aufgebens Polens die Eroberung des Königreiches wohl noch nicht als positives Ziel seiner Politik hingestellt habe, aber doch weiter gegangen sei, als bloß einen Abgeordneten von der Gefährlichkeit der Lage zu überzeugen. Schließlich erhielt Rechberg eben um die Zeit, da Bismarck über den Mangel an gegenseitigem Vertrauen klagte, die Mitteilung, daß der französischen Regierung drei Schriftstücke, nämlich eine Depesche, ein Schreiben Bismarcks und eines von einem Beamten des Ministeriums des Auswärtigen in Berlin in die Hände gespielt worden waren, worin erzählt wurde, daß Karolyi im Auftrage seiner Regierung in Berlin den Vorschlag auf Erneuerung der alten Allianz Oesterreichs, Rußlands und Preußens gemacht habe gegen die alleinige Bedingung des Fallenlassens des preußisch-französischen Handelsvertrages. Von wem diese Mitteilung in Paris gemacht wurde, und ob ihr eine berechnete Absicht, gegen uns Argwohn einzuflößen zugrunde lag, wußten wir nicht, schien auch Karolyi zweifelhaft, aber unter den Umständen war der Fall geeignet, die vorhandene Stimmung zu stärken.

In Berlin blickte man damals nicht ohne Besorgnis auf die Lage. Ungeachtet der Militärkonvention konnte Bismarck die Sorge nicht los werden, daß Rußland schließlich sich doch mit Frankreich abfinden und Polen weitgehende und die preußischen Interessen berührende Konzessionen machen werde. Häufig wiederholte er Karolyi diese Befürchtung, und noch am 2. Mai, als von Rhedern bestimmt lautende gegenteilige Meldungen aus St. Petersburg eingelaufen waren, sprach er sich in diesem Sinne aus. In einem solchen Falle lag für Preußen die Möglichkeit vor, sich gleichzeitig mit Rußland und Frankreich im Konflikt zu befinden, und zwar, wie die Dinge damals standen, ohne jede Rückendeckung von irgendeiner Seite.

Im April erfolgte bekanntlich der Schritt Oesterreichs und der Westmächte in St. Petersburg zugunsten Polens. Auch dieser brachte in unsre Beziehungen zu Preußen kein störendes Element. Die russische Antwort erschien, wenn auch in der Sache abweisend, so doch friedfertig und schloß in Bismarcks Augen die Möglichkeit einer schließlichen direkten Verständigung zwischen Rußland und Frankreich nicht aus. In einer Unterredung, die er diesfalls mit Karolyi Mitte Mai hatte, kam er neuerdings auf die Wichtigkeit eines Einverständnisses mit uns für den Fall russischer Räumung Polens zurück und proponierte hierüber einen Gedankenaustausch. Karolyi schien es klar, daß er hierbei ein Einver-

Digitized by Google

ständnis zur Verhinderung der Wiederherstellung Polens, eventuell also dessen gemeinsame Besetzung im Auge hatte. Interessant ist, daß er sich bei Besprechung dieses Anwurfes derselben Argumente bediente, die wir, da es sich um die von uns gewünschte Allianz mit Preußen handelte, durch zwei Jahre nutzlos angewendet hatten. Er sagte nämlich Karolyi, daß Preußen nicht so isoliert und in seiner europäischen Stellung gedrückt wäre, daß es sich die Allianz mit uns erkaufen müßte. Er biete Bajonette für Bajonette, die Garantie Galiziens für die Posens. Geradeso hatte Rechberg gesprochen, als es sich um die preußische Garantie für Venetien handelte.[1]) Aber eben dieser Argumentation war Bismarck in seiner berühmten Unterredung mit Karolyi entgegengetreten.[2])

Um Karolyi einen weiteren Beweis seines Wunsches nach Wiederherstellung vertrauensvoller Beziehungen mit dem kaiserlichen Kabinette zu geben, teilte ihm Bismarck unter Berufung auf spezielle Erlaubnis des Königs Wilhelm zwei eigenhändige Briefe desselben an den König von Württemberg und an den König der Belgier mit, welche den offensten Ausdruck seiner Ansichten in bezug auf die preußische Politik gegenüber der polnischen Frage enthielten.

König Leopold I. war damals voll Besorgnis über Frankreichs kriegerische Absichten wegen Polens. König Wilhelm erklärte ihm diesfalls, daß Preußen in einem eventuellen Kriege zwischen Rußland und Frankreich vorerst neutral bleiben werde, falls nicht ein Angriff auf preußische Grenzen erfolge. Rußland habe bisher auch keine Andeutung fallen lassen, daß es eine Allianz mit Preußen wünsche, die angeseindete Konvention habe nur den Zweck gehabt, Rußland zu zeigen, daß es 1. in Berlin bessere Freunde habe als in Paris, und 2. der Revolution kein Asyl in Preußen aufzuschließen.

Dann ging der König zur Erörterung der Eventualität eines selbständigen Polens über und bemerkte, daß dieses immer ein Alliierter Frankreichs im Rücken Preußens und Oesterreichs sein würde. Die russische Antwort auf die Notenintervention habe in Frankreich vorerst einen zufriedenstellenden Eindruck gemacht und die Kriegsgefahr hinausgeschoben, aber nicht aufgehoben. Frankreich Mexikos wegen für nicht kriegsbereit zu halten, wäre ein Irrtum.

Schließlich kam der König auf Oesterreich zu sprechen und führte aus, daß, sowenig Preußen auch sich der Gunst Oesterreichs zu erfreuen habe, doch der jetzige Moment nicht dazu angetan wäre, um solche Widerwärtigkeiten in den Vordergrund treten zu lassen. Fragen, welche die beiden Mächte und Deutschland uneinig machten, sollten schweigen, wenn es sich darum handelt, gemeinschaftlichen Gefahren gemeinschaftlich zu widerstehen. Der Haltung Oesterreichs bezüglich der preußisch-russischen Konvention zollte der König Anerkennung, bemerkte aber, daß das Wiener Kabinett seine Ansicht wegen Zurückstellung andrer Fragen nicht voll teile, denn es wolle die Gelegenheit wahrnehmen, die Handelspolitik in den Vordergrund zu ziehen, daher er auch König Leopold bat, in

---

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", Mai 1913, S. 166, Juni S. 283, Juli S. 37.

[2]) Siehe „Deutsche Revue", Oktober 1913, S. 38.

Digitized by Google

Wien seinen Einfluß wegen Zurückstellung dieser Divergenzpunkte geltend zu machen.

Abschriften dieser Briefe sandte Bismarck gleichzeitig an Werther, betonte seinen Wunsch nach Wiederherstellung vertrauensvollen Verkehrs, erwähnte hierbei der von Rechberg im März beklagten Indiskretionen (Mitteilung von Briefen an die französische Regierung), wofür er absolut nichts könne, und schrieb dann wörtlich:

„Euer Exzellenz werden ermessen können, wie lebhaft mein Wunsch nach einer Besserung unsrer Beziehungen ist, wenn ich mich durch die gemachten Erfahrungen von der Erneuerung meines Versuches nicht abschrecken lasse. Ich werde hierbei von meinem Vertrauen in den Charakter des Grafen Rechberg geleitet."

Bismarck wies weiter auf die Solidarität aller revolutionären Elemente und das gebotene Aneinanderschließen der konservativen hin, und forderte Werther auf, den in Wien vielleicht herrschenden Glauben zu bekämpfen, daß Preußen durch die momentane Lage mehr bedroht wäre als Oesterreich und daher für Sicherheit des Zusammenhaltens andre Zugeständnisse machen müsse. Volle Gegenseitigkeit, nichts weiter. Innere und handelspolitische Fragen wären vorerst zurückzustellen, da sie doch nur sekundäre Bedeutung hätten.

Also auch hier argumentierte der preußische Staatsmann geradeso, wie es Rechberg vor drei Jahren getan hatte.

In Wien fanden die neuen Anwürfe Bismarcks eine kühle Aufnahme. Zu weit war man seit der Dezembernote Bernstorffs auseinandergekommen, als daß sich jetzt auf der Grundlage der Aufrechthaltung des beiderseitigen polnischen Besitzes unter Zurückstellung aller deutschen Fragen eine wahre Einigung hätte erzielen lassen. Auch war in Wien die Besorgnis lebendig, daß jede unsrer Aeußerungen benützt werden könnte, um uns in Paris und London zu schaden. Rechberg schrieb auch diesfalls an Karolyi, daß unser tiefes Mißtrauen nicht durch Worte, sondern nur durch tatsächliche Beweise einer gänzlichen Lossagung von der bisherigen preußischen Politik geheilt werden könne.[1])

Hierzu kam der eben damals akut gewordene Zwiespalt in der Frage der Handelsverträge.

---

[1]) Rechberg an Karolyi, 16. Mai 1863.

Digitized by Google

Verdauung und Psyche

Von

Professor Dr. Otto Cohnheim (Heidelberg)

Recht viele Menschen wissen aus eignem Erleben, daß Schmerz und Kummer ihnen den Appetit benehmen und den normalen Ablauf ihrer Verdauung verlangsamen und stören. Und es ist anderseits eine alte Lebensregel, daß man einem Menschen, von dem man etwas will, nach Tisch nahen soll, am besten nach einem guten Diner. So lehrt die tägliche Erfahrung, daß Stimmung und Verdauungsorgane in einer engen Wechselbeziehung stehen, aber die Physiologie, die sich die exakte Erforschung der Tätigkeit der Organe zum Ziel setzt, ist nur zögernd herangegangen, diesem unleugbaren Zusammenhang nachzuspüren. Erst die Forschungen der letzten Jahre haben uns die Möglichkeit gebracht, ihn genauer festzustellen und zu umgrenzen. Zuerst war es der große russische Physiologe Pawlow, der die Einwirkung des Gehirns auf die Absonderung des Magensaftes entdeckte. Ihm folgte der Amerikaner Cannon, der am Röntgenschirme sichtbar machte, wie Unlustgefühle die Bewegungen des Magens und Darmes hemmen und stillstellen. Mehr und weiteres ist seitdem hinzugekommen. Und wer sich, wie ich, seit Jahren mit der Physiologie und experimentellen Pathologie der Verdauung befaßt und dabei besonders den Beziehungen der Organe zueinander nachgeht, der stößt auf Schritt und Tritt auf Verknüpfungen der Verdauungsorgane mit dem Zentralnervensystem, dem Sitze der Empfindung und geistigen Vorgänge.

Die verschluckte Nahrung kommt zunächst in den Magen, in dem sie als in einem Vorratsraum eine Zeitlang gespeichert wird, dann tritt sie in den Dünndarm über, das eigentliche Zentrum der Verdauung, in dem der wichtigste Teil der chemischen Umsetzungen geschieht und in dem die Hauptmasse des Verwertbaren aufgesogen wird. Der Rest erreicht den Dickdarm, in dem aus manchen Nahrungsmitteln durch eine Nachverdauung noch einiges herausgeholt wird, und in dem die Nahrungsreste wieder etwas länger verweilen, bis sie dann, zusammen mit ausgeschiedenem Körpermaterial, ausgestoßen werden. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir von der Nahrung etwas fühlen, solange sie in der Mundhöhle ist, und wieder, wenn sie das unterste Stück des Dickdarms erreicht hat, und die physiologische Forschung hat ergeben, daß Anfang und Ende des Verdauungskanals in enger Beziehung zum Gehirn stehen, während die Mitte viel unabhängiger ist.

Das erste Verdauungssekret, das sich auf die Nahrung ergießt, ist der Speichel, der den Bissen durchtränkt und schlüpfrig macht. Je nach der Beschaffenheit der Nahrung wird er in sehr wechselnder Menge abgesondert, auf ein trockenes Brötchen 50 Kubikzentimeter, auf ein eingeweichtes Butterbrot nur 3. Ausgelöst wird diese Absonderung durch einen Reflex, d. h. einen nervösen Vor-

Digitized by Google

gang, der von den Geschmacks- und Tastorganen der Mundhöhle ausgeht. Dieser Reflex ist angeboren. Aber im Laufe des Lebens tritt die Reflexbahn Mundschleimhaut, Gehirn, Speicheldrüse in Beziehung mit Nervenbahnen, die von andern Sinnesorganen her ins Gehirn einmünden. Assoziationen nennt die Psychologie solche Verknüpfungen zwischen verschiedenen Sinneszentren, und diese Assoziationen sind bei dem erwachsenen Tiere so entwickelt, daß man alle Nerven durchschneiden kann, die von der Schleimhaut der Mundhöhle her zum Gehirn laufen, ohne die Speichelsekretion auf die gewöhnliche Nahrung des Tieres merklich herabzusetzen. Die Reize von der Nase und vom Auge her genügen, um den ursprünglichen Reiz von der Mundhöhle aus zu ersetzen, so wie wir erwachsenen Menschen an einem Stück Zucker nicht erst zu lecken brauchen, um seinen Geschmack zu erkennen. Der optische Eindruck eines Gegenstandes von bestimmter Form und Farbe genügt uns, um vorher zu wissen, daß dieser Gegenstand süß schmecken wird. Das Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man von dem Essen nur hört.

Natürlich sind diese Assoziationen bei einem Tiere nur für die Dinge vorhanden, mit denen es in seinem Leben regelmäßig in Berührung gekommen ist. Pawlow hat aber gezeigt, daß man solche „bedingten Reflexe" jederzeit künstlich hervorrufen kann. Er hat Hunden die Ausmündung eines Speichelganges so verlagert, daß der Speichel der betreffenden Drüse nach außen floß und beobachtet werden konnte. Nachdem sich die Tiere von der kleinen Operation erholt hatten und die Wunde gut verheilt war, hat er dann wochen- und monatelang den Tieren eine bestimmte Nahrung zu fressen gegeben und dabei gleichzeitig einen Ton angeschlagen oder eine bestimmte Figur gezeigt. Später genügte es, ohne jede Nahrungszufuhr den Ton anzuschlagen oder die Tafel zu zeigen, um den Speichel strömen zu lassen, und es war nun möglich, zu prüfen, wie weit Hunde Figuren, Farben, Töne usw. unterscheiden. So gelang es, festzustellen, daß Hunde einen Ton von ganz bestimmter Tonhöhe mit Sicherheit wiedererkennen und ihn von jedem andern Tone, auch wenn er nicht gleichzeitig erklingt, unterscheiden. Hunde besitzen also, was man beim Menschen absolutes Gehör nennen würde. Weiterhin war es möglich, die Festigkeit von Assoziationen und manches andre zu prüfen, das man bisher nur beim Menschen hatte untersuchen können. Pawlow hat so eine objektive Psychologie der Tiere ausgebildet, die weit sicherer begründet ist als die psychologischen Beobachtungen bei Pferden, von denen neuerdings wieder die Zeitungen berichten. Ist doch die Absonderung des Speichels dem Willen entzogen, womit eine Menge von Versuchsfehlern ausgeschlossen sind, die bei Dressurversuchen stören können.

Beinahe ebenso wie die Absonderung des Speichels steht die des Magensaftes unter der Herrschaft des Nervensystems. Pawlow, dessen geniale Methodik auch hier den Weg gewiesen hat, hat Hunden eine Magenfistel angelegt, die Speiseröhre am Halse durchschnitten und die Wundheilung abgewartet. Denn alle diese Tiere, an denen man das Nervensystem und die von ihm abhängigen

Digitized by Google

Funktionen prüfen will, dürfen weder Schmerz noch Unbehagen empfinden, und die Anwendung der chirurgischen Technik hat es den Physiologen heute ermöglicht, Hunde mit solchen Fisteln jahrelang in Wohlbefinden und Frische im Laboratorium zu halten. Füttert man nun solch ein Tier, so fällt das Gefressene zu der Speiseröhre heraus, ohne den Magen zu erreichen — Scheinfütterung —, und trotzdem beginnt alsbald der Magensaft zu fließen. Der Freßreiz an sich ist Erreger der Magensaftabsonderung, und die Entdeckung dieses „Appetitsaftes" oder „psychischen Magensaftes" hat großes Aufsehen erregt. War er doch der erste experimentelle Beweis, den die Physiologie für die Bedeutung des Appetits erbracht hat. Es ergab sich dann freilich, und hier zeigt sich, daß der Magen weniger abhängig von der Psyche ist als die Speicheldrüsen, daß der Appetit nicht der einzige Erreger der Magensaftabsonderung ist. Bestimmte chemische Stoffe der Nahrung erregen ihn auch, wenn sie im Magen aufgesogen werden. Die wirksamen Stoffe befinden sich unter den sog. Extraktivstoffen, die besonders im Fleisch reichlich vorhanden sind, und so kann wohl Bouillon oder Fleischextrakt den mangelnden Appetit ersetzen, was ja mit alten ärztlichen, am Krankenbette gewonnenen Erfahrungen übereinstimmt.

Mit derselben Technik der Magen- und Speiseröhrenfistel konnte später festgestellt werden, daß auch die Bewegungen des Magens von dem Appetit abhängen. Denn bei einem derartig vorbereiteten Tiere, bei dem der Magen durch die Fistel zugänglich ist, kann man Flüssigkeiten und Speisen unbemerkt in den Magen einführen und kann den Hund gleichzeitig füttern oder nicht füttern und damit den Appetit ein- und ausschalten, ohne den Magen selbst zu berühren. Der Magen wird schneller leer, wenn der Appetit eingeschaltet wurde, doch war auch hier der Appetit nicht der einzige Reiz für die Bewegungen des Magens. Einmal führt eine Füllung des Magens an sich schon eine langsame Entleerung herbei, und dann wird die Bewegung des Magens außer durch den Appetit auch durch die Salzsäure hervorgerufen, die ein normaler Bestandteil des Magensaftes ist, so daß Salzsäure oder ein Erreger der Salzsäure, wie Fleischextrakt, den Appetit auch hier ersetzen können.

Mit dem Magen endet in der Hauptsache die Einwirkung des Gehirns auf die Verdauungsorgane, um erst an ihrem Ende wieder deutlich zu werden. Daß der Akt der Stuhlentleerung vom Willen, d. h. vom Gehirn abhängt, weiß ja jeder Mensch, und jede Mutter wendet bedingte Reflexe an, wenn sie ihr Kind daher erzieht, daß es auf bestimmte Reize hin sein Geschäft besorgt. Am Dickdarm wird auch ebenso wie am Magen noch etwas andres deutlich, nämlich der hemmende Einfluß von Schmerz und Unlustgefühlen. Sie hemmen die vorher vorhandenen Bewegungen von Magen und Dickdarm. Bei Katzen genügt es bisweilen, sie gegen den Strich zu streicheln, um die Peristaltik aufhören zu lassen. Wir Physiologen haben gelernt, daß wir unsre Versuchstiere ausgezeichnet behandeln, verwöhnen und verhätscheln müssen, wenn sie normale Magen- und Darmbewegungen haben sollen, und die Psychiater betonen stark, daß bei depressiven Geistesstörungen die Verdauungsorgane schwer in Mitleiden-

Digitized by Google

schaft gezogen sein können, ohne selbst eigentlich krank zu sein, nur auf Grund der bestehenden psychischen Hemmung.

Auf die andern Organe, die zwischen Magen und Dickdarm gelegen sind, den Dünndarm und die in ihn mündenden Drüsen, Pankreas und Leber, ist der direkte Einfluß des Großhirns gering. Damit ist indessen nicht gesagt, daß nicht auch ihre Tätigkeit durch nervöse Einwirkungen geregelt ist, vielmehr besteht eine äußerst sinnreiche und komplizierte Maschinerie, die ein Organ an das andre kettet. Wenn ein Bissen oder ein Schluck die Speiseröhre hinabgleitet, so erweitert sich der Magen, so daß Platz wird, ihn aufzunehmen. Wenn der Magen Bewegungen macht, die seinen Inhalt in den Dünndarm weitertreiben, so schaffen die Muskeln des Dünndarms Platz und schieben den Inhalt weiter, und wenn der Dünndarm sich eine Zeitlang bewegt hat, so beginnt der Dickdarm seine Peristaltik, selbst wenn gar nichts in ihn hereinkommt. Die genaue Analyse der Tätigkeit des Pankreas oder der Bauchspeicheldrüse hat ergeben, daß diejenigen Nahrungsstoffe, zu deren Verdauung der Pankreassaft bestimmt ist, gar keine Erreger für die Absonderung dieses Saftes sind. Erregt wird das Pankreas durch den Eintritt des Magensaftes in den Dünndarm. Hat der Pankreassaft einmal zu wirken begonnen, so entstehen bei dieser Wirkung Stoffe, die dann ihrerseits Erreger der Pankreassaftabsonderung sind. So stehen die unteren Verdauungsorgane zwar nicht direkt unter der Herrschaft der Psyche und des Großhirns, aber sie bedürfen zu ihrer normalen Tätigkeit des Anstoßes, der ihnen von den oberen, vom Gehirn abhängigen Organen gegeben wird. Ist der Anstoß einmal gegeben, so läuft der ganze verwickelte Verdauungsapparat stundenlang in zweckmäßiger Weise ab.

Hat so die experimentelle Physiologie in unendlich mühevoller Arbeit die Bedeutung des Appetits auf die Verdauung klargelegt, so beginnt sie sich auch mit der Frage nach dem umgekehrten Wege zu befassen, dem Wege vom Verdauungskanal zum Gehirn. Daß ein solcher Weg existiert, ist klar, das lehren die bekannten Allgemeinempfindungen Hunger und Durst, Appetit und Sättigung. Ja es müssen von den Verdauungsorganen aus noch viel feiner abgestufte Einflüsse tätig sein. Ißt ein Mensch weniger, als seinem Bedarf an Brennmaterial entspricht, so zehrt er sein Körperfett auf und magert ab. Ißt ein Mensch mehr, so lagert er Fett an und nimmt an Körpergewicht zu. Da nun die große Mehrzahl der Menschen ihr Gewicht jahre- und jahrzehntelang unverändert beibehalten, so müssen sie offenbar im Durchschnitt genau ihrem Bedarf entsprechend essen. Der Bedarf des einzelnen Menschen hängt hauptsächlich von seinen Ausgaben für die Muskelarbeit ab und ist daher nach Temperament und Beruf verschieden. Wer aber kennt diesen Bedarf? Doch nur der Physiologe oder der physiologisch gebildete Arzt. Wenn trotzdem die große Mehrzahl der Menschen, die ihre Nahrung frei wählen können, im Durchschnitte des Jahres richtig nach diesem Bedarfe essen, so muß ihre Nahrungsaufnahme irgendwie unwillkürlich reguliert sein. Das Essen ist eine Handlung, die vom Gehirn abhängt. Es muß also eine Einwirkung auf das Großhirn stattfinden. Aber

Digitized by Google

welcher Art ist diese Einwirkung? Man könnte daran denken, daß das Blut oder die Säfte der Gewebe sich in ihrer Zusammensetzung ändern und daß hier die wirksamen Reize liegen. Man könnte daran denken, daß Hunger auftritt, wenn der Magen leer ist, und Sättigungsgefühl, wenn er gefüllt. Derartiges kommt in der Tierreihe vor, und ich habe es zum Beispiel bei einer frei im Meere schwimmenden Raubschnecke beobachtet. Das Tier ist trotz seiner Größe und der Kompliziertheit seines Baues so durchsichtig wie Glas und läßt sich daher so schön beobachten wie kaum ein andres Tier. Bei ihm liegt der Magen dicht hinter dem Kopfe. Ist der Magen leer, so schwimmt das Tier mit aufgerichtetem Kopfe durch die Wellen und beißt nach allem, was es berührt. Füllt sich aber der Magen mit etwas Schwerem, so kippt das Tier nach vorne um, und das Sinnesorgan, von dem das Zubeißen abhängt, gerät auf die Rückseite des Körpers, wo es nicht berührt werden und also auch keine Beißbewegung auslösen kann. Bei dieser Schnecke ist also das Problem der Sättigung höchst einfach auf rein mechanische Weise gelöst. Bei den höheren Tieren aber oder bei uns selbst wissen wir leider gar nichts Sicheres, und diese unsre Unkenntnis kommt zum großen Teil daher, daß unser hauptsächlichstes Versuchstier, der Hund, zur Lösung gerade dieser Frage ungeeignet ist. Am Menschen kann man wohl gelegentlich Beobachtungen machen, aber nicht experimentieren. Fast alles, was wir von der Verdauungsphysiologie wissen, beruht auf Experimenten am Hunde, und wo eine Kontrolle möglich war, hat sich in zunehmendem Maße herausgestellt, daß sich in bezug auf ihre Verdauung Mensch und Hund viel mehr gleichen, als man das von vornherein hätte erwarten sollen. Die Bewegungen von Magen und Darm, die wirksamen Reize, die Zusammensetzung der Säfte, sie alle stimmen ganz oder mit wohlbekannten kleinen Abweichungen überein. Auch die psychischen Einwirkungen scheinen beim Hund nicht anders zu sein als beim Menschen, nur daß natürlich das, was gut schmeckt, und das, was psychische Hemmungen hervorruft und besonders nicht hervorruft, beim Hunde anders ist. Nur auf dem Gebiete des Hungers und der Sättigung weicht der Hund vom Menschen dadurch stark ab, daß er seinen Raubtiertypus beibehalten hat. Das Raubtier ist in der Freiheit gezwungen, gelegentlich einmal riesige Massen Nahrung aufzunehmen und dann wieder lange zu hungern. Unser domestizierter Hund frißt, wenn man ihm gutschmeckende Sachen gibt, fast beliebig viel, und man kann ihn anderseits auch durch Hunger nicht zur Aufnahme von Sachen bekommen, die ihm nicht munden. Dem Hunde fehlt der regelmäßige Wechsel zwischen Hunger und Sättigung, der für den Menschen charakteristisch ist. Andre Versuchstiere haben sich als technisch ungeeignet erwiesen; der weitere Fortschritt hängt hier wesentlich davon ab, daß man ein Versuchstier findet, an dem man experimentieren kann und das sich auch finanziell im Rahmen wissenschaftlicher Institute halten läßt.

Ist so die nächstliegende Frage der Einwirkung der Verdauungsorgane auf die Psyche leider noch ganz ungelöst, so wissen wir doch sonst einiges über die Leitung vom Magendarmkanal zum Gehirn. Aus den Erfahrungen der Chirurgen,

Digitized by Google

die Patienten mit Lokalanästhesie, d. h. also ohne Narkose bei voll erhaltenem Bewußtsein operierten, wissen wir, daß die Verdauungsorgane schmerzunempfindlich sind. Nur das Zerren an dem Mesenterium, an dem die Organe befestigt sind, ist schmerzhaft, und auch spontane Schmerzen kommen nur dann zustande, wenn es auf irgendeine Weise zu einer solchen Zerrung kommt. Damit ist freilich nicht gesagt, daß diese Organe überhaupt keine sensible Nerven und keine Sinnesorgane besitzen. Sie verfügen vielmehr über Organe zur Reizaufnahme, die so empfindlich sind wie die Geschmacksorgane unsrer Zunge. Aber von diesen Rezeptionsorganen führt kein Weg bis zum Großhirn, sie sind keine mit Empfindung begabten Sinnesorgane.

Nur der Magen besitzt noch eine gewisse Sensibilität. Nicht für chemische Stoffe, nicht für Berührung, nicht für Wärme und Kälte, wohl aber kennen wir gewisse, allerdings wenig deutliche Empfindungen, die wir in den Magen zu verlegen gewöhnt sind, nämlich das Gefühl von Sättigung oder das Gefühl der Völle, das wir nach reichlicher und besonders nach überreichlicher Nahrungsaufnahme auch bei voller Gesundheit haben, das sich aber leicht einmal zu unangenehmeren Empfindungen, wie Magendrücken, steigert. Ja dieses unklare Gefühl hat, wie andre Sinnesempfindungen, zu Sinnestäuschungen Anlaß gegeben. Es ist allgemein üblich, zwischen leicht und schwer verdaulichen Speisen zu unterscheiden, und die Untersuchung ergab bald, daß man als schwer verdauliche solche Nahrungsmittel bezeichnet, die lange im Magen liegen, und als leicht verdaulich solche, die ihn schnell verlassen. Die genauere Untersuchung aber ließ dann bei vielen Nahrungsmitteln einen ausgesprochenen Gegensatz zwischen Magen und Darm erkennen, indem gerade solche Stoffe, die lange im Magen liegen bleiben, dort auch weitgehend verdaut und aufgesogen werden und dadurch den Dünndarm entlasten, während die Stoffe, die schnell aus dem Magen herausgehen und deshalb als leicht verdaulich bezeichnet werden, dem Dünndarm bisweilen vermehrte Arbeit zuschieben. Noch viel ausgesprochener kann sich dieser Gegensatz unter pathologischen Verhältnissen geltend machen, und daß alle Störungen des ganzen Verdauungskanales von Laien immer als „verdorbener Magen" bezeichnet werden, auch wenn sie im Dünndarm oder Dickdarm ihren Sitz haben, hängt damit zusammen, daß nur der Magen eine gewisse Sensibilität besitzt, die dem Dünndarm völlig abgeht.

Mit dem Magen hängt eine weitere eigentümliche Sinnestäuschung zusammen. Subjektiv ist es vielen bekannt, daß die Aufnahme einer kleinen Menge wohlschmeckender Nahrung erfrischt und ein Gefühl neuer Kräftigung verleiht, und durch messende Versuche ist festgestellt, daß durch die Zufuhr einiger Stücke Zucker, von etwas Schokolade u. dgl. die Muskelleistung, deren der Mensch fähig ist, vorübergehend erhöht wird. Sportsleute haben davon Gebrauch gemacht, bei Soldaten hat man das Essen von Zucker während des Marsches empfohlen, der praktische Nutzen ist jedenfalls sicher. Diese Wirkung beruht nun auf dem Appetitsaft des Magens. Der Magensaft ist sauer, durch seine Absonderung wird dem Körper, dem Blute und den Gewebsflüssigkeiten Säure entzogen, und

Digitized by Google

damit muß sich das Gleichgewicht im Blute nach der alkalischen Seite verschieben. Bei stärkerer Muskelarbeit entstehen in den Muskeln organische Säuren, denen eine Beziehung zur Ermüdung zukommt, und die Entsäuerung des Blutes geht somit gegen die Ermüdung an. Die Absonderung des sauren Magensaftes ist es, die dem Menschen das Gefühl von Frische und Kraft verleiht und ein Uebermüdungsgefühl verschwinden läßt. Wird mit Appetit gegessen, so vereinigt sich mit diesem Gefühl das Behagen der Befriedigung des Appetits. Aber es gibt einen Stoff, der auch ohne Appetit Magensaft strömen läßt, Fleischextrakt oder Bouillon, und das ist die Ursache, weshalb dem Fleischextrakt seit so langer Zeit die Gabe zugeschrieben wird, dem Menschen besondere Kraft zu verleihen. Die Physiologen wissen, daß Fleischextrakt so gut wie keinen Nährwert besitzt. Die Sinnestäuschung, die mit dem Magen zusammenhängt, macht aber den alten Glauben an die kräftigende Wirkung des Fleischextraktes unausrottbar. Die Beeinflussung unsrer Psyche durch einen Vorgang in den Verdauungsorganen hat zu einem wissenschaftlichen Irrtum beigetragen.

Die allermerkwürdigste und tiefgehendste Beeinflussung aber, die von den Verdauungsorganen auf Geist und Stimmung des Menschen ausgeübt wird, ist das unbehagliche, peinigende Gefühl, das bei Verstopfung entsteht. Woher es kommt, das wissen wir nicht. Denn daß Bakterientoxine bei der Obstipation gebildet und resorbiert würden, ist eine reine Vermutung. Sie ist nicht einmal besonders wahrscheinlich. Wissen wir doch, daß zu jedem Nahrungsmittel eine bestimmte Menge Kot gehört. Unaufgeschlossene Pflanzennahrung, Gemüse, Obst, Salat, grobes Brot bilden viel und reichlich Kot, der schnell entleert wird. Fleisch, Milch, Eier, feines Brot bilden äußerst wenig Kot, aber nicht etwa, weil die Nahrungsreste lange im Dickdarm verweilen, sondern weil diese Stoffe im Dünndarm restlos verdaut und aufgesogen werden, und den Dickdarm, den Hauptort der Bakterienwucherung, überhaupt nicht erreichen. Es ist also nur ein normales, physiologisches Geschehen, wenn bei einer Kost, die hauptsächlich dem Tierreich entnommen wird, nur spärlich Kot gebildet wird, während der Mensch, der sich von Pflanzennahrung nährt, auch in seiner Kotbildung dem Pflanzenfresser nahesteht. Aber dies durchaus normale Verhalten, die spärliche Kotbildung bei überwiegender Fleischnahrung, ist mit subjektiven Störungen verbunden, die wir zwar nicht erklären können, mit deren Vorhandensein wir aber rechnen müssen, und diese Empfindungen sind gerade in ihrer Unbestimmtheit von einer erstaunlichen Macht auf die Stimmung und das Gemüt des Menschen.

In diesen unbehaglichen Empfindungen, die von den Verdauungsorganen ausgehen, liegt die Wurzel des Vegetarianismus. Dem Vegetarianer ist dieser Zusammenhang nicht klar, er kämpft in der Regel mit ethischen oder Stimmungsgründen. Aber Hunderttausende von Anhängern gewinnt man nicht mit solcher Propaganda, wenn sich nicht in vielen Menschen ein Gefühl regt, daß etwas falsch ist in der gewohnten Lebensweise. Dem Bauern, der schwere Muskelarbeit verrichtet und für den eine Kost aus grobem Brot, Kartoffeln usw. darum physiologisch adäquat ist, könnte man lange Vegetarianismus predigen, er wird doch, so

Digitized by Google

oft er kann, Fleisch essen, weil er merkt, daß ihm diese gemischte Kost gut bekommt. Anders der Städter, den sein Beruf zu sitzender Lebensweise zwingt, der Gelehrte, der Beamte, der Kaufmann. Bei der geringen Inanspruchnahme seiner Muskeln und der infolgedessen niedrigen Gesamtmenge seiner Nahrung ist für ihn eine Kost, in der die eiweißreichen Stoffe Fleisch, Eier und Milch die Hauptrolle spielen und die Vegetabilien zurücktreten, physiologisch begründet, ja notwendig. Aber damit droht ihm dauernd die Gefahr der Obstipation, sie macht ihn geneigt, Vegetarianern und andern Propheten zu glauben, die ihm mit der Nahrung des Bauern dessen Beschwerdelosigkeit versprechen. Könnten sie ihre Versprechungen auch nur immer halten! In manchen Fällen glückt es, gewöhnlich macht sich bald der Zwiespalt geltend, daß der Gesamtbedarf des Körpers eine animalische, die Besonderheiten der Verdauungsorgane eine vegetabilische Kost erfordern. Der Unglückliche kann erst genesen, wenn er das Uebel an der Wurzel packt und die Ausgaben seines Körpers durch vermehrte Muskelarbeit erhöht. Die Muskelarbeit, die ihm im Berufe versagt ist, muß er außerhalb des Berufes suchen, d. h. im Sport.

Es gibt vermutlich noch andre Gründe, die es dem Menschen verwehren, sich die Muskelarbeit abzugewöhnen, aber fast das einzige, das physiologisch faßbar und analysierbar ist, sind diese Störungen, die von den Verdauungsorganen ausgehen. Diese unbehaglichen Allgemeinempfindungen tragen wesentlich mit dazu bei, den Städter eine Unlust an seiner zivilisierten Lebensweise empfinden und ihm das Leben des Landmannes, das Leben in der Natur als Ideal erscheinen zu lassen. Es mag vermessen erscheinen, scheinbar rein geistige Stimmungen und Gedanken auf körperliche Ursachen zurückführen zu wollen. Aber der Physiologe kann sich hier auf Goethe berufen, der den Mephisto als geistiges Verjüngungsmittel die Muskelarbeit und die Bauernnahrung empfehlen läßt:

„Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei zu haben:
Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang an zu hacken und zu graben;
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise;
Ernähre dich mit ungemischter Speise;
Leb' mit dem Vieh als Vieh und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr' dich zu verjüngen!"

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Das Jahr 1878 fängt an mit der vom Großfürsten Nikolaus aus Bogot gesandten Nachricht, daß General Gurko mit seinem Korps glücklich den Balkan überschritten hat. Sowohl dem Kaiser Alexander als dem Großfürsten sendet Fürst Carol seine telegraphischen Glückwünsche zum Balkanübergang und zur Besetzung von Sofia.

Am Abend des 22. Dezember/3. Januar gibt Fürst Carol in Bukarest ein großes Diner zur Feier der Verleihung des Ordens Pour le mérite, womit der Deutsche Kaiser ihn ausgezeichnet hat. Außer der deutschen Vertretung sind hierzu auch die deutschen Militärärzte eingeladen worden, die nunmehr in ihre Heimat zurückkehren werden. Der Fürst hebt in seinem Toaste auf den Deutschen Kaiser hervor, daß die ihm erwiesene Ehre einen Abglanz auf die ganze rumänische Armee werfe, die sich jederzeit mit Stolz erinnern werde, daß der ruhmreiche Führer des deutschen Heeres ihren Mut anerkannt habe.

Am selben Tage hat Fürst Carol an Kaiser Wilhelm folgenden Brief gesendet:

„Mir fehlen die Worte, um meine tiefe Rührung über die lieben Zeilen zu schildern, mit denen Eure Majestät mir den so wertvollen Orden Pour le mérite gesandt haben! Die Anerkennung, die Eure Majestät als Familienoberhaupt mir selbst in so weiter Ferne haben zuteil werden lassen, ist für mich der schönste Lohn nach einer kampf- und mühevollen Vergangenheit; ich werde stets in treuer Dankbarkeit diesen Orden tragen, dessen Besitz mich mit gerechtem Stolz erfüllen darf.

„Als ich im Jahre 1866 von Eurer Majestät Abschied nahm, drückte Eure Majestät Ihr Bedauern darüber aus, daß ein Hohenzoller sich unter den Halbmond stelle. Diese Worte waren mir ein Stich ins Herz, den ich tief empfand. Damals antwortete ich darauf: „Die Suzeränität des Sultans erkenne ich für den Augenblick zwar an, aber nur, um mich in nicht ferner Zukunft auf würdige Weise von ihr losmachen zu können!“ Elf Jahre sind seither verstrichen, und meine ganze Arbeit, mein ganzes Streben in ihnen war auf dieses eine Ziel gerichtet. Besonders meine junge Armee galt es für diese Arbeit vorzubereiten. Ich folgte dem Beispiele unsrer Vorfahren und unsres heißgeliebten, innig verehrten Familienoberhauptes, indem ich alle meine Arbeitskraft der Wehrmacht meines Landes zuwendete, deren Lebensfähigkeit ich

Digitized by Google

von vornherein anerkannte. Aber oft schien mir die Zeit dabei endlos lang — und neben dem schönen Erfolge ist es mein herrlichster Lohn, daß Eure Majestät mein Streben zu würdigen wissen: mein Heer, das ganze Land ist mit mir stolz darauf.

„Vom Anfang des Krieges an war ich überzeugt, daß Eure Majestät mit Aufmerksamkeit und Teilnahme den Operationen folgen würden. Kaiser Alexander, dessen edlen Charakter und großes Herz ich in dieser Zeit habe schätzen lernen, teilte mir immer die Depeschen Eurer Majestät mit. Als Eure Majestät ihm einen Sieg wie den von Sedan wünschte, sagte ich ihm: „Le jour ne sera pas trop éloigné, où Plewna deviendra un second Sedan, grâce à la persistance de Votre Majesté!" Kaiser Alexander allein war es auch, der nach der dritten Schlacht vor Plewna, als alle ziemlich kleinmütig waren, ein standhaftes Ausharren forderte! . . . Leider ist man heute noch immer nicht an das Ziel der Kampagne gelangt, die bei diesem harten Winter auf große Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen wird.

„Meine Truppen, die, mit Ausnahme einer für die diesseitige Donaulinie bestimmten Division, gegen Widin operieren, kommen in einen Bereich, wo die Lebensmittel noch nicht so erschöpft sind wie im übrigen Nordbulgarien. Vorläufig soll Widin nur zerniert werden, denn eine regelmäßige Belagerung würde in den Wintermonaten schwer durchzuführen sein. Ich bleibe daher in Bukarest, das mich bei meiner Rückkehr auf das herzlichste empfangen hat, und werde mich erst dann, wenn es zur Aktion kommt, nach Calafat resp. Artscher Palanka begeben.

„Gott gebe, daß dieser blutige Krieg bald sein Ende erreicht und daß ein dauerhafter Friede alle unsre Wünsche erfülle und die Länder an der unteren Donau einer neuen kräftigen Entwicklung entgegenführen möge . . ."

Den 28. Dezember/9. Januar sendet Fürst Carol dem Großfürsten Nikolaus folgende Depesche: „A la nouvelle que la Sublime Porte aurait l'intention de traiter directement avec le Grand Quartier Général d'un armistice qui embrasserait en même temps les préliminaires d'une paix définitive, l'opinion publique en Roumanie s'est émue et préoccupée du cours que pourraient prendre des pourparlers où les intérêts du pays seraient en jeu. — Tes sentiments amicaux pour moi et la bienveillance que Tu as témoignée, dès le début de cette guerre, à mon pays, me tranquillisent absolument, et je Te prie d'avoir l'obligeance, quand le moment décisif approchera, de me faire savoir de quelle manière nous pourrons nous entendre sur la participation qui doit être reservé à la Roumanie dans les négociations d'un armistice qui comprendrait déjà les bases de la paix. Cette participation est justifiée par la coopération à la guerre de mon armée, qui a été fière de combattre et de verser son sang à côté de la vaillante Armée Impériale pour une cause commune. — Je m'adresse donc à Toi, malgré les nombreuses occupations qui T'accablent, pour Te prier, de m'aviser

Digitized by Google

en temps opportun, afin que je sois en mesure de T'exposer mes vues relativement aux conditions qui devraient être stipulées en faveur de la Roumanie."

Am 1./13. Januar langen außerordentlich herzliche Antworten des russischen Kaisers und der Großfürsten auf die Glückwunschdepeschen des Fürsten Carol an. — Fürst Gortschakow sagt: „Espérons que le Seigneur nous assistera pour mener à bonne fin l'œuvre à laquelle Votre Altesse a pris une si glorieuse part." — General v. Todleben antwortet aus dem Hauptquartier des Thronfolgers: „Le souvenir de Plewna est pour moi inséparable de celui de Votre Altesse — que Dieu Vous accorde de cueillir les fruits de Vos exploits."

Den 2./14. Januar sendet Fürst Carol den Obersten Arion ins russische Hauptquartier nach Kazanlik, um an den dort stattfindenden Verhandlungen teilzunehmen, und zeigt dies dem Großfürsten Nikolaus telegraphisch an.

Die Instruktionen des Obersten Arion lauteten, daß er darauf bestehen solle: 1. daß bis zum definitiven Friedensschluß die Festungen Nikopoli, Rahowa, Lom-Palanka und Widin sowie das ganze Donauufer zwischen diesen Festungen von rumänischen Truppen besetzt bleibt; 2. daß die vollständige und formale Anerkennung der Unabhängigkeit Rumäniens ausgesprochen wird; 3. daß die türkischen Donaufestungen von Adakaleh im Westen bis zur Mündung im Osten geschleift werden; 4. daß sämtliche Mündungsarme der Donau, denjenigen von St. Georg einbegriffen, wiederum an Rumänien abgetreten werden, entsprechend den alten rumänischen Besitztiteln; 5. daß Rumänien seine Kriegsentschädigung von 100 000 000 Franken zugesprochen wird, bis zu deren Entrichtung Nikopoli, Rahowa, Lom-Palanka und Widin von rumänischen Truppen besetzt bleiben sollen; 6. für den Fall endlich, daß zu den Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen ein Bevollmächtigter Rumäniens nicht zugelassen werden sollte, ist Oberst Arion angewiesen, gegen jegliche Beschlüsse, welche Rumänien betreffen, aber ohne dessen Mitwirkung zustande kommen würden, zu protestieren und sie für null und nichtig zu erklären.

Den 6./18. Januar sendet Fürst Carol dem russischen Kaiser einen Brief, worin er ihn erinnert an die Versicherungen, die er das Glück gehabt habe, aus seinem eignen Munde zu vernehmen — généreuses assurances qui gardent pour mon pays une valeur plus haute, une portée plus élevée que les traités formels. Der Ueberbringer dieses Briefes, der diplomatische Agent General Fürst Jon Ghika, soll in den Petersburger Regierungskreisen dafür wirken, daß der rumänische Delegierte zu den Waffenstillstandsverhandlungen hinzugezogen wird. Da General Ghika während des Feldzuges dem russischen Kaiser attachiert war und dessen Wohlwollen genoß, hoffte man auf günstigen Empfang.

Am 11./23. Februar ist Oberst Arion in Kazanlik angekommen. Großfürst Nikolaus telegraphiert von dort dem Fürsten Carol: „Je Te remercie pour Tes deux lettres confiées au Colonel Arion. Je ne propose à l'accep-

Digitized by Google

tation des Turcs que les bases essentielles de la paix qui m'ont été envoyées de Pétersbourg et dans lesquels les intérêts roumains n'ont pas été oubliés. Dans le cas où nous en viendrons à conclure l'armistice, je T'en ferai aussitôt connaître les dispositions. Pour ce qui est des détails des conditions de paix et des négociations futures, adresse-Toi à Pétersbourg, je ne les connais pas."

Vom 11./23. Januar berichtet Oberst Arion, daß der Großfürst Nikolaus ihn in sehr schmeichelhafter Weise aufgenommen, ihm aber keine Gelegenheit zur Erörterung der Gründe gegeben habe, aus denen seine Teilnahme an den Waffenstillstandsverhandlungen zu rechtfertigen wäre. Herr v. Nelidow sei seinem Ersuchen um Zulassung als Vertreter Rumäniens mit der Erwiderung entgegengetreten, daß die Verhandlungen mit Rumänien in Bukarest oder Petersburg geführt werden sollten, und habe schließlich erklärt, daß hier, wo nur über die aus Petersburg gesandten Bedingungen zu verhandeln sei, könne keine Rede von einem rumänischen Bevollmächtigten sein. Als der Oberst darauf erwiderte, dann würde das, was hier ohne Rumäniens Teilnahme abgeschlossen werde, auch für Rumänien nicht maßgebend sein, schien Herr v. Nelidow sehr verwundert und behauptete, vorausgesetzt zu haben, daß die rumänischen Bedingungen bereits in Poradim zwischen dem Kaiser und dem Minister Bratianu zur Sprache gekommen wären; jedenfalls müsse die rumänische Regierung sich nach Petersburg wenden, von wo die Bedingungen gekommen seien. Herr v. Nelidow erwähnte noch, daß Rußland übrigens nur tue, was Preußen 1871 getan, als es im Namen aller seiner Verbündeten den Frieden verhandelt habe, und Rumäniens Interessen befänden sich in besten Händen. — Auf des Obersten Einwand, daß, bei aller Dankbarkeit für die von Rußland beabsichtigte Fürsorge, Rumänien seine Interessen doch lieber selber vertreten möchte, antwortete Herr v. Nelidow, daß Rumänien die Detailfragen direkt mit der Pforte regeln solle.

Den 13./25. Januar teilt Baron Stuart dem Minister Cogalniceanu mit, daß General Graf Ignatiew sehr bald in Bukarest eintreffen würde, auf seinem Wege ins russische Hauptquartier, und daß man den Fürsten Carol ersuchen möge, Bukarest in diesem Augenblicke nicht zu verlassen, da General Ignatiew einen Brief des Kaisers ihm einzuhändigen habe.

Am 15./27. Januar bringt General Fürst Jon Ghika auf telegraphischem Wege offiziell zur Kenntnis seiner Regierung, daß der Kaiser und sein Kanzler ihm formell ihre Absicht ausgesprochen haben, den rumänischen Teil Bessarabiens zurückzunehmen; zum Ersatz solle Rumänien das Delta der Donau und die Dobrudscha bis Küstendje erhalten. — Als Motive für ihren Entschluß hat die russische Regierung folgendes angeführt: Das betreffende Gebiet ist nicht an Rumänien, sondern an die Moldau zediert worden, nachdem es Rußland durch einen Vertrag entrissen war, von welchem gegenwärtig kaum eine einzige Bestimmung mehr in Kraft geblieben ist als diese eine; es wäre daher nicht gerecht, wenn man

Digitized by Google

verlangte, daß Rußland allein, zu seinem Schaden, diesen Vertrag noch weiter respektiere; außerdem aber ist es für Rußland eine Frage der nationalen Würde und Ehre, dieses Stück Bessarabiens zurückzuerlangen. — General Ghika hatte gegen diese Argumentierung die ab antiquo Rechte der Rumänen geltend gemacht, stieß aber auf eine unerschütterliche Festigkeit der Absicht. Auf seine Frage, ob diese Forderung auf einem Kongresse entschieden oder ob die Verhandlungen direkt zwischen Rußland und Rumänien gepflogen werden sollten, entgegnete man ihm, daß Rußland den letzteren Weg einzuschlagen gedenke, und daß General Ignatiew zu diesem Zwecke sich mit dem Fürsten Carol und seiner Regierung in persönliche Verbindung setzen werde.

Es ist notwendig, die betreffenden Bestimmungen des Pariser Friedens vom 30. März 1856 ihrem Wortlaute nach hier wiederzugeben: Art. 4: S. M. l'Empereur des Français, la Reine du Royaume-Uni de la Grande Bretagne et de l'Irlande, le Roi de Sardaigne, et le Sultan, s'engagent à restituer à S. M. l'Empereur de toutes les Russies les villes et ports de Sevastopol, Balaklava, Kamiesch, Eupatoria, Kertsch, Jeni-Kaleh, Kirnburn, ainsi que tous les autres territoires occupés par les troupes alliées. Art. 20: En échange des villes, ports et territoires énumérés dans l'article 4 du présent Traité, et pour mieux assurer la liberté de la navigation du Danube, S. M. l'Empereur de toutes les Russies consent à la rectification de la Bessarabie. Art. 21: Le territoire cédé par la Russie sera annexé à la Principauté de Moldavie sous la Suzeraineté de la Sublime Porte. — Die Zession der bessarabischen Distrikte und der Donaumündungen ist also durch den Pariser Frieden vom Jahre 1856 nicht aus Rücksicht auf die Vergrößerung der Moldau erflossen, sondern aus politischen Rücksichten der Mächte — als „échange" der von den alliierten Mächten besetzten Territorien und um Rußland von den Donaumündungen fernzuhalten. Sodann wurden die bessarabischen Distrikte durch den Pariser Vertrag von 1856 der Moldau, die damals unter der Suzeränität der Pforte stand und von welcher der Art. 1 der Pariser Konvention vom 19. August 1858 sagt: „Les Principautés de Moldavie et de Valachie, constituées désormais sous la dénomination de Principautés-Unies de Moldavie et de Valachie, demeurent placées sous la Suzeraineté de S. M. le Sultan ..." Die bessarabischen Distrikte wurden also als integrierende Teile Rumäniens anerkannt und blieben auch solche durch die Anerkennung des Fürsten Carol von Hohenzollern als erblichen Fürsten der „Principautés Unies Moldo-Valaques" durch den Sultan am 18. Oktober 1866.

Cogalniceanu hat in einem Telegramm an den rumänischen Vertreter in Petersburg sogleich auf das entschiedenste gegen die Zumutung protestiert, die das russische Kabinett dem rumänischen gestellt hat. Er hat die Konvention vom 4./16. April und alle Gründe moralischer Natur ins Feld geführt und gibt dem General Ghika die Weisung, noch einmal auf das energischste diese Zumutung zurückzuweisen.

Digitized by Google

General Fürst Ghika antwortet, daß Fürst Gortschakow ihm jede Diskussion über die bessarabische Frage mit den Worten abgeschnitten habe: „Welche Argumente Sie auch immer anrufen, unsre Entschlüsse können Sie nicht modifizieren, denn sie sind unerschütterlich, Sie stehen vor einer politischen Notwendigkeit." Er hat dann noch hinzugefügt, daß die rumänische Regierung ihr gefährliches Spiel, die Sendung von Spezialbevollmächtigten an die ausländischen Höfe und die Aufreizung der Bewohner Bessarabiens zu Protestpetitionen, aufgeben solle, denn gefährlich sei dieses Spiel deshalb, weil es den Rumänen die Sympathien des Kaisers entfremde.

Cogalniceanu weist in einer längeren Depesche an den General Ghika die Anschuldigungen des Fürsten Gortschakow gegen die rumänische Regierung zurück. Die letztere habe wegen der bessarabischen Frage keine Agenten ins Ausland gesandt und habe auch keine Petitionen zu ihren Gunsten in dem bedrohten Landesteile hervorgerufen; sie stütze sich einzig und allein auf den Art. 2 der Konvention vom 4./16. April 1877, der ihr die Integrität des rumänischen Territoriums zusichere.

Am 19./31. Januar berichten Jon Bratianu und Cogalniceanu dem Fürsten Carol, daß General Ignatiew angekommen sei und daß derselbe absolut auf der Rückgabe Bessarabiens besteht.

General Ignatiew ist der Ueberbringer eines Briefes des Fürsten Gortschakow an den Minister des Aeußern vom 11./23. Januar folgenden Inhalts: „Sa Majesté l'Empereur a jugé le moment venu d'élucider certaines questions que j'ai déjà été dans le cas d'aborder en termes généraux avec Votre Excellence, en vue de la paix future. C'est dans le but de les écarter que Mon Auguste Maître envoie l'Aide-de-Camp Général Comte Ignatiew à Bucarest. Il vous exposera les vues du Cabinet Impérial. Votre Excellence en connaît déjà la direction générale. Elle sait que nous désirons faire pour la Roumanie tout ce qui nous sera possible sur le terrain diplomatique. Mais Elle sait aussi que nous avons des intérêts et des droits à sauvegarder, sur lesquels nous ne pouvons pas transiger. Ce que nous attendons du Gouvernement Roumain, c'est une appréciation juste et rationnelle de sa situation et de la nôtre. C'est dans cette voie que peuvent se perpetuer et se consolider les traditions qui unissent la Roumanie à la Russie. Votre pays leur doit tout son passé et je crois qu'il y trouvera également son plus solide appui dans l'avenir. Je compte sur la haute intelligence de Votre Excellence et de M. le Président du Conseil, afin de faire prévaloir les vues élevées de l'homme d'état sur les entrainements et les passions de parti, dans un moment qui peut être décisif pour les relations de nos deux pays."

Um 5 Uhr hat General Ignatiew selber Audienz beim Fürsten, dem er folgenden undatierten, nur mit der Ortsangabe „Petersburg" versehenen Brief des Kaisers, worin das Wort „Bessarabien" überhaupt nicht ausgesprochen ist, überbringt: „J'ai confié à Mon Aide-de-Camp le Général Comte Ignatiew

Digitized by Google

la mission de s'expliquer nettement avec les Ministres de Votre Altesse sur quelques questions que se rattachent à l'éventualité de négociations de paix. Le Comte Ignatiew connaît ma pensée, les sentiments d'affection qui m'unissent à Votre Altesse, et l'intérêt sympathique que je porte à la Roumanie. C'est dans cet esprit qu'il a pour instructions de rechercher une entente. Je crois que la Roumanie y trouvera dans l'avenir, comme dans le passé, le meilleur gage de sa sécurité et de sa prospérité, je compte fermement sur le concours personnel de Votre Altesse afin d'écarter les obstacles que des considérations de parti pourraient y apporter. — Je prie Votre Altesse de recevoir l'assurance de ma sincère affection. — Alexandre."

Auch Graf Ignatiew erwähnt den heiklen Punkt nicht. Erst als der Fürst selbst ihn fragt, ob Rußland die Frage der Grenzberichtigung aufzuwerfen gedenkt, erwidert er, daß der Kaiser persönlich darauf halte, Bessarabien wieder an Rußland zu bringen. — Fürst Carol vermag sich dieser Auffassung nicht anzuschließen, sondern spricht seine Ueberzeugung aus, daß es eine, nicht vom Kaiser ausgehende, einflußreiche politische Strömung ist, die auf dieses Ziel hinarbeitet und es liebt, dabei die Person des Kaisers vorzuschieben. Er werde an den Kaiser schreiben, denn er könne seine Einwilligung zur Abtretung Bessarabiens nicht geben. Bei dieser Erklärung bleibt der Fürst, wie eifrig auch Graf Ignatiew zu beweisen versucht, daß der Eintausch der Dobrudscha lediglich ein Gewinn für Rumänien sei. — Ignatiew wird von Bukarest aus sich ins russische Hauptquartier begeben, um die weiteren Verhandlungen mit der Türkei zu führen; eine Waffenruhe wird schon vorher eintreten, während die eigentlichen Präliminarien erst in acht Tagen ratifiziert werden sollen. Zu den Bedingungen gehört, daß russische Truppen bis auf die Höhe von Konstantinopel marschieren und dieselbe besetzt halten. Bis $^1/_2$7 Uhr bleibt Graf Ignatiew beim Fürsten und teilt ihm die Friedensbedingungen mit und auch, daß später eine Konferenz stattfinden soll.

Abends berät Fürst Carol sich mit Bratianu über die Maßregeln, welche angesichts der Schwierigkeit der Lage zu ergreifen seien.

Den 20. Januar/1. Februar empfängt Fürst Carol seinen Minister des Aeußern Cogalniceanu. Als dieser die Ansicht äußert, man müsse die öffentliche Meinung auf den Verlust Bessarabiens vorbereiten, er habe dieses Unglück schon lange kommen sehen, betont ihm der Fürst seine Ueberzeugung, daß nicht nachgegeben werden dürfe, solange noch zur Abwehr dieses Verlustes nicht alle Mittel erschöpft seien — er gedenke sich in dieser Angelegenheit an den Kaiser persönlich zu wenden.

Am Abend speist Graf Ignatiew bei dem Fürstenpaar. Seine Unterhaltung ist lebhaft und geistreich, mit einer Fülle von Anekdoten gewürzt. Gleichsam absichtslos berührt er während des Mahles — die Möglichkeit der Wahl des Fürsten Carol für den bulgarischen Fürstenstuhl und fragt sogar, wie der Fürst sich dieser Eventualität gegenüber verhalten würde. Fürst Carol antwortet ausweichend und wirft ein andres Gesprächsthema auf, um auf die Frage nicht

Digitized by Google

einzugehen. — Ueber den Waffenstillstand meint Ignatiew, daß er erst unterzeichnet würde, wenn die Russen vor Konstantinopel ständen. — Er geht dann zur bessarabischen Frage über und sagt, er habe den Eindruck erhalten, es seien die Minister des Fürsten eher zu einem Tausche geneigt als Fürst Carol persönlich. Letzterer entgegnet ernst, daß seine Minister mit ihm die ungeheure Schwere der Verantwortung fühlten, und verbreitet sich ausführlich über die innere und äußere Lage, wie sie sich nach der Abtretung Bessarabiens für ihn und sein Land gestalten würde.

General Ignatiew reiste am 21. Januar/2. Februar weiter nach Adrianopel.

Am 20. Januar/1. Februar sendet Fürst Carol folgenden Brief an den russischen Kaiser nach Petersburg ab:

„Le Général Ignatiew m'a remis la lettre que Votre Majesté m'a fait l'honneur de m'adresser, et m'a entretenu du désir du Gouvernement Impérial de voir s'effectuer, à l'occasion de la paix, certaines modifications territoriales.

„Votre Majesté sait combien je serai toujours heureux de Lui être personnellement agréable, et combien je suis fier d'avoir pu, au cours des derniers événements, prouver, dans la mesure de mes faibles moyens, ma déférence aux désirs de Votre Majesté. Le passé est donc un sûr garant de mes dispositions à rechercher et à trouver les solutions qui seraient de nature à tout concilier.

„Les questions de rectifications de frontières sont toujours des plus délicates, car elles touchent de près les susceptibilités nationales et méritent ainsi une solution toute particulière.

„C'est donc mon devoir de ne pas dissimuler à Votre Majesté quelles difficultés rencontrerait en Roumanie la proposition de certains changements.

„Confiant dans la magnanimité dont Votre Majesté a donné des preuves si éclatantes quand Elle a pris en main la défense des nationalités opprimées de l'Orient, et qu'Elle a su, par les brillantes victoires de Ses armées, assurer le succès de la grande cause dont le triomphe a été poursuivi avec une si généreuse persistance par les Souverains de la Russie — confiant aussi dans les précieuses assurances que j'ai eu le bonheur de recueillir de la bouche de Votre Majesté, j'ose espérer que le Gouvernement de Votre Majesté trouvera une solution, qui n'amoindrirait pas la dignité de la Roumanie et sauvegarderait ses intérêts.

„Votre Majesté verra s'accroître encore, s'il est possible, les sentiments de reconnaissance et dévouement dont les cœurs roumains sont remplis envers Son Auguste Personne."

Aus Adrianopel trifft folgendes Telegramm des Großfürsten Nikolaus vom 19./31. Januar an den Fürsten Carol ein: „Je félicite de l'heureuse issue de la guerre. Les bases de paix proposées par nous, ayant été acceptées par la Porte, un armistice a été signé pour la durée des négociations de

Digitized by Google

paix; je Te prie en conséquence de faire cesser immédiatement les opérations militaires et de Te préparer à faire occuper par Tes troupes Vidin et Belgradjik, qui doivent entre autres nous être livrés par les Turcs; les détails d'armistice et l'époque d'évacuation seront envoyés par courier."

Den 23. Januar/4. Februar ist Ministerrat beim Fürsten Carol, in welchem die folgende Depesche an den Großfürsten Nikolaus beschlossen wird: „J'ai reçu la dépêche par laquelle Votre Altesse Impériale m'annonce la conclusion de l'armistice; avant tout je viens La féliciter du fond de mon cœur ainsi que la vaillante Armée Impériale, pour les brillants succès et pour les glorieux résultats obtenus. Je regrette vivement qu'on n'ait pas tenu compte à St. Pétersbourg de notre prière, que le Délégué Roumain participe à la conclusion en qualité de Représentant d'une nation belligérante et alliée. Ceci met mon Gouvernement dans une position fort difficile vis-à-vis du pays. Tout en faisant mes réserves sur cette exclusion non-méritée, je donnerai l'ordre de préparer l'occupation de Vidin et de Belgradjik, et que je tiendrai en gage ces forteresses et les autres villes du littoral du Danube jusqu'au payement des frais de guerre et des dédommagements que la Turquie doit à la Roumanie."

In der Kammer wird am 24. Januar/5. Februar folgende Motion einstimmig angenommen: „Nachdem die Kammer durch eine ministerielle Erklärung Kenntnis erhalten hat von der Absicht Rußlands, einen Teil des rumänischen Territoriums gegen ein Stück Landes jenseits der Donau einzutauschen, beschließt sie folgende Resolution: In Anbetracht dessen, daß die Integrität Rumäniens durch die Großmächte garantiert ist, in Anbetracht dessen, daß speziell Rußland durch die Konvention vom 1. April 1877 diese Integrität nochmals garantiert hat, indem der Art. 2 der Konvention lautet: „Damit für Rumänien keinerlei Unannehmlichkeit oder Gefahr aus dem Durchzuge der russischen Truppen erwachse, verpflichtet sich die Regierung Seiner Majestät des Kaisers aller Reußen, die politischen Rechte des rumänischen Staates aufrechtzuerhalten und Sorge zu tragen, daß dieselben so geachtet werden, wie es die Landesgesetze und die bestehenden Verträge erfordern; ferner verpflichtet sich die Regierung Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, die dermalige Integrität Rumäniens aufrechtzuerhalten und zu beschützen;" in Erwägung, daß Rumänien den aus dieser Konvention erwachsenen Verpflichtungen treu nachgekommen ist, und in der vollen Ueberzeugung von dem hohen Gerechtigkeitsgefühl Seiner Majestät des Kaisers von Rußland; in Erwägung der großen Opfer, auch der Opfer an Blut, die das Land für die Wahrung seines Besitzstandes und die Festigung seiner Unabhängigkeit gebracht hat, in Erwägung, daß ein unabhängiges und in sich gleichartiges Rumänien ebensosehr den Interessen seiner Nachbarn wie denen von ganz Europa entspricht, erklärt die Versammlung, daß sie entschlossen ist, die Unverletzlichkeit des Territoriums Rumäniens aufrechtzuerhalten und die

Digitized by Google

Entfremdung eines Teiles desselben unter keinerlei Beziehung und gegen keinerlei Kompensation oder Entschädigung zuzulassen."

Der Ministerpräsident teilt der Versammlung mit, daß auch der Senat einstimmig sich dem Votum der Deputiertenkammer angeschlossen hat.

General Fürst Jon Ghika telegraphiert noch einmal aus Petersburg, daß für ihn aus der letzten Unterredung mit dem Fürsten Gortschakow hervorgehe: erstens, daß man Bessarabien auf jeden Fall nehmen und Rumänien, wenn es widerstrebe, einfach keine territoriale Entschädigung dafür geben werde, zweitens, daß man diese Abtretung von der Türkei verlangen werde, da ganz Rumänien, also auch das rumänische Bessarabien, ein integrierender Bestandteil der Türkei sei. Uebrigens hat das Votum der rumänischen Kammern die kaiserliche Regierung sehr irritiert.

Den 27. Januar/8. Februar schreibt Fürst Carol dem Deutschen Kaiser folgenden Brief:

„Vertrauensvoll wende ich mich an Eure Majestät in dem Augenblicke, wo nach dem blutigen Kriege die Friedensverhandlungen beginnen und an uns eine schwerwiegende Frage herantritt, deren Auftauchen wir nach dem Einmarsch meiner Armee in Bulgarien nicht mehr für möglich halten konnten.

„Der Vertrag, der den Durchzug des russischen Heeres durch Rumänien regelt, garantiert uns die Integrität unseres Territoriums. Dies war das einzige, was wir von Rußland verlangten, während das ganze Land alles aufbot, was in seinen Kräften lag, um den Aufmarsch und die Operationen der russischen Armee zu erleichtern. Nicht gering war daher unsre Ueberraschung, als General Ignatiew auf seiner Durchreise durch Bukarest offen die Frage der Rückgabe der drei bessarabischen Distrikte uns zur Erwägung vorlegte und Kompensation auf dem rechten Donauufer in Aussicht stellte. In einem Schreiben, das er mir im Auftrage Kaiser Alexanders übergab, wird die Sache nicht direkt erwähnt, sondern nur in allgemeinen Ausdrücken die Regelung verschiedener Fragen angedeutet. Ich machte den General Ignatiew auf die große Schwierigkeit aufmerksam, der eine Grenzregulierung im Lande begegnen würde, und schrieb gleichzeitig an den Kaiser Alexander, der niemals mit mir über diese Angelegenheit gesprochen hat, um ihn zu bitten, daß seine Regierung eine Lösung suchen möchte, durch welche die öffentliche Meinung nicht zu sehr verletzt würde.

„Ich wage zu hoffen, daß Eure Majestät mir in diesem kritischen Augenblicke Ihr warmes Interesse nicht versagen werden, denn ich kann Eurer Majestät nicht verhehlen, daß die Aufregung über die von Rußland gestellte Zumutung einen hohen Grad erreicht hat, und ich nur mit Mühe die erhitzten Gemüter von gewaltsamen Aeußerungen und Handlungen zurückhalten kann. Es werden schon Vorwürfe laut, warum meine Regierung beim Donauübergange nicht von neuem die Integrität unseres Territoriums von Rußland verlangt hätte. Ich fand es damals ritterlicher, ohne Bedingungen in die Aktion einzutreten und nicht den Augenblick, wo das Glück den russischen Waffen ungünstig war, zu

Digitized by Google

einem solchen Handel zu benützen. Damals wie heute noch vertraue ich fest auf den edlen Charakter des Kaisers Alexander, daß er eine Idee aufgeben wird, die Rußland geringen Nutzen bringen, mich und mein Land aber in die peinlichste Lage versetzen wird.

„Möge Eure Majestät mit Nachsicht beurteilen, daß ich es gewagt habe, mich in dieser heiklen Angelegenheit an Eure Majestät zu wenden, ich halte es aber für meine Pflicht, meinem Lande gegenüber alles getan zu haben, was eine Schmälerung seiner Interessen abwenden könnte.

„Im festen Vertrauen auf die liebevolle Teilnahme, die Eure Majestät mir stets und namentlich in ernsten Augenblicken bewiesen, verbleibe ich usw."

Den 2./14. Februar teilt Cogalniceanu dem Fürsten Carol die Noten mit, die er über die Anerkennung der rumänischen Unabhängigkeit an die Großmächte und auch an die Hohe Pforte richtet.

In ersterer greift er auf die Note vom 22. Mai/3. Juni zurück, worin den Kabinetten mitgeteilt worden war, daß Rumänien, der unwiderstehlichen nationalen Bewegung folgend, seine Unabhängigkeit proklamiert habe, daß es aber die Anerkennung dieses Schrittes für den Augenblick nicht erbitte, sondern nur die Mächte ersuche, ihm bis zur entscheidenden Stunde ihr traditionelles Wohlwollen zu bewahren. Diese entscheidende Stunde sei jetzt gekommen, wo die Mächte sich über die Neuordnung der Dinge im Orient auszusprechen hätten, und Rumänien hoffe, nachdem es mit den Waffen in der Hand die von ihm proklamierte Unabhängigkeit besiegelt habe, daß es nunmehr für würdig erachtet werde, in die große europäische Familie einzutreten. Es erwarte darum, von den Großmächten in den Stand gesetzt zu werden, seine Mission an der unteren Donau zu erfüllen. Außerdem ersucht die rumänische Regierung die Mächte, daß sie an der künftigen Konferenz einen rumänischen Delegierten zulassen möchten, damit derselbe vor dem europäischen Areopag die neuen Bedürfnisse Rumäniens, die durch die politische Umwandlung entstanden seien, vertreten könne.

Die für Konstantinopel bestimmte Note drückt den Wunsch der rumänischen Regierung nach Wiederherstellung freundschaftlicher Beziehungen zur Hohen Pforte aus. Sie gibt einen kurzen Rückblick auf die Gründe, durch welche Rumänien in die kriegerische Aktion hineingetrieben worden, spricht anerkennend von dem auf beiden Seiten bewiesenen Heldenmut und Patriotismus und weist dann nach, einerseits, daß ein zu selbständigem Leben sich entwickelndes Rumänien notwendig zur Lösung seines Vasallenverhältnisses gelangen mußte, anderseits, daß mit der spontanen Anerkennung der bereits tatsächlich vorhandenen Unabhängigkeit durch die Türkei zwischen dieser und Rumänien ein Band geschaffen werden würde, welches fester und wertvoller wäre als jenes soeben gerissene, welches nun der Vergangenheit angehöre.

Cogalniceanu hat ferner ein langes Antwortschreiben auf den durch Graf Ignatiew ihm überbrachten Brief des Fürsten Gortschakow verfaßt. Die Verzögerung dieser Antwort entschuldigt er damit, daß er hätte abwarten müssen, bis die kompetenten Staatsgewalten gesprochen, die in so schweren Umständen

Digitized by Google

die einzigen sicheren Wegweiser einer Regierung seien. Dann fährt er fort: „Bien que l'indépendance de notre pays n'ait pas encore obtenu la consécration de l'Europe, nous nous sommes rendu compte, avec ce sentiment profond de dignité d'un peuple qui a conscience de lui-même, qu'aucune partie du sol, proclamé la veille indépendant, ne pouvait être le lendemain, du consentement de la nation, distraite de notre patrimoine. Les propositions du Général Ignatiew ont été d'ailleurs présentées d'une manière si inattendue que tous — Souverain, Ministres et Nation — nous avons été comme frappés d'une douloureuse surprise. Nul ne pensait que la Roumanie, pour prix de ses services, de ses efforts et de ses peines, gagnerait de perdre une portion de son territoire, que l'agrandissement justement espéré dût se convertir en morcellement, et la récompense méritée tourner brusquement à un cruel sacrifice. — Il me souvient, et je reconnais qu'un début de la guerre, avant que nous n'eussions été appelés à un concours militaire effectif, Votre Altesse m'avait parlé d'une retrocession de la Bessarabie en termes généraux. Mais Votre Altesse se rappellera comme moi, qu'Elle n'a même pas posé la question, puisqu'Elle ne m'a pas demandé de réponse. Cette idée, sur laquelle Votre Altesse n'a pas insisté, pouvait dès lors passer pour une simple échappée de conversation, pour une de ces mille hypothèses qui surgissent et tombent, naissent et meurent dans l'espace d'un entretien. — Depuis, et durant un séjour de six mois à Bucarest, toute allusion à ce sujet a été évitée, et Votre Altesse n'a plus touché mot à cet égard, ni au Prince, ni aux Ministres, ni aux hommes politiques, qui, sans s'occuper activement des affaires en ce moment, ne laissent pas de s'en préoccuper toujours.“ Hierauf erwähnt Cogalniceanu die Verheißungen, welche Kaiser und Großfürst im Hauptquartier so oft für die Zukunft Rumäniens gemacht hätten, dessen Stellung als „état belligérant et allié“ sie offiziell anerkannt und bezeugt hätten. Er erwähnt ferner die „généreuses paroles“, die der Kaiser noch im Augenblicke seiner Abreise aus Rumänien in Jassy an ihn gerichtet habe: „Que les Roumains pouvaient dans l'avenir compter, en toute occasion, sur son sympathique et puissant appui.“ Wie furchtbar sei hernach das Erwachen gewesen! Nach den schönsten Träumen sei am Tage der Abrechnung Rumänien vollkommen beiseite geschoben worden! In Kazanlik zu den Verhandlungen nicht zugelassen, sondern nach Petersburg gewiesen, von Petersburg aber auf den General Ignatiew vertröstet, habe es aus dessen Munde endlich sein Schicksal vernommen, und in heftigem und gerechtfertigtem Ausbruche habe sich die empörte öffentliche Meinung Luft gemacht und hätten alle Parteien sich vereinigt, um einstimmig das Ansinnen Rußlands zurückzuweisen! Das Schreiben schließt mit der Bitte, das Kammervotum, das er nicht zu rechtfertigen brauche, denn es sei gerecht, nicht als eine russenfeindliche Manifestation aufzufassen oder als einen „manque de respect à la personne de Sa Majesté l'Empereur“. „Notre attitude passée garantit assez la réalité de ce que nous éprouvons pour le Grand Empire et pour le

Digitized by Google

magnanime Libérateur de l'Orient Chrétien. Nous nous sommes montrés et nous restons des alliés fidèles et loyaux."

Ein am 20. Januar/1. Februar abgefaßter Bericht des Obersten Arion an den Fürsten Carol bedauert, so wenig haben ausrichten zu können. Schon am Vormittage des 19./31. Januar hatte der Oberst indirekt in Erfahrung gebracht, daß die Verhandlungen über alle Hauptpunkte der Friedenspräliminarien abgeschlossen seien, und daß die letzte Zusammenkunft um 5 Uhr nachmittags nur noch den Zweck habe, die neutrale Zone für die Dauer des Waffenstillstands festzusetzen. Nachdem dann auch dieses geschehen, wurde die Einstellung der Feindseligkeiten offiziell verkündet und gefeiert. Am 20. Januar/1. Februar wurde ein Tedeum abgehalten, und beim Großfürsten fand ein Festmahl statt, nach welchem Nelidow aus eignem Antriebe dem Obersten Mitteilung von den Punkten der Friedenspräliminarien machte, welche Rumänien betreffen. Unter den fünf Artikeln der Präliminarien befindet sich einer, der die absolute Unabhängigkeit Rumäniens, Serbiens und Montenegros, sowie eine bedeutende Entschädigung für Rumänien verlangt. Nelidow fügte hinzu, daß Rußland, welches faktisch die Unabhängigkeit Rumäniens anerkannt habe, dies auch von den andern Mächten verlangen werde, ebenso die Notwendigkeit einer Kriegsentschädigung. Wie groß diese sein solle, werde in einer späteren Konferenz, an welcher General Ignatiew und rumänische Delegierte teilnehmen sollten, festgestellt werden. Von den übrigen Friedensbedingungen läßt sich immer noch nichts Sicheres melden, da sie geheimgehalten werden; doch heißt es, daß Bulgarien als tributäres Fürstentum eine autonome Verwaltung unter einem eignen Fürsten erhalten werde; außerdem Schleifung der Donaufestungen und Erzerums, Abtretung von Batum und Kars an Rußland usw.

Der Großfürst Nikolaus sendet dem Fürsten Carol einen aus Adrianopel datierten Brief vom 21. Januar/2. Februar folgenden Inhalts: „Je crois devoir transmettre ci-après à Votre Altesse un exemplaire de la Convention d'Armistice qui a été signée hier entre mes délégués et ceux de la Sublime Porte. Ainsi que je Vous en ai informé précédemment, la conclusion de cet acte n'a pu s'effectuer qu'après l'acceptation par les Plénipotentiaires Ottomans, envoyés à mon Quartier Général, des bases de paix qui m'ont été transmises de St. Pétersbourg. Les intérêts de la Roumanie y trouveront une juste satisfaction par la reconnaissance de son indépendance de la part de la Porte, et par un dédommagement territorial qui lui est assuré en principe. Quant aux détails de ces arrangements, je les ignore entièrement et ne puis qu'engager Votre Altesse de s'adresser au Cabinet Impérial ou bien de s'aboucher avec l'Aide-de-Camp Général Comte Ignatiew, dont l'arrivée au Quartier-Général pour les négociations des Préliminaires de Paix m'est annoncée par Sa Majesté l'Empereur. — Je prierai en attendant Votre Altesse de vouloir bien donner les ordres nécessaires, pour que les stipulations de l'armistice,

Digitized by Google

en tant qu'elles se rapportent à l'Armée Roumaine, soient immédiatement mises à exécution et fidèlement observées. Ainsi toutes les opérations militaires devront être suspendues sans retard, et les Turcs seront autorisés à évacuer les places fortes de Vidin et de Belgradjik, qui auront à être occupées par nos troupes. Je prie en conséquence Votre Altesse de vouloir bien faire occuper provisoirement ces places par les détachements de troupes roumaines aux conditions énoncées dans la Convention d'Armistice. — Heureux d'une pareille issue de cette guerre, où une confraternité d'armes a établi des liens nouveaux entre la Russie et la Roumanie, je m'empresse de Vous offrir, Monseigneur, mes très sincères félicitations, et d'y ajouter l'expression des vœux chaleureux qu je ne cesse de former pour le bonheur de Votre Altesse et la prospérité de la Roumanie."

Den 8./20. Februar schreibt Fürst Karl Anton von Hohenzollern dem Fürsten Carol: „Mehr als je bin ich geistig in Deiner Nähe, angesichts der schweren Krisis, welche Dynastie und Land Rumäniens in diesem Augenblick zu bestehen haben. Solange Du jenseits der Donau und vor Plewna standest, war ich weniger besorgt als jetzt, denn an der Spitze einer tapferen Armee kann auch der Fürst eines kleinen Landes der schlimmsten Lage gewachsen sein, während er in den Kämpfen am grünen Tische immer Gefahr läuft, als der schwächere Teil vergewaltigt zu werden! Wenn es auch erklärlich ist, daß Rußland sich von allen Konsequenzen des Pariser Friedens lossagen möchte, so ist doch kaum verständlich, daß es einem Lande eine Demütigung zufügen will, welches mit Gut und Blut ihm treulich ausharrend zur Seite stand. Die Haltung der rumänischen Kammern gegen den russischen Anspruch auf Abtretung des durch feierliche Staatsverträge einverleibten Donau-Bessarabiens war eine würdige und gebotene, konnte indessen nur einen moralischen Druck ausüben, weil materieller Widerstand ja Unvernunft gewesen wäre. Wie die politischen Verhältnisse heute liegen, ist für Rumänien nirgends Aussicht auf Unterstützung vorhanden. Rußland wird infolgedessen alles erreichen, was es will, und jedermann wird es begreiflich finden müssen, wenn Rumänien, um sich nach der russischen Seite hin seine völlige Unabhängigkeit zu erringen, dem Unvermeidlichen sich fügt. Das angebotene Stück der unproduktiven Dobrudscha ist zwar kein Ersatz für die Abtretung Bessarabiens, aber immerhin annehmbar, wenn Küstendsche mit in den Tausch fällt, ja, die Erlangung dieses Hafens am Schwarzen Meer wäre vielleicht von größter Bedeutung für die Zukunft des aufblühenden rumänischen Handels! Conditio sine qua non für die Einverleibung eines rechtsufrigen Landstrichs muß aber die Schleifung der Donaufestungen sein, denn ein autonomes Bulgarien bedarf an seiner Nordgrenze keines Festungsschutzes, während bei veränderter und verschobener Zeitlage diese Festungen für Rumänien sogar eine Gefahr bilden

Digitized by Google

würden, da sie in Kriegszeiten zu ebenso vielen Ausfallstoren werden könnten. Für Dich handelt es sich jetzt lediglich darum, ehrenhaft und gekräftigt aus der Krise hervorzugehen, unabhängig nach innen, namentlich aber nach außen, emanzipiert von jedem Protektorat, unter welcher Form es sich auch geltend machen dürfte, und rein unter die hoffentlich wiederkehrende Garantie des europäischen Staatsrechts gestellt ..."

Den 9./21. Februar antwortet Fürst Carol seinem Vater:

„Wir leben in einer Aufregung und Sorge, die selbst den Stärksten aufreiben könnte; ich bin von Geschäften erdrückt und habe fast weniger unter all den Strapazen und Entbehrungen des furchtbaren Krieges gelitten als unter der jetzigen Zeit. Die bessarabische Frage hat hier eine ungeheure Aufregung hervorgerufen; wir müssen bei den Protesten alles vermeiden, was Rußland verletzen könnte. Doch durfte ich persönlich nicht unterlassen, Ignatiew zu sagen, daß mich die Absicht Rußlands, seinem Alliierten ein Stück seines Landes zu nehmen, sehr befremden müsse, und daß die in Aussicht gestellte Kompensation wenig Eindruck auf mich mache; die Unabhängigkeit hätten wir uns mit unserem Blute erkauft und verdanken sie demnach uns allein. Nach dieser Unterredung mit Ignatiew machte ich brieflich den Kaiser Alexander und einige Tage später auch den Kaiser Wilhelm auf meine schwierige Lage und die Aufregung im Lande aufmerksam und habe noch keine Antwort. Vor einigen Tagen kamen die jungen Großfürsten hier durch und dejeunierten bei uns. Nach ihrer Abreise sandte ich dem Kaiser eine Depesche, welche mit den Worten schloß: „Je compte sur Votre Majesté dans ces moments difficiles." Am nächsten Tage bekam ich eine herzliche Antwort, die folgendermaßen endigte: „Que Dieu nous vienne en aide pour éviter de nouvelles complications." Danach wäre die Situation keineswegs heiter. Ich bin zwar überzeugt, daß der Krieg definitiv zu Ende ist, die Unterhandlungen resp. die Konferenz werden sich aber so in die Länge ziehen, daß man monatelang in der größten Ungewißheit leben wird. Was unsre Frage betrifft, so glaube ich nicht, daß wir uns Illusionen machen dürfen; Rußland wird uns unter stillschweigender Zustimmung Europas die bessarabischen Distrikte nehmen; ich aber werde zuvor alle Mittel versuchen, namentlich beim Kaiser Alexander, der in dieser Sache sein letztes Wort noch nicht gesprochen hat. In St. Petersburg ist man gegen uns aufgebracht, da man von Rumänien einen so energischen Widerstand nicht erwartet hatte. Unser nächstes Augenmerk haben wir auf die baldige und vollständige Räumung des Landes durch russische Truppen gerichtet. Da jedoch die Okkupation Bulgariens zwei Jahre dauern wird, so wird die russische Heeresleitung es als selbstverständlich ansehen, daß ihre Etappenstraße durch Rumänien geht ...

„Deine lieben Briefe mit ihrer klaren, richtigen Auffassung der Dinge haben mir große Freude bereitet. Deine Ansichten stimmen vollkommen mit den meinigen überein. In diesem Kriege konnten wir keine andre Haltung annehmen als die, welche wir gehabt haben, um unser Prestige zu wahren und unsre militärische

Digitized by Google

Kraft zu zeigen. Die Anerkennung unsrer Unabhängigkeit seitens der Großmächte und der Türkei haben wir durch identische Noten verlangt. Ich weiß nicht, warum die Mächte zögern, dieselbe auszusprechen; Italien ist darin liberaler, und ich sehe in der Absendung einer italienischen Mission eine indirekte Anerkennung . . ."

Den 12./24. Februar sind die rumänischen Truppen in Widin und Belgradjik eingerückt, und die Türken haben sich beeilt, allen ihren Wünschen auf das zuvorkommenste zu begegnen. Zwischen Isset-Pascha und General Manu, im Namen des rumänischen Oberkommandos, wurde am 11./23. Februar Militärkonvention abgeschlossen.

Am 19. Februar/3. März telegraphiert der Großfürst Nikolaus aus San Stefano dem Fürsten Carol: „C'est avec joie et plaisir que je T'annonce que la Paix vient d'être signée." — Auch General Ignatiew kündigt den Abschluß der Friedensverhandlungen telegraphisch dem Fürsten und dem Ministerpräsidenten Bratianu an.

Von den Bedingungen dieses Friedens verlautet noch nichts.

Der russische Generalkonsul Baron Stuart übermittelt dem Minister des Aeußern Cogalniceanu eine Abschrift des folgenden Telegramms, worin der Großfürst Nikolaus seinem kaiserlichen Bruder den Abschluß der Friedensverhandlungen mitteilt: „J'ai le bonheur de féliciter Votre Majesté à l'occassion de la Signature de la Paix. Le Bon Dieu a voulu permettre que la grande œuvre entreprise par Votre Majesté soit couronnée le jour de l'émancipation des paysans. A cette date Vous avez consommé la délivrance des Chrétiens du joug des Ottomans."

Am 20. Februar/4. März antwortet Fürst Carol dem Großfürsten nach San Stefano; er enthält sich dabei jeder Aeußerung über das Verhältnis Rumäniens zu dem ohne seine Mitwirkung zustande gekommenen Frieden: „Je Te remercie pour Ton aimable communication de la Signature de la Paix. Accepte, je Te prie, mes sincères félicitations et les vœux que je forme pour que cette paix soit heureuse et durable pour la Russie!"

General Ghika hat wiederum eine Unterredung in der bessarabischen Frage mit dem Reichskanzler Fürsten Gortschakow gehabt, der ihm versicherte, daß es für Rumänien vollkommen überflüssig sei, sich zu beschweren und Klage zu führen; die Rückgewinnung der drei bessarabischen Distrikte sei des Kaisers unerschütterlicher Wille. Rußland wolle hierüber direkt mit Rumänien unterhandeln; wenn aber letzteres nicht nachgebe, würde Rußland ihm das fragliche Gebiet einfach entreißen, ohne jede Kompensation. Eine andre Wahl habe Rumänien nicht, da ein Versuch bewaffneten Widerstandes vergeblich und für die nationale Existenz Rumäniens gefährlich sein würde. Was übrigens den Art. 2 der Konvention vom April 1877 angeht, auf den Rumänien sich, da er ihm die Integrität seines Besitzstandes zusichert, in der bessarabischen Frage

Digitized by Google

beruft, so hat Fürst Gortschakow dem Fürsten Ghika folgende eigenartige Auslegung gegeben: In diesem Artikel habe Rußland, als es die Konvention angesichts eines mit der Türkei zu führenden Krieges geschlossen, nur dazu sich verpflichtet, der Türkei gegenüber Rumäniens Besitzstand zu gewährleisten; auf Rußland selber und sein Verhältnis zu Rumänien beziehe sich der Artikel nicht; Rußland habe sich durch ihn in seinen eignen Ansprüchen durchaus nicht gebunden noch zu irgend etwas verpflichtet.

Endlich ist der Wortlaut des Friedensvertrages von San Stefano am 9./21. März zur Kenntnis der rumänischen Regierung gelangt durch eine Nummer des „Journal de Saint Pétersbourg", welche General Ghika seiner Regierung übersendet hat.

Der einzige Artikel dieses Vertrages, der sich direkt auf Rumänien bezieht, ist der Art. V: „La Sublime Porte reconnaît l'Indépendance de la Roumanie, qui fera valoir ses droits à une indemnité à débattre entre les deux parties. Jusqu'à la conclusion d'un Traité direct entre la Turquie et la Roumanie, les sujets roumains jouiront en Turquie de tous les droits garantis aux sujets des autres Puissances."

Die ersten vier Artikel beschäftigen sich mit Montenegro und Serbien; beide erhalten ihre Unabhängigkeit und Grenzerweiterungen.

Die Art. VI und VII bestimmen, daß Bulgarien ein tributpflichtiges autonomes Fürstentum mit christlicher Regierung und nationaler Miliz wird; seine Grenzen sollen durch eine türkisch-russische Kommission festgesetzt werden.

Art. VIII handelt über die Besetzung Bulgariens:

„L'armée ottomane ne séjournera plus en Bulgarie, et toutes les anciennes forteresses seront rasées aux frais du Gouvernement local. La Sublime Porte aura le droit à sa guise du matériel de guerre et d'autres objets appartenant au Gouvernement Ottoman, et qui seraient restés dans les forteresses du Danube déjà évacuées en vertu de l'armistice du 19/31 Janvier, ainsi que de ceux qui se trouveraient dans les places fortes de Schoumla et de Varna.

„Jusqu'à la formation complète d'une milice indigène suffisante pour le maintien de l'ordre, de la sécurité et de la tranquillité, dont le chiffre sera fixé plus tard par une entente entre le Gouvernement Ottoman et le Cabinet Impérial de Russie, des troupes russes occuperont le pays et prêteront main-forte au Commissaire en cas de besoin. Cette occupation sera limitée également au terme approximatif de deux annés.

„L'effectif du corps d'occupation russe, composé de 6 divisions d'infanterie et de 2 de cavalerie, séjournera en Bulgarie, après l'évacuation de la Turquie par l'Armée Impériale, n'excédera pas 50 000 hommes. Il sera entretenu aux frais du pays occupé. Les Troupes d'Occupation Russes en Bulgarie conserveront leurs communications

Digitized by Google

avec la Russie non seulement par la Roumanie, mais aussi par les ports de la Mer Noire, Varna et Bourgas, où elles pourront organiser, pour la durée de l'occupation, les dépôts nécessaires.

Die Art. XII und XIII handeln von der Schleifung der Donaufestungen, den Rechten der Internationalen Kommission der unteren Donau und der Wiederherstellung der Schiffahrt an der Sulinamündung.

Art. XIX handelt von der an Rußland zu entrichtenden Kriegsentschädigung von 1410000000 Rubel.

Infolge des „embarras financiers de la Turquie" bewilligt der Kaiser von Rußland „à remplacer le payement de la plus grande partie des sommes énumérées par les cessions territoriales suivantes: a) Le Sandjak de Toultcha, c'est-à-dire les districts de Kilia, Soulina, Mahmoudié, Isaktcha, Toultcha, Matchine, Babadagh, Hirsova, Kustendjé et Medjidié, ainsi que les Iles du Delta, et l'Ile des Serpents. Ne désirant pas s'annexer ce territoire et les Iles du Delta, la Russie se réserve la faculté de les échanger contre la partie de Bessarabie détachée par le Traité de 1856 et limitée au midi par le Thalweg du Bras de Kilia et l'embouchure de Stary-Stamboul. La question du partage des eaux et des pêcheries devra être réglée par une Commission russo-roumaine dans l'espace d'une année après la ratification du Traité de Paix. b) Les territoires situés en Asie: Ardahan, Kars, Batum, Bajazet et le territoire jusqu'à Jaganlugh; c) les territoires mentionnés dans les paragraphes a) et b) sont cédés à la Russie comme équivalant de la somme de 1100000 Roubles.

Den 21. März/2. April teilt Cogalniceanu dem Fürsten Carol folgenden Bericht des Generals Ghika aus Petersburg mit: Fürst Gortschakow hatte denselben zu sich bitten lassen und ihn mit der Frage empfangen: „Ist es wahr, daß die rumänische Regierung gegen den Art. VIII des Vertrages von San Stefano (Etappenstraße durch Rumänien, zur Verbindung der in Bulgarien verbleibenden Okkupationstruppen mit Rußland) zu protestieren gedenkt? Wenn der Kaiser, der schon wegen Ihrer Haltung in der bessarabischen Frage gegen Sie eingenommen ist, erführe, daß Rumänien einen derartigen Protest wirklich erhoben hätte, dann würde seine Geduld reißen. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, damit Sie es Ihrer Regierung mitteilen, daß, wenn Sie die Absicht hätten, gegen den erwähnten Artikel zu protestieren oder sich ihm zu widersetzen, er Rumänien besetzen und die rumänische Armee entwaffnen lassen würde." — General Ghika entgegnete, die rumänische Regierung und mit ihr das ganze Land finde, daß dieser Artikel die Rechte und die Würde Rumäniens verletze. Nicht mit der Türkei, die nichts über Rumänien zu bestimmen habe, sondern mit Rumänien selbst hätte Rußland sich über diesen Punkt verständigen müssen; das sei nicht geschehen, und daraus gehe hervor, daß Rußland die mit Rumänien abgeschlossene April-Konvention für abgelaufen ansehe. Anstatt sich nun mit der rumänischen Regierung in Unterhandlungen über die Verlängerung der Konvention

Digitized by Google

einzulassen, habe die kaiserliche Regierung nur mit der Türkei verhandelt. — Fürst Gortschakow erwiderte: Sich weiter mit Rumänien einzulassen, daran sei Rußland durch die in der letzten Zeit angenommene Haltung Rumäniens verhindert worden; Rußland müsse aber auf dem freien Durchzuge durch das Land bestehen, und die Erklärung des Kaisers sei kategorisch.

Fürst Carol gibt Cogalniceanu den Befehl, dem General Ghika sofort zu telegraphieren, daß er dem Fürsten Gortschakow sagen möge, der Fürst von Rumänien könne nicht annehmen, daß jene Drohungen vom Kaiser ausgingen, und seine Antwort laute dahin, daß eine Armee, welche vor Plewna unter den Augen Kaiser Alexanders II. gekämpft, sich wohl vernichten, aber nicht entwaffnen ließe.

Den 23. März/3. April telegraphiert General Ghika, daß v. Jomini, den er eben gesehen, ihm mitgeteilt habe: Fürst Gortschakow habe sich geirrt oder den Kaiser falsch verstanden, wenn er nur von einer eventuellen Besetzung Rumäniens und Entwaffnung der rumänischen Armee gesprochen; der Kaiser gedenke beide Maßregeln ins Werk zu setzen, und zu diesem Zwecke seien die russischen Truppen in Rumänien schon verstärkt worden.

Den 24. März/4. April empfängt Fürst Carol den Baron Stuart und sagt ihm, was er auch schon dem General Ghika nach Petersburg hat telegraphieren lassen: Die rumänische Armee werde ihre Pflicht ebensogut in dem gegenwärtigen Augenblicke wie auf den Schlachtfeldern Bulgariens zu erfüllen wissen! Der Fürst aber könne nicht annehmen, daß diese Drohung vom Kaiser selbst ausgegangen sei, da derselbe nicht eine Armee werde entwaffnen wollen, die sich unter seinen Augen so tapfer geschlagen, und die er dafür mit mehreren Hunderten St.-Georgs-Kreuzen ausgezeichnet habe! Der Baron möge dies seiner Regierung berichten, zugleich aber auch, daß es der aufrichtige Wunsch und die Hoffnung des Fürsten sei, zu einer Verständigung und zur Wiederherstellung der herzlichen Beziehungen zu Rußland zu gelangen, wozu das beste Mittel beiderseitiges Entgegenkommen sein würde.

Fürst Carol unterschreibt am selben Tage ein Dekret, welches die Stiftung seines stählernen Erinnerungskreuzes an den Donauübergang „Trocerea Dunarei 1877“ verfügt, und auf dem Revers die Chiffre des Fürsten zeigt. Es soll nur vom Fürsten Carol verliehen werden an alle, die unter dem Kommando des Fürsten Carol als Kombattanten oder Nichtkombattanten am Feldzuge von 1877/78 jenseits der Donau teilgenommen haben, folglich nicht nur an das rumänische Heer, sondern auch an alle russischen Truppen, die unter dem Oberbefehl des Fürsten an der Belagerung von Plewna teilgenommen haben.

Die drohenden Aeußerungen des Fürsten Gortschakow gegen Rumänien sind durch Indiskretion nicht nur in den rumänischen Kammern, sondern durch ganz Europa bekannt geworden. Die Presse nimmt allgemein Partei für Rumänien gegen Rußland.

Den 29. März/10. April wird Baron Stuart vom Fürsten empfangen und

Digitized by Google

legt ihm ein Telegramm des Fürsten Gortschakow vor, nach welchem Rußland eine neue Militärkonvention mit Rumänien abzuschließen bereit ist. Fürst Carol hält sich diesem Anerbieten gegenüber gänzlich reserviert.

Den 4./16. April hat General Ghika der russischen Regierung eine Protestnote Rumäniens über die russischen Truppenansammlungen in Rumänien übergeben.

Am 7./19. April überbringt Baron Stuart dem Fürsten Carol folgenden Brief des Kaisers Alexander, der aus St. Petersburg vom 1./13. April datiert ist: „J'ai déjà répondu par le télégraphe à Votre lettre du 24 Février. Mais je tiens à Vous réitérer par écrit combien je suis sensible à Vos paroles affectueuses et l'intérêt constant et cordial que je Vous porte ainsi qu'à la Princesse Elisabeth. Les relations pénibles créées par les procédés de Vos ministres ne sauraient l'altérer. Je regrette d'avoir dû leur faire pressentir les mesures éventuelles auxquelles leur manière d'agir pourrait m'obliger. Vous ne doutez certainement pas combien je me félicitais de pouvoir m'en dispenser. Ce n'est pas dans cette voie que je voudrais voir placées des relations traditionnellement amicales, cimentées par notre confraternité d'armes, et je suis certain que personnellement Vous partagez mes sentiments. Je comprends le désir de Votre Gouvernement de régulariser par un arrangement spécial les rapports que nécessiterait la prolongation du séjour de mon armée au-delà du Danube. Mais la Paix n'est pas encore définitive, et nos Conventions n'ont par conséquent pas cessé d'être en vigueur. Vous comprendrez aussi certainement qu'il m'est impossible de laisser planer la moindre incertitude sur les communications et l'approvisionnement de mes troupes. Un arrangement amical entre nos deux Gouvernements eût facilement pu régulariser les choses en vue de la situation nouvelle que créerait la paix définitive. Je suis tout disposé à m'y prêter, et j'ai en conséquence ordonné l'envoi à Bucarest d'un fonctionnaire spécial, qui sera chargé de s'en expliquer avec Vos ministres. Je serai charmé de voir s'établir une entente et je crois qu'elle serait plus dans les intérêts de la Roumanie que la tension actuelle de vos relations. J'espère que Vous y apporterez Votre concours, et Vous pouvez être assuré du mien. Veuillez Vous charger de mes amitiés pour la Princesse Elisabeth et croyez à ma sincère et invariable affection. — Alexandre."

Den 7./19. April telegraphiert Cogalniceanu an die Vertreter Rumäniens im Auslande, daß der Rückmarsch des russischen Heeres durch Rumänien zu einer wahren Besetzung des Landes geführt, und daß die immer häufiger werdenden Konflikte zwischen russischen Militärbehörden und rumänischen Verwaltungsorganen tiefe Verstimmung und Beunruhigung in der Bevölkerung hervorgerufen hätten. Zu gleicher Zeit hat er eine Zirkularnote den diplomatischen Vertretern übersandt über die durch Rußlands Uebergriffe entstandene Gefährdung des Handels auf der Donau, mit der Weisung, die Aufmerksamkeit der Regierungen hierauf zu lenken.

Digitized by Google

General Ghika meldet aus Petersburg, daß man ihm daselbst folgende Aufklärung über die russischen Truppenansammlungen in Rumänien gegeben habe: Da Rumänien gegen den Art. VIII des Vertrags von San Stefano protestiert habe, müsse Rußland schon jetzt seine Maßregeln treffen, damit seine Verbindungen mit den in Bulgarien stehenden Truppen nicht abgeschnitten würden. Auf General Ghikas Einwurf, daß dieses Argument schwer aufrechtzuerhalten sei, habe man ihm erwidert, diese Sicherheitsmaßregeln seien ebensosehr gegen Oesterreich-Ungarn wie gegen Rumänien gerichtet, da Oesterreichs Haltung anfange zweideutig zu werden, und es könnte eines Tages Rumänien die Hand reichen; wenn daher die militärischen Maßnahmen Rußlands Rumänien beunruhigten, brauche letzteres nur eine Konvention von zweijähriger Dauer mit Rußland abzuschließen.

Cogalniceanu fordert darauf Ghika auf, behufs mündlicher Besprechung nach Bukarest zu kommen. Er möge aber vor seiner Abreise in Petersburg noch einmal erklären, daß in Rumänien Regierung, Kammern und Nation gegen die Besetzung des Landes durch russische Truppen protestieren, und daß man um so geringere Hoffnung auf eine neue Konvention setze, als ja die erste vom vorigen Jahre schon vor ihrer Ratifikation durch die Kammern von den Russen verletzt worden und bisher ein toter Buchstabe geblieben sei.

General Ghika telegraphiert, daß Fürst Gortschakow ihn in Abschiedsaudienz empfangen und beauftragt hat, der rumänischen Regierung Ruhe und Mäßigung anzuempfehlen, da seiner Ansicht nach die Spannung sich beseitigen lasse; er rate Rumänien, so bald wie möglich eine neue Durchzugskonvention mit Rußland abzuschließen. Auf die rumänische Protestnote gegen den Art. VIII des Vertrags von San Stefano werde die kaiserliche Regierung durch ihren Vertreter in Bukarest antworten.

Den 8./20. April feiert Fürst Carol seinen neununddreißigsten Geburtstag. Die Kammern begeben sich in corpore ins Palais, um ihm zu dem doppelten Jahrestage, seiner Geburt und seiner Fürstenwahl, zu gratulieren. Im Namen des Senats spricht D. Bratianu, im Namen der Kammer C. A. Rosetti. Der Fürst drückt in seiner Antwort die feste Ueberzeugung aus, daß unter Beihilfe aller es gelingen werde, das Land durch die gegenwärtige ernste Krisis zu führen.

Den 10./22. April hat Fürst Carol einen Brief aus Sigmaringen vom Fürsten Karl Anton vom 1./18. April erhalten: „Eine Verwirrung wie die, in welcher die heutige politische Lage sich befindet, ist in der Geschichte beinahe unerhört: auf der einen Seite Hinterlist, auf der andern Seite Unentschlossenheit und Mutlosigkeit — dazwischen die bedauerlichste Unklarheit und absolute Scheu, Farbe zu bekennen und entschieden zu handeln! Rumänien allein hat bei dieser Konfusion gewonnen, indem es sich nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Achtung Europas erzwungen hat, und wenn das auch bis jetzt nur ein moralischer Gewinn ist, so ist zu bedenken, daß nur der Staat, welcher auf moralischer Basis steht, die Zukunft für sich hat.

Digitized by Google

Ich gehöre zu den seltenen Ausnahmen, welche in der äußerst kritischen Situation Rumäniens dennoch einen hoffnungsvollen Lichtpunkt erkennen, vorausgesetzt freilich, daß folgende durchaus nötige Bedingungen erfüllt werden: das ist die Mäßigung der Kammern, welche ihren Ausdruck in der völligen Unterdrückung des Parteigetriebes finden sollte, dann die Anerkennung des Unvermeidlichen, daß nämlich die unter der Zustimmung der Pariser Traktatmächte erfolgte Abtretung des rumänischen Bessarabiens nie und nimmermehr rückgängig gemacht werden kann, und das Bestreben, mit Rußland einen „modus vivendi" zu finden. Letzteres wird zwar gegen die berechtigte Nationalempfindung verstoßen, gehört aber zu jenen schweren Opfern, welche im Interesse der Selbsterhaltung und gesunden Fortentwicklung zu bringen sind. Ueber moralische Proteste hinauszugehen, würde eine große Gefahr in sich schließen, weil nicht zu erkennen ist, ob die Großmächte nicht etwa bereit wären, Rußland um den Preis des Friedens noch größere Konzessionen zuzugestehen. Wo so viele europäische Interessen sich unmittelbar berühren wie bei der orientalischen Frage, da ist es nicht schwer, auf Kosten eines minder wichtigen Staates sich zu verständigen ... Die Ueberschwemmung Rumäniens durch russische Truppen sollte von Europa auf das ernsteste mißbilligt werden, da dieselbe nicht allein für Rumänien eine Bedrohung bedeutet; das Schweigen der Großmächte scheint aber für Rumänien ein Fingerzeig zu sein, daß es auf Einigkeit und ihr eventuelles Einschreiten nicht zu rechnen haben wird. Das gewalttätige Vorgehen Rußlands in bezug auf Konzentration und Dislozierung seiner Truppen in Rumänien sollte in die Form einer Vereinbarung gebracht werden, um wenigstens den Schein des Rechts zu retten. Wenn je, so heißt es hier „faire bonne mine à mauvais jeu"; das Unvermeidliche, wenn es noch so drückend ist, geht auch endlich vorüber, und aus momentanen Kalamitäten erspriesst oft sogar eine gedeihliche Frucht. Obwohl es zweifellos scheint, daß die brave rumänische Armee von der russischen Uebermacht nichts mehr zu besorgen hat, so ist doch deren Konzentrierung in der Kleinen Walachei eine durchaus kluge Maßregel, denn gegenüber der russischen Haltung müssen alle Berührungen und Begegnungen der beiderseitigen Truppen vermieden und der Funke vom Pulverfaß ferngehalten werden. Die russische Drohung mit Entwaffnung des rumänischen Heeres gehört hoffentlich zu den überwundenen Standpunkten; an und für sich wäre aber ihre Ausführung ein eminenter politischer Fehler, weil Rußland dadurch die noch schwankenden Mächte in die schroffste Gegnerschaft hineintreiben würde. Dein Wort in dieser Beziehung war zur rechten Zeit gesprochen, ein echtes Hohenzollernwort, welches zündend auf die öffentliche Meinung gewirkt und Dir allgemeine Sympathien eingetragen hat. Also, wie schon gesagt, **Rußlands Vorgehen hat den unschätzbaren Erfolg gehabt, Rumänien aus seiner Isolierung und Vergessenheit zu ziehen; man beschäftigt sich mehr mit Rumänien als mit dem Lose der Türkei, und das ist ein moralischer Gewinn ...**"

Den 17./29. April wird der Geburtstag des russischen Kaisers in Bukarest festlich begangen. Auf der Metropolie findet ein Tedeum statt, dem auf Befehl

Digitized by Google

des Fürsten außer den Ministern auch alle diejenigen Offiziere des rumänischen Heeres beiwohnen, die im Besitze russischer Orden sind. Nach dem Tedeum empfängt der Fürst die in Bukarest anwesenden russischen Generale. — Das Fürstenpaar sendet dem Kaiser folgende Glückwunschdepesche: „A l'occasion de l'anniversaire de la naissance de Votre Majesté, Elle nous permettra de Lui exprimer nos vœux les plus sincères pour Son bonheur, ainsi que pour celui de Son Auguste Famille. Nous avons été bien touchés du souvenir affectueux que Votre Majesté nous témoigne, et nous n'avons comme Elle qu'un désir, celui de voir la Paix se rétablir le plus tôt possible. Que Dieu protège Votre Majesté!" — Der Kaiser dankt umgehends auf das wärmste für die Glückwünsche.

Großfürst Nikolaus, der zum Feldmarschall ernannt ist, kehrt nach Rußland zurück und teilt dies dem Fürsten in folgender Depesche, datiert aus Pera, den 18./30. April, mit: „Relevé du commandement de l'armée à cause de l'état de ma santé, il m'est agréable de me souvenir de nos rapports personnels et du temps que nous avons passé ensemble. Je T'en remercie sincèrement et Te prie de transmettre mes remercîments et mon bon souvenir à Ton armée. — Nicolas."

Den 19. April/1. Mai telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten nach Odessa: „Ton aimable dépêche m'a vivement touché. Tous mes vœux T'accompagnent à Ta rentrée en Russie après cette longue et pénible absence. Le souvenir des soucis et des joies que nous avons traversés en commun, me sera à jamais précieux. Je communiquerai à mon armée Tes gracieuses paroles. Elisabeth se joint à moi pour Te serrer amicalement la main."

Den 20. April/2. Mai hat infolge der fortwährenden Drohungen Rußlands und des Vorrückens der russischen Truppen der Ministerrat unter des Fürsten Vorsitz beschlossen, daß das rumänische Heer eine Defensivstellung an den Karpathen, zwischen Piteschti-Campulung und Tirgowiste, einnehmen solle. Vorher wird der Fürst die Truppen aber noch in ihren alten Standorten inspizieren.

Den 22. April/4. Mai gibt Fürst Carol ein Diner dem General Drenteln und seinem ganzen Stabe, zehn Generalen, an dem auch rumänische höhere Offiziere teilnehmen. General Drenteln spricht bei dieser Gelegenheit dem Fürsten die Hoffnung aus, daß derselbe Bukarest nicht verlassen werde; die Verhandlungen zwischen dem russischen Kommando und der rumänischen Regierung erforderten so oft die staatsmännische Ausgleichskunst des Fürsten. Fürst Carol erwidert aber, daß sein Soldatenherz ihn zu seinen Truppen ziehe.

Den 24. April/6. Mai richtet Cogalniceanu eine neue Note an den Baron Stuart über die russischen Truppenkonzentrationen. Er hebt darin hervor, daß die Durchzugskonvention vom 4./16. April allerdings auch für den Rückmarsch des russischen Heeres in Geltung bleibe, nicht aber für spätere Komplikationen. Was jedoch die Hauptsache sei: der Abmarsch der russischen Truppen aus Rumänien nach der Heimat stehe nicht im Verhältnis zu ihrem Einmarsch aus

Digitized by Google

Bulgarien; die Truppenverschiebungen hätten den Anstrich einer „marche transitoire“ verloren und glichen eher einer „installation quasi-permanente“. So lagere eine Infanteriedivision seit mehr als einem Monat südlich von Bukarest, ohne daß irgendein besonderer äußerer Umstand sie dazu veranlaßt habe. Und sowohl aus Rußland als auch aus Bulgarien kämen täglich Truppenkörper an, die sich nach festgesetztem Plane bewegen. Rumänien könne zu dieser Verletzung seiner Unabhängigkeit und Souveränität nicht mehr schweigen, sondern sehe sich genötigt, zum zweitenmal Einspruch dagegen zu erheben.

General v. Todleben schreibt dem Fürsten Carol aus San Stefano den 23. April/5. Mai: „Ayant été appelé par la volonté de sa Majesté l'Empereur, mon Auguste Maître, au Commandement en Chef de Son armée, je me fais un agréable devoir d'en informer Votre Altesse Sérénissime. Témoin de la belle conduite de la jeune et glorieuse Armée Roumaine, combattant à coté de l'Armée Russe, je me flatte de l'espoir que la mémoire impérissable de ces lauriers cueillis en commun sur le champs de gloire servira toujours de base aux relations futures des deux pays. Pour ma part, les journées mémorables passées sous les murs de Plewna auprès de Votre Altesse et toujours comblé par Sa gracieuse bienveillance resteront à tout jamais le souvenir le plus précieux et le plus agréable de toutes mes campagnes passées.“

Den 29. April/11. Mai reist Fürst Carol abends gegen 6 Uhr mit großer Begleitung nach der Kleinen Walachei ab. Unterwegs, in Chitila, erwies ein rumänisches Bataillon dem einfahrenden Zuge die militärischen Ehrenbezeigungen. Auf der Fahrt nach Titu erblickte der Fürst Kosakenpatrouillen, während die in Titu stehenden Kalaraschenschwadronen ihre Vorposten bis an die Eisenbahnlinie vorgeschoben hatten. Der Zug fuhr aber zwischen beiderseitigen Beobachtungsposten, eine Lage der Dinge, die den Fürsten mit Sorge erfüllte, daß trotz der von ihm erteilten strengen Gegenbefehle die geringste Unvorsichtigkeit einen ernsten Zusammenstoß veranlassen könnte. Seit der russischen Drohung mit der Entwaffnung herrscht eben in der rumänischen Armee eine unleugbare und starke Erbitterung.

Am 30. April/12. Mai in der Frühe erfährt Fürst Carol, daß am Tage zuvor in Berlin ein Attentat gegen den Kaiser Wilhelm verübt worden ist. Der Kaiser ist aber Gott sei Dank nicht verwundet worden. Fürst Carol ist tief erschüttert und telegraphiert sofort dem Kaiser und dem Kronprinzen. Letztere Depesche lautet folgendermaßen: „Auf einer Inspektionsreise in der Kleinen Walachei erhalte ich die mich tief erschütternde Nachricht von dem Attentatsversuche gegen den geliebten Kaiser. Mit freudigem Herzen sende ich Dir meine wärmsten Glückwünsche zur glücklichen Errettung Deines Vaters, den der Allmächtige noch eine lange Reihe von Jahren zur Freude all der treuen Herzen, die für ihn schlagen, erhalten möge.“

Die Inspektionsreise der rumänischen Truppen durch den Fürsten Carol ging von Bukarest nach Piteschti, Slatina, Crajowa nach Turnu-Severin, von wo der Fürst einen kleinen Ausflug nach Vâvcerowa und Adakaleh macht.

Digitized by Google

Sodann fährt er mit dem Dampfer „Szechényi" nach Calafat und Widin, wo er vom russischen Gouverneur Staatsrat Tuholka und dem türkischen Kommissar Fanu-Bei, vom Primar Kyriak Zankow, von Türken und Bulgaren feierlich empfangen wird. Darauf fährt der Fürst nach Calafat zurück und von da nach Crajowa, Curtea de Argesch, Rucav, Campulung und Tirgoviste. — Diese Inspektionsreise des Fürsten Carol, welche vom 29. April/11. Mai bis zum 14./26. Mai dauerte, hatte den Zweck, überall die einzelnen Truppenteile zu inspizieren, um sich persönlich zu überzeugen, ob die Defensivstellungen seiner Truppen genau ausgeführt worden sind, und um weitere Befehle zu geben.

Die politischen Nachrichten, welche dem Fürsten Carol in Tirgoviste zugehen, besagen, daß die Weltlage sich friedlicher gestaltet und der Kongreß zum 16. Juni nach Berlin einberufen sein soll.

Den 15./27. Mai reist der Fürst nach Bukarest ab, wo auf dem Bahnhof ein großartiger Empfang stattfindet.

Am 17./29. Mai schreibt Fürst Carol an General v. Todleben folgenden Brief: „J'ai reçu la lettre par laquelle Vous m'annoncez que Sa Majesté l'Empereur, Votre Auguste Maître, Vous a appelé au Commandement en Chef de Son Armée. La rennommée militaire, réunie au noble caractère et aux vues élevées de mon illustre Adjoint au siège de Plevna, ont associé son nom si intimement aux glorieux événements de notre confraternité d'armes, que je n'ai pu accueillir qu'avec la plus vive statisfaction l'annonce du choix qu'a fait Sa Majesté en Votre personne pour ce poste d'honneur. J'éprouve un véritable plaisir à Vous exprimer ces sentiments, qui sont indépendants des titres que Vous avez obtenus à mon estime personnelle. La mémoire des glorieux exploits accomplis sous mes yeux par la vaillante Armée Impériale me sera toujours chère, ainsi que le souvenir de la part qui Vous revient dans l'heureuse issue de cette mémorable campagne. — Veuillez bien agréer, Excellence, les nouvelles assurances de ma sincère amitié. Carol."

(Fortsetzung folgt)

Zeitung, Publikum und öffentliche Meinung

Von

Ernst Posse

(Schluß)

Die Zeitung als Instrument der öffentlichen Meinung

Wir haben gesehen, daß die Zeitung, wirtschaftlich betrachtet, ein kapitalistisches Erwerbsunternehmen ist; wir haben uns in kurzem Umriß die Beziehungen der Zeitung zum Publikum und zur öffentlichen Meinung klarzumachen gesucht. Es erübrigt noch, die Frage zu beantworten, wie es kommt, daß dieses private Erwerbsunternehmen eine so bedeutende Rolle im öffentlichen Leben spielt, ob

Digitized by Google

und weshalb die Zeitung berufen ist, ein Instrument der öffentlichen Meinung genannt zu werden.

Gehen wir wieder aus von dem unverrückbaren Fundamentalsatz, daß der allgemeine, der redaktionelle Teil der Zeitung ausschließlich den öffentlichen Interessen vorbehalten ist. Nun hört man aber häufig und aus allen Parteilagern die Behauptung, die Angliederung des Anzeigenteils mache den allgemeinen Teil untauglich zur Vertretung öffentlicher Interessen, mache die Zeitung als Instrument der öffentlichen Meinung stumpf und unwirksam. Diese Behauptung kann zutreffen, sie braucht aber nicht richtig zu sein und trifft glücklicherweise für die meisten deutschen Zeitungen nicht zu. Bei ihnen ist vielmehr — wie übrigens auch in England — das gerade Gegenteil der Fall: durch die Angliederung des Anzeigenteils wird die große Zeitung erst wirtschaftlich und politisch unabhängig und dadurch erst befähigt, ein unbestechlicher Hüter und Diener des Gemeinwohls zu sein. Bei einer großen modernen Zeitung decken die Einnahmen aus Abonnement und Einzelverkauf nicht einmal die Hälfte der Herstellungskosten, die andere Hälfte, den Unternehmergewinn und etwa notwendige neue Aufwendungen für den allgemeinen Teil muß der Anzeigenteil hereinbringen. Deshalb datiert auch erst von der Aufhebung des Intelligenzzwanges, von der Angliederung des Anzeigenteils an den allgemeinen Teil der Aufschwung des deutschen Zeitungswesens. Die großen Mittel, die dem Unternehmer aus der neuen Einnahmequelle zufließen, werden zum Teil auf die Vervollkommnung des allgemeinen Teils verwendet. Daß das auch geschieht, dafür sorgt die Konkurrenz und das Bestreben des Unternehmers, durch möglichst weite Verbreitung und möglichst großen Einfluß des allgemeinen Teils seiner Zeitung auf das Publikum, die Wirksamkeit seines Anzeigenteils zu erhöhen. Nun ist ja freilich die verbreitetste Zeitung nicht notwendigerweise die beste Zeitung. Es gibt Zeitungen, die durch die Spekulation auf die Sensationslust und die öffentliche und private Neugier des Publikums eine möglichst große Publizität zu gewinnen suchen, und dann noch obendrein behaupten, sie dienten dem öffentlichen Interesse. So lange das Publikum — denn ich wiederhole: vom Publikum lebt und stirbt die Zeitung — solche Blätter kauft, abonniert und mit Anzeigen speist, liegt die einzige Gewähr dafür, daß die Zeitung ein wirksames Organ der öffentlichen Meinung sei, in der Persönlichkeit des Unternehmers. Ist der Verleger ein Mann von starkem Staatsempfinden und gesundem Sinn für öffentliche Moral, ist er nicht einzig und allein darauf aus, Geld zu verdienen, sondern nur zu verdienen mit den Mitteln, die die ideale Aufgabe der Zeitung ihm an die Hand gibt — und daß damit nicht nur ein anständiges, sondern auch ein gutes Geschäft zu machen ist, zeigen viele deutsche und englische Zeitungen —, so ist das Organ der öffentlichen Meinung in guter Hut. Diese in der Person des Verlegers liegende so wünschenswerte Gewähr dafür, daß die Zeitung ihrem idealen Berufe nicht entfremdet werde, durch irgendwelche staatliche Maßnahmen zu sichern, ist dadurch so erschwert, daß die Gefahr besteht, durch solche Maßnahmen zugleich die Unabhängigkeit der Zeitung zu gefährden. Denn das ist

Digitized by Google

ja das Eigenartige im Zeitungswesen, daß eine Zeitung nur dann der Oeffentlichkeit, dem Staate wirksam zu dienen vermag, wenn sie ein Privatunternehmen bleibt, d. h. wenn sie, unabhängig von Regierung, Partei oder sonstigen Interessenten, nur das tut, was das öffentliche Gewissen ihres Besitzers und seiner Mitarbeiter, der Redakteure, ihr vorschreibt. Wenn aber der privatwirtschaftliche Unternehmer sein Geschäft mit dem allgemeinen, öffentlichen, staatlichen Interesse als dem Rohstoff seines Unternehmens — möchte man sagen — macht, so legt ihm das natürlich auch Pflichten gegen die Allgemeinheit auf, und man wird billigerweise verlangen dürfen, daß er zur Förderung seines privatwirtschaftlichen Interesses nichts in der Zeitung tut, was geeignet wäre, das öffentliche Interesse zu schädigen. Diese Pflicht, gegen die leider oft genug verstoßen wird, ist bisher nur eine platonische Forderung der öffentlichen Moral; wenn aber erst der Staat die richtige Stellung zur Presse gefunden hat, nach der er bis jetzt immer noch tastend sucht, dürfte sich doch vielleicht die Möglichkeit finden, diese Pflicht auch gesetzlich zu erfassen. Bis dahin wird man sich dabei bescheiden müssen, dem Unternehmer immer wieder vor Augen zu führen, daß sein eignes wirtschaftliches Interesse es erfordert, die Zeitung tauglich zu erhalten, der öffentlichen Meinung als wirksames Instrument zu dienen, ihm klarzumachen, daß diejenige Zeitung den einträglichsten Anzeigenteil haben wird, deren allgemeiner Teil am erfolgreichsten die öffentlichen Interessen vertritt. Zu dem Ende wird man vor allem verlangen müssen, daß der Unternehmer eine strenge und reinliche Scheidung zwischen dem allgemeinen Teil und dem Anzeigenteil rücksichtslos durchführt, daß er die beliebten Hinweise auf Anzeigen im allgemeinen Teil ausdrücklich auf die Fälle beschränkt, die öffentliches Interesse haben und daß er zur Entscheidung darüber, was öffentliches Interesse hat, seine Redaktion, und nur diese allein, bevollmächtigt.

Nur so kann es verhindert werden, daß die deutsche Presse auf die tiefe Stufe hinabsinkt, auf der heute die französischen Zeitungen (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) angelangt sind. Ueber diese traurigen Zustände in der französischen Presse haben der spätere Justizminister Vallé in einem Bericht über die Panamaenquête und der Abgeordnete Jaurès am 6. April 1911 in der Deputiertenkammer vernichtend geurteilt. Ohne Schminke, aber auch ohne Scham schildert neuerdings Louis Latzarus in den beiden Januarnummern der Revue de Paris diese Gepflogenheit der französischen Presse, das Publikum zu täuschen, indem sie bezahlte Anzeigen in den allgemeinen Teil setzt und sie mit der Form des allgemeinen Interesses umkleidet: „Die Preise für solche Anzeigen und Reklamen," sagt er, „wechseln je nach der Seite, auf der sie stehen sollen. Die Zeile, die auf der achten Seite 6 Franken kostet, kostet auf der zweiten Seite 30 Franken und auf der ersten Seite 40 Franken. Das sind aber nur die Preise für die großen Zeitungen; übrigens hat jedes Blatt seinen Tarif, den es jedem vorlegt, der danach fragt. Wir verzichten deshalb auf nähere Angaben, die für die ärmeren Blätter unvorteilhaft sein würden."

Es wäre ungerecht, nicht auch bei dieser Gelegenheit festzustellen, daß in

Digitized by Google

letzter Linie der große Schuldige an einer solchen Entartung der Presse wiederum das Publikum selbst ist, dasselbe Publikum, das als Masse zusammengeballt, nicht müde wird, die Zeitung zu mahnen, daß es ihre Pflicht sei, öffentliche Interessen, die Interessen der Allgemeinheit zu vertreten, und das, in Individuen aufgelöst, vom Redakteur alsbald einen jener „Hinweise" verlangt und an ihn das schamlose Ansinnen stellt, er möge die Anzeige, daß bei dem Krämer Müller eine Sendung neuer Heringe eingetroffen sei, mit dem Mantel des öffentlichen Interesses umkleiden und im allgemeinen Teil erwähnen. Solche Ansinnen, private Interessen in öffentliche Interessen umzufälschen, treten täglich an jede Zeitung heran, der Zeitungsverlag, das Organ deutscher Zeitungsverleger, wimmelt von Beispielen. Das Publikum, das sie stellt, macht die Zeitung untauglich, ihm, der Allgemeinheit, wirksam zu dienen, beschmutzt also sein eigenes Nest; der Verleger aber, der solchem Ansinnen stattgibt, macht sich der Verletzung seiner öffentlichen Pflichten schuldig, verleitet den Redakteur zur Pflichtverletzung und handelt letzten Endes auch gegen sein eigenes privatwirtschaftliches Interesse.

Der Staat und die Zeitung

Wie stellt sich nun der Staat zur Presse? Man sollte meinen, der Staat müsse ein ganz besonderes Interesse daran zeigen, dieses für ihn so wichtige Hilfsmittel, das allgemeine Wohl zu fördern, lebhaft zu unterstützen. Diese Erkenntnis bricht sich jedoch sehr langsam Bahn; immerhin scheint es, daß wir neuerdings auf dem Wege dazu sind. Der Staat benutzt zwar die Verbreitung der Zeitung, um seine Verordnungen und Gesetze bekannt zu machen, er unterhält wohl auch selbst zu dem Zweck Publikationsorgane, ja er macht die Rechtsgültigkeit seiner Gesetze von der Veröffentlichung in gewissen Zeitungen abhängig. Aber bei den Einzelwesen, die immer und überall mit der Lenkung der Staatswesen betraut sind, ist das Bewußtsein, daß die in der Zeitung ihren Ausdruck findende öffentliche Meinung fast stets die Auflehnung des Gesamtwillens gegen den Einzelwillen ist, offenbar so stark, daß sich daraus ein gegensätzliches, fast feindliches Verhältnis zwischen Staat und Presse entwickelt. Auf der andern Seite sind freilich, wie anerkannt werden muß, leider die Mißbräuche in der Presse und die dadurch hervorgerufenen Schädigungen des Gemeinwohls noch so groß, daß der Staat sich zur Abwehr gezwungen sieht und daß ihm dadurch die Erkenntnis des gemeinen Nutzens der Presse erschwert wird. Und so sind wir denn bei uns zu dem ganz unmöglichen Zustande gekommen, daß die Gesetze und die Gerichte sich weigern, anzuerkennen, daß die Zeitung und der Redakteur öffentliche Interessen vertreten. Sie leugnen also die offen am Tage liegende Wesenheit der Zeitung, um nicht daraus die Folgerung ziehen zu müssen, daß die Zeitung ein gemeinnütziges Institut sei, dem gewisse Vorrechte zuerkannt werden müssen. Und noch mehr: Unsre Richter zwingen den Redakteur, der sich bei Vertretung öffentlicher Interessen eine Beleidigung hat zuschulden kommen lassen und den Schutz des § 193 — die Vertretung berechtigter Interessen — anruft, zu dem unmoralischen Nachweis, daß er seine eignen egoistischen

Digitized by Google

Interessen vertreten habe. Gelingt ihm durch irgendeine Verschiebung oder Verschleierung der Wahrheit dieser Nachweis, so wird er freigesprochen, gibt er aber der Wahrheit die Ehre und erklärt, er habe gar nicht daran gedacht, seine eignen Interessen wahrzunehmen, sondern sei berufs- und pflichtmäßig für die Interessen der Allgemeinheit eingetreten, so wie er es gelernt habe und es täglich tue, dann wird er verurteilt. Das sind Zustände, für die kein Ausdruck stark genug ist. Wer da behauptet, die Zeitung vertrete keine öffentlichen, sondern private Interessen, oder sei nicht dazu da, öffentliche Interessen zu vertreten, der kann mit demselben Recht auch behaupten, die Gerichte seien nicht dazu da, Recht zu sprechen, und der Bäcker backe nicht Brot, sondern Ziegelsteine.

Die Auffassung des Gesetzgebers müßte genau die entgegengesetzte sein; er müßte sich sagen: Der Zeitungsunternehmer macht sein Geschäft mit der Vertretung öffentlicher Interessen. Da er sich nun für sein Geschäft einen Rohstoff ausgesucht hat, der die Gesamtheit, also den Staat, nahe angeht, so kann dieser ihm und seinen Mitarbeitern auch die Pflicht auferlegen, sein Geschäft sauber zu halten oder zum wenigsten so zu führen, daß die Allgemeinheit darunter keinen Schaden leidet. Deshalb ist er oder sein Beauftragter, der verantwortliche Redakteur, zu bestrafen, falls er gegen das Wesen der Zeitung verstoßen und statt öffentliche private Interessen vertreten und dadurch Schaden gestiftet hat. Jedenfalls wäre im geraden Gegensatz zur heutigen Praxis dem Redakteur der Schutz des § 193 zuzubilligen, falls er den Nachweis zu führen vermag, daß er geglaubt hat, öffentliche Interessen zu vertreten, im Interesse des Gemeinwohls zu handeln. Einem also vom Gesetzgeber instruierten Gericht könnte dann ruhig die Entscheidung darüber, was öffentliches Interesse in jedem einzelnen Falle ist, überlassen werden. Denke man sich, so etwa sei die Auffassung — und nur auf die Auffassung kommt es mir an, daraus die entsprechenden Gesetzesvorschläge abzuleiten, bin ich nicht berufen —, so ständen Behörden und Gerichte zur Presse; man ginge bei der Beurteilung der Presse von dem natürlichen, eigentlich selbstverständlichen Gesichtspunkte aus, daß man ihr das Wesen der Zeitung, öffentliche Interessen zu vertreten, zugrunde legte! Welche Aussicht eröffnete sich da für Staat wie Presse! Die bisherigen Konfliktsanlässe fielen weg, denn Staat wie Presse wären sich ja darin einig, daß die Zeitung ein Instrument der öffentlichen Meinung sei, und auch darin, daß Mißbräuche der Presse, Verstöße gegen den Beruf der Zeitung als Mißbrauch der freien Gedankenäußerung gerichtlich zu ahnden sind. Vielleicht könnte man dann sogar dem Unternehmer beikommen, der wider das öffentliche Interesse verstößt, indem er mit der Sensationssucht Geschäfte macht oder als öffentliche Angelegenheiten frisierte Reklamen der Privatwirtschaft in den allgemeinen Teil setzt. Zum wenigsten würde eine solche staatliche Auffassung dem wirtschaftlich schwachen Verleger den Rücken stärken und ihn stützen, wenn er Forderungen des Publikums auf Hinweise und sonstige gegen den Beruf der Zeitung verstoßende Gefälligkeiten abzuweisen hat. Dann wäre auch leicht die in den letzten Jahren so oft behandelte Frage zu lösen, wie man die Persönlichkeit vor dem unbefugten

Digitized by Google

Eindringen der Presse in Privatangelegenheiten schützen und die Unverletzlichkeit des Privatgeheimnisses sichern kann. Wenn man sich nicht weigert, das Wesen der Zeitung darin zu sehen, öffentliche Interessen zu vertreten, so drängt sich die Lösung geradezu auf, daß der verantwortliche Redakteur strafbar ist, wenn er nicht den Nachweis führen kann, daß er geglaubt habe, solche Mitteilungen über Privatangelegenheiten im öffentlichen Interesse machen zu müssen. In dem Sinne haben denn auch Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien, Italien und England diese Materie geregelt; ob die Mitteilung erweislich wahr ist oder nicht, bleibt außer Betracht, der Beklagte wird zum Wahrheitsbeweis deshalb gar nicht zugelassen. Der Kommissionsentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch — und das ist einer der Hoffnungsstrahlen, der zu der Annahme berechtigt, daß auch bei uns die Wahrheit auf dem Marsch ist — hat sich der Auffassung dieser Länder angeschlossen.

Die bei uns herrschende falsche Auffassung des Staates über die Presse scheint mir dem Grundirrtum zu entspringen, daß man auf dem Kontinent im Gegensatz zu England in der Preßfreiheit, dem Rechte der freien öffentlichen Meinungsäußerung, lediglich ein Individualrecht, nicht ein Recht der Allgemeinheit, des Volkes sehen will. Als aber die Völker sich auf die Barrikade stellten, bereit, sich um ihre Forderung der Preßfreiheit totschießen zu lassen, da dachten sie sicher nicht daran, dieses Recht irgendeinem Zeitungsschreiber oder irgendeinem federgewandten Bürger X oder Y zu erkämpfen, sondern sie verlangten für sich selbst, für das Volk, für die öffentliche Meinung das Recht, sich unbelästigt und offen zu äußern; sie dachten bei der Zeitung lediglich an das Institut der öffentlichen Meinung, das ihren Wünschen, dem Gesamtwillen im Gegensatz zum Einzelwillen Ausdruck geben sollte. In diesem Sinne trat schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der preußische General v. Thielmann im „Rheinischen Merkur" für Preßfreiheit ein „als das Palladium der Freiheit der Völker und als das schönste Kleinod der errungenen Siege". So betrachtete denn auch die erste französische Republik die Preßfreiheit geradezu als ein Mittel zur Durchführung der Volkssouveränität, und wenn man bei uns wirklich so sehr davon überzeugt wäre, daß die Preßfreiheit nur die Individualmeinung deckt, so hätte man folgerichtigerweise, wie es bekanntlich Napoleon III. getan, die Anonymität in der Presse verbieten und die Namenszeichnung erzwingen müssen. Statt dessen läßt der Staat die Anonymität bestehen und setzt im verantwortlichen Redakteur eine Mittelsperson ein, die ihm dafür haften soll, daß die unpersönliche, anonym auftretende öffentliche Meinung in der Zeitung keinen Unfug treibt.

Schon aus diesen Andeutungen ersieht man, wie eng die so viel angefeindete Anonymität mit dem Wesen der Zeitung als dem Instrument der öffentlichen Meinung verknüpft ist. Sie ist in der Tat gar nicht davon zu trennen. Wäre jeder Artikel mit dem Namen gezeichnet, wie es alle Machthaber verlangen, denen öffentliche Meinung und Presse unbequem sind, so käme in der Zeitung nicht mehr die öffentliche Meinung zu Wort, sondern sie diente dann lediglich dem Recht des Individuums auf freie Meinungsäußerung. Dann würde auch

Digitized by Google

die wichtigste Obliegenheit des Redakteurs, nämlich die, Dolmetsch der öffentlichen Meinung und Beamter der Oeffentlichkeit zu sein, wegfallen, und alle die für das öffentliche Interesse oft so wichtigen Anregungen, die heute aus Furcht vor Strafe und Rache anonym gegeben werden, würden ausbleiben. Selbst im äußeren Bilde der Tageszeitung ist die Anonymität besser zu ertragen als die Namenszeichnung. Stelle man sich einmal vor, daß in einer Zeitung — etwa in der viermal täglich erscheinenden „Kölnischen Zeitung" — immer dieselben Namen wiederkehrten. Das Publikum würde, fürchte ich, sehr bald sagen, daß es den Herrn Schulze oder Müller, der da täglich in der „Kölnischen Zeitung" schreibe, nun nachgerade in- und auswendig kenne, und daß es unerträglich werde, immer wieder das Geschreibsel derselben Leute zu lesen. Wir haben ja eine solche persönliche Zeitung, die ziemlich weit verbreitet ist, den „Tag". Aber obschon der „Tag" keine Partei bevorzugt und sich an die weitesten Kreise wendet, wundert man sich, wie klein verhältnismäßig die Zahl seiner Mitarbeiter ist und wie oft dieselben Namen wiederkehren. Selbst in dieser Zeitung wird man es müde, immer wieder Ergüsse derselben Federn zu lesen, wieviel mehr würde das der Fall sein bei einem mehrmals täglich erscheinenden politischen Blatte, dessen Mitarbeiterzahl durch die politische Richtung, der es folgt, begrenzt wäre. Solche Blätter wie der „Tag" sind ja recht nützlich, solange es gilt, in schwierigen Fragen durch die Diskussion die öffentliche Meinung zu bilden und zu klären; ein Ersatz für die Zeitung als Mundstück der unpersönlichen öffentlichen Meinung werden sie aber nie werden. Deshalb wird meines Erachtens auch der Versuch, die Namenszeichnung in Nachahmung — der in längeren Zwischenräumen erscheinenden Zeitschriften, wo sie berechtigt ist —, auf die Tageszeitung zu übertragen, bei uns nicht durchdringen.

Dem Redakteur fallen in der Zeitung ganz andre Obliegenheiten zu als die, täglich seinen Namen unter seine Artikel zu setzen. Er ist oder soll sein der Vertrauensmann und der Dolmetsch der öffentlichen Meinung; ihm vertraut sie sich an, er erlauscht, erspäht, errät ihre Empfindungen, und wie der Anwalt den ungelenken Worten seines Klienten, so gibt der Redakteur den oft unklaren Empfindungen der öffentlichen Meinung Form, Farbe und Wirkungskraft. Der Oeffentlichkeit und dem Gesetz dient er in der Person des verantwortlichen Redakteurs als Bürge dafür, daß mit der Preßfreiheit kein Mißbrauch getrieben wird; er und der meist ebenfalls mit seinem Namen auf der Zeitung angegebene Chefredakteur sind auch dafür haftbar, daß unter dem Schutze der Anonymität keine sonstigen Ausschreitungen begangen werden, die der Schreiber mit seinem Namen nicht decken würde, daß z. B. die Polemik in den Formen bleibt, die sie auch haben würde, wenn mir der Gegner Auge in Auge gegenüberstände. Löning meint daher, kraft dieser Funktion sei der Redakteur an die Stelle des früheren Zensors getreten und ein Organ der Selbstverwaltung des Volkes geworden. Man kann in der Tat behaupten, daß der Redakteur ein Diener der Allgemeinheit, ein öffentlicher Beamter im Sinne des § 53 der Strafprozeßordnung sei, denn öffentliche Beamte sind nach Stenglein „alle Personen, die vermöge

Digitized by Google

eines öffentlichen, sei es mittelbaren, sei es unmittelbaren Dienstes, zur Kenntnis von Umständen kommen, auf welche sich die Pflicht zur Amtsverschwiegenheit bezieht". Eine solche Pflicht zur Amtsverschwiegenheit wird bekanntlich von jedem deutschen Redakteur freiwillig anerkannt, nicht nur, weil das ein selbstverständliches Gebot persönlicher Ehrenhaftigkeit ist, sondern auch in der beruflichen Ueberlegung, daß die Anonymität und mit ihr die Aufgabe der Zeitung, Instrument der unpersönlichen öffentlichen Meinung zu sein, hinfällig würden, wenn der Redakteur sich dieser Pflicht der Amtsverschwiegenheit entziehen wollte. Das Gesetz sucht ihn durch den Zeugniszwang dazu zu zwingen, diese Pflicht zu verletzen, und erst neuerdings bei der Reform der Strafprozeßordnung macht man Anstalten, den Redakteur ähnlich wie den Geistlichen, den Arzt, den Anwalt von der Zeugnispflicht zu entbinden. Aber das wird nicht etwa, wie jene berufliche Ueberlegung des Redakteurs es tut und wie es in der Natur der Sache liegt, mit dem Wesen der Zeitung begründet, sondern mit dem schweren Konflikt mit andern Pflichten, in den der Redakteur bei dem Zwang zur Zeugenaussage geraten könnte. Noch im Jahre 1899 hatte die Regierung die Befreiung des Redakteurs vom Zeugniszwang abgelehnt, weil es sich ja bei ihm nicht „um ein vom Staate geschaffenes Vertrauensverhältnis handle" — denn der Wesenheit der Presse verschloß sich ja der Staat bis vor kurzem grundsätzlich —, und in der Kommission für die Reform des Strafprozesses hat man geltend gemacht, der Geistliche, der Arzt und der Rechtsanwalt könnten als Beispiele für die Befreiung des Redakteurs nicht herangezogen werden, bei ihnen sei das Verhältnis eigentlich umgekehrt, weil jenen etwas anvertraut werde, damit sie es verschwiegen, dem Redakteur aber, damit er es verbreite. Ich habe an dieser Stelle[1]) schon früher darauf hingewiesen, daß dieser Einwand insofern richtig ist, als er das Verhältnis kennzeichnet, in dem der Redakteur im Gegensatz zum Geistlichen, Arzt und Anwalt zur Oeffentlichkeit, zur Allgemeinheit steht. Der Geistliche spendet Trost in seelischen, der Arzt Hilfe in körperlichen Nöten, also in Dingen, die ganz privater, individueller Natur sind; auch die Tätigkeit des Rechtsanwalts erstreckt sich nur auf Individuen oder individuelle Interessen. Der Redakteur wird dagegen rein privaten und individuellen Beschwerden kein Gehör geben oder sie doch nur dann verbreiten, wenn das private Interesse, was an sich möglich ist, zugleich ein öffentliches Interesse einschließt. Denn sein Beruf besteht ausschließlich darin, öffentliche Interessen zu vertreten. Gerade dieser Einwand verdeutlicht daher die Tatsache, daß der Redakteur nicht die Vertrauensperson des einzelnen, sondern der Oeffentlichkeit ist oder sein soll, daß er dem Privatmann Verschwiegenheit nur deshalb schuldet, weil er allgemeinen, öffentlichen Interessen zu dienen hat.

Es bleibt eben nichts andres übrig — die Tatsachen zwingen dazu —, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Redakteur ein Diener der Allgemeinheit, ein Beamter der Oeffentlichkeit ist.

---

[1]) „Deutsche Revue", November 1910.

Digitized by Google

Rückblick und Aussichten

Zum Schluß möchte ich noch einmal zusammenfassen, was ich hier in den Umrissen skizziert habe: Die Zeitung ist ein privatwirtschaftliches Erwerbsunternehmen, das mit öffentlicher Meinung handelt. Der allgemeine redaktionelle Teil ist ausschließlich öffentlichen Interessen, engern oder weitern Gemeinschaftsinteressen, vorbehalten, während der Anzeigenteil dem privatwirtschaftlichen Verkehr nach Angebot und Nachfrage dient. Beide Teile sind innerlich untereinander und aneinander gebunden, weil die Einnahmen aus dem Anzeigenteil es dem Unternehmer erst ermöglichen, den allgemeinen Teil lebensfähig, leistungsfähig und unabhängig zu halten, ihm die Publizität zu geben, deren die Zeitung anderseits bedarf, um die Anzeigen für den privaten Wirtschaftsverkehr wirksam zu machen. Die öffentliche Meinung ist die Aeußerung einer engern oder weitern Gemeinschaft, eines Publikums, über Worte oder Handlungen, die ihm geeignet erscheinen, auf das Gemeinschaftsinteresse dieses Publikums Einfluß zu üben. Sie kommt, nachdem solche Worte oder Handlungen, meist durch die Presse, bekannt geworden sind, zustande durch Besprechung von Mund zu Mund, durch Versammlungen, durch die Verhandlung der Parlamente, vor allem aber durch die Presse, sei es durch eine klärende Diskussion, sei es, daß die Zeitung, die öffentliche Meinung belehrend und leitend, alsbald der Meinung ihres Publikums Ausdruck gibt. Zu dem Zweck konstruiert sich der Redakteur sein Ideal von öffentlicher Meinung nach den Normen, die er zur Förderung des Gemeinschaftsinteresses, dem die Zeitung dient, für die richtigen hält. Er wird damit der Dolmetsch, der Wortführer der öffentlichen Meinung.

Da nun weder Zeitungsverleger noch Redakteure Idealmenschen sind, es auch ein Publikum von Idealmenschen nicht gibt, so kommt es vor, daß Zeitungen gegen ihren Beruf verstoßen, private Interessen für öffentliche Interessen ausgeben und, um größere Publizität zu erzielen, den üblen menschlichen Instinkten schmeicheln. Da solche Zeitungen das Gemeinwohl mehr schädigen als fördern, ist der Staat berechtigt und verpflichtet, gegen sie einzuschreiten. Jede Handlung des Staates der Presse gegenüber sollte aber getragen sein von der grundsätzlichen Erkenntnis, daß es der Beruf der Zeitung ist, dem gemeinen Wohl zu dienen; dann wird er die Zeitung in ihrem Berufe fördern müssen, und dann mag er — die Presse wird sich darüber nicht zu beklagen haben — Schaden stiftende Verstöße gegen diesen ihren Beruf unnachsichtlich strafen.

Es gäbe ja noch ein andres, natürlicheres Mittel, die Zeitungen zu zwingen, nicht über die Stränge zu schlagen und sich ihrem gemeinnützigen Beruf nicht entfremden zu lassen. Dieses Korrektiv würde in der Hand des Publikums liegen; wenn es Schmutz- und Sensationsblätter nicht kaufte, abonnierte und mit Anzeigen speiste, wenn es nie den Versuch machte, Privatinteressen als öffentliche Interessen in die Zeitung einzuschmuggeln, würde der Staat selten Gelegenheit finden, die Zeitung zur Ordnung zu rufen. Werden wir diesen Idealzustand je erreichen? Ich glaube nicht; wenn die Entwicklung wie bisher

Digitized by Google

weitergeht, werden wir uns vielmehr immer weiter von ihm entfernen. Indes möchte ich doch nicht versäumen, bei der Gelegenheit auf die Entwicklung in Ungarn hinzuweisen, die fast wie ein Lichtpunkt über dem Wege zu einer besseren Zukunft erscheinen könnte. Dort ist bekanntlich vor einigen Wochen ein neues Preßgesetz beraten worden, das ganz erhebliche, die Zeitungen schwer treffende Verschärfungen enthält. Begründet werden sie damit, daß die Presse immer mehr entarte, immer sensationslüsterner werde, immer schamloser von Privatgeheimnissen, die kein Mensch etwas angehe, den Schleier wegziehe, so daß das Publikum selbst gegen sie aufbegehre und eine Aenderung dieses Zustandes verlange. Ich kenne ungarische Verhältnisse nicht genügend, um zu entscheiden, ob diese Begründung richtig ist, ob sich in Ungarn wirklich das Publikum von seinem Instrument, der Presse, nachdem sie ihrem Berufe untreu geworden ist und weil sie die Gemeinschaftsinteressen schädigt, abgekehrt und den Staat zum Eingreifen veranlaßt hat; aber bezeichnend scheint mir nach der Richtung eine Aeußerung des „Neuen Pester Journals" vom 26. Oktober 1913 zu sein, einer Zeitung, die sich aufs unwilligste gegen das neue Preßgesetz wendet, schließlich aber doch zu dem folgenden interessanten Schuldbekenntnis kommt:

„Die alten Traditionen der ungarischen Presse haben wir zum Teil längst abgestreift und uns in den Wirbel der sensationslüsternen, nervenkitzelnden, unruhevoll hastenden Flut gestürzt. Statt der öffentlichen Meinung die Richtung zu geben, wird die Presse von ihr getragen und trachten manche Organe, ihre bösesten Gelüste zu befriedigen. Nur eines kann dem bewußten Teil der Presse zur Entschuldigung dienen: der Keim der Verrohung, der Verwilderung, der Skandalsucht, der Scharfmacherei wurde von den Politikern auf die Presse übertragen. Und dieselben Politiker wollen nun unsre gestrengen Richter sein. Der Presse geschieht recht, aber die Herren Politiker sollten auch wenigstens den Mut besitzen, ganze Arbeit zu verrichten und überhaupt das Preßgesetz abzuschaffen. Lieber gar kein Preßgesetz als ein solches."

Diese Vorgänge in Ungarn würden uns also lehren, daß das Publikum schließlich selbst gegen die Presse aufbegehrt, wenn diese den Bogen überspannt und statt dem Gemeinwohl zu dienen, nur noch Druckerschwärze auf Papier setzt, um die öffentliche Neugier zu befriedigen. Da aber schon recht beträchtlicher Schaden angerichtet sein muß, bevor es zu einer Auflehnung des Publikums kommt, und da bei dem Rückschlag, den die Entrüstung über die Presse mit sich bringt, sicherlich auch Werte in Scherben gehen, die für den gemeinnützigen Beruf der Presse nicht entbehrt werden können, so ist es besser, nicht eine solche Bewegung im Publikum abzuwarten, sondern den Staat zu veranlassen, endlich die richtige, in der Natur der Sache begründete Stellung zur Presse zu finden und dann durch Gesetze dem Schaden vorzubeugen.

Er wird dabei meines Erachtens sein Augenmerk weit mehr, als es bisher geschehen, auf den Verleger, den Unternehmer der Zeitung, und erst in zweiter Linie auf den von diesem beauftragten Redakteur zu richten haben. Denn in dem Bureau des Unternehmers entspringt fast stets die Fehlerquelle, auf die es zurückzuführen ist, wenn die Zeitung die öffentlichen Interessen schädigt, statt sie zu fördern. Ich glaube nicht, daß es einen deutschen Redakteur gibt, der sich

Digitized by Google

weigern sollte, die Verantwortlichkeit, die sein Beruf ihm auferlegt, zu tragen; aber man sollte diese Verantwortlichkeit auch so verteilen, wie es dem Wesen der Zeitung entspricht. Wenn nun eine Zeitung eine Richtung einschlägt, die das Gemeinwohl schädigt — von einzelnen Entgleisungen ist hier nicht die Rede —, so ist dafür zweifellos in erster Linie der Verleger verantwortlich. Der Redakteur wird eine solche Tendenz gern aufgeben, denn ihm macht es sicherlich keine Freude, gegen das zu verstoßen, was er als das Wesen seines Berufs erkannt hat. Diese Pflicht der Verantwortlichkeit erwächst dem Unternehmer aus der Sache selbst, wenn er sich entschließt, mit so gefährlichen Dingen wie öffentliche Meinung zu handeln; wer mit Sprengstoff umgeht, muß für den Schaden aufkommen. Denn wie der Zeitungsunternehmer mit seiner Persönlichkeit unter Umständen die Gewähr und — wie die Dinge liegen — oft die einzige Gewähr dafür bietet, daß die Zeitung ihrem Beruf nicht entfremdet wird, so liegt in seiner Person auch die Gefahr, daß das geschieht.

Ich habe davon, so weit sie die moralische Richtung der Zeitung und die Vermischung des allgemeinen Teils mit Anzeigen angeht, schon gesprochen; neuerdings aber droht dem Zeitungswesen aus den kapitalistischen Auswüchsen des Unternehmertums eine neue, vielleicht die größte und am schwersten zu vereitelnde Gefahr; ich meine die Vertrustung des Zeitungswesens. Der Gedanke des Zeitungstrustes ist in Europa bekanntlich an die Namen Pearson und Harmsworth — er heißt jetzt Lord Northcliffe — geknüpft, die in England gewaltige Zeitungstruste ins Leben gerufen haben. Sie haben auch in Deutschland Schule gemacht, so daß auch uns die Gefahr der Vertrustung des Zeitungswesens auf den Nägeln brennt. Das Ideal Alfred Harmsworths ist mit den annähernd zwanzig Zeitungen, die er jetzt in seiner Hand vereinigt — er hat bekanntlich jetzt auch in der „Times" einen ausschlaggebenden Einfluß —, nicht erfüllt; ihm schwebt, wie er neulich in einer Neuyorker Monatsschrift mitgeteilt hat, die fünfzigfache Zeitung vor. Es würde genügen, meint er da, daß sich drei bis vier bedeutende Tageszeitungen Londons oder Neuyorks zusammentäten, um dem gegenseitigen Wettbewerb ein Ende zu bereiten; sie wären dann die Herren des Marktes. Sie würden imstande sein, die beiden Geister: Zeitungen und Maschinen zu kaufen und Eigendrahtleitungen zu bauen oder das ausschließliche Nutzungsrecht vorhandener Telegraphen- und Kabellinien zu erwerben. Bald müßten dann die Konkurrenzblätter eingehen oder Mitglieder des Syndikats werden. Die Tatsache, daß sie über unbegrenzte Kapitalien, einen stetig wachsenden Leserkreis, die vorzüglichsten Federn und den besten Nachrichtendienst verfügten, würde die Leiter der fünfzigfachen Zeitung in die Lage versetzen, nach Art der großen nordamerikanischen Industrietruste jede Gegnerschaft oder Konkurrenz auszumerzen. Es stünde in ihrer Macht, jede Zeitung zum Verkauf oder zur Mitgliedschaft zu zwingen, wenn sie nicht zugrunde gehen wolle. Auch würden sie ihre gleichzeitige Syndikatspresse jeder Stadt und jedem Bezirk aufdrängen können, kurz, sie hätten ein regelrechtes Zeitungsmonopol. Eine solche Zeitung könnte auch ein hohes literarisches Niveau haben und dadurch die denkbar höchste er-

Digitized by Google

ziehliche Bedeutung erlangen. Ferner würde sie der gegenwärtig so blühenden Schmutzpresse ein Ende machen. Wie müßten, meint Harmsworth endlich, die Missetäter und die Feinde des Gemeinwohls zittern, wenn die überwältigende Mehrheit der Presse eines Landes mit der gleichen Stimme spräche, die gleichen Grundsätze verföchte und die gleiche Politik unterstützte.

Nach meinen Darlegungen über Wesen und Beruf der Zeitung brauche ich kaum zu sagen, daß ich diese Ansichten des englischen Zeitungsmagnaten nicht teile. Ich bin im Gegensatz zu ihm davon überzeugt, daß die Feinde des Gemeinwohls triumphieren würden, wenn sich seine Pläne verwirklichten, denn das wäre der Tod der öffentlichen Meinung oder doch wenigstens der Versuch, ihr den Garaus zu machen. Daß der Versuch gelingen könnte, glaube ich zwar nicht, denn dann würde der Kampf um die also geknebelte Preßfreiheit von neuem anheben, und die öffentliche Meinung selbst, als Ausdruck des Gesamtwillens, würde sich dagegen auflehnen, daß man ihr den Einzelwillen einiger weniger Zeitungsunternehmer aufzwingt. Gerade im Zeitungsgewerbe ist die Konkurrenz eines der unentbehrlichen Korrektive, welche die Fehler, die der Allgemeinheit aus dem privatwirtschaftlichen Charakter des Zeitungsunternehmens erwachsen, ausgleichen und verbessern. Ich habe darauf hingewiesen, als ich zeigte, daß die maßgebende öffentliche Meinung meist erst aus einer Diskussion der gesamten Presse hervorgeht, ein Prozeß, der also die Konkurrenz in weitestem Maße voraussetzt; und auch darin, daß die Konkurrenz den Unternehmer zwingt, im Interesse der Allgemeinheit stets neue Anforderungen für den redaktionellen Teil zu machen, die Zeitung als Instrument der öffentlichen Meinung tauglich zu erhalten, ist eines jener Korrektive zu erblicken. Petroleum oder Kohle bleiben schließlich immer Petroleum und Kohle, ob der Handel damit vertrustet ist oder nicht; die öffentliche Meinung aber entsteht und äußert sich erst durch die Zeitungen, das Wort in möglichst weit gefaßtem Plural und möglichster Mannigfaltigkeit genommen. Eine Vertrustung des Zeitungswesens nach dem Plane Harmsworths würde uns statt des Naturprodukts öffentliche Meinung, wie es durch den geschilderten Prozeß zustande kommt, ein nach der Willkür und Laune einzelner geformtes Kunstprodukt liefern, und müßte daher — fast möchte ich sagen — als Falschmünzerei bestraft werden.

Wenn das Zeitungswesen, und vor allem unser deutsches Zeitungswesen, wenn die Allgemeinheit vor diesem bittern Ende bewahrt werden sollen, so tut es vor allem not, daß die Presse, das Publikum und der Staat sich endlich einmal darüber klar werden, was die Presse ist und bedeutet, nämlich ein an das privatwirtschaftliche Unternehmertum gebundenes, gemeinnütziges Instrument der öffentlichen Meinung.

Digitized by Google

Die Legende der Martha Boretzky

Von

Fürstin Schahovskoy-Strechneff

Der Niedergang der glorreichen Republik Nowgorod begann in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Unheilverkündende Anzeichen und dunkle Warnungen beunruhigten die Bevölkerung Nowgorods. Am Horizont erhob sich ein drohendes Gespenst: Die wachsende Macht Moskaus. Und als Iwan III., der Ahnherr der Zaren aller Reußen, geboren wurde, läutete der berühmte Prophet Michael Klopsky[1]) die Glocken der Sophienkirche und erklärte seinen versammelten Mitbürgern, dem Großfürsten Waßilij, dem Blinden sei ein Sohn geboren worden, der dazu berufen sei, der Schrecken der Völker und der Vernichter ihrer Freiheit zu werden.

Mit dieser gespenstigen Gefahr von außen verband sich die der innern Kämpfe, denen der vollständige Mangel an Männern von Charakter und Begabung jede Aussicht auf endgültigen Austrag nahm. Die einzige überragende Gestalt in dieser schrecklichen Verwirrung ist die einer Frau, der Bürgermeisterin Martha,[2]) die sich durch geistige Gaben und leidenschaftliche Vaterlandsliebe über die Verrätereien und Charakterlosigkeiten, die sie umgeben, erhebt. Sie war Witwe des Bürgermeisters (Posadnik) Isaak Boretzky. Sein Tod und das Unglück hatten aus der jungen, furchtsamen und zurückhaltenden Frau, die sich nur um die Ihrigen kümmerte, ein kühnes, kriegerisches Weib gemacht. Der Chronik nach hatte sie der Verstorbene bei ihrem letzten Abschied durch einen feierlichen Schwur seiner patriotischen Aufgabe verpflichtet. „Unsre Kinder liegen noch in der Wiege", hatte er zu ihr gesagt, als er sie verließ, um zu dem gegen Moskau kämpfenden Heer zu stoßen, „dir fällt die Aufgabe zu, mich im Dienst des Vaterlandes zu ersetzen." Die reiche und einflußreiche Familie der Boretzky stand nicht wie die übrige Aristokratie Nowgorods im Gegensatz zur niederen Klasse. Das Volk liebte Martha; es gab ihr beständig Beweise von Anhänglichkeit und bewahrte ihr bis ans Ende Treue, während die hohen Bojaren sie verrieten. Die Landessitten gaben den Witwen aus erlauchten Häusern sehr große Autorität. Infolgedessen befand sie sich an der Spitze der Nationalpartei, die mit der moskowitischen um die Macht stritt und ihre Blicke nach Westen auf den Polenkönig Kasimir richtete, von dem sie die Rettung erwartete. In den Landesversammlungen dieser Partei wurde die Stimme Marthas entscheidend.

Im Jahre 1470 nahm der Konflikt eine ernstere Wendung. Trotz heftigen Widerstands setzte sie die Reise einer Gesandtschaft durch, die ein Bündnis mit Polen zustande bringen sollte. Aber ihre Gegner wurden nicht entwaffnet

---

[1]) Leben Michael Klopskys und Kostomaroff, Geschichte von Nowgorod, S. 159.

[2]) Marfa Possadnitza, die Bürgermeisterin Martha.

Digitized by Google

und fuhren mit ihren Umtrieben bei Iwan III. fort, in der Hoffnung, die Unabhängigkeit ihres Landes trotz der wiederholten Angriffe des perfiden Großfürsten zu erhalten. Vielleicht gaben sich auch nur vor, an seine trügerischen Versprechungen zu glauben, um persönliche Interessen, die Iwan klug benutzte, zu befriedigen.

Martha verdoppelte ihre Anstrengungen. Der Bojarenpalast (boyarsky dwor) der Boretzky glich in keiner Weise den Häusern der Moskauer Großen, die durch ihre grobe Architektur und die schreienden Farben ihrer Ornamente in tartarisch-byzantinischem Stil auffielen. Nowgorod, die älteste der russischen Städte, war von diesem barbarischen Geschmack nicht verunziert, und die Wohnung Marthas entsprach denen der Leute ihres Standes im europäischen Mittelalter. Im Innern waren die schönen Gegenstände frühslawischer Herkunft mit den Werken abendländischer Kultur vereinigt, und es war augenscheinlich, daß hier „das Fenster nach Europa", das Peter der Große mehrere Jahrhunderte später schlagen sollte, schon seit langem offen war. Martha machte aus diesem luxuriösen Heim den Mittelpunkt der Verschwörung, deren sämtliche Fäden sie in Händen hielt. Sie bediente sich des Glanzes der Feste und Bankette, die sie der Aristokratie gab, um den Eifer unentschlossener Anhänger neu zu beleben. Unter das Volk verteilte sie Brot. Uebrigens war sie während dieser traurigen Ereignisse nicht die einzige, die in den zeitgenössischen Annalen eine Rolle spielt. Nastasia Grigorowitsch, die Gemahlin eines Mitgliedes der an König Kasimir geschickten Gesandtschaft, hatte gleichfalls zu ihrer Zeit bemerkenswerten politischen Einfluß, jedoch unendlich geringeren als die Bürgermeisterin. Unglücklicherweise muß man infolge des Mangels an sicheren Dokumenten und der Ungenauigkeit in den Einzelheiten, die uns Geschichtschreiber überliefern, an deren Wahrheitsliebe gezweifelt werden muß, die Biographie einer Frau dieser Zeit mehr als Legende denn als eine auf bewiesenen Tatsachen ruhende Erzählung ansehen. Die Persönlichkeit Marthas, deren Andenken noch im Gedächtnis des Volkes lebt, ist nicht genügend erhellt, und die Lücken in ihrem Lebenslauf sind nur allzu zahlreich. Es ist jedoch bewiesen, daß sie die Anstifterin des Kampfes gegen den fremden Einfall war und bis zuletzt Nowgorod, dessen verfallende Kräfte sie zu sammeln wußte, verteidigte. Sie versöhnte und einigte, wenigstens vorübergehend, die entgegengesetzten Elemente, die den Untergang förderten; sie zeigte großen Mut, völlige Aufopferung, und der Glanz, der sie umgibt, ist nicht nur leere Täuschung.

Das Salische Gesetz wäre mit den Sitten Rußlands, wo die Frauen stets ihren unbestrittenen Platz sowohl in der Familie als auch im Staat gehabt haben, nicht vereinbar gewesen. Ihr Zurücktreten dauerte nur so lange, als die Vorherrschaft der Tartaren, von denen die Russen die Sitte annahmen, sie in das Frauengemach (Terem) zu verweisen. Aber die freien Männer von Nowgorod unterwarfen sich dem mohammedanischen Joch nicht, und mehr als irgendeine Zarin wußte Martha ihren Willen im Verlauf der letzten Zeiten der Republik geltend zu machen. Ihre Söhne waren ihr dauernd ebenso ergeben und gehorsam als die Parteihäupter, die ihrer männlichen Intelligenz, die sich mit großem weiblichem Reiz und Gewandtheit verband, blindlings folgten.

Digitized by Google

Einer der bedeutendsten russischen Historiker, Karamsin, beschuldigt sie brennenden Ehrgeizes. Die Strenge dieses Urteils bedarf sehr des Beweises, denn als begeisterter Verherrlicher der Anfänge des Zarentums neigt der berühmte Schriftsteller dazu, das Verdienst derjenigen zu vermindern, die allein fähig gewesen war, dem autokratischen Eroberer standzuhalten. Es lag in der Ungunst der Dinge, daß die homogene Macht einer absoluten Souveränität, die sich in einem Fürsten wie Iwan III. verkörperte, über eine Republik triumphierte, die auf dem Höhepunkt ihrer Blüte stand, aber gerade durch das Zuviel an materiellem Wohlergehen und auch durch die Ansteckung mit den moskowitischen Sitten, deren Einfluß mit Moskaus Macht wuchs, und den Intrigen der nowgorodischen Bojaren, die die großen Traditionen der Vergangenheit[1]) vergaßen, verdorben und geschwächt war.

Iwan III. hatte die Eigenschaften eines Menschenführers: Er war außerordentlich intelligent, verschlagen, hartnäckig, im Innersten Despot, obwohl gelegentlich von überraschender Nachgiebigkeit. Den Gatten der Sophia Paläologa, Tochter des letzten Kaisers von Byzanz, schildert der Venetianer Contarini körperlich als sehr schönen, mageren Mann von hohem Wuchs, mit ruhigem Temperament, Geduld und großer Anlage zu natürlicher Grausamkeit.[2])

Daß Martha Boretzky die Fahne der alten Freiheit gegen den Herrscher von Moskau hätte wieder aufrichten können, ist ein Beispiel von der Macht der slawischen Frau, für die sie eines der schönsten Beispiele ist. Daß ihr nicht der armselige Wunsch, an der Spitze zu stehen und zu glänzen, die Waffen in die Hand gab, scheint unbestreitbar, denn sie befand sich — sowohl infolge ihrer persönlichen Gaben als äußerer Umstände wegen — von Anfang an auf dem Gipfel befriedigter Eitelkeit. Die Nachwelt verstand, daß kein frivoles Motiv, sondern ein göttliches Gefühl diese Heroine des alten Rußland zur Aufopferung ihres Lebens, der tiefsten Gefühle und vielleicht einer letzten Liebe führte. Ein zeitgenössischer Chronist behauptet, Michael Olelowitsch, ein Bruder des Fürsten Simon und Statthalter des Königs von Polen in Kiew, hätte sie heiraten wollen. Sie war sicherlich, obwohl sie Mutter erwachsener Kinder war, verführerisch genug, Leidenschaft einzuflößen, und wahrscheinlich empfand der junge Kiewer Prinz eine solche zu ihr. Aber ihre strenge Keuschheit, die eifrige Tätigkeit, die sie ihrer politischen Aufgabe widmete, läßt daran zweifeln, daß sie einer verliebten Empfindung hätte unterliegen können. Außerdem widmete sie sich der Erinnerung ihres Gatten, und eine lange Witwenschaft scheint ihre Trauer nicht geschwächt zu haben. Was aber alle andern Gefühle übertraf, war der

---

1) Herbestein besuchte Moskau ein Jahrhundert nach dem Fall Nowgorods und sprach sich über seine ganze Bevölkerung in den Worten aus: „Es war ein außerordentlich humanes und ehrliches Volk; aber als die Moskowiter die „moskowitische Pest" hineintrugen, wurde es eines der verderbtesten." (Novagardia gentem quoque humanissimam ac honestam habebat; sed quae nunc, procul dubio peste moscovitica, quam eo commeantes Mosci secum invexerunt, corruptissima est.)

2) Soloview, Geschichte von Rußland, Bd. V, S. 9.

Digitized by Google

leidenschaftliche Patriotismus, sogar das Opfer eines Sohnes verminderte dessen Heftigkeit nicht und riß die Mutterliebe über den Tod eines zweiten ihrer Kinder hinweg.

Erfahrung und Vernunft, wenn nicht ein klarsehender Instinkt, ließ sie ihr Vaterland in die Arme des Königs Kasimir werfen. Nowgorod wäre durch das Bündnis mit Polen der Vernichtung entgangen. Mit Litauen vereinigt, wären seine Freiheiten unangetastet geblieben, denn der König wollte sich an den Rechten und Privilegien der verbündeten Städte nicht vergreifen, und ein Edikt erhob die Stadtbürger und Grundeigentümer zu völliger Unabhängigkeit. Allein die brennende Frage der jedem Russenherzen so teuren Rechtgläubigkeit schien unlösbar. Man hatte die Wahl: entweder auf alle Vorurteile zu verzichten, sich einem katholischen Könige zu unterwerfen und die Selbständigkeit zu bewahren oder sie durch Anlehnung an Iwan III. aus Furcht vor dem Katholizismus zu verlieren. Die Entscheidung hing hauptsächlich vom Erzbischof (Vladika) ab, der die höchste Autorität besaß; sogar außerhalb seines Amtes besaß er unbestrittenen Einfluß auf die Reichtümer der Kirche und insbesondere durch seine, in Anbetracht seines Amtes vor allen andern geachtete Stimme „Wetsch".[1]) Die Bedeutung dieser mächtigen Geistlichen in der Geschichte Nowgorods ist sehr groß: Sie überragten manchmal durch hervorragende Eigenschaften ihre erlauchtesten Mitbürger, niemals fürchteten sie den Zorn eines Kirchenhauptes oder die Verfolgung eines Großfürsten, und die ihnen zur Verfügung stehenden pekuniären Hilfsquellen verwendeten sie stets für das öffentliche Wohl. Seit Menschengedenken wurden sie vom Metropoliten in Moskau investiert; als um den ersten Schritt zur Befreiung handelte es sich darum, diese geistige Herrschaft nach Kiew zu verlegen, wo auch ein orthodoxer Metropolit saß.

Die entscheidende Stunde kam rasch. Die Nachrichten ließen keine Hoffnung auf Frist, und trotz des erhofften Zögerns Iwans III. stand der Angriff bevor. Martha kam zuvor; sie ließ die Glocke des Wetsch (vetchevoï kolokol) läuten, die das freie Volk zu den Gerichtstagen auf den Großen Platz rief, der dem seit fünf Jahrhunderten verlassenen Jaroslawpalast gegenüberlag und nicht weit von den Ufern des Wolchow, des Nowgorodischen Flusses, entfernt war.

Eine ungeheure Menge versammelte sich bei ihrer seltsamen Stimme, die nichts mit den unzähligen Tönen der umliegenden Kathedralen und Kirchen gemeinsam hatte. Das Volk schrie: „Wir sind freie Leute. Warum wollen wir unsern Erzbischof von Moskau bestätigen lassen? Schicken wir ihn hierzu nach Kiew. Wir wollen zum König von Polen, zu Kasimir; unter seinem Schutz werden wir frei bleiben." Die gegnerische Partei schrie gegen das gefährliche abendländische Bündnis. Zuletzt bewarfen sie sich gegenseitig mit Steinen. Diese Kämpfe dauerten mehrere Tage, und der Sturm legte sich erst bei Ankunft des Fürsten Michael Olelowitsch, der von Martha und ihren Anhängern herbeigerufen wurde. Der Enthusiasmus beim Empfang steigerte sich durch die Nachricht,

[1]) Wetsch, die berühmte Volksversammlung.

Digitized by Google

daß der Gast der Republik den orthodoxen Glauben angenommen hatte, ein Umstand, der geeignet war, die Bedenken der gottesfürchtigsten Gemüter zu beschwichtigen.

Seit dem ersten Zusammentreffen mit Martha hatte Michael Olelowitsch eine heftige Neigung für sie gefaßt. Er huldigte ihr mit der ritterlichsten Ergebenheit, und noch am Abend seiner Ankunft sah man ihn der Dame seines Herzens öffentlich den Hof machen, indem er mehrmals unter ihren Fenstern auf einem prächtigen, schwarzen Streitroß vorbeiritt.

Einstimmige Zurufe folgten überall dem Kiewer Fürsten, und die Bojaren unterwarfen sich in ihren Versammlungen, die er fast wie ein Herrscher leitete, seinen Ansichten.

Diese Vorgänge kamen Iwan III. zu Ohren. Er schickte nun seinerseits eine Gesandtschaft nach Moskau. Die Bürgermeisterin und ihre Anhänger wußten sich aber auf den Willen des Volkes zu stützen und schickten sie mit Schande wieder heim. Trotz des Zornes, den der Großfürst empfand, ließ ihn seine unerschütterliche Klugheit, die alle seine Handlungen charakterisiert, den Krieg noch nicht erklären. Er wartete und schien mit seiner Geistlichkeit und Bojaren zu beratschlagen; er ging zurück, um besser springen zu können ... Während dieser Zeit erschwerte sich die Lage der Republik. Fürst Michael Olelowitsch verließ die Stadt nach mehrmonatlicher nutzloser Anwesenheit plötzlich, da er durch den raschen Tod des Fürsten Simon, der sein Erbe ohne Verteidiger hinterließ, nach Kiew zurückgerufen wurde. Der Widerstand Marthas gegen seine Liebe hatte zweifellos in gleichem Maße auf diesen Entschluß, wegzugehen, eingewirkt. Nach seiner Abreise rottete sich eine große Menge auf dem Großen Platz zusammen und schlug sich — inmitten wütender Kämpfe — von einer Partei zur andern.

In diesem Aufruhr erschien plötzlich Martha. Sie stieg die Stufen zur Tribüne hinauf, und mit klarer, silberheller Stimme, die die Menge beherrschte, begann sie eine Ansprache, die die Schrecken der moskowitischen Gefahr, das Grauen vor der Herrschaft eines verabscheuungswürdigen Despoten heraufbeschwor und klarlegte, daß die einzige Zuflucht das Bündnis mit Polen sei. Ein furchtbares Geschrei antwortete ihr, immer aufs neue rief das Volk: „Wir wollen nicht die Vasallen des Fürsten von Moskau werden. Nowgorod ist von jeher ein freies Land, Nowgorod ist sein eigner Herr!" Die Auseinandersetzungen endigten aber nicht damit, den Krieg unmittelbar zu erklären, obwohl die moskowitische Partei geschlagen war; die Patrioten hatten sich noch nicht völlig dafür entschieden. Nach dem Besuch des Kiewer Fürsten suchte Nowgorod den Autokraten durch Uebersendung einer Gesandtschaft, die jedoch nicht seine Unterwerfung brachte, zu beschwichtigen.

*

Das Jahr ging seinem Ende zu. Iwan verlor die Geduld, er drohte gegen die Republik zu marschieren, die sich angesichts dieser Drohung an die Republik Pskow, ihre Verbündete, um Hilfe wandte. In diesem Augenblick starb der Erz-

Digitized by Google

bischof Johann, der sehr alt und seit Monaten unfähig zur Teilnahme an den Vorgängen war. Martha, seit langem auf seinen Hingang vorbereitet, hatte schon ihren Kandidaten, der mit den alten Gebräuchen brechen und seine Bestätigung vom Metropoliten in Kiew erhalten sollte. Die Kämpfe im Wetsch brachen bei dieser Gelegenheit von neuem heftiger und unversöhnlicher aus. „Wir wollen von dem Großfürsten nichts wissen, wir halten zum König von Polen," riefen ihre Anhänger. „Keinen von den Lateinern bestätigten Erzbischof," antworteten ihre Gegner.

Ein solches Argument trug immer den Sieg davon und Martha konnte den blinden Fanatismus der Massen trotz ihrer Popularität nicht meistern. Umsonst suchte sie zu beweisen, wie sehr die Gefahr, bei der die Furcht ihre religiösen Skrupel zum Schweigen brachte, sich näherte; sie erhielt die Zustimmung der Mehrheit nicht, und Theophil, der Günstling des Großfürsten, nahm den Bischofssitz als unwürdiger Nachfolger seiner Vorgänger ein. Trotz dieses nicht wieder gutzumachenden Schlages hatte Martha nichts von ihrem Ansehen eingebüßt. Iwan III. selbst bemühte sich um sie, und als Zeichen der Achtung, die er für sie hegte, ernannte er ihren kaum dem Knabenalter entwachsenen Sohn Dimitri zum „Bojaren von Moskau". Sie bewies keinerlei Dankbarkeit für die Gnade, die ihr erwiesen wurde und fuhr mit noch größerer Leidenschaft als vorher fort, das nowgorodische Volk gegen den Unterdrücker aufzureizen. Die Zusammenkünfte der Verschwörer fanden häufiger in ihrem Hause statt, und ihre geheimen Umtriebe beim König Kasimir nahm sie wieder auf.

Damals, am Vorabend schwerster Heimsuchungen, regierte sie sozusagen unumschränkt. Alle Stimmen verstummten vor der ihrigen im Wetsch.

In dieser Zeit erschien der Einsiedler des Klosters Solovetzk, der „heilige" Zosimus, um den Machthabern der Versammlung gegenüber Bodenansprüche zu verteidigen. Sein Kloster war das Opfer von Einfällen und Gewalttätigkeiten der Bojaren an der Dwina. Er kam als Beauftragter zu der stolzen Bürgermeisterin, die große Besitztümer in diesen Gegenden hatte. Von Verleumdern getäuscht, weigerte sie sich, ihn zu empfangen. Da streckte der heilige Mann, dem man Prophetengabe zusprach, die Hand nach der ungastlichen Wohnung aus und sprach die unheilverkündenden Worte: „Bald wird der Tag kommen, wo die Bewohner dieser Räume keine Spur mehr hinterlassen werden und die Türen dieses Hauses leere Räume schließen werden."

Einige Zeit darauf erkannte Martha ihren Irrtum und gab den zu lange gegen die Ansprüche des Mönches geleisteten Widerstand auf. Sie lud ihn zu einem Feste ein, an dem auch die vornehmsten Einwohner der Stadt teilnahmen.

Umgeben von ihren Frauen und ihren beiden Söhnen, Dimitri und Feodor, empfing sie Zosimus mit den Beweisen tiefster Ehrfurcht und küßte ihm die Hand, während er sich vor den Bildern der Heiligen bekreuzigte.

Im Verlauf des Mahles, beim Klang der Musik, des freudigen Summens der Gäste, wurde der Einsiedler plötzlich von einem Zittern erfaßt; seine Augen hefteten sich schreckensvoll auf die Bojaren, die den Tisch umgaben und zuletzt

Digitized by Google

brach er in Tränen aus. Er begann nicht wieder zu essen und zu sprechen und verharrte in trauriger Niedergeschlagenheit.[1])

„Wovor fürchtetest du dich während des Mahls?" fragte ihn nachher einer der Bojaren, der fromme Pamphilus, der sich nach dem Untergang seiner Vaterstadt auch in das Kloster von Solovetzk zurückziehen sollte. „Was hast du gesehen?"

„Ich sah die Bojaren," antwortete er, „in der Runde sitzen: auf ihren Körpern saß aber kein Kopf." Es waren die Bojaren, die einige Jahre später auf Befehl des Großfürsten enthauptet wurden.

Als die prophezeite Wendung in ihrem Leben eintrat und das Unwetter nahte, wollte Martha außerhalb der Welt und ihren steten Lügen moralische Unterstützung suchen. Sie dachte an ihren Großvater Theodosius, einen fast hundertjährigen Greis, der früher einer der glänzendsten Bojaren Nowgorods und Bürgermeister gewesen war. Jetzt lebte er seit langem einsam an den Ufern des Ilmensees als Einsiedler. Martha ließ das ihr gehörige Schiff instand setzen und widmete sich den Vorbereitungen der geheimen Reise, die sie allein, ohne jede Begleitung machen wollte.

Sie begann sich bei dem Gedanken an ihr baldiges Zusammentreffen mit dem glücklichen Einsiedler zu beruhigen, der fern von den Schmerzen und Kämpfen des Lebens zu völliger Ruhe gelangt war.

Als sie nach ihrer Reise an Land gestiegen war, veränderte sich plötzlich die Landschaft. Ihren Weg verfolgend, fand sie den Einsiedler im Gebet auf den Knien vor seiner Hütte. „Mein Vater," sagte sie zu ihm, „betet für uns, Sturm und Unheil bedroht Nowgorod." Er antwortete ihr: „Ich weiß es schon," und wies auf den Himmel, den über ihrer Vaterstadt eine große Wolke bedeckte, der Blitze und leuchtende Kugeln aussandte; um die Kirchen kreisten Raubvögel, wie nach dem Mahle hungrig. Im selben Augenblick erhob sich aus dem in nächtlichen Schatten getauchten Wald das schreckliche Geheul der Raubtiere, und die jahrhundertalten Fichten rieben, vom Sturm geschüttelt, ihre Aeste aneinander mit durchdringendem Lärm, der zu dem Schrecken ein unheilverkündendes Geschrei fügte.

Das Vorzeichen war schrecklich. Martha empfand indessen nur Schmerz, sie murmelte, den Arm des Theodosius ergreifend: „Mag der ganze Himmel in Flammen stehen und die Erde zittern, so hätte ich keine Furcht. Kann man leben, wenn Nowgorod untergehen soll?" Und sie zog ihn mit sich in die Einsiedelei. Dort erzählte sie ihm mit von Bewegung gebrochener Stimme die letzten Ereignisse, die Unruhe und Unentschlossenheit, die sie am Vorabend des Krieges peinigten .... Zuletzt verlor sie die Gewalt über sich und weinte schluchzend über das Schicksal ihres Vaterlandes: „Oh, du hast es so sehr geliebt," sagte sie zu ihm, „du hast ihm deine Jugend und dein Mannesalter geweiht, du schuldest ihm deine letzten Kräfte, die Einsicht deines Geistes, dem nichts

[1]) Kostomaroff, Geschichte von Nowgorod, S. 181.

Digitized by Google

gleichgekommen ist, seitdem du dich zurückgezogen hast." Der Greis schloß sie in die Arme, eine glühende Flamme belebte seinen erloschenen Blick und aus der Tiefe seiner mit Gebeten glühenden Seele stiegen die einstigen Gefühle. Mit zitternder Hand suchte er unbewußt an der Hüfte das Schwert, das er so lange getragen hatte:

„Meine Tochter, ich komme mit dir, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Die Neutralisierung Afrikas

Schreiben eines hervorragenden Kolonialpolitikers an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Wenn ich, Ihrem Wunsche entsprechend, den Gesamteindruck, den ich aus den verschiedenen in Ihrer Zeitschrift auf die Frage: „Ist eine Neutralisierung Afrikas möglich?" veröffentlichten Antworten gewonnen habe, hier kurz zusammenfassen soll, so komme ich zu folgendem Ergebnis und Schlußfolgerung.

Vorausschicken möchte ich, daß vielleicht schon der Wortlaut der gestellten Frage nicht ganz glücklich gewählt war oder doch vorher einer genaueren Definition bedurft hätte. Denn offenbar gingen die Ansichten der einzelnen Herren, die sich zur Sache äußerten, über den mit dem Worte „Neutralisierung" zu verbindenden Begriff vielfach auseinander, wodurch an sich schon eine Verständigung erschwert wurde.

Darüber, daß eine Neutralisierung in dem gewöhnlichen landläufigen Sinne dieses Wortes, also eine Neutralisierung wie etwa diejenige der Schweiz, Hollands und Luxemburgs auf das zum größten Teil aus mehr oder minder unselbständigen Kolonialgebieten bestehende Afrika nicht anwendbar und somit also nicht möglich ist, scheint allseitige Uebereinstimmung zu herrschen. Um darüber kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, ist denn auch die Frage nachträglich etwas anders formuliert worden. So heißt es im Jahrgang 38 Abteilung II S. 313: „Damit läßt sich die Frage: Wäre eine Neutralisierung Afrikas möglich? auch anders formulieren: Wird ein Staat, um ein einem andern Staate gehörendes Stück afrikanischen Landes zu annektieren, einen Krieg beginnen?", und weiter unten wird fortgefahren, diese Frage könne vernünftigerweise nur mit einem „glatten Nein" beantwortet werden. Die Neutralisierung würde demnach in einem internationalen Abkommen bestehen, durch das ein lediglich aus Annexionslust unternommener Krieg in Afrika verhindert werden soll.

Solange die afrikanischen Länder in dem Stadium ihrer heutigen Entwicklung stehen, wird man sich der Verneinung dieser Frage ohne Weiteres anschließen können; denn welche Macht sollte das Risiko eines afrikanischen und damit europäischen Krieges auf sich nehmen, lediglich um ihr afrikanisches Gebiet etwas vorteilhafter abzurunden oder sich einige weitere hundert Kilometer zuzu-

Digitized by Google

legen. Intensive, nicht extensive Politik wird in Afrika noch auf Jahrzehnte hinaus die allgemeine naturgemäße Losung sein. Wenn aber eine derartige Gefahr zugestandenermaßen in absehbarer Zeit nicht existiert, wozu dann die internationalen Vorkehrungen, um sie abzuwenden, wozu den Teufel an die Wand malen, an dessen leibhaftiges Erscheinen doch niemand glaubt?

Darauf wird man mir freilich erwidern: Ja, das ist ja gerade der Grund, weshalb ein solches Abkommen jetzt noch möglich ist und jetzt geschlossen werden soll, weil jede koloniale Macht ihm leichten Herzens zustimmen kann, ohne wesentliche koloniale Interessen dabei zu opfern. Aber die Zeiten ändern sich, und wenn der jetzige günstige Moment verpaßt ist, könnte es leicht überhaupt zu spät sein. Diese Replik liegt, wie gesagt, nahe, aber nicht minder nahe auch die Duplik: Nicht nur die Zeiten ändern sich, sondern auch die Menschen, deren Anschauungen und Interessen. Die Gründe, die heute gegen jeden afrikanischen Annexionskrieg sprechen und darum die internationale Vereinbarung ermöglichen und erleichtern, werden mit der Zeit in Wegfall kommen. Höhere sog. vitale Interessen — wirkliche oder eingebildete — werden sich geltend machen und statt der bisherigen intensiven eine extensive Potitik auf Kosten der Nachbargebiete notwendig erscheinen lassen. Dann werden, wie in Europa und jedem andern Weltteil, so auch in Afrika, die realen Verhältnisse und Interessen mächtiger sein als alle schriftlichen Abkommen und nach Erschöpfung der friedlichen Mittel eben behufs Geltendmachung dieser vitalen Interessen auch hier der Krieg die ultima ratio sein; mit andern Worten: solange die internationale Vereinbarung gehalten werden wird, ist sie nicht nötig, und wenn sie nötig ist, wird sie nicht mehr gehalten werden.

Nach einer andern Lesart sodann soll unter der Neutralisierung Afrikas nur eine wechselseitige Garantie des gegenwärtigen afrikanischen Besitzstandes verstanden werden. Diese Garantie würde sich also wohl nicht bloß auf die Kolonien der europäischen Kolonialmächte, sondern auch auf die Republik Liberia und auf Abessinien erstrecken. Diese beiden und die kleineren schwächeren Kolonialmächte, die ihren eignen Besitzstand nicht selbst zu garantieren vermögen, auch vielleicht diejenige Macht, die jetzt schon in Afrika im Besitze des Löwenanteils ist, mögen an einer derartigen Garantie ein mehr oder minder großes Interesse haben, wir Deutsche aber doch gewiß am wenigsten. Wo sollen wir im Fall eines europäischen Krieges unsre Kompensationen holen, wenn Afrika für den Sieger in diesem Kriege ein noli me tangere ist. Freilich soll, wenn ich die Herren Artikelschreiber richtig verstanden habe, in diesem Falle die Garantie überhaupt hinfällig sein, weil sich eben eingestandenermaßen das Los der Kolonien von dem des Mutterlandes nicht trennen läßt — dann liegt aber doch die Frage nahe, für welche Fälle soll dann die Garantie überhaupt wirksam sein? Soll etwa, wenn zwei Kolonialmächte sich auf ein friedliches Geschäft einigen, etwa auf eine Abtretung eines kolonialen Gebietes im Wege des Tausches oder Kaufes, wodurch ja allerdings der gegenwärtige Besitzstand auch geändert wird, soll zu einer solchen friedlichen Aenderung die Zustimmung der Garantie-

Digitized by Google

mächte gleichfalls erforderlich sein? An und für sich und in der Theorie ist diese Frage ja ohne weiteres zu verneinen, immerhin liegt die Befürchtung nahe, daß in der Praxis auch ein solcher bloß für den Kriegsfall abgeschlossener Garantievertrag allen denjenigen Mächten, die sich durch die friedliche Veränderung benachteiligt und beunruhigt fühlen, eine willkommene Handhabe bieten würde, um wenigstens mit einem Anschein von Recht Widerspruch zu erheben, so daß in diesem Falle die wechselseitige Garantie mehr dazu angetan wäre, Schwierigkeiten und Komplikationen zu schaffen, anstatt zu vermindern. Gerade aber für uns Deutsche könnte dieser Fall sehr leicht einmal praktisch werden. Somit komme ich zu dem leidigen Schluß, daß die Neutralisierung Afrikas auch in dieser abgeschwächten und beschränkten Auslegung im ersten Falle, wenn auch an sich möglich, so doch ziemlich belang- und wertlos, im zweiten aber nicht nur nicht wertlos, sondern geradezu mit unsern deutschen Interessen im Widerstreit wäre.

Zum Beweis, daß ich mit obiger Auffassung nicht ganz allein stehe, und in sachgemäßer Ergänzung meiner eignen Ausführungen darf ich hier vielleicht noch eine Persönlichkeit zitieren, die in juristischen und kolonialpolitischen Fragen mehr Autorität für sich in Anspruch nehmen kann als der Verfasser dieser Zeilen und die, über das vorliegende Thema und meine daran sich knüpfende Beurteilung befragt, sich dahin äußerte: Mit Recht heben Sie hervor, daß die Verfasser der in der „Deutschen Revue“ erschienenen Artikel von zwei ganz verschiedenen Begriffen der Neutralität ausgehen und daher aneinander vorbeireden; der eine Begriff, daß niemand einen Krieg solle beginnen dürfen, zum Zweck, afrikanisches Gebiet einem andern zu entreißen, und der andre Begriff, daß der afrikanische Besitzstand wechselseitig gegen gewaltsame Wegnahme gewährleistet werden solle, haben nicht nur einen völlig verschiedenen Inhalt, sondern treffen auch gar nicht das, was man als Neutralisierung bezeichnen kann und was als solche sachlich einen Wert hätte. Wertvoll wäre eine Neutralisierung bloß dann, wenn dadurch vermieden werden könnte, daß schließlich die Eingeborenen die Oberhand gewännen und die weißen Ansiedler abschlachteten.

Aber all diese Abmachungen haben, wie Sie mit Recht sagen, keinen tatsächlichen Wert. Die ersterwähnte ist unnötig, weil gegenwärtig niemand daran denkt, wegen Erwerbung afrikanischer Gebiete einen Krieg zu beginnen; wenn es aber auch je anders käme, wer wollte der den Krieg beginnenden Macht nachweisen, daß dies Zweck und Grund des Krieges sei; wegen andrer Gründe würde sie wohl nicht in Verlegenheit sein, man denke nur an die nationale Ehre und deren Empfindlichkeit. Auch darin bin ich mit Ihnen und Herrn Dr. Peters einig, daß es für Deutschland gar nicht erwünscht wäre, wenn als Preis eines in Europa geführten Krieges afrikanischer Landerwerb ausscheiden sollte. Ich glaube übrigens, englischerseits würde darauf auch gar nicht eingegangen werden, bevor es nicht gelungen sein wird, uns aus Deutschsüdwestafrika wieder hinauszudrängen und auf das heiße unbesiedelbare Zentralafrika zu beschränken, das uns wohl angeschmeichelt werden soll, damit wir, die es allein nötig haben, keine

Digitized by Google

Siedlungskolonien in Afrika schaffen können, denn die sind es ja vor allem, die dem Mutterland eine feste Stütze und Machtstellung gewähren. Aber gesetzt auch, daß eine solche Vereinbarung zustande käme, wer würde am Ende eines siegreichen Krieges hervortreten und mit Gewalt dem Besiegten eine afrikanische Kolonie retten? Bei all diesen völkerrechtlichen Erörterungen fällt mir immer wieder unwillkürlich der Spruch ein, der, wenn ich nicht irre, von Justus Möser herrührt: „Der Gelehrte macht's, der Starke verlacht's".

Die Psychologie der Massen und die Panik im Kriege

Von

H. Sartorius

Wie in der antiken Welt der Glaube an das persönliche Eingreifen der Gottheiten in die Schicksale der Menschen und Völker den Alten die Erklärung der wunderbaren Erscheinungen im Menschenleben bot, so gibt uns heute die wissenschaftliche Forschung die Mittel an die Hand, die meisten dieser Erscheinungen nach Ursachen, Form und Wirkung auseinanderzulegen. Wie wir heute den panischen Schrecken von der Psychologie der Massen ausgehend betrachten, so wurde im Altertum diese Erscheinung dem Hirtengotte Pan zugeschrieben. Dem Pan, *Παν στρατιώτης*, der bei Marathon den Athenern geholfen hatte, und dem auch, wie wir aus dem Botenbericht in den „Persern" des Aeschylus entnehmen können,[1]) die vernichtende überraschende Niederlage der Perser bei Salamis zugeschrieben wurde. Pausanias, ein Zeitgenosse Hadrians, berichtet,[2]) daß, als die Kelten im Jahre 278 v. Chr. Delphi belagerten, in der Nacht ein panischer Schrecken (*φόβος σφισιν ἐμπίπτει Πανικὸς*) über sie kam, sie glaubten den Lärm von heranbrausenden Rossen und Feinden zu hören, ergriffen ihre Waffen und töteten einander. Auch die Römer schrieben die panische Flucht der Etrusker in der Schlacht im Walde Arsia einem Gott, dem altitalischen Faunus zu.[3])

Mit dem Hinschwinden der antiken Götterwelt veränderte sich der Begriff dahin, daß man nun unter „Panik" die plötzliche Aeußerung eines Massenschrecks versteht. Dieser Schreck, der, ohne von hemmenden Gegenvorstellungen bekämpft zu sein, von den Gemütern einer Menge Besitz nimmt, veranlaßt sie zu kopflosem Handeln nur in dem einen Gedanken: Rettung des eignen Lebens. Das zeigen uns die schrecklichen Beispiele von Paniken bei dem Brand des Wiener Ringtheaters und des Pariser Basars. Nein! Wie ist so etwas

[1]) „Die Perser" Aeschylus', Verdeutscht von H. v. Wolzogen. Leipzig. S. 15—20.
[2]) Pausanias. X, 23, 7.
[3]) Dionysius von Halikarnaß, Röm. Geschichte. V, 16.

Digitized by Google

möglich, hat wohl mancher beim Lesen der Schilderungen dieser Katastrophen ausgerufen. Werfen wir daher einen Blick in die Psychologie der Massen, deren Kenntnis für den Staatsmann wie für den Soldaten von großer Wichtigkeit ist.

Eine solche Menge, die, wie die obenerwähnte, von einer Panik erfaßt wird, nennt Le Bon,[1]) einer der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiet, eine „psychologische Masse". Lassen wir diesen wichtigen Begriff von berufener Seite erklären. Dr. Hans Gudden[2]) sagt in seiner Schrift über Massensuggestion: „Eine psychologische Masse ist eine Ansammlung von Menschen, welche unter dem Eindruck eines bestimmten, gemeinsamen Reizes steht und dadurch gewissermaßen organisiert wird." Während bei einer Menge, die dichtgedrängt ein Warenhaus durchflutet, ein jeder seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit bewahrt, sehen wir, daß bei einer psychologischen Masse die einzelne bewußte Persönlichkeit erlischt und an ihre Stelle eine unbewußte Persönlichkeit tritt, welche eben die Masse ist. Eine solche Menge kann dadurch z. B. zu einer psychologischen werden, daß ein Brand ausbricht oder daß ein Diebstahl in dem Hause bekannt wird und der gemeinsame Gedanke der Verfolgung des Diebes aufkommt. Ist eine Menge so von einem gemeinsamen Gedanken erfaßt oder orientiert in ihrer Gedankenrichtung, so ist nicht mehr mit der Seele der einzelnen, die Masse zusammensetzenden Elemente zu rechnen, sondern es bildet sich, wie Le Bon es ausdrückt,[3]) „eine Kollektivseele, die wohl transitorischer Art, aber von ganz bestimmtem Charakter ist. Diese psychologische Masse bildet ein einziges Wesen und unterliegt dem Gesetz der seelischen Einheit der Massen (loi de l'unité mentale des foules)". Wie ähnlich oder unähnlich die Einzelindividuen auch sein mögen, sie alle tauchen durch die bloße Zugehörigkeit zur psychologischen Masse in die „âme collective" ein, so daß sie ganz anders fühlen und handeln, als sie als Einzelwesen je fühlen und handeln würden. Der Mensch steigt durch seine momentane Zugehörigkeit zu einer psychologischen Masse mehrere Stufen auf der Leiter der Zivilisation herab. „Er besitzt die Spontanität, die Heftigkeit, die Wildheit, aber auch den Enthusiasmus und Heroismus primitiver Wesen." Es sind nämlich nicht die intellektuellen Kräfte, die als das den einzelnen Elementen etwa Gemeinsame hervortreten, sondern gemeinsam sind meist nur die allgemeinen Charakteranlagen, die denn auch bestimmt und eingeschränkt durch die Rasseeigentümlichkeiten den einzelnen psychologischen Massen stets eine besondere Färbung verleihen. Taten, zu denen besondere Intelligenz nötig war, haben die Massen noch nie hervorgebracht, denn wie Le Bon sagt: „Es ist die Dummheit, nicht der Geist, was sich in den Massen akkumuliert."

Welches sind nun die Ursachen der Umwandlung der Einzelcharaktere zur Massenseele? Jede Masse stellt eine gewisse Macht dar, jedenfalls eine größere

---

[1]) Le Bon, Psychologie des foules. Leipzig 1912.

[2]) Dr. Hans Gudden: Ueber Massensuggestion. München 1908. S. 4.

[3]) Le Bon, S. 10.

Digitized by Google

als die jedes einzelnen. Das kommt ihr, d. h. ihren Gliedern, zum Bewußtsein, sie fühlen ihre Kraft und glauben nun von allen Schranken befreit zu sein zur Durchsetzung ihrer Pläne. Daher wird die Masse so oft gewalttätig, wie wir es bei Revolutionen, bei Streiks gesehen haben. Da die Masse außerdem die sofortige Erfüllung ihrer Wünsche will, ohne die natürlichen Hemmnisse zu erwägen, so greift sie, da ihr ja auch das Verantwortungsgefühl fehlt, zu den unerhörtesten Mitteln. Denken wir an die Septembermorde, an die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals Auerswald bei Frankfurt a. M. 1848.

Die zweite Ursache ist der Nachahmungstrieb, der uns Menschen, wie in erhöhtem Maße auch die Tiere, beherrscht. Die Empfänglichkeit für geistige Ansteckung ist bei den Menschen verschieden, bei den Massen wird sie erhöht dadurch, daß einer den andern ansteckt und daß von allen Seiten die Einwirkungen kommen. Diese psychische Ansteckung ist eine abgeschwächte Erscheinungsform der Suggestion, ja sogar der Hypnose. Gerade weil eine psychologische Masse bereits in ihrer gemeinsamen Gedankenrichtung orientiert ist, verfällt sie desto leichter der Suggestion. Solche Suggestionen können einen gewaltigen Umfang nehmen, wenn erst irgendeine Masse davon erfaßt ist. Sind nicht die Kreuzzüge, besonders der Kinderkreuzzug 1212, die Geißelfahrten der Flagellanten und die Wiedertäuferbewegung Erscheinungen von Massensuggestionen, wenn auch religiöse bzw. sexuelle Momente mitspielen! Die Suggestion kann die Menge auch zu selbstlosen edlen Taten, die über ihrem Durchschnittsstandpunkt liegen, begeistern, wie z. B. bei nationalen Fragen, bei Kriegsgefahr und im Kriege selbst. Dabei kommt es meist nur auf einen bedeutenden Führer an, der die Anregung gibt. Wenn aber der Führer der Masse sein Prestige verliert, wenn er eine Niederlage erleidet, dann wirft ihn die Masse zum alten Eisen, denn ihre Seele ist wandelbar, ist launisch, ist weibisch. Es ist interessant, gerade bei dem Franzosen Le Bon[1]) zu lesen: „Ueberall sind die Massen weibisch, die weibischsten aber sind die lateinischen." Sehen wir nicht auch im Kriege 1870/71 die begeisterte Stimmung, den Elan der Franzosen umschlagen in Mutlosigkeit, in Untätigkeit!

Wir sprachen bisher nur von mehr oder minder bunt zusammengesetzten heterogenen Massen, die durch einen gemeinsamen Reiz leicht zu psychologischen Massen werden. Auf unserm speziellen Gebiet, dem militärischen, haben wir es mit homogenen Massen zu tun. Unsre Truppe besteht zwar aus den verschiedenartigsten Leuten, verschieden durch Abstammung, Bildung und Beruf, aber sie sind durch die militärische Erziehung, durch Unterricht und Drill in eine eiserne Form gegossen, sie sind „zusammengeschweißt". Eine Truppe ist nur dann im psychologischen Sinne als organisierte Menge zu betrachten, wenn sie durchaus erzogen ist.

Wie geschieht nun die Entwicklung eines Massenschrecks, einer Panik? Einige besonders empfindliche Menschen werden plötzlich von einem Schrecken

[1]) Le Bon, S. 22.

Digitized by Google

erfaßt. Sie geben ihrer inneren Angst, ihrem Schrecken unwillkürlich Ausdruck durch Gebärden oder Ausrufe. Die Umstehenden werden mit ihren Gedanken in derselben Richtung interessiert, sie werden angesteckt, sie werden gleichfalls von dem Schrecken erfaßt. Rückwirkend wird die Angst der zuerst von dem Schrecken erfaßten Leute erhöht. Die Masse wird von dem gleichen Gedanken durchdrungen, sie wird zur psychologischen Masse. Henry Joly sagt treffend:[1] „Der einzelne läßt sich mitreißen durch die Schreie, er selbst schreit, er beschleunigt seinen Blutkreislauf durch die innere Bewegung, seine Vorstellungen werden übertrieben, er glaubt ohne Nachprüfung alles und ist für alle Suggestionen empfänglich." Der Selbsterhaltungstrieb regt sich mächtig, der Schrecken löst in den Gehirnen physiologische Folgen, z. B. Blutleere des Gehirns, aus[2] und bringt psychomotorische Reize hervor, die sich in unbewußten, heftigen Bewegungen, Gebärden und Ausrufen äußern. Die Masse hört auf zu denken, sich zu erinnern oder abzuwägen, das Gefühlsleben beginnt allein ihre Triebe zu beherrschen. Die Vorstellungen erlangen, nicht begrenzt durch den Intellekt, hypnotische Kraft. Es ist die Kollektivseele nämlich nicht bloß eine Summe der einzelnen Elemente der psychologischen Menge, sondern eher ein Produkt, rein mathematisch gesprochen. Die Gruppen von Menschen, von denen die Panik ausgegangen ist, zu bestimmen, ist meist sehr schwer. Keiner der von dem Strom der Flüchtenden Mitgerissenen wird objektive Angaben machen können, und ungern nur spricht die Kriegsberichterstattung von solchen Vorgängen bei den eignen Truppen. Daher die wenigen Nachrichten über richtige Paniken in der Kriegsgeschichte, denn eine wilde Flucht vor einem verfolgenden, siegreichen Feinde her ist keine Panik. Anderseits gehören auch die Fälle von Massensuggestion, in denen eine Truppe, wie die ausfallenden Franzosen bei Noisseville, die die ungeschützt dastehende preußische Artillerie gleichsam hypnotisiert anstarrte, ohne sofort anzugreifen, nicht in das Gebiet der Panik, wenn man auch dafür den Begriff der „Lähmungspanik" eingeführt hat.

Betrachten wir nun im folgenden einzelne Paniken, die die Kriegsgeschichte überliefert hat, so werden wir etwas allen Gemeinsames finden, was ich den Stimmungshintergrund nennen möchte. Die Truppen, die von panischem Schrecken ergriffen wurden, waren fast immer schon vorher in einem besonderen geistigen oder körperlichen Zustand, der ihre plötzliche Umwandlung aus einer organisierten in eine desorganisierte, psychologische Menge begünstigte.

Eine düstere Stimmung lastete 1806 auf dem preußischen Volk und dem Heere. Napoleons Erfolge im vergangenen Jahre, der Zusammenbruch der Allianz bei Austerlitz, die plötzliche Vereinsamung Preußens ließen das preußische Heer von vornherein an einem Siege verzweifeln. Seine Führer, Hohenlohe und Ferdinand von Braunschweig, gaben den Gedanken an eine Offensive auf

---

[1] Henry Joly, La France criminelle. Paris 1889. S. 406.
[2] Kraepelin, Psychiatrie. Leipzig 1903. Bd. 1, S. 17.

Digitized by Google

und waren damit moralisch schon unterlegen. Bei dem durch zwecklose Hin- und Hermärsche beunruhigten, durch mangelnde Verpflegung geschwächten preußischen Heere riefen die Unglücksbotschaften von Schleiz und Saalfeld große Bestürzung hervor. Als die aus dem Gefecht von Schleiz zurückkehrenden Truppen gegen 3 Uhr nachmittags durch Jena zogen, erhob sich in den Straßen ein Tumult, von allen Seiten schrie man, die Franzosen seien dicht vor der Stadt. In der Stadt fuhren sich die Gespanne fest, die Knechte schnitten die Stränge durch und ritten auf den Pferden davon. Die Menge der in der Stadt zerstreuten hungernden Sachsen warf die Gewehre und die Patrontaschen weg. In Wirklichkeit war nichts vom Feinde weit und breit zu sehen, denn er hatte an diesem Tage noch die falsche Richtung auf Gera beibehalten. Vereint mit einem solchen Stimmungshintergrund besitzen Rufe wie „Der Feind ist da!“ oder „Zurück, zurück, wir sind umgangen, verloren!“ eine gewaltige Suggestionskraft. In ähnlicher Weise erlagen die russischen Truppen im Verteidigungskampfe gegen die Japaner verschiedentlich Paniken. Die Kintschoustellung, vorwärts von Port Arthur, war geräumt, die Japaner folgten nicht, es wurde in Nan-kwanling für die Nacht zur Ruhe übergegangen. Verwundete wurden auf die Bahn verladen. Da löste sich von einer andern Haltestelle ein Eisenbahnwagen mit Verwundeten los. Die Insassen riefen: „Achtung!“, damit die Truppen, die etwa auf dem Bahnkörper ständen, ausweichen könnten. Durch die Rufe, deren Sinn niemand verstand, gerieten die Truppen in Aufregung, jemand rief: „Japanische Kavallerie!“, einige begannen zu schießen. Eine Panik riß ein, ein regelloses Schießen begann. Zum Unglück gab der Maschinist des Verwundetenzuges Fahrt, die Mannschaften stürzten sich auf den Zug, so daß mehrere dabei unter die Räder kamen. Als der Zug fuhr, wurde auf ihn gefeuert. General Fock, der zufällig da war, ließ „Das Ganze halt!“ blasen, und schließlich begann die Musik die Nationalhymne (Boshe, Zarja chram) zu spielen. Das wirkte beruhigend auf die Sinne der kopflosen Masse.[1]) Waren es hier die fortwährenden Mißerfolge, die den angeborenen Gleichmut der Russen in das Gegenteil verwandelt hatten, so war es die Unentschiedenheit des Erfolges in der Schlacht bei Preußisch-Eylau, am 7. und 8. Februar 1807, der ersten „partie remise“ Napoleons, die am nächsten Tage den Grund zu der Panik legte, die ausbrach, als einige Reiter mit dem Rufe „Casaques!“ ins Lager gejagt kamen. Zu der Unsicherheit über die Lage kamen noch hinzu die Verpflegungsschwierigkeiten, die außerordentlich auf den geistigen Stand der Truppen zu drücken pflegen. Unter dem Druck der Entbehrungen und Strapazen kann auch eine bis dahin erfolgreiche Truppe niederbrechen. Die Brigade Grivicic hatte in der Schlacht bei Trautenau den preußischen linken Flügel umfaßt und bei dem zweiten Angriff zurückgedrängt. Auf dem siegreich behaupteten Gefechtsfelde wurde biwakiert, doch versagte der Verpflegungsnachschub vollkommen. Am nächsten Tage ging's bei drückender Hitze, im dichten Staub über das Schlacht-

[1]) Russisches Generalstabswerk. Bd. 5, S. 217.

Digitized by Google

feld des Vortages nach Süden, dem neuen Feind entgegen. Es kam zum Begegnungsgefecht mit diesem, wobei die Brigade sich sehr tapfer schlug, bis sie infolge des Zurückgehens der Nachbarbrigade plötzlich Flankenfeuer erhielt von der Seite, an der man sich angelehnt glaubte. Da tauchte der Gedanke auf: wir sind umgangen und wir werden abgeschnitten. Als nun auch der Führer fiel, brach die tapfere Truppe zusammen. Alles ergriff die Flucht. Der Stimmungshintergrund ist hier gegeben durch die übergroßen Anstrengungen und die Entbehrungen an Verpflegung. Eine Truppe, die hungrig und abgespannt ins Gefecht tritt, trägt in sich nicht mehr die Hemmungen, die den Ausbruch einer Panik verhindern könnten. Bemerkenswert ist, daß von den Gesamtverlusten der drei österreichischen Brigaden von 123 Offizieren und 3696 Mann auf die Brigade Grivicic allein 87 Offiziere, 2434 Mann entfielen. Ein Beweis dafür, daß eine panikartige Flucht die Verluste nicht vermindert, sondern gewaltig erhöht.

Wir sahen, wie gefährlich Angstrufe und offen ausgesprochene Befürchtungen werden können. Dann zumal tritt dies ein, wenn eine Truppe des Feindes besonders befürchtet wird, wie 1807 die Kosaken und im Burenkriege die flinken Reiter der Buren. Dort genügte z. B. bei Nicholsons Neck, 30. Oktober 1899, der Ruf: „Boer cavalry!“, um die Kolonne Carleton auseinander laufen zu lassen. Die Ueberraschung verstärkt den Eindruck, den solche Rufe machen. Die Ueberraschung wirkt besonders auf junge kriegsunerfahrene Mannschaften, die den plötzlichen Eindrücken des Krieges noch nicht gewachsen sind. Am 29. Mai 1901 kehrten die Engländer von einer Streife zurück durch die Steppe. Plötzlich flammte das Steppengras auf, dichter Rauch hüllte alles ein, da attackierten die Buren im Schutze des Rauches, Schüsse fielen. Die Engländer, von denen ein großer Teil zum erstenmal in das Gefecht kam, rissen aus trotz ihrer tapferen Führer, von denen die meisten fielen. Gewöhnten sich auch mit der Zeit die Führer und die Mannschaften an die plötzlichen Ueberfälle der Buren, so hatten diese doch noch öfter die Wirkung, daß der Troß der Engländer in Unordnung gebracht wurde. Verschiedentlich brach eine Panik unter den Maultieren aus, die zum Verlust der ganzen Bagage führte. Es ist selbstverständlich, daß gerade der Troß und insbesondere die Bespannung des Trosses leicht Opfer einer Panik werden. So geschah es bei Jena, bei Custozza, am Tage nach der Schlacht bei Solferino und bei Miskoles am 29. Juli 1866.[1]) Da die Pferde auf Grund des Herdentriebes und ihrer Schreckhaftigkeit sehr leicht von der Angst angesteckt werden, so werden die berittenen Truppen viel häufiger von Paniken mit fortgerissen. Die Reservekavalleriebrigade Bredow mußte bei Trautenau in einem steilen Hohlwege kehrt machen, da ihre Batterie auf diesem Wege nicht mitkommen konnte. Da wurde „Kehrt! Trab!“ geblasen. Dabei stürzten einige Reiter auf dem abschüssigen Wege, andre verstärkten die Gangart, um die Lücken zu schließen. Schließlich galoppierte alles, man nahm an, der

[1]) v. Lettow-Vorbeck. 1866. S. 338.

Digitized by Google

Feind sei dahinter her. Endlich ward aus dem Traben eine wilde Flucht. Aehnlich erging es den 9. Husaren am 18. August 1870. Bei diesem Regiment waren gerade erst die Reservisten auf den Augmentationspferden eingetroffen und als 5. Schwadron formiert am Ende des Regiments aufgestellt worden. Das Regiment stand mittags in der Manceschlucht. Als es nun zurückging, um eine gedecktere Aufstellung zu nehmen, fiel die jetzt vorderste 5. Schwadron in ein verstärktes Tempo. Die durch den Gefechtslärm in der Manceschlucht aufgeregten Pferde gingen durch, in voller Flucht jagte die 5. und halbe 4. Schwadron zurück. Der Rest des Regiments dagegen blieb ruhig. Diese Panik fiel zeitlich etwa zusammen mit einer Panik, die kurz vorher einzelne Teile der Infanterie südlich St. Hubert ergriffen hatte.

Marschall Leboeuf befahl beim Herannahen des II. Armeekorps einen Gegenstoß aus der Linie Steinbrüche von Point-du-Jour bis Chausseeknick östlich St. Hubert. Die Widerstandsfähigkeit der dort im freien Felde liegenden Schützengruppen, die größtenteils führerlos und durch stundenlangen, verlustreichen Kampf erschüttert waren, zeigte sich diesem Ansturm nicht gewachsen. Sie fluteten nach dem Waldrande zurück. War der Rückzug der vordersten Abteilungen noch verhältnismäßig ordnungsmäßig erfolgt, so wurde er, je weiter er sich unter den rückwärts befindlichen Infanterietrümmern fortpflanzte, immer regelloser und eiliger. So entstand hinter der vordersten Gefechtslinie eine Panik. Die Bemühungen der Offiziere, den Strom, der sich unaufhaltsam zur Manceschlucht ergoß, zu hemmen, blieben erfolglos. Im Waldrande stehende deutsche Abteilungen feuerten auf die Franzosen, dabei traf aber manches Geschoß die weichenden eignen Abteilungen. Die auf der Chaussee zurückflutende Menge hatte auch den Anfang des Regiments Nr. 72 in Unordnung gebracht. Der Führer, Major v. Binecke, ließ die Fahnen enthüllen und zum Angriff schlagen. Dem vorgehenden Regiment schlossen sich zurückgehende Truppen wieder an. Die 1. Schwadron Husaren 9 machte auf Befehl des Generals v. Goeben eine Attacke, die nur den Zweck hatte, die eignen Truppen wieder moralisch zu festigen. Da räumte der Feind auf die wiederholten Vorstöße hin seine Schützengräben. Die Ehre des Tages war auch auf diesem Teile des Schlachtfeldes wiederhergestellt. Diese Begebenheit soll uns nun zu den Paniken führen, die sich auf dem eigentlichen Schlachtfelde großer Entscheidungskämpfe abspielten. Da es mir nicht darauf anzukommen scheint, möglichst viele, sondern nur einzelne typische Beispiele wiederzugeben, so greife ich zurück auf die Kriege Friedrichs des Großen, auf die Schlachten: Roßbach, Leuthen und Zorndorf.

General v. Seydlitz beobachtete, vor der Schlacht bei Roßbach, von dem Janushügel, während seine Kavallerie hinter dem Pölzenhügel zur Attacke bereitgestellt war, den Vormarsch der feindlichen Kavallerie, die in dem festen Glauben, der König sei im Rückzuge begriffen, ohne irgendwelche Sicherung etwa 200 Schritt vor ihren Infanteriemarschkolonnen marschierte. Als sie etwa 1000 Schritt von dem ihn deckenden Höhenrand entfernt war, brach Seidlitz mit 15 Eskadrons im ersten, mit 18 im zweiten Treffen vor. Die vordersten österreichischen Regi-

Digitized by Google

menter vermochten noch aufzumarschieren, die Regimenter der Reichskavallerie kamen nicht mehr dazu. Sie gerieten in Unordnung und steckten die andern an. „Ihr Brüder lauft, was ihr laufen könnt; es ist alles verloren!" so riefen die vorbeijagenden Reiter den Reichstruppen zu. Kein Wunder, daß da eine Panik ausbrach. Sie flohen in völliger Auflösung, zum Teil warfen sie die Gewehre weg. Die Stückknechte schnitten die Stränge durch und jagten mit den Pferden davon. Nach dem Bericht des bayrischen Generals Manson befahl der Maréchal de Camp de Planta den Tambouren, mit dem Schlagen des Signals „charge" aufzuhören, um Ordnung schaffen zu können. Dieses Aufhören des Signals galt aber damals zugleich als ein Zeichen zur Salve. Daher soll das zweite Glied eine Salve in die Luft abgegeben und dann die Flucht ergriffen haben. Bezeichnend für den Volkscharakter der Franzosen ist, was Toqueville als Grund der Panik bei Roßbach angibt.[1]) „Les Français, restés seuls sur le champ de bataille, se croyent trahis, et le cri de trahison qui retentit, ébranla les plus fort courages." Denken wir da nicht an den „Verrat von Metz" und an Aurelle de Paladines Schicksal nach Orleans? Aehnlich erging es den Oesterreichern bei Leuthen. Sie hatten sich nach dem Dorfe Leuthen, aus ihrer alten Verteidigungsstellung herausgehend, in dichte Massen zusammengezogen und konnten kaum die Angriffe der preußischen Infanterie abwehren. Der General v. Lucchese entschloß sich zur Attacke gegen den linken preußischen Flügel und ritt dazu an. Diese Absicht wurde von General v. Driesen erkannt; er setzte zur überflügelnden Gegenattacke gegen die Flanke Luccheses an. Als endlich die 30 Reserveschwadronen des Prinzen von Württemberg eingriffen, wandten sich die österreichischen Reitergeschwader zur Flucht und jagten, rings Schrecken verbreitend, in die eigne Infanterie hinein. Dort am rechten Flügel warfen ganze Bataillone die Gewehre weg und liefen dem schützenden Weistritzabschnitt zu. Selbst hinter diesem gelang es noch nicht, eine richtige Nachhut zu bilden. Wie hier kam es bei Zorndorf auch infolge von Kavallerieangriffen zu Paniken bei der Infanterie. Auf dem linken, im Zurückweichen begriffenen preußischen Armeeflügel attackierte Generalleutnant v. Seidlitz die russischen Schwadronen der Brigade Gaugreber, warf sie zurück und stürzte sich auf die feindliche vorgehende Infanterie. Ein erbittertes Handgemenge entstand, endlich wankten die Russen und flohen zum Teil in die Wälder nördlich Quartschen, zum Teil erreichten sie die Bagage und plünderten sie. Die einschreitenden Offiziere wurden mißhandelt, sogar einige getötet. Der reichlich vorgefundene Branntwein tat ein übriges, um die Bande der Disziplin zu zerreißen.

Wir haben gesehen, wie die Franzosen und die Italiener, wie Engländer und Russen, wie schließlich Oesterreicher und deutsche Truppen Opfer von Paniken wurden. Kein Volkscharakter schützt vor der Uebermacht der Masse. Sollten wir da nicht auch einmal die Schuldfrage berühren, die von militärischen Be-

[1]) Toqueville, Histoire de Louis XV., II, S. 215.

Digitized by Google

arbeitern dieser Frage bisher ganz außer Auge gelassen worden ist? Napoleon I. hat über die Septembermorde gelegentlich gesagt: „Les crimes collectifs n'engagent personne", doch glaube ich, daß dies mehr eine politisch gewandte Formel war als der Ausdruck seiner Ueberzeugung, denn bei der Verurteilung einiger seiner Generale hat er bewiesen, daß er für unglückliche Zufälle keine mildernden Umstände kannte. Unser Militärstrafgesetzbuch sieht bei Massenvergehen erhöhte Strafe vor. Für die strafrechtliche Beurteilung der Panik kommen in Betracht die §§ 58, 6; 84 und 85 des Militärstrafgesetzbuches, von denen ich hier nur § 84 dem Wortlaute nach wiederholen will: „Wer während des Gefechts aus Feigheit die Flucht ergreift und die Kameraden durch Worte oder Zeichen zur Flucht verleitet, wird mit dem Tode bestraft." Trifft so den oder die Anstifter, wenn sie nachzuweisen sind, die gerechte Strafe, so sollte auch jeder einzelne der von der Panik erfaßten Menge zur Verantwortung gezogen werden wegen der Gefährlichkeit des Verbrechens für das Staatsinteresse. Denn der einzelne hat seinen Teil zu der Massenpsyche gestellt. Er ist Durchgangs- und zugleich auch Ausgangspunkt der ansteckenden Suggestionen geworden. Er hat in sich nicht die nötigen Hemmungsvorstellungen des Verstandes walten lassen und hat damit auch aktiv beigetragen.

Nur dann, wenn offen und rücksichtslos gegen solche Verfehlungen vorgegangen wird, bleibt der Ehrenschild der Armee fleckenlos. Was stellte das Vertrauen des Volkes zu der Armee nach 1806 wieder her? Das rücksichtslose Vorgehen gegen alle Verfehlungen der Offiziere und Truppen, wie es König Friedrich Wilhelm III. durch sein „Publikandum" befohlen hatte.[1]) Es heißt darin: „2. Jedes Regiment, welches den erhaltenen Befehl, anzugreifen, nicht vollzieht oder wohl gar ohne Befehl das Treffen verläßt, wird, wenn es zuvor Seiner Majestät gemeldet, kassiert und untergesteckt. Jeder Soldat, der auf der Flucht seine Waffen wegwirft, wird erschossen."

Es scheint mir noch eine Frage der Beantwortung offen zu stehen. Wie kann man, wenn einmal eine Panik ausgebrochen ist, den Strom der Menge hemmen, wie kann man die aufgeregte Masse wieder zur Ruhe bringen? Wir haben bereits gesehen, daß die Psyche der Massen sehr wandelbar und für neue Sinneseindrücke sehr empfänglich ist. Deshalb ist das beste Mittel, der im Gefecht von der Angst erfaßten Menge eine Gegengefahr entgegenzusetzen. So ließ Masséna bei Wagram die einzige der Masse zur Flucht zur Verfügung stehende Brücke sperren und auf die Flüchtenden mit Artillerie schießen. Ein gleiches geschah bei Polotsk 1812. Präsident Krüger befahl zwar auch bei Poplar Grove den Buren, auf ihre fliehenden Landsleute zu schießen, doch wurde dieser Befehl nicht ausgeführt. Schließlich bleibt als wirksames Mittel der Waffengebrauch der Offiziere. Ein andres Mittel ergriff General Fock, um die oben beschriebene Panik bei Nankwanling (siehe S. 106) einzudämmen. Er ließ „Das Ganze halt!" blasen und die Nationalhymne spielen; der Erfolg gab ihm

[1]) „1806". Das preußische Offizierkorps ... S. 7 bis 10.

Digitized by Google

recht. Selten wird es möglich sein, daß der Führer die Panik persönlich aufhält dadurch, daß er sich mit seinem Stabe den Flüchtenden entgegenwirft; dann wird er, wie General Fermor bei Zorndorf, meist mitgerissen. General Hawkins brachte allerdings im Südamerikanischen Kriege eine Panik des Neuyorker Freiwilligenregiments dadurch zum Stehen, daß er sich auf dem einzigen, durch einen unpassierbaren Wald führenden Weg den Flüchtenden entgegenstellte. Anderseits können und müssen die Führer aber durch ihr Beispiel wirken.[1]) Die Führer, die höheren wie die niederen, müssen vor allem selbst den ruhigen Blick für die Lage bewahren. Ein leuchtendes Beispiel sei uns da Friedrich der Große bei dem Ueberfall von Hochkirch. Bei ihm trifft zu, was Clausewitz von dem Führer verlangt:[2]) „An der Glut in seiner Brust, an dem Licht seines Geistes soll sich die Glut des Vorsatzes, das Licht der Hoffnung aller andern von neuem entzünden; sowie das aufhört, sowie sein eigner Mut nicht mehr stark genug ist, den Mut aller andern zu beleben, so zieht ihn die Masse zu sich hinab in die niedere Region der tierischen Natur, die vor der Gefahr zurückweicht und die Schande nicht kennt." Sind dies einerseits die Anforderungen, die an den Führer gestellt werden, so muß anderseits auch die Masse, die Truppe ihre Führer kennen und gewohnt sein, ihnen unbedingt zu folgen. Das ist natürlich Erziehungssache. Die sittlichen und geistigen Kräfte des Soldaten zu heben, ist nach der Felddienstordnung, Nr. 2, das Ziel der Erziehung. Anstrengungen und Entbehrungen sind als Mittel zur Erziehung des Soldaten von hohem Wert (F.-O. 37). „Es gehört ein starkes Geschlecht dazu, um den Krieg der Zukunft erfolgreich zu führen. Wenn die Vorbereitung und Erziehung zum Kriegsdienst schon bei der heranwachsenden Jugend anhebt, wird dies bei umsichtiger und sachgemäßer Anwendung zweifellos gut zu verwerten sein. Die Erziehung des Soldaten besteht aus dem Drill und nicht zuletzt aus dem Unterricht, in dem versucht werden muß, den Leuten eine feste Willensrichtung zu geben, die sie im Verein mit der vollen Hingabe an Kaiser und Reich widerstandsfähig machen kann gegen die nervenzerrüttenden Einflüsse des Krieges. Drill und Erziehung ist nicht dasselbe, beides muß vereint sein, wie der Prinz von Preußen 1856 schrieb, als die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt wurde.[3]) „Denn die zweijährige hatte den Beweis geliefert, daß wir eine gedrillte, aber keine erzogene Linientruppe hatten, und weil sie nicht erzogen war, so wurde die Landwehr von Jahr zu Jahr schlechter, bis sie 1849 rebellierte und vor dem Feinde ihre Schuldigkeit nicht tat. Denn sie war nicht erzogen in Disziplin und daher auch nicht vor dem Feinde zu gebrauchen." Ist durch die Erziehung das feste Band des Vertrauens zwischen Truppe und Führern geschaffen, ist durch den Drill die Truppe zu einer „organisierten" Menge zusammengeschweißt, dann können wir getrost allen Gefahren ins Auge sehen. Moltke spricht dasselbe in

---

[1]) Vgl. auch Ex.-R. f. d. J. 1906, Nr. 266, 268.
[2]) Clausewitz, Vom Kriege. Berlin 1832. I. Buch, S. 65.
[3]) Militärische Schriften Kaiser Wilhelms des Großen, I, S. 212.

Digitized by Google

seinen Kriegslehren (Die Schlacht, S. 127) aus mit den Worten: „Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Wort: Disziplin ist die ganze Seele der Armee."

Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin Josephine, geb. Prinzessin von Baden

Von

K. Th. Zingeler (Sigmaringen)

(Schluß)

Berlin, den 17. März 1870.

Das Ungewitter, welches sich über Leopolds Haupt gelagert, scheint sich zu verziehen; ich glaube, daß Du keine Angst mehr zu haben brauchst. Die Sitzung bei mir war von höchstem Interesse. Sämtliche Hauptwürdenträger des Staates haben sich für sans phrase ausgesprochen — der König allein ließ das Herz sprechen. Man war bis zu Tränen gerührt. Ich wollte Dir das Detail schreiben, bin aber nicht dazu gekommen. Das Diner war ganz geschickt bei mir arrangiert. Man blieb 4 Stunden lang, davon $2^1/_2$ Stunden Beratung in feierlichster Stimmung. Ich schicke Dir später alles. — Ich muß zum Geburtstag bleiben; es geht nicht anders ... Karl Anton.

Es ist das die wichtige Sitzung und Beratung, die verschiedentlich angezogen wird und von der Karl Anton seinem Sohne, dem Fürsten Karl, nach Bukarest schrieb. (Vgl. „Aus dem Leben König Karls von Rumänien", II, S. 72, und R. Fester, Briefe und Aktenstücke des Heft I, Nr. 110 ff.; E. Marx, Bismarck und die Hohenzollernkandidatur in Spanien, S. 8.) Wenn Bismarck später diese Beratung abgestritten hat, so lag dabei ganz bestimmt kein staatsmännisches Interesse, sondern nur persönliches vor. Man hatte diese Sitzung als eine Konferenz, Sitzung, Beratung des Ministeriums hingestellt. Das war es, was Bismarck abstritt. Es war eben keine Ministerberatung. Als Bismarck das noch weiter bestritt, tat er es, weil er es nicht leiden mochte, daß man sich mit der Sache beschäftigte und weil er mit dem schließlichen Vorgehen des Fürsten Karl Anton und des Erbprinzen Leopold nicht einverstanden war, als Karl Anton am 12. Juli 1870 an Marschall Prim telegraphierte, daß er „wegen des nunmehr konstatierten unvermeidlichen Kriegsausbruches zwischen Preußen und Frankreich" von der Thronkandidatur absehe. Daß Bismarck das nicht gerne sah, ist doch begreiflich, wie es auch sehr begreiflich ist, daß die schwäbischen Hohenzollern so handelten. Bismarck konnte nicht gleichgültig zusehen, daß Frankreich nun doch schließlich triumphieren würde. Das sah ja ganz danach aus, als habe Preußen Furcht vor Frankreich. Das konnte und durfte Bismarck nicht billigen, dazu war er auch nicht der Mann, und Frankreich war zu beleidigend vorgegangen.

Digitized by Google

Eines darf immer mehr betont werden: Die fast zärtliche Besorgnis des Fürsten für seine Gemahlin. Karl Anton ließ trotz alledem den Plan nicht gerne fallen; denn es war für das fürstliche Haus „eine ruhmvolle Aufgabe — unser Haus steht vor dem Wendepunkt eines welthistorischen Ereignisses", wie er am 30. März 1870 an seine Tochter, die Gräfin von Flandern, schreibt. Aber auf die zartfühlende, sehr ängstliche und ihre Kinder außerordentlich liebende Mutter nimmt er stets weitgehende Rücksicht. Gerade in jenen Tagen, am 20. März, schrieb er seinem Sohne Karl nach Bukarest u. a.: „Deiner lieben Mutter wird es einen ungeheuern Kampf kosten; allein sie wird schließlich nicht in den Gang der Weltgeschichte eingreifen wollen."

Zwei Tage vorher schreibt er an seine Gemahlin:

Berlin, den 18. März 1870.

Gestern ist der erfolgreiche Schritt geschehen: Leopold hat definitiv abgelehnt, und somit ist ein Gegenstand nach heftigster Bekümmerung, Angst und Sorgen für ihn und seine hoffnungsvollen drei Söhne beseitigt. Er hat sich musterhaft während dieser ganzen Zeit benommen und als echter Mann, Sohn, Gatte und Vater sich bewiesen, vollbewußt der äußerst wichtigen Entscheidung. Man mußte zunächst diese ganze wichtige Frage rein objektiv betrachten und überlegen; denn es wäre eine ungeheure Verantwortung, über das preußische Staatsinteresse hinwegzuschreiten und eine persönliche Empfindung zur Geltung zu bringen.

Der König hat sich ungemein edel und groß benommen und treu zu uns gehalten. Als König von Preußen und Oberhaupt des Hauses Hohenzollern mußte er die Annahme wünschen; denn die Macht und der Glanz der Krone erheischten nach dem einstimmigen Rat der gewiegtesten Männer des Landes das persönliche Opfer. Einstimmig mit Bismarck waren von Schleinitz, Roon, Moltke, Thiele und Delbrück, denen der Kronprinz schweren Herzens sich anschließen mußte, die Familienpflicht anerkennend, dem Rufe der spanischen Nation zu folgen. Es waren durchaus nicht blinde Bismarckverehrer, die so sprachen. — Es gab keine Meinungsverschiedenheit, sondern nur Meinungsnuancen.

Leopold und seine Nachkommenschaft wären also für uns glücklich gerettet.

Nun aber kommt eine andre Frage, bei welcher ein Widerstand nicht mehr entgegenzusetzen ist. Es handelt sich nämlich um Fritz. Allerdings nur erst dann, wenn ohne Initiative von hier seine Berufung von den Cortes beschlossen werden würde. Bei ihm läßt sich die Frage der Annahme oder Ablehnung nicht mehr beseitigen. Er muß nach der Sachlage der deutschnationalen Politik annehmen. Ich schreibe Dir das toût crûment ohne viel vorbereitende Worte und Einleitungen; denn wozu Verhüllungen, wenn man die Sache bei ihrem richtigen Namen bezeichnen will.

Fritz wird eventuell seine Aufgabe lösen können. Als streng konstitutioneller König wird er keines Regierungstalentes bedürfen, was für den Anfang sogar

Digitized by Google

schädlich wäre, und bei seinem natürlichen Verstande wird er sich bald orientieren können.

Ich gebe zu, daß tausend Gründe dagegen mit Leichtigkeit geltend gemacht werden können und nur zehn Gründe dafür, aber die besten wiegen politisch so schwer, daß wir als Angehörige des Gesamthauses Hohenzollern nichts dagegen aufkommen lassen können.

Ich bitte Dich um Gottes willen, recht ruhig und gelassen bei Durchlesung dieses Briefes zu bleiben. — Agitation hilft ja nichts und verdunkelt das Urteil — es ist eine providentielle Fügung, gegen die man nicht ankämpfen darf. Hier ist wieder ein Wink der Vorsehung', der mit Gottvertrauen zum Handeln auffordert.

Ich kann mich in Deine Lage versetzen, allein, Deinen Gedanken anheimgegeben, traurigen Vorstellungen und Bildern zugeneigt — es ist wahrlich kein erheiterndes Dasein. Doch festen Mut, noch sind die Würfel nicht gefallen, noch kann alles vielleicht sich nicht verwirklichen; aber es ist meine Pflicht, darauf zu wirken, daß Du mit diesem Gedanken Dich vertraut machst. Der König wünscht, daß Fritz sofort hierher komme und hat nach Paris telegraphiert, um zu erfahren, ob er etwa im Hotel Bristol schon angekommen ist. Danach werde ich ihn bescheiden.

Mein Aufenhalt hier wird sich demnach in die Länge ziehen; vor dem Geburtstage ist es unmöglich, abzureisen, und nachher ist es problematisch. Ich glaube, das beste wird sein, daß Du nach dem Geburtstage auf ein paar Tage hierher kommst, um Dich an der Quelle der Ereignisse zu befinden. Vorher ist es nicht möglich, weil der König gestern sagte, er wisse nicht, wohin alle seine Gäste zu logieren.

Meinetwegen brauchst Du Dich nicht zu besorgen; ich bin sehr wohl, überanstrenge mich nicht, sondern gehe nirgends hin, als in das Palais des Königs oder des Kronprinzen, fahre jeden Tag im offenen Wagen spazieren und lebe regelmäßig.

Karl Anton.

Der Fürst schrieb jeden Tag. Man merkt dem Inhalt der Briefe an, daß er nicht viel zu berichten hat, aber er will die besorgte Gemahlin und liebevolle Mutter stets beruhigen.

*

Berlin, den 22. März 1870.

Nur ein paar Worte inmitten des Trubels des heutigen Tages. Deine Kommission habe ich ausgerichtet, und der König läßt Dir sehr danken für Deine Glückwünsche. Es war ganz enorm, dieser ungemeine Fürstenkongreß. Es war eine wahre Hoheitsatmosphäre. Kaum daß ich Zeit für ein paar Worte für Dich finde. Alles drängt sich zu Visiten. Um 5 Uhr Familiendiner von 32 Fürstenkuverts, d. h. nur aus regierenden Häusern. Die Unzahl andrer Fürstlichkeiten nicht eingerechnet. Allgemein findet man unsre Antoinette am schönsten. Sie hat aber auch wirklich eine sehr gute tenue und ist das enfant gâté. Diese

Digitized by Google

Hommages schaden ihr übrigens nicht, soweit ich bemerken kann. Auch Leopold wird allgemein anerkannt ... Karl Anton.

Antoinette war die Gemahlin Leopolds, die am 27. Dezember 1913 starb.

*

Berlin, den 24. März 1870.

Mein Telegramm wird Dich wohl erschreckt haben, allein ich konnte die Einladung nicht abwenden, und es ist besser, Du bist hier und agitierst Dich weniger. Die Majestäten freuen sich aufrichtigst, Dich zu sehen. Es ist ihnen sogar Bedürfnis, mit Dir alles zu besprechen. Ich denke, daß Du nicht zu lange bleiben brauchst, etwa fünf bis sechs Tage, so daß wir gegen Ende der Woche wieder in Düsseldorf sein können.

Fritz trifft hier von Paris via Metz Samstag abend oder Sonntag früh ein. Ich habe ihm nach Paris telegraphieren lassen ... Karl Anton.

Die Fürstin ging nach Berlin, womit die fesselnde Korrespondenz leider abbricht. Prinz Fritz kam am 26. März an; wie der Fürst seiner Gemahlin mitteilt: „Fritz ist wohlbehalten, von seiner Reise ganz erfüllt, heute nachmittag hier angekommen."

Prinz Fritz lehnte die Kandidatur entschieden ab, wenn ihm nicht der König, als Haupt der Familie, den Befehl gebe, sie anzunehmen. Das tat König Wilhelm nicht (vgl. Zingeler, a. a. O., S. 240/241). Am 30. März schrieb der Fürst an seine Tochter, die Gräfin von Flandern, den inhaltreichen Brief (Zingeler, a. a. O., S. 241 f.). Er ging dann nach Nauheim ins Bad, da ihm sein Bein viele Schwierigkeiten machte. Am 14. Mai kam er dort an.

Major v. Versen war Anfang April nach Spanien gereist, um Land und Leute kennen zu lernen. Nach seiner Heimkehr besuchte er auch den Fürsten in Nauheim. Am 25. Mai 1870 schrieb Karl Anton an seine Gemahlin u. a.:

Major v. Versen erzählt höchst interessant über Spanien und, wie ich glaube, ohne Uebertreibung. Leopold scheint mir wirklich zu bedauern und zu bereuen, und wer weiß, ob nicht nach einiger Zeit nochmals Anläufe versucht werden, wobei aber sodann Leopold sich kategorisch über ja oder nein aussprechen muß; denn für uns wäre es auch nicht erwünscht, stets einen Stachel in seiner Gemütsruhe zu erblicken ... Karl Anton.

*

Nauheim, den 5. Juni 1870.

... Gestern war ich 1/4 Stunde in Gießen, um den König zu sehen, der von Ems nach Berlin zurückkehrte. Er läßt Dich vielmals grüßen und gute Kur wünschen ... Die Fürstin war in Landeck ... Beim Wegfahren erblickte ich einen Moment, nur in einem andern Zuge, den Fürsten Fritz Hohenlohe, Bruder von Katharina. Wir riefen uns aus dem Fenster bloß bon jour zu. Ich weiß nicht, wohin er reist. Heute hatte ich den Besuch von Demeter Sturdza, der von Bukarest nach Berlin in Eisenbahngeschäften geht. Er kam von Monrepos, wohin er Briefe zu überbringen hatte, und ist auch Träger eines Briefes von

Digitized by Google

Karl für Dich, den ich Dir zuschicke. Seine Mitteilungen sind überaus beruhigend. Er macht einen äußerst günstigen Eindruck durch bon façon, Bonhomie und Geistesbildung; er ist eigentlich der rumänische Gesandte in Konstantinopel. Er versichert, daß alles gut geht, und daß die Zeitungen augenblicklich alles übertreiben oder verfälschen ...

Karl Anton.

*

Der Fürst war am 8. Juni von Nauheim nach Düsseldorf zurückgekehrt. Er erzählt der Fürstin, „daß er in dem Coupé auf einem improvisierten Tisch von Pappdeckel mit Massenbach und Courth Whist und Ecarté" gespielt habe. Samstag, den 11. Juni, reiste er nach Ems und Monrepos, und kehrte dann Montag über Ramersdorf nach Düsseldorf zurück.

Düsseldorf, den 13. Juni 1870.

... Am Sonnabend also war ich in Ems beim Kaiser (von Rußland), der äußerst gütig war und sich sehr wohlwollend für Karl ausgesprochen hat. Er lobte ihn sehr und verwahrte Rußland gegen den Vorwurf, als schüre es in Rumänien, um keine Ordnung dort zustande kommen zu lassen. Ich glaube, daß der Kaiser dieses sehr aufrichtig ausspricht, aber daß dessenungeachtet die altrussische Partei ein Interesse daran hat, den Orient im allgemeinen nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Uebrigens ist es stets gut, von einer solchen kaiserlichen Erklärung Akt zu nehmen.

Karl Anton.

Ueber v. Massenbach haben wir schon berichtet. Assessor Courth, der häufig bei Hof verkehrte, war gleichfalls beim Fürsten gut angeschrieben. In Ramersdorf wohnte eine Freundin des Hauses, Frau v. Franqu.

*

Sigmaringen, den 20. Juni 1870.

Ich würde hier in vollster Zufriedenheit und Ruhe sein, wenn nicht seit kurzem wieder die spanische Frage mit erneuter Dringlichkeit an uns herangetreten wäre, deshalb konnte ich Dir nicht schreiben; denn ich bin seit zwei Tagen ohne Unterlaß damit beschäftigt.

Ich sehe kaum eine Möglichkeit, daß Leopold ihr entgeht, weil die allerwichtigsten Interessen damit im Spiele sind; allein wir hoffen, Zeit zu gewinnen, und haben nur einen Wunsch, daß Du Dich nicht unnötig agitieren möchtest und in Gemütsruhe Deine Badekur vollendest. Nachher haben wir noch alle Zeit bis in den Herbst, über diese Sache zu reden und zu diskutieren. Schriftlich läßt sich nicht viel darüber sagen; denn das Thema ist unerschöpflich, aber mündlich desto mehr.

Ich würde Deine Baderuhe nicht gestört haben, wenn ich nicht besorgen müßte, daß doch irgendeine Zeitungsindiskretion vorgehen könnte, und dann, weil ich es für meine Pflicht erachte, Dir in Familiensachen nichts zu verschweigen ...

Leopold ist von Reichenhall deshalb zurückgekommen und geht bald wieder dahin ab. Anstatt in Ruhe und in unserm Lokalinteresse uns bewegen zu können,

Digitized by Google

treten wiederum diese ernsten Erwägungen vor die Seele. Wofür man im Winter so viel Zeit hätte, stört immer den Sommer!

Doch genug von diesem unliebsamen Thema, über welches der gute Fritz außerordentlich schlecht orientiert war und der durch seinen Kleinmut diese Verlegenheiten mir bereitet hat ... Karl Anton.

Der Fürst schreibt dann, offenbar um die Gemahlin zu beruhigen und zu zerstreuen, alles mögliche.

Schon am Tage vorher hatte Erbprinz Leopold an den König den inhaltreichen Brief geschrieben, in welchem er das Oberhaupt der Hohenzollern bittet, „mich autorisieren zu wollen, dem Andrängen der spanischen Regierung keinen weiteren Widerstand mehr entgegenzusetzen". (Zingeler, a. a. O., S. 245.)

Am 22. Juni 1870 teilt Karl Anton der Fürstin mit, daß Leopold „heute abend oder morgen früh nach Reichenhall zurückkehre". Für sein Gehvermögen ist von Interesse zu erfahren: „Ich schlafe jetzt mit meinem Stock in einem unteren Zimmer; dadurch vermeide ich die Treppe."

*

Sigmaringen, den 25. Juni 1870.

... Die spanische Sache präokkupiert mich unausgesetzt. Leopold hält es für seine Pflicht, anzunehmen. Nun kommt alles darauf an, Zeit zu gewinnen. Die Frage ist so schwerwiegend und politisch für Preußen-Deutschland so wichtig, daß es Kleinmut und Engherzigkeit wäre, sich ihr zu verschließen.

Mein Stilleben hier ist dadurch sehr gestört, um so mehr, als ich niemand habe, dem ich mein Herz darüber ausschütten kann. Gottes Wege sind unerforschlich. Leopold will von Reichenhall aus eine Tour in die Salzburger Alpen machen. Heute muß er auf der Wanderschaft begriffen sein, wenn ihm das Wetter keinen Streich spielt. Antoinette und die Kinder sind sehr wohl...

Karl Anton.

Daß unterdessen schwerwiegende Dinge in der spanischen Angelegenheit vorgekommen (siehe Zingeler, a. a. O., S. 246 ff.), verschweigt der Fürst aus begreiflichen Gründen, um eben die Gemahlin und Mutter nicht in ihrer Kur zu beunruhigen.

Am 3. Juli 1870 schrieb er der Fürstin von Sigmaringen aus:

... Von Reichenhall gute Nachrichten, nur kaltes Wetter. Sie waren bei der Königin-Mutter von Bayern in Berchtesgaden. Ueber Spanien ist seit der Zeit von nichts gesprochen worden. Vor Ende Oktober wird in dieser Angelegenheit nichts geschehen. Das ist meine Hoffnung ... Karl Anton.

*

Sigmaringen, den 6. Juli 1870.

... Die spanische Frage ist in Zeitungen zum Durchbruch gekommen, ich denke aber, daß es bald wieder stille geworden sein wird, da bekanntlich die

Digitized by Google

Cortes bis Ende Oktober werden vertagt sein, und ohne Majoritätswahl ist niemals eine Möglichkeit gegeben.

Unangenehm ist es für Leopold jedenfalls, und ich denke, sie werden Reichenhall bald verlassen und hierher kommen. Ich bin aber ohne Nachricht von dort ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 25. Juli 1870.

Mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten hier nach zweiunddreißigstündiger Fahrt eingetroffen. Ueberall Aufenthalt, Gedränge, Truppenanhäufungen und rasender Enthusiasmus. In Braunschweig erhielt ich eine Ovation, ungeheure Hochrufe, Musik, Tücherschwenken usw. In München traf ich Wilhelm Wied, der nach Berlin wollte. Etwa tausend Reisende, die nicht mehr expediert werden konnten. Mir zulieb wurde ein Zug formiert, und so gelang es mir, mit dem ungemein großen Schwarm endlich Berlin zu erreichen, nach zwei durchwachten Nächten. Heute um 10 Uhr sah ich schon die Majestäten. Beide lieb und gnädig wie immer. Die Königin war sehr ernst und ängstlich. Auf die Vergangenheit kam man einmal zurück. Fritz habe ich schon gesehen; er ist sehr wohl, aber man erfährt absolut nichts von ihm, jede Mitteilung ist eine Art Zungengeburt. Ich habe über seine Bestimmung noch nichts erfahren können. Er gehört mit seinem Regiment zu einer Kavalleriedivision, die Graf Goltz kommandiert, und bildet jedenfalls vorerst Reserve irgendeiner Armee. Ueberhaupt habe ich Details noch keine gewonnen. Leopold hat seine Bestimmung beim Kronprinzen und geht am Samstag nach Mannheim ...

Karl Anton.

*

Berlin, den 28. Juli 1870.

... Ich langweile mich sehr hier, da ich auf mein Zimmer bei dem glatten Pflaster angewiesen bin. Nur abends gehe ich am Arme Fritzens etwas aus, um Luft zu schöpfen. Bei den Majestäten war ich gestern beim Diner. Die Königin spricht von nichts als von Charpie, Verbandzeug, Krankenwärtern und der Kehrseite des Krieges. Man erfährt ganz wenig, weil alles in das größte Geheimnis gehüllt ist. Ich habe nicht einmal erfahren können, wo das Regiment von Fritz hinkommt. Von den maßgebenden Persönlichkeiten habe ich niemand gesehen. Mein Fuß geniert mich hier doppelt; denn ich kann bei dem Jagen und dem Menschengedränge mich nicht auf der Straße bewegen.

Karl Anton.

Hiermit schließt leider die auf die spanisch-hohenzollerische Thronfrage bezügliche Korrespondenz. Man darf wohl sagen, daß die Briefe des Fürsten bei seiner scharfen Auffassungsgabe und den klaren Mitteilungen von hohem Interesse gewesen wären, wenn ihm sein Fußleiden gestattet hätte, mit der Armee nach Frankreich zu ziehen. Erwähnt sei noch, daß Karl Anton sich in dem Schreiben am 3. Juli und am 6. Juli täuschte, wenn er glaubte, die Frage würde nun ruhen bis Ende Oktober. Das war nicht der Fall ...

Digitized by Google

Am 23. Juni erklärte der Erbprinz Leopold dem Marschall Prim in einem Briefe, daß er die Wahl annehme, wenn die Cortes ihn wählten. Es ereigneten sich aber zwei Fehler. Zunächst vertagten sich die Cortes, ohne abzustimmen über die Wahl, weil sie nicht wußten, worum es sich handle. Sodann gab Prim ohne sichtlichen Grund, bevor die Cortes im Oktober wieder einberufen und die Wahl vornehmen konnten, die Namen der Thronkandidaten dem französischen Botschafter bekannt, der natürlich nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Sache nach Paris zu melden, wo sich schon am 4. Juli eine ungeheure Aufregung kundgab. Warum Prim den Namen des Erbprinzen von Hohenzollern dem französischen Botschafter nannte, wußte kein Mensch. Daß die Cortes am 23. Juli auf den Herbst vertagt worden, hatte seinen Grund in einem Fehler in der Chiffrierung des am 21. Juli abgegangenen Telegramms nach Madrid. Unterstaatssekretär v. Thiele schrieb hierüber am 5. Juli dem Fürsten Karl Anton im Auftrag Bismarcks. Demgemäß hatte am 21. Juni der Major v. Versen bei seinem Eintreffen aus Sigmaringen ein an Salazar für den Präsidenten der spanischen Cortes, Ruiz Zorilla, entworfenes Telegramm, dem er im Namen Salazars die Bitte beifügte, selbiges unter dem Datum: Mardi 21, Château de Sigmaringen, chiffriert nach Madrid Freiherrn v. Canitz (den ehemaligen Gesandten des Norddeutschen Bundes) behufs Aushändigung an den Adressaten abgehen zu lassen. Das Telegramm, das nach Madrid abging, schloß mit den Worten: „A revoir vers le 26.“ Es ging allerdings sofort Zorilla zu, aber statt des Schlusses „A revoir vers le 26“ war daraus entstanden „A revoir vers le 9.“ Was war die Ursache? Alle Hebel wurden zur Aufklärung des Falles in Bewegung gesetzt. Drei Möglichkeiten wurden angenommen: 1. das Telegramm ist von Berlin unrichtig abgegeben worden; 2. es ist unterwegs absichtlich oder zufällig verstümmelt oder 3. es ist in Madrid falsch chiffriert worden. Die erste war ganz ausgeschlossen nach den angestellten Recherchen. Auch die zweite Möglichkeit war nicht anzunehmen. Es blieb somit die dritte Eventualität bestehen. Canitz erhielt Befehl, sich nach allen Seiten zu erkundigen.

Wiewohl viel hin und her geschrieben und telegraphiert wurde, war der Fehler nicht aufzuklären ...

Es dürfte weniger bekannt sein, daß während des Feldzuges nochmals Anerbietungen an den Erbprinzen herantraten. Erbprinz Leopold befand sich im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen während des Feldzuges. Am 16. Oktober 1870 schrieb der Erbprinz seiner Gemahlin, daß eine Anfrage an Graf Bismarck gelangt sei, ob der Erbprinz von Hohenzollern geneigt sei, eine Wahl anzunehmen und ob der König seine Genehmigung geben werde. Die Antwort war, daß der König nicht mehr seinen Namen in der ganzen Angelegenheit genannt wissen wolle. Die Haltung der spanischen Regierung zu Anfang des Krieges sei nicht befriedigend gewesen; der König habe mir Freiheit zur Entschließung gegeben; weitere Schritte seien an mich zu richten. Am 22. Oktober kam abermals eine Anfrage an den Erbprinzen von Spanien her. Aber

Digitized by Google

der Erbprinz lehnte ab. Vgl. auch R. Fester, Briefe usw. zur Geschichte der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien Nr. 599—602 . . .

Wiewohl der Akt der Kaiserproklamation zu Versailles bekannt ist, so dürfte doch ein Bericht des Erbprinzen, der der Feierlichkeit beiwohnte, von besonderem Interesse sein. Er schreibt:

Um 12 Uhr trat der König in die Salle des Gardes de la Reine, wo wir uns versammelt. Es herrschte eine tiefe Bewegung; er begrüßte die Fürsten in kurzen Worten, worin er auf die Bedeutung des Tages hinwies, den Fürsten dankte und die Hoffnung aussprach, Gott werde ihm die Gnade verleihen, dies Amt zu Nutz und Frommen Deutschlands zu verwalten. Dann ging er durch die verschiedenen Säle, in denen Ehrenwachen der Kavallerie und Infanterie waren, nach der Galerie des Glaces, wo sämtliche Offizierkorps, Beamte und Dekorierte standen. Ein Militärsängerchor intonierte das Lied: „Jauchzet dem Herrn alle Welt". Darauf folgte der Gottesdienst und eine gehaltvolle Rede. In der Mitte der Galerie war ein Altar errichtet. Nach der Rede, während des Gesanges, gingen der König und wir nach dem Nordende der Galerie, wo eine Estrade errichtet war. Der König stellte sich auf diese und wir Prinzen hinter ihn. Die zerschossenen Fahnen und Standarten verschiedener Regimenter bildeten den Hintergrund. Der König wandte sich gegen die Fürsten und verlas eine Rede, worauf Bismarck vortrat und die Proklamation an das deutsche Volk vorlas. Zum Schlusse trat der Großherzog von Baden vor und brachte ein Hoch aus auf den Kaiser Wilhelm von Deutschland. Die Marmorwände erzitterten von dem mächtigen Schalle dieses deutschen Huldigungsrufes, der tief ergreifend war. Es fand darauf die Begrüßung des Kaisers statt, und darauf sprach der Kaiser mit verschiedenen Offizieren, Dekorierten usw. In anderthalb Stunden war die Feier beendet, die das Streben und den Wunsch vieler Patrioten krönt und den Schlußstein einem Werke aufsetzt, zu welchem Papa vor einundzwanzig Jahren den ersten Stein gelegt. Wieviel dachte ich an ihn, mit dem Wunsche, daß er heute hier sein möge! Er hat das Werk der deutschen Einigung begonnen; mein Name und die spanische Thronkandidatur hat zur Verwirklichung des Gedankens den Anstoß gegeben, darum war die Feier auch eine ergreifende für mich.

Digitized by Google

Die Vorteile einer Freihandelszone zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria für Europa und den Welthandel mit dem Orient

Von

Prof. Dr. Max Eckert (Aachen)

Die Frage der im Titel angedeuteten Vorteile habe ich im Februar-Heft der „Deutschen Revue" behandelt. Sie hat im April- und Mai-Heft je eine wertvolle Ergänzung erhalten durch die Arbeiten von einem österreichischen Staatsmann a. D., „Einige Bemerkungen zur Lage auf dem Balkan und zu den dortigen Verkehrsproblemen", und von Herrn Dr. Freiherrn v. Jettel, „Die Orientbahn, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft". Beide Herren stimmen vielfach mit mir überein, halten jedoch auch nicht mit ihren gegenteiligen Meinungen zurück, was man in Anbetracht der Klärung der wichtigen wirtschaftlichen Frage nur begrüßen muß. Wie es nicht anders zu erwarten ist, haben beide Herren ihre Themata lediglich von österreichischem Standpunkt aus behandelt; sagt doch Herr Baron v. Jettel mit Recht: „Oesterreich-Ungarn wird in erster Linie berufen sein, von dieser Entwicklung des Verkehrswesens (gemeint ist der Ausbau der vorhandenen Orientbahn) auf dem Balkan für seinen Handel und seine Industrie Vorteile zu ziehen." Auf die Vorteile für andre europäischen Staaten wird nicht eingegangen. Man wird mir verzeihen, wenn ich als Wirtschaftsgeograph, der es nicht bloß mit der wirtschaftlichen Entwicklung einzelner Staaten, sondern auch größerer Staatenkomplexe und Kontinente zu tun hat, auf mehr internationalem Standpunkte stehe und von hier aus meine Ansicht entwickle, die ich zunächst noch einmal in vier Fragen zusammenfassen will.

Hat der Donauweg die auf ihn gesetzte Erwartung bezüglich der Förderung des europäischen Verkehrs erfüllt? Gibt die jetzige Konstellation der Balkanmächte eine sichere Gewähr für eine künftige segensreiche Entwicklung der südosteuropäischen Halbinsel? Sind die Balkanvölker imstande, sich aus eignen Mitteln und Kräften zu der Höhe emporzuschwingen, wie es im Interesse der Kulturhöhe der größeren europäischen Staaten liegt? Sind die jetzigen und die auf jetziger Basis weiter zu entwickelnden Verkehrsverhältnisse geeignet, den europäischen Orienthandel wesentlich zu fördern und einer interkontinentalen Konkurrenz vorzubeugen?

Die kurze und präzise Antwort auf alle vier Fragen lautet: Nein! Doch sei sie im einzelnen noch etwas ausführlicher begründet.

Daß der Donauweg seine Aufgabe als europäischer Verkehrsweg nicht erfüllt, habe ich bereits nachgewiesen. Trotzdem auf ihm keine Durchgangszölle erhoben werden, hat er sich nicht in der gewünschten Weise entwickelt. Zu dem Durchgangszoll muß sich die Abgabenfreiheit gesellen und alle bedeutenderen

Digitized by Google

europäischen Mächte, einschließlich Englands, wären für diesen Freihandelsstrang Donau—Main—Rhein zu interessieren, der sich in seiner Länge durch ganz Europa von Südosten nach Nordwesten erstrecken und wertvolle Ausläufer nach der Ostsee und russischen Gebieten erhalten müßte.

Die gegenwärtige Mächtegruppierung auf der europäischen Südosthalbinsel gibt in keiner Weise Sicherheit, daß sich die einzelnen Staaten friedlich und stetig weiter entwickeln. Von verschiedenen maßgebenden Personen, nicht bloß in Oesterreich und Deutschland, sondern auch in Italien, Frankreich und Rußland, ist zum Ausdruck gebracht worden, daß „die lähmende Ungewißheit über die Gestaltung der nächsten Zukunft schwer auf allen Kreisen lastet". Staatssekretär v. Jagow äußerte im Reichstag, daß es dringend zu wünschen sei, daß der Durchführung der Bukarester Beschlüsse von keinem der Beteiligten Schwierigkeiten bereitet werden. Dies vorsichtige Wort scheint zur Genüge anzudeuten, daß man auch an den maßgebenden Stellen unsrer Politik nicht allzu optimistisch denkt. Noch immer ist neben anderm die Inselfrage, die albanische Frage nicht gelöst. Keine Ruhe ist bisher auf dem Balkan eingetreten, wie die immer neuen Nachrichten von den Völkerverschiebungen zeigen, den Auswanderungen aus alteingesessenen Gebieten, hervorgerufen durch die Unduldsamkeit der neuen Machthaber.

Das Streben der Balkanstaaten, soviel wie möglich aus eignen Mitteln zur wirtschaftlichen und kulturellen Blüte emporzusteigen, soll nicht verkannt werden. Doch aus eigner Kraft hochzukommen ist ihnen leider nicht möglich, und ohne internationale Intelligenz würden die Staaten noch Menschenalter, wenn nicht Jahrhunderte gebrauchen, bevor sie auf gleiche Stufe mit den andern hochentwickelten europäischen Staaten gestellt werden könnten. Dieser Einsicht dürfen sich selbst die Balkanstaaten bei aller Eigenliebe nicht verschließen. Man kann es wohl begreifen, daß sie durch Schutzzölle ihre einheimische Industrie und Landwirtschaft fördern wollen, aber von Durchgangszöllen für Waren, die das Land passieren, muß in jeder Weise Abstand genommen werden. Je mehr der partikularistische Standpunkt in Verkehrsfragen von den einzelnen Staaten aufgegeben wird, desto mehr wird das Land wirtschaftlich freier und beweglicher werden.

Wenn gesagt wird, daß auf dem Wege zum Freihandel die europäischen Großmächte selbst kein gutes Beispiel gegeben hätten, so lagen die Verhältnisse für andre Zeiten anders. Auf der Balkanhalbinsel liegt uns eben nach dieser Richtung ein Novum vor, für das sich ein Paradigma schwer feststellen läßt. Doch darüber ist man sich überall klar, daß es ganz außerordentliche Verhältnisse sind, mit denen es der moderne Verkehr hier zu tun hat, und diese erfordern eben außerordentliche Vorkehrungen, die vor allem in der Freihandelszone, in den Freihandelslinien zu suchen sind.

Bei der Entwicklung der Verkehrswege zu Freihandelszonen kann die Orientbahn, die auf internationaler Vereinbarung beruht, vorzügliche Dienste leisten. Ihre Arbeit wäre alsdann auch nach dieser Richtung nicht vergeblich gewesen.

Digitized by Google

Würde man allein die Orientbahn und ihre Rechte auszubauen suchen, so hätten nur die nächstbeteiligten Länder Vorteile und die entfernteren andern das Nachsehen, und für den internationalen Verkehr, geschweige den Weltverkehr, wäre wenig gewonnen.

Die großen mittelmeerischen Schiffahrtsgesellschaften regen sich schon anders als die europäischen Diplomaten, allerdings haben sie auf dem Wasser mit keinen politischen Grenzen zu rechnen. Sie rechnen jetzt bereits mit dem allmählichen Erstarken der Balkanvölker und der Schiffahrt mit ihnen. Neue Unternehmungen werden entstehen, schon hat man in Schiffahrtkreisen Vorsichtsmaßregeln getroffen und will sich mit den etwa neu entstehenden Unternehmungen vertragsmäßig auseinandersetzen, was nicht ohne Verzicht auf bisherige Geschäftszweige möglich ist.

Mit dem Verzicht auf manche bisherige Einnahmequelle muß bei einer großzügigen Durchführung wirtschaftlicher Maßnahmen stets gerechnet werden. Noch nie hat es sich gezeigt, daß sich die Realisierung eines großen Verkehrsunternehmens zum dauernden Schaden der augenblicklich Benachteiligten, sofern sie den neuen Verhältnissen nur einiges Verständnis entgegenbrachten, ausgewachsen hat.

Ob die Freihandelszone 5 bis 10 Kilometer breit ist oder ob sie sich lediglich auf die Bahnlinien und deren wichtige Endpunkte (Seeplätze) selbst beschränkt, ist schließlich gleich, wenn nur das energische Wollen da ist und durchgesetzt wird, auf dem Wege des freien Transits und der Abgabenfreiheit für bestimmte Verkehrsstränge die europäische Südosthalbinsel zu einem brauchbaren Glied im europäisch-kleinasiatischen Wirtschaftsbereich heranzubilden. Herr Baron v. Jettel möchte gern Saloniki als Freihafen erklärt und eine von Serbien aus nach einem Hafen an der albanischen Küste zu erbauende Zufahrtsbahn neutralisiert und ausschließlich kommerziellen Zwecken dienstbar gemacht wissen; auch der Verfasser des andern obengenannten Artikels spricht davon, daß nach Maßgabe der Verdichtung des Bahnnetzes und der Zunahme des Verkehrs späterhin dem Bedürfnis nach einer Erleichterung der Kommunikationen, etwa durch Péageverträge und Entrepos unter Zollausschluß in den Seehäfen, Rechnung getragen werden soll; sind diese Aeußerungen nicht schon erste Konzessionen an eine Freihandelszone! Doch von der Schaffung einzelner Bruchstücke der Freihandelswege wäre abzuraten, wenn sie nicht die Anfangsstücke einer weiterhin auszubauenden interkontinentalen Freihandelszone wären.

Zum Schluß mag nochmals betont werden, daß die Vorteile, die aus solcher Zone erwachsen, nicht bloß den Balkanstaaten, den kleinasiatischen Gebieten und ihren Hinterländern, der österreichischen Monarchie, sondern auch den westeuropäischen Wirtschaftsreichen, einschließlich Englands, zugute kommen, und daß vor allem die Freihandelszone ein Mittel ist, den Frieden auf der Balkanhalbinsel dauernder als bei den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen zu erhalten. Dies sollte eine besonders ernste Mahnung sein.

Die Regelung der ganzen Frage wäre sicher eine der vornehmsten Aufgaben

Digitized by Google

der europäischen Handelsdiplomatie. Wir Europäer stecken leider viel zu sehr noch in der Anschauungsweise des europäischen Einzelstaatlers. Mehr kontinentales Denken ist uns allen vonnöten!

Literarische Berichte

Julchen im Lande der Freiheit. Von Carolus Adolphus. Geheftet M. 2.—, in Pappband M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dies hübsche kleine Buch enthält die Briefe, die Frau Julchen Schunke aus Rixdorf von ihrer Amerikafahrt im Jahre 1913 an ihre Freundin Malchen Manke geschrieben und die Carolus Adolphus herausgegeben und eingeleitet hat. Der aufmerksame, politisch und zeitgeschichtlich ein wenig interessierte Leser wird bald herausfinden, daß „Carolus Adolphus" eine in der Welt der hohen Politik wohlorientierte Persönlichkeit sein muß, die ein mehr oder minder mithandelnder Zeuge wichtiger politischer Vorgänge gewesen ist; dabei aber ist er offenbar gar kein steifleinener, im Gefühl seiner Würde zäh und ledern gewordener Herr, sondern ein Beobachter, der scharfen Blick und unbefangenen Humor hat, dazu eine angeborene Begabung für flotte, frische Darstellung besitzt. Von dem Wichtigen, das er hinter den Kulissen mitangesehen, von den oft recht ernsthaften Lehren, die er daraus gezogen, seinen Landsleuten einiges zu sagen, ist ihm Herzensbedürfnis und schriftstellerisches Vergnügen, und nicht minder ist es ihm zugleich Sache seines Naturells wie äußerer Rücksichten, daß er seine Meinungen und Erfahrungen für diesmal nicht in wohlgesetzten sachlichen Abhandlungen niederlegt, sondern in zwanglos humoristischer Form, eben durch den Mund der Gattin des früheren Weißbierbrauereibesitzers und nunmehrigen Millionärs Bruno Schunke aus Rixdorf, die ebenso lebendig und amüsant geschildert ist wie der ganze kleine Kreis von Vertretern der aussterbenden Altberliner Urbevölkerung, dem sie angehört. Wenn die literarische Einkleidung dessen, was uns Carolus Adolphus zu sagen hat, so trefflich geglückt ist, so gewinnt der Inhalt des kleinen Buches dadurch noch an Reiz und Bedeutung, und der zwanglos heitere Ton, in dem gar manche wichtige Fakta der Weltpolitik erzählt, manch beherzigenswerte Mahnungen ausgesprochen werden, schwächt den Eindruck nicht ab, sondern erhöht ihn.

—f—

Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Von Friedrich Bothe. Mit 230 Bildern und 4 Beilagen. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. Geb. M. 30.—.

Es gibt wenig Städte auf deutschem Boden, die zu allen Zeiten ihres Bestehens durch so zahlreiche und so starke politische und kulturelle Fäden mit dem übrigen Deutschland verbunden gewesen sind und — sei es vermöge einer aktiven Kraft, sei es infolge gegebener Verhältnisse oder auch begünstigender Zufälligkeiten — einen so großen und bedeutungsvollen Anteil an der gesamten Geschichte des deutschen Volkes gehabt haben wie Frankfurt a. M. Von der wichtigen politischen Stellung, die die alte Mainstadt bis in die Neuzeit herein innegehabt hat, weiß jeder Gebildete; im wirtschaftlichen Leben hat sie viele Jahrhunderte hindurch, vor allem durch ihren uralten Meßhandel, einen hervorragenden Platz eingenommen und ist zu hoher Blüte und internationaler Bedeutung gelangt; auf die geistige und sittliche Kultur des deutschen Volkes endlich hat Frankfurt, wiewohl nur selten in führender Rolle, immer einen starken Einfluß ausgeübt, viele seiner Söhne und Bürger haben sie durch ihr Genie, ihren Gemeinsinn oder ihre Bildungsfreundlichkeit mächtig befruchtet und gefördert, und wenn jetzt in Frankfurt eine Universität ersteht — die erste und einzige in Deutschland, für die keine Staatsmittel in Anspruch genommen werden —, so bedarf es ja dazu nicht etwa der künstlichen Neuschöpfung eines Hochschulorganismus, sondern nur der Vereinigung und des Ausbaus schon vorhandener akademischer Anstalten. Die reiche, wissenschaftlich ungemein ergiebige Vergangenheit dieses schaffenskräftigen Gemeinwesens ist selbstverständlich schon viel durchforscht worden, eine vollständige Geschichte der Stadt von urgeschichtlichen Zeiten bis auf die Gegenwart aber fehlte bisher. F. Bothe, durch den diese Lücke endlich ausgefüllt ist, hat vor allem die Wirtschafts- und Sozialgeschichte von Frankfurt zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht, über deren Ergebnisse er bereits eine Reihe wertvoller Arbeiten veröffentlicht hatte, als er an das vorliegende umfassende Werk ging. Auch in diesem legt er das Haupt-

Digitized by Google

gewicht auf die wirtschaftliche Entwicklung; der durch alle Perioden der Frankfurter Geschichte hindurch in sehr einleuchtender und anregender Weise geführte Nachweis des starken Einflusses wirtschaftlicher Verhältnisse auf die politischen Strömungen und Ereignisse darf als das wissenschaftliche Hauptverdienst des Buches angesehen werden. Durch die Betonung dieses besonderen Moments hat aber die Vollständigkeit der Darstellung in keiner Weise gelitten; der Verfasser gibt ein lebensvolles und farbenreiches Gesamtbild der Frankfurter Geschichte, in dem kein wesentlicher Zug fehlt, wenn auch der im Verhältnis zu der ungeheuren Fülle des Stoffes immerhin beengte Raum ihn stellenweise zur Beschränkung zwang. Bothes gehaltvolles Buch wird leicht das verdiente Interesse finden, um so eher, als es in einem Augenblick erscheint, in dem Frankfurt die Schwelle einer neuen, aussichtsreichen Entwicklungsperiode überschreitet, und der gemeinverständliche Charakter, den das Werk bei aller wissenschaftlichen Gediegenheit trägt, wird ihm weit über die Gelehrtenkreise hinaus Freunde werben. Sehr dankbar werden alle Leser auch für das beigegebene vortreffliche Bildermaterial sein; obwohl dieses bereits recht reichlich bemessen ist, soll noch als zweiter Band ein besonderer Bilderatlas zur Frankfurter Geschichte erscheinen, den Bothe mit Bernard Müller im Auftrage der Städtischen Historischen Kommission bearbeitet. B—r.

Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Von Jos. Kohler. 4. Band des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart". Subskriptionspreis des in Leinen geb. Bandes M. 6.—, Einzelpreis M. 6.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Hauptproblem unsrer modernen Kultur ist es, wie das Recht, das „ohne Ansehen der Person" die Gesamtheit schützen und verbinden soll, zugleich das Einzelleben der Persönlichkeit ermöglichen, hüten und fördern könne. In dem vorliegenden Buche hat der berühmte Berliner Rechtslehrer dies Problem in seiner ganzen Tiefe erfaßt und ist ihm in seinen verschiedenen Abwandlungen durch alle Gebiete unsres so unendlich mannigfaltigen modernen Lebens nachgegangen; er hat dabei seine Erkenntnisse und Anschauungen in klarer, alles Abstrakte meidender Form niedergelegt und auf solche Weise ein Thema, das für alle Nachdenkenden wichtig ist, allen nahe gerückt und gemeinverständlich gemacht. Die ersten Kapitel schildern den Menschen als biologisches und soziologisches Wesen, gehen den Gründen der Differenzierung nach, die den Einzelnen aus der sozialen Gesamtheit abhebt, und geben einen gedrängten geschichtlichen Ueberblick über das Leben der Kultur. Die folgenden zwölf Kapitel führen dann den Leser in weitem Rundgang vor all die rechtlich-sozialen Probleme des modernen Kulturlebens, wie „Familie, Ehe, Geschlechtsleben", „Arbeit und Genuß", „Arbeiter, Arbeiterorganisation, Arbeiterfürsorge", „Staat und Verwaltung", „Religion und Kirche" usw. usw. Das letzte Kapitel endlich gibt unter der Ueberschrift „Weltkultur" einen weiten, hoffnungsvollen Ausblick auf die weitere Entwicklung eines überstaatlichen, die Staaten bindenden, zugleich aber dem Individuum höchste persönliche Freiheit garantierenden Rechtes. G.

Goethe-Lexikon. Herausgegeben von Heinr. Schmidt. Leipzig, A. Kröner. Broschiert M. 5.—.

Man mag einem Unternehmen wie diesem grundsätzlich skeptisch oder ablehnend gegenüberstehen, es muß der Gerechtigkeit halber auf den praktischen Zweck des Buches hingewiesen werden: es will die Welt Goethes übersichtlicher machen, die vielfältigst verschlungenen Linien durch gröbere Striche verdeutlichen. Eine auch nur annähernde Vollständigkeit war natürlich von vornherein unmöglich, eine Auswahl ist stets von subjektiven Gesichtspunkten, von persönlicher Reagenz bedingt, und ob das Bild Goethes hier in seinen wesentlichsten Zügen herauskommen kann, bleibt zum mindesten fraglich. Zweifellos ist das Buch auf populären Gebrauch zugeschnitten und infolgedessen für höhere Ansprüche nicht einwandfrei: da werden immer derartige Versuche, große, geistige Inhalte für den Hausgebrauch zurechtzustutzen, eine große, organische, umfassende Einheit in Begriffskategorien aufzulösen, irgendwie als peinlich empfunden. — Auch rein technisch betrachtet bleiben noch einige Lücken offen: man vermißt alle genaueren bibliographischen Angaben, sehr oft eine feste Datierung, und vor allem eine chronologische Anordnung, die einen Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Begriffe vermitteln könnte.

O. Beyer.

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Studienausgabe der ersten Fassung von 1854/55. Herausgegeben von Emil Ermatinger. 1. bis 3. Auflage. Vier Bände. In zwei elegant kartonierten Bänden M. 12.—, in zwei vornehmen Halbpergamentbänden M. 16.—. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

Es ist recht erfreulich, daß Herausgeber und Verleger dieses „ersten Grünen Heinrich" sich nicht durch den zwar sehr feierlich klingenden, aber kaum gar so ernst gemeinten Fluch haben einschüchtern lassen, mit dem der Dichter jeden bedrohte, der die ursprüngliche Fas-

Digitized by Google

sung seines großen epischen Jugendwerkes der Vergessenheit entreißen wolle. Ein Neudruck des „Ur-Heinrich", wie man ihn nach Analogie des „Ur-Faust" und des „Ur-Meister" nennen möchte, erschien zuerst als teure Liebhaberausgabe; nun liegt eine billigere „Studienausgabe" in einfacher, aber ansprechender Ausstattung vor und ermöglicht allen Mitgliedern der großen Keller-Gemeinde, die erste Fassung zu erwerben, zu künstlerischem Genuß wie zur mehr wissenschaftlichen Vergleichung mit der Umarbeitung. In beiderlei Hinsicht lohnt der „Ur-Heinrich" reichlich eine nähere Bekanntschaft; liegt doch auf ihm ein Duft der Jugend, des unmittelbar Erlebten, den die Bearbeitung nicht immer bewahrt hat noch bewahren wollte. Aber in der Komposition wie in vielerlei Einzelheiten weist er doch auch Mängel und Ungeschlachtheiten auf, die der gereifte Künstler mit Meisterhand ausglich oder tilgte; und dieser Arbeit nachzugehen, eröffnet tiefe, lehrreiche Blicke in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens und in das Wesen epischer Kunst. Darum begrüßen wir diesen Neudruck als eine dankenswerte Tat und zweifeln nicht, daß der Züricher Alt-Staatsschreiber, wenn ihm drüben im Elysium ein Exemplar in die Hand kommen sollte, nach einem kurzen unwirschen Brummen beim Durchblättern der hübschen Bände vergnügt schmunzeln und jenen schauerlichen Fluch mit einem kräftigen Versöhnungsschluck für den Herrn Ermatinger und seinen Verleger revozieren wird.

—n—

Mirabeau. Von Louis Barthou. Deutsch von Dr. Ph. Weller. Mit 9 Abbildungen auf Tafeln. Preis geheftet M. 6.50, in Leinwand M. 8.—. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.

Dieses neueste Werk über Mirabeau schildert das materielle und moralische Elend des großen Tribunen, den Anteil, der ihm an der Revolution zukommt, und die Wirkung, die er auf den Gang der Ereignisse ausgeübt hat. Besonders aber stellt sich der Verfasser die Aufgabe, aus dem unerschöpflichen Born der staatsmännischen Weisheit des großen Revolutionsredners die grundlegenden und beherrschenden Gedanken, zu einem System vereinigt, mitzuteilen, die auch dem Politiker unsrer Tage interessant erscheinen müssen, da ja diese Ideen von der ersten französischen Verfassung in alle späteren übergegangen sind. Daß der Verfasser den Helden seines Werkes selbst und die ihm Nahestehenden möglichst viel zum Wort kommen läßt, erhöht den Wert des Buches, und ohne die geistige Abhängigkeit und bedenklichen moralischen Defekte Mirabeaus zu beschönigen, wird er dem genialischen Zug in dem großen Volkstribunen gerecht. Wir erhalten in dem überaus fesselnd geschriebenen Buch das ungemein lebendige Bild einer hervorragenden Persönlichkeit und ihrer Zeit.

Krieg und Frieden. Erinnerungen aus dem Leben einer Offiziersfrau. Von Aida Freifrau von Liliencron, geb. Freiin von Wrangel. Mit einem Bildnis. Berlin, R. Eisenschmidt. Geb. M. 6.50.

Die Verfasserin erzählt schlicht und einfach ihre persönlichen Erinnerungen und Erlebnisse, in die bemerkenswerte Aufzeichnungen und Mitteilungen ihr nahestehender Truppenführer aus fünf Kriegen: 1813/14, 1848/49, 1864, 1866 und 1870/71 eingefügt sind. Freifrau von Liliencron ist die Tochter des in Schleswig-Holstein 1849 zuerst rühmlichst bekannt gewordenen „Trommlers von Köbding", des nachmaligen Generals Karl Fr. W. v. Wrangel, der 1866 bei der Mainarmee die 26. Infanteriebrigade und im Deutsch-Französischen Kriege die 18. (Flensburger) Division zu zahlreichen Siegen geführt hat. Ihr Großoheim war der Generalfeldmarschall v. Wrangel, aus dessen Leben viel Interessantes mitgeteilt wird; ihr Gatte zog nach Frankreich als Offizier beim 3. Garde-Ulanenregiment und Adjutant der 2. Garde-Infanteriedivision, und als er in Feindesland schwer erkrankte, eilte die mutige Frau zu ihm und brachte ihn glücklich heim. Als Witwe gründete Freifrau v. Liliencron den „Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft" und wirkte unermüdlich vor allem für unsre Krieger in Deutsch-Südwestafrika, von deren Taten an sie gerichtete Briefe dankbarer Unteroffiziere und Reiter berichten.

Fr. R.

Mit Kursbuch und Scheckbuch. Waggonbetrachtungen eines Mitteleuropäers. Von Hans von Kahlenberg. Geheftet M. 2.—, in Pappband M. 3.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Modernes Reiseleben nimmt in den Romanen der geistreichen Autorin, die sich den Schriftstellernamen „Hans von Kahlenberg" gewählt hat, einen breiten Raum ein. Da ist es nun von besonderem Interesse, diese Dichterin einmal über das Reisen an sich plaudern zu hören, wie sie es in diesen „Waggonbetrachtungen" tut. Und Hans von Kahlenberg weiß nicht minder anregend und geistreich zu plaudern, wie sie lebendig und spannend zu erzählen versteht. Die verschiedensten Typen moderner Reisender tauchen, in wenigen charakteristischen Strichen festgehalten, vor uns auf. Reisefreuden und Reiseplagen werden, psychologisch fein analysiert, mit boshaftem Witz oder heiterer Resignation geschildert. Viel Lebensklugheit teilt sich hier in anspruchslos leichtem Konversationston mit, und manch guter, praktischer Rat wird dem, der zu hören versteht, gegeben.

—f—

Digitized by Google

Musikalische Novellen. Von Johann Peter Lyser. Herausgegeben von Ludwig Frankenstein. Berlin, Hausbücherverlag Hans Schnippel. Gebunden M. 3.—.

Der bekannte Herausgeber des Wagner-Jahrbuchs hat sich ein Verdienst erworben, indem er den Neudruck einiger Stücke aus den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, in reizender Ausstattung, mit Einleitung und Anmerkungen, bewirkte. Lyser ist am bekanntesten durch seine Beethoven-Zeichnungen. Als Dichter hat er vieles mit E. Th. A. Hoffmann gemeinsam, an dessen Art die Paganini-Novelle erinnert. Harmloser sind die liebenswürdigen Erzählungen, die sich mit Bach und seinen Söhnen, Händel, Mozart und Beethoven befassen; dazu kommt eine Charakteristik nach dem Leben, d. h. ein poetisch eingekleideter Bericht über Mozarts Sohn (1791—1844). Lyser, gestorben 1870, war als Dichter, Maler und Komponist tätig; sein unglücklicher Lebenslauf erregt teilnehmendes Mitleid. Dr. K. Gr.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Ahlwardt, Hermann, Wahrheiten über ein deutsches Bergwerk in Böhmen. Leipzig, G. Hedeler. 50 Pf.

Auer, Dr. Karl, Pfarrer. Aus den Briefen des Paulus nach Korinth. Brosch. 40 Pf., geb. 65 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr, Verlag.

Barthou, Louis. Mirabeau. Brosch. M. 6.50, geb. M. 8.—. Stuttgart, Julius Hoffmann, Verlag.

Brandt, Dr., Monatschrift der Handelskammer zu Düsseldorf. 9. Jahrgang 1913. Düsseldorf, A. Bagel. M. 2.— jährlich.

Brandt, Rolf, Theodor Fontane. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Brinkmann, Georg, Der Waldhofbauer. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, Friedrich Schneider.

D'Annunzio, Gabriele, Das Martyrium des heiligen Sebastian. Ein Mysterium in fünf Handlungen. Berlin, Erich Reiß, Verlag.

Dochnahl, Peter, Gedanken und Töne. Gedichte. Augsburg, Theodor Lampart. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.30, Leder geb. M. 4.50.

Dumas Sohn, Alexander, Die Dame mit den Kamelien. Roman. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Dumstrey, Dr. med. F., Das Asthma und die bronchialen Katarrhe. Neue Wege zu ihrer Erkenntnis und Heilung. Berlin, Verlag für Volkshygiene und Medizin G. m. b. H.

Freimark, Hans, Der Meister. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Heims.

Fried, Alfred H., Der Weg zum Weltfrieden im Jahre 1913. Pazifistische Chronik. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte".

Friederich, Rudolf, Die Befreiungskriege 1813—1815. Bd. IV. Der Feldzug 1815. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Gerloff, Dr. Wilhelm, Die Reichsfinanzgesetzgebung von 1913. Geh. M. 1.60. Berlin, Verlag Julius Spring.

Goebel, Julius, Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois. Chicago, Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft, 1608 Mallers Building, 5 S. Wabash Ave. $ 3.—.

Hellwig, Dr. Albert, „Ritualmord und Blutaberglaube". Geh. M. 2.—. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Hettner, Prof. Dr. Herm., Moritz von Schwind. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 60 Pf.

Inzoli, Luigi, Can. Gravitazione o Ripulsione Universale? Geh. L. 1.—. Milano, Premiata Libreria Editrice G. Palma di Giovanni Daverio.

Jungdeutschlands Nachschlagebuch. Geh. 50 Pf. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Klaje, Prof. Dr. Hermann, Pommern im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege in einzelnen Bildern. I. Teil. Geh. M. 1.50. Kolberg, Dietz & Maxerath.

Krauer, Heinrich Ernst, Arnold Lohrs Zigeunerfahrt. Roman. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Kremnitz, Mite, Das Geheimnis der Weiche B. M. und andere Geschichten. Berlin, Morawe & Scheffelt.

Kremser, Werner, Studien über Josef Viktor von Scheffel. Aus dem bisher unerschlossenen Nachlaß des Dichters. Salzburg, Mayrische Buchhandlung Max Swatschek. M. 1.—.

Krug, Nidda von, Eine Reichsvermögenssteuer in ihrer wirtschaftlichen und steuersystematischen Bedeutung. Darmstadt, Arnold Bergsträßers Hofbuchhandlung. 80 Pf.

Landmann, Dr. Max, Weltstaat und Weltfrieden. Eine Streitschrift gegen Staaten-Anarchie und Krieg. Leipzig, Bruno Volger. 60 Pf.

Maura et son rôle à la politique de l'Espagne. Edition française. Madrid, Imprenta Alemana-Fuencarral.

Molinari E. et F. Quartieri. A l'occasion du Centenaire de la Naissance (1812—1912) et du 25me Anniversaire de la mort (1888—1913) d'Ascanio Sobrero, Auteur de la Découverte de la Nitroglycérine. Milano, Ulrico Hœpli.

Molo, Walter von, Im Titanenkampf. Ein Schillerroman. Berlin, Schuster & Löffler. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Monatsschrift der Handelskammer zu Düsseldorf. 2. Februar 1914. 10. Jahrgang. Jährlich M. 2.—. Düsseldorf, A. Bagel.

Nawiasky, Dr. Hans, Die Dienstpragmatik. Geh. M. 1.—. Wien, F. Tempsky.

Digitized by Google

Offizielle Postkarten des Vereins zur Errichtung des Bismarck-National-Denkmals auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück-Bingen. Nr. 1 bis 6. Köln a. Rh., Karl Rud. Bremer & Co. Preis pro Stück 10 Pf.

Ossip-Marie (Marie Uherek), Papagena und Anderes. Geh. M. 1.50, geb. M. 2.50. Wien, Wilhelm Braumüller.

Poincaré, Raymond, Wie Frankreich regiert wird. Berlin, Erich Reiß, Verlag.

Reik, Dr. Theodor, Arthur Schnitzler als Psycholog. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—, Ganzleder M. 7.50. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Renz, Julius, Gras und Kräuter. Gedichte. Berlin, Mod. Verlagsbureau Curt Wigand.

Schaukal, Richard, Zettelkasten eines Zeitgenossen aus Hans Bürgers Papieren. Brosch. M. 4.—. München, Georg Müller.

Schemann, Ludwig, Gobineau. Eine Biographie von Ludwig Schemann. I. Band. Brosch. M. 9.—, geb. M. 10.—. Straßburg, Karl J. Trübner.

Schmitz, A. H. Oskar, Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. München, Georg Müller, Verlag.

Schneider, Dr. phil. Karl, Altenburg in der revolutionären Bewegung 1848/49. Altenburg, Oskar Bonde, Verlag.

Schrecker, Paul, Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit. Ein Essay über analytische und intuitive Psychologie. München, Ernst Reinhardt. M. 1.50.

Schueler, Alexander, Der Rassenadel der Juden. Berlin, Jüdischer Verlag. 80 Pf.

Segantinis, Giovanni, Schriften und Briefe. Herausgegeben von Bianca Zehder-Segantini. Deutsch von Prof. Dr. Georg Biermann. Leipzig Klinkhardt & Biermann. M. 3.—.

Sehmer, Dr. Th., Australien und Neuseeland. Eine sozialpolitische Studie. Berlin, Fr. Zillessen. M. 2.—.

Shakespeare, William, Julius Cäsar. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Leopold Brandt, Wien. Troppau, Buchholz & Diebel. 40 Pf.

Siebs, Theodor, Felix Dahn und Josef Scheffel. Geh. 80 Pf. Breslau, Wilh. Gottl. Korn.

Singer, Maximilian, Der Wunderstein. Schauspiel. Prag, Taussig & Taussig. M. 2.—.

Sodeur, Dr., Kierkegaard und Nietzsche. Versuch einer vergleichenden Würdigung. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr.

Soerensen, J. C., Die Fischerinseln. Vier Erzählungen von den Faroern. Berlin, Erich Reiß, Verlag.

Sohm, Rudolph, Wesen und Ursprung des Katholizismus. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2.40.

Sombart, Werner, Krieg und Kapitalismus. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.—.

Sombart, Werner, Luxus und Kapitalismus. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 6.—.

Sörensen, C. J., Die Fahrt der Jomsburg. Berlin, Erich Reiß. M. 3.—.

Stahl, Dr. Ernst Leopold, Parsival. Sonderheft von „Die Szene". Blätter für Bühnenkunst. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus G. m. b. H. M. 1.—.

Steiger, August, Gottfried Kellers Mutter. Ein Büchlein fürs Volk. 50 Pf. Zürich, Schweizer Druck- und Verlagshaus.

Streißler, Friedrich, Das Radium als Ehestifter. Odorigen und Odorinal. Zwei Novellen. Jena, Hermann Costenoble. Brosch. M. 2.75, geb. M. 3.75.

Trivero, Camillo, Nuova Critica della Morale Kantiana in relazione Colla Teoria dei Bisogni. Milano, Fratelli Bocca Editori.

Unger, W. v., Gneisenau. Brosch. M. 9.50, geb. M. 11.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Vogel, Max Alfred, Neue Gedichte. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50. München, Georg D. W. Callwey.

Vowinkel, Ernst, Lebensläufe und Todesgänge. Gedichte. Geb. M. 4.—. Berlin, Leonhard Simion Nf. Verlagsbuchhandlung.

Warnecke, Georg, Kunstgeschichte in Hauptwerken. Geh. M. 8.—, geb. M. 10.—. Leipzig, Alfred Kröner Verlag.

Weber, Dr. Paul, Die Polen in Oberschlesien. Eine statistische Untersuchung. Geh. M. 5.—. Berlin, Julius Springer.

Welter, Nikolaus, Hochofen. Ein Büchlein Psalmen. Esch-Alzette, Escher Druckerei und Zeitungsverlag. M. 2.—.

Wendland-Basel, Prof. Dr. J., Die neue Diesseitsreligion. Geh. 50 Pf., geb. 80 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Werner, Dr. F., Fort mit der Sc' nach eines öffentlichen Heinedenkmals. Brosch. M. 1.50. Leipzig, Hebeler, G.

Wilson, Woodrow, Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte eines Volkes. München, Georg Müller.

Woermann, Karl, Erlebtes und Erschautes. Ausgewählte Gedichte. Dresden, L. Ehlermann. Geb. M. 6.—.

Zimmermann, Dr. Alfred, Geschichte der Deutschen Kolonialpolitik. Brosch. M. 7.—, geb. M. 8.50. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Neuerscheinungen aus dem Verlag von L. Staackmann, Leipzig

Emil Ertl

Walpurga

Novelle

In imit. Halbperg. M. 1.50, in Seide M. 2.50

Zwanzig Exemplare wurden zweifarbig auf echt Bütten abgezogen und handschriftlich numeriert. In Ganzleder jedes Exemplar M. 10.—

Tägliche Rundschau, Berlin: „. . . Als besonders schön habe ich den Schluß mit seiner wehen Melancholie, die aber doch dem Einsamen letzten Endes erst bleibendes Glück und wahre Erhebung bedeutet, empfunden . . . Um des Adels willen wird uns die Erzählung von Walpurga und ihrem kurzen Glück im Gedächtnis haften."

Georg von der Gabelentz

Das heilige Auge

Eine Geschichte aus dem alten Venedig

Brosch. M. 3.50 Geb. M. 4.50

Georg von der Gabelentz gibt uns in diesem lebensvollen Buch einen packenden Ausschnitt aus dem reichbewegten Leben der farbenprächtigen Venezia. Ein hervorragendes, künstlerisch reifes Werk!

Max Geißler

Die neuen Gedichte

Elegant kart. M. 1.—

Leipziger Tageblatt: „. . . Geißlers Gedichte sind gesund, sie zeugen von leuchtendem Leben . . . Knapp im Ausdruck, sprechen manche Gedichte wie bekannte Volkslieder an."

Rudolf Greinz

Die Schellenkappe

Lustige Historien

Brosch. M. 2.— Geb. M. 3.—

Pester Lloyd: „. . . Ein spielendes Ironisieren ist der Schmuck und ein schlagfertiger Witz der Kern der Histörchen. Sie der Reihe nach zu erläutern und zu werten, wäre: das Vöglein gerupft. Liebhaber greifen nach dem Bauer selbst, da haben sie alle die elf Gefiederten lebendig und schifflustig drinnen."

Robert Hohlbaum

Oesterreicher

Ein Roman aus dem Jahre 1866

Brosch. M. 4.— Geb. M. 5.—

Leipziger Neueste Nachrichten: „. . . Das Buch ist reich an Stimmungen, Szenen, genrehaften Vorfällen, geschichtlichen Momenten. Es ist fast ganz frei von Reflexionen und nüchternen Berichten. Eine Künstlerhand zieht die Linien und mischt die Farben . . . Hier ist Gott sei Dank noch nicht jene greisenhafte „Vollendung", die oft bei jung-wienerischen Poeten die Wunschkraft unseres Herzens lähmt."

Adam Müller-Guttenbrunn

Das idyllische Jahr

Ein Sommerbuch

Brosch. M. 3.— Geb. M. 4.—

Der Verfasser der „Götzendämmerung", der „Glocken der Heimat" und des großen Schwabenzuges kommt einmal in leichterer Rüstung. Als sinniger Plauderer, als begeisterter Naturschilderer, als Tier- und Blumenfreund zeigt er sich in diesem Sommerbuch. Ein Buch voll Gemüt, voll Schönheit und innerer Heiterkeit! Die Gabe eines reifen, abgeklärten Geistes!

Max Mell

Barbara Naderers Viehstand

Novelle. In Pappband M. 3.—

= **Erhielt den Bauernfeldpreis** =

Budapester Tagblatt: „. . . Daß die Realistik der Wiedergabe mit einer ruhigen Sicherheit, mit ungesuchter, fast reglosser Plastik gegeben wird, erhöht dieses Buch gewaltig, stellt Max Mell in die erste Reihe urtümlicher Erzähler."

Hans Watzlik

Der Alp

Ein Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Leipziger Neueste Nachrichten: „. . . In Hans Watzlik haben wir einen, in dem Kraft und Fülle ist, Blutrauschen und quellender Erdsaft und hinreißende Phantasie und dazu eine feste, harte Faust, dem Stoff zu gebieten . . . In seinem ersten Roman hat der Eigenwille Größe gewonnen, der Eigensinn ist in einem reinen Kunstwillen aufgegangen."

Digitized by Google

Dresden ▭ Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw.
Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Auto-Garage, abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld,** Direktor.

Neue, eigenartige Zeitschrift!

Verlangen Sie Ansichtsheft von Ihrem Buchhändler

Die Persönlichkeit

Monatsschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung
Herausgegeben von Ed. Schneider-Grimmenthal
Vierteljährlich M. 2.80

Die ersten Urteile seitens berufener Fachleute sind glänzend. Unaufgefordert gingen dem Verleger u. v. a. die folgenden Anerkennungen zu:

Schriftsteller Dr. A. R., Friedenau: „Ich kann nicht umhin, Ihnen bei dieser Gelegenheit zur Idee wie zur glänzenden Ausführung Ihrer neuen Zeitschrift Glück zu wünschen. Trotz der Fülle von Zeitschriften steht diese doch **sicher einzig da,** und eben dieses **ganz individuelle Gepräge,** das einem unbewußten Verlangen des Publikums entgegengekommen ist, sichert ihr, wenn nicht den momentanen, so doch den Erfolg der Zukunft."

K. Rat Dr. A. K., Berlin: „Ich habe „Die Persönlichkeit" mit Interesse gelesen und lebe der festen Überzeugung, daß diese **hochinteressante, wertvolle und eigenartige Monatsschrift in den weitesten** Kreisen lebhaften Anklang finden und jedenfalls dazu beitragen wird, auf dem Gebiete der lebens- und geistesgeschichtlichen Forschung epochemachend zu wirken."

Schriftsteller H. M. E., Wilmersdorf: „Aufrichtig beglückwünsche ich Sie zu dem 1. Hefte: es macht **durchaus starken Eindruck,** und wer ihm in Ruhe die nötige Zeit widmet, kann dauernd daraus lernen. Hier wird einem wirklich etwas **gegeben** und nicht bloß die Zeit vertrieben. Ich wünsche Ihnen aufrichtig, daß die Zeitschrift großen Erfolg haben möge; sie verdient es, das sieht man jetzt schon."

Kabinettsrat Dr. H. G., Weimar: „Die Persönlichkeit macht in Nr. 1 einen vornehmen Eindruck. Ich wünsche starkes Gedeihen. **Der Gedanke ist groß!**"

Verlag: Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M., Baustraße 10

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau

Bezugspreis vierteljährlich Mark 3,—.

:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle Berlin-Halensee Hektorstrasse 20

Geschäftliche Mitteilungen

Diesem Heft liegt ein Prospekt von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig** über die neue Auflage des Andree'schen Handatlas bei. Bei dem hohen Interesse, das diese völlig neu bearbeitete Auflage des berühmten Kartenwerks in allen Kreisen des Publikums finden wird, möchten wir auch an dieser Stelle besonders darauf aufmerksam machen.

In vielen Familien wird das **Fachinger Wasser** als das angenehmste Tafelwasser betrachtet und oft sogar wegen seiner großen Bekömmlichkeit als ausschließliches Tischgetränk benutzt.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlungen **Georg Bondi** in **Berlin** und **J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger** in **Stuttgart** beigegeben, die hiermit gefl. Beachtung empfohlen werden.

Neununddreißigster Jahrgang — August 1914 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 26 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Die Früchte der Bluttat von Serajewo 129
Generalfeldmarschall Freiherr **v. d. Goltz**: Nobile officia. Ein offener Brief an jedermann 131
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. IV 134
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 146
Hans v. Staff: Ueber die Entstehung der Gebirge 170
Friedrich Prinz Hohenlohe-Waldenburg: Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse 179
Senatspräsident und Prof. Dr. **Heinrich Harburger**: Die internationale Hochschule für internationales Recht im Haag 187
Strobl v. Ravelsberg: Gablenz in Briefen an seinen Bruder 191
M. v. Köller: Reichsländisches 203
Generalleutnant z. D. **v. Görtz**: Die deutschen Kaisermanöver und die Probemobilmachungen und Truppenverstärkungen im Westen des russischen Reiches 211
Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Karolyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie (Fortsetzung) 217
Prof. Dr. med. **Ernst Weber** an der Universität Berlin: Eine physiologische Methode, die Leistungsfähigkeit ermüdeter Muskeln zu erhöhen . . 227
General der Infanterie **v. Beseler**: Soldatischer Gehorsam 240
Fürstin **Schahovskoy-Strechneff**: Die Legende der Martha Boretzky (Fortsetzung) 243
Berichte aus allen Wissenschaften
Nautik. **L. Persius**, Kapitän zur See a. D.: Die Sicherheit auf See 250
Literarische Berichte 253
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 255

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

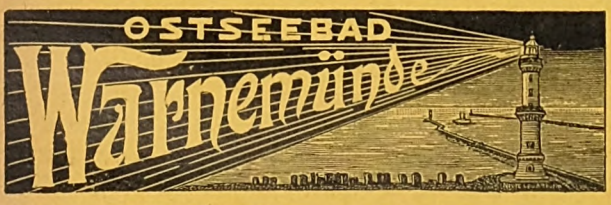
Ende 1913 Bestand: 819 Millionen Mark.
Alle Überschüsse den Versicherten.
Unanfechtbarkeit, Unverfallbarkeit, Weltpolice.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden * Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle



Von Berlin u. Hamburg 4 St., Kopenhagen 6 St. usw. Bahntrajekt n. Dänemark 2 St. Mod. Familienbad. Ia Luft- u. Sonnenbad. Seeklima. **Kanalisation** (W. C.)
Marine-Flugplatz. Anf. Aug. Internat. Wasserflugzeug-Wettbewerb.
Sandstrand. Alle Arten Sport. Hervorr. Tennisplätze. Vorzügl. Kurkapelle.
Meilenw. wildreicher Hochwald (m. Strandb. 12 Min.) Prosp. d. d. Badeverwaltung.

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
(Alte Stuttgarter)
Gegründet 1854.
Versicherungsstand . . . . . 1 Milliarde 157 Millionen Mark
Seither für die Versicherten erzielte Überschüsse . . . 232 Millionen Mark

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
AUG 26 1914
CAMBRIDGE, MASS.

Die Früchte der Bluttat von Serajewo

Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand war insofern eine zielbewußte Tat, als im österreichisch-ungarischen Thronfolger sich die Zukunft der Doppelmonarchie, der Glaube an die Erhaltung und Kräftigung des Staatsgedankens verkörperte. Die Anstifter dieses politischen Verbrechens mochten daher hoffen, mit dem Stoß ins Herz der Monarchie dem Einheitsgedanken eine schwere Wunde zu versetzen, den zentrifugalen Bestrebungen aber neue Kraft zuzuführen, und die Verwirrung weiter Kreise, welche sich in der Frage: „Was soll aus Oesterreich werden?“ kundgibt, scheint ihnen recht zu geben. Soll auch ein reichsdeutscher Politiker diese Niedergeschlagenheit teilen oder mit Bismarck an der Zuversicht festhalten, daß Oesterreich bestehen bleiben wird, weil es bestehen bleiben muß? Schwer ist es für Außenstehende, und seien es auch Angehörige des engverbündeten Deutschen Reiches, Prophezeiungen auszusprechen oder Ratschläge zu geben. Denn berechtigter Stolz kann dadurch verletzt werden, und ein großes Staatswesen muß aus sich selbst die Kraft schöpfen, sich zu helfen, mit andern Worten: die Männer hervorbringen, welche das Staatsschiff durch alle Klippen hindurch steuern können. Was aber Oesterreich-Ungarns Regierung in dieser schweren Stunde von uns erwarten darf, ist nicht mutloses Schweigen oder vorlauter Rat, sondern eine Vertrauenskundgebung im Sinne jener Bismarckschen Auffassung; ja es ist berechtigt, sowohl uns Vertrauen zu schenken wie Vertrauen von uns zu verlangen. Das erstere, weil wir das höchste Interesse daran haben, daß unser Verbündeter stark bleibe, das letztere, weil wir an die Dauer des Staatsgedankens, an den schließlichen Bankerott des Nationalismus und an die Unmöglichkeit einer slawischen Föderation, endlich weil wir an die Tüchtigkeit der österreichischen Armee und des Beamtenkörpers glauben. Denn nicht als Anwalt des Deutschtums — dies sei beiläufig festgestellt —, sondern als Anwalt des österreichischen Staatsgedankens ist der deutsche Bundesgenosse anzusehen. Das Deutschtum ist nur insofern mit dem Staatsgedanken verquickt, als allerdings die deutsche Sprache den Kitt bildet, welcher Armee und Beamtenschaft zusammenhält.

Eine Vertrauenskundgebung daher, nicht ein Ratschlag soll es sein, wenn wir die Zuversicht aussprechen, daß die Bluttat von Serajewo, weit entfernt, den zerstörenden Kräften Vorschub zu leisten, allen Patrioten zur kräftigen Mahnung

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

werden wird, das Zentrum, d. i. die monarchische Gewalt, die Armee und den Beamtenkörper zu stärken, den Abbröckelungsbestrebungen aber ein „Bis hierher und nicht weiter!“ zuzurufen. Wir meinen mit solchem Ruf natürlich nicht Worte, sondern Taten; denn wer auf den Umsturz des Staatswesens hinarbeitet, sei es eine Partei, sei es ein Volksstamm, verdient den Kampf aufs Messer, und der Staat, welcher diesen Kampf nicht aufnimmt, vielmehr die Pflichten der Selbsterhaltung vernachlässigt, gleicht dem König Ludwig XVI., welcher den Schweizergarden verbot, von der Waffe Gebrauch zu machen, und damit dem Pöbel gestattete, ungestraft zu plündern und zu morden.

Aber nicht nur eine Mahnung zu energischer innerer Selbsthilfe, sondern auch eine Lehre internationaler Natur muß aus den bosnischen Ereignissen geschöpft werden, und Oesterreich-Ungarn ist durchaus berechtigt, in dieser Hinsicht einen Appell an seine Nachbarn zu richten. Denn alle Throne haben ein solidarisches Interesse daran, daß die Staatsräson eines Richard III., nach welcher politischer Ehrgeiz unbequeme Personen meuchlings entfernen darf, nicht Schule mache. An dieser Solidarität hat es leider gefehlt. Das Verbrechen im Konak zu Belgrad blieb nicht nur ungerochen, sondern diejenigen, welche dem Verbrechen ihr Emporkommen verdanken, fanden ehrende Aufnahme, und diejenigen, welche die Zerstörung der österreichischen Monarchie und damit den Umsturz des alten Europas predigen, schöpfen immer und immer wieder Ermunterung aus dem Wahn, daß der Zar ihr Beschützer sei. Es wäre beklagenswerte Kurzsichtigkeit, wenn dieser Wahn nicht endlich und gründlich zerstört, sondern weiter genährt würde. Denn die Donaumonarchie steht dem Beherrscher aller Reußen näher als das Serbentum, d. h. die Solidarität der Monarchien ist eine Stütze, der Zusammenhang mit Revolutionären eine Schwächung des russischen Thrones. Oder hätte die Regierung in St. Petersburg bereits die Zügel verloren, wäre sie nicht mehr Herr der Lage? Bedenklich weit ist freilich das Wohlwollen des amtlichen Rußlands gegen die allslawischen Brüder, bedenklich weit die Nachsicht der österreichischen Regierung gegen allslawische und großserbische Herausforderungen gegangen — doppelt bedenklich heute, da der Tiefstand der serbischen Moral zur europäischen Gefahr geworden ist. Es ist die höchste Zeit, daß in Oesterreich der Staatsgedanke rücksichtslos zur Geltung gelange, die russische Regierung aber sich nicht nur vom Allslawentum und Großserbentum abwende, sondern auch dagegen Front mache und ihr Heil in einer Bundesgenossenschaft mit Oesterreich-Ungarn zur Bekämpfung gemeinsamer innerer Gegner suche. Die Entfaltung des Reichsbanners bedeutet nicht den Krieg, sondern den Frieden, und hier wie dort die innere Gesundung, die Verwirklichung des allslawischen Programms oder der großserbischen Träume aber die europäische Revolution.

Digitized by Google

Nobile officia

Ein offener Brief an jedermann

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Goltz

Wer heute nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Staatsdienste sich noch eine freiwillige Tätigkeit im öffentlichen Leben sucht, um den Rest seiner Jahre in einer der Allgemeinheit nützlichen Art zu verwerten, muß darauf gefaßt sein, daß ihm in gewissen Kreisen der Bevölkerung alsbald eigennützige Beweggründe untergeschoben werden — das ist des Landes so der Brauch.

Ich habe mich nach Uebernahme der Leitung des Jungdeutschlandbundes gewundert, daß mir dies so lange erspart geblieben ist. Endlich erfolgte es am 23. Mai d. J. im Landtage, und zwar in der Form einer Anfrage des Abgeordneten A. Hoffmann, ob es wahr sei, daß ich für meine Tätigkeit ein hohes Gehalt und reich bemessene Taggelder erhielte. Die Antwort darauf ist einige Tage später im Herrenhause durch einen Freund und Mitarbeiter in bündiger Art dahin erfolgt, daß ich nicht nur keinen Pfennig an Gehalt und Tagegeldern bezöge, sondern dem von mir vertretenen Bunde noch persönliche Opfer brächte. Ich selbst konnte dies nach Rückkehr von einer Reise durch öffentliche Erklärung bestätigen. Damit wäre der Fall bei allen denen, auf deren Meinung es überhaupt ankommt, als erledigt zu betrachten. Aber er besitzt auch ein öffentliches Interesse, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, noch einmal darauf zurückzukommen. Ich werde den Leser nicht lange damit in Anspruch nehmen.

Kommen Anwürfe wie der erwähnte nur von sozialdemokratischer Seite, so dürfen sie unbeachtet bleiben. Sie haben infolge gänzlicher Haltlosigkeit oder maßloser Uebertreibung in den Augen ernster Leute längst jedes Gewicht verloren. Man verfährt dort den „höheren Klassen“ gegenüber einfach nach dem altbewährten Grundsatze: „Calumniare audacter, semper aliquid haeret.“

Die Verleumdungen haben meist auch lediglich den Zweck, Entgegnungen hervorzurufen, die zu neuen hämischen und boshaften Bemerkungen oder rechtlich unfaßbaren Verdächtigungen Gelegenheit geben. Auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen erzwungene Berichtigungen werden von den Redaktionen durch Glossen derart verbrämt, daß sie ihren Zweck verfehlen. Das ganze ehrabschneiderische Treiben bliebe am besten unbeachtet, wobei die bürgerliche Presse mit dem guten Beispiel vorangehen sollte.

Eine Reihe von Wahrnehmungen haben mich jedoch gelehrt, daß hier und da auch an andern Orten als im sozialdemokratischen Lager der Glaube keimt, es handle sich bei meiner oder in ähnlicher Stellung befindlicher Männer Tätigkeit um Nebenverdienst. Der Abgeordnete, der die oben erwähnte Anfrage stellte, fügte nach dem Sitzungsbericht der Zeitungen hinzu, daß das Gerücht, welches seine Frage begründe, zuerst in den Kreisen religiöser Vereine

Digitized by Google

entstanden sei. Wider Willen muß ich daher meine persönlichen Verhältnisse etwas näher darlegen.

Die Opfer, die sich an die Stellung eines ersten Vorsitzenden irgendeiner großen, über das gesamte deutsche Vaterland ausgedehnten Vereinigung knüpfen, sind, wie jedermann bestätigen wird, der Erfahrung darin hat, keine ganz unerheblichen, zumal wenn sich daran die Notwendigkeit häufiger und weiterer Reisen knüpft. Einige Repräsentationspflichten stellen sich dabei ohne Zutun ihres Trägers ein. Es kommen Unkosten für kleinere Fahrten im täglichen Verkehr hinzu, Portos, Telegraphengebühren usw. Jahresbeitrag und kleine Zuwendungen mögen als unerheblicher ganz außer Betracht bleiben. Immerhin beziffern sich diese Ausgaben im Laufe der Zeit auf ganz ansehnliche Beträge.

Ich habe überdies nicht die Gewohnheit, meine Muße zum Patiencelegen oder Wirtshausbesuch zu verwenden, ich besitze auch keine Liebhaberei für das Daumendrehen bei gefalteten Händen, sondern pflege die mir verfügbar bleibenden Stunden zu Studien oder literarischen Arbeiten zu verwerten.

Es wäre also, wenn man geschäftsmäßig rechnen will, wohl begründet, auch die den Bundesinteressen gewidmete Zeit noch in Anrechnung zu bringen. Sie beträgt mindestens die Hälfte der mir überhaupt zur Verfügung stehenden Arbeitszeit. Ich könnte, wenn ich diese ganz für mich verwendete, meine literarischen Einnahmen ohne Schwierigkeit verdoppeln. So stellt sich, unter Anrechnung des entgangenen Gewinnes, das wunderliche Resultat heraus, daß ich meiner ehrenamtlichen, im öffentlichen Interesse liegenden Tätigkeit ein Opfer bringe, welches über ein Drittel derjenigen Pension beträgt, die mir der preußische Staat für eine zweiundfünfzigjährige aktive Dienstzeit — ohne Kriegsjahre — bewilligt hat.

Mehr kann nur ein Narr verlangen!

Ich würde auch gar nicht imstande sein, den freiwillig übernommenen Pflichten als Vorsitzender des Jungdeutschlandbundes nachzukommen, hätte ich nicht im Laufe eines langen, arbeitsreichen Lebens etwas Privatvermögen mühsam zusammengespart. Ich füge jedoch sogleich hinzu, daß mir das eigne Vaterland hierbei nur den geringsten Teil der Möglichkeit gewährt hat, nämlich während meiner letzten Dienstjahre; den bei weitem größten Teil verdanke ich der Fremde.

Diese Erwähnung ist unerläßlich, um zu verhüten, daß mein Geständnis im Reichstage zum Anlaß für eine Agitation behufs Herabsetzung der Offiziersgehälter benutzt werden könne.

Der Jungdeutschlandbund, der sich aus privaten, nicht aus Staatsmitteln erhält, besitzt überhaupt bis jetzt nur drei mit einem Gehalt ausgestattete Stellen für frühere Offiziere, und zwar für solche, die sich um diese Stellung nicht beworben haben, sondern infolge von hervorragender Veranlagung für das Fach durch die Bundesleitung gesucht und gewonnen wurden, und deren Besoldung von einer eigens dazu berufenen kleinen Kommission sachkundiger Mitglieder auf das knappste bemessen wurde. Dem ersten Geschäftsführer, dessen Gehalt allein ins Gewicht fällt, wurde beispielsweise der Betrag zugebilligt, der dem Unter-

Digitized by Google

schiede zwischen seinem militärischen Einkommen und der beim Ausscheiden ihm verbleibenden Pension gleichkam. Ein Zuschlag ersetzte ihm außerdem den Mehrbetrag, den die Lebensführung in der Hauptstadt im Vergleich zu einem selbstgewählten billigeren Wohnorte betrug. Da der ihm angebotene Kontrakt nur von der gleichen Dauer war wie die ihm im Heere voraussichtlich noch bevorstehende Dienstzeit, so konnte man sparsamer wohl nicht verfahren. Auch hier kann nur Unkenntnis oder blinde Voreingenommenheit etwas auszusetzen finden. Der Gesamtbetrag kommt übrigens noch nicht einmal der Hälfte von dem gleich, worüber in einem Teil der Presse gefabelt und gefaselt worden ist. Wenn aber eine Ausgabe sich für den Bund rentiert hat, so ist es gerade diese gewesen.

Alle übrigen, nach Tausenden zählenden inaktiven Offiziere, Beamten usw., die sich der Sache des Jungdeutschlandbundes gewidmet haben, versehen ihre Stelle ehrenamtlich. Das ist gewiß ein schönes Beispiel von Opferwilligkeit und Hingebung an das öffentliche Interesse. Es hat oft meine Bewunderung erregt, mit welchem Eifer, mit welcher Unermüdlichkeit ältere Männer, die schon einen berechtigten Anspruch auf etwas Ruhe haben, ihren Verpflichtungen nachkommen, trotzdem ihnen dies in ihrer materiellen Lage noch sehr viel schwerer werden muß wie mir, der ich mein Beispiel nur zur gründlicheren Erörterung des Themas angeführt habe.

Wir können froh sein, daß es so ist. Deutschland besitzt unzweifelhaft mehr Recht als andre Länder, an die Integrität, die Uneigennützigkeit und Hingabe seiner höheren Stände, insbesondere auch seiner Staatsbeamten und Offiziere, zu glauben. Das ist ein kostbares Gut für ein Volk, und Frevel ist es, sich diesen Schatz durch frivoles Anzweifeln allmählich zu verscherzen.

Tugenden zu üben, an die doch niemand glauben will, ist eine schwere Aufgabe und auf die Dauer nur sehr starken, allein auf sich selbst, nicht auf die Meinung der Mitwelt gestellten Gemütern möglich. Sie müssen, wenn die Kritik unaufhörlich daran rüttelt und zerrt, im Laufe der Zeit versiegen. Damit ist der Anfang für den Verfall des öffentlichen Lebens gemacht, und es kann nicht genug geschehen, dies zu verhüten. Ein Volk, das an die Tüchtigkeit und Integrität seiner oberen Stände durchaus nicht mehr glauben will, verdient auch nicht, solche führenden Stände zu besitzen.

Noch eine andre Seite der ganzen Frage fordert Beachtung. Stünde an meiner Stelle ein Millionär, so würde es niemand in den Sinn gekommen sein, seine Uneigennützigkeit auch nur durch eine Anfrage in Zweifel zu ziehen. Jedermann wäre von der völligen Selbstlosigkeit dieses Wohltäters der Menschheit überzeugt. Nur demjenigen, der in bescheideneren Verhältnissen lebt, tritt der Verdacht nahe, er müsse doch irgendeinen Vorteil für sich selbst bei seiner öffentlichen Tätigkeit suchen. Es gibt aber in Deutschland Gott sei Dank noch Leute genug, die für patriotische Zwecke gern und unter Einsetzung aller Kräfte ohne Entgelt arbeiten, obgleich es ihnen schwer wird und ihre Lage es verständlich machte, wenn sie für sich selber sorgen würden. Das muß uns erhalten bleiben. Der Reichtumsnachweis darf nicht auch noch auf diesem Gebiete zum

Digitized by Google

alleinigen Berechtigungsschein werden, sonst gehen wir unweigerlich im Laufe der Zeit der Optimatenherrschaft entgegen, auf deren Herannahen ich schon einmal vor Jahren in den Blättern dieser Zeitschrift hingedeutet habe und die, wie die Geschichte lehrt, niemals sehr milde und für den Staat wohltätig gewesen ist.

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

IV

Marschall Bazaine erbietet sich zu kapitulieren

Herr Regnier hatte sich von Corny auf den Weg nach Ferrières gemacht. Er hielt sich für den Retter Frankreichs und glaubt eine Weltberühmtheit zu werden. Ohne Zweifel würde er mit Herrn v. Bismarck unterhandeln, und darüber wuchs seine Eitelkeit noch mehr. „Wenn man in diplomatischen Verhandlungen steht, hat man keinen Namen . . .," sagte er zu dem Bürgermeister von Bar-le-Duc, Herrn Bompard, und zeigte die Unterschriften des kaiserlichen Prinzen, des Marschalls Bazaine und des Grafen Bismarck prahlerisch als urkundliche Belege seiner großen Wichtigkeit vor, wobei er immer wieder erklärte, daß jede Stunde der Verzögerung in der Erfüllung seiner Mission dem Lande Ströme von Blut und Millionen koste.

Erst am 28. September befand sich Herr Regnier wieder in Ferrières und wurde von Herrn v. Bismarck empfangen.

Er legte ihm zuerst die Unterschrift des Marschalls Bazaine vor, ließ ihn einen offenen, von dem Marschall an seine Frau gerichteten Brief lesen, in dem gesagt war, er solle eine Antwort nach Metz gelangen lassen, dann stürzte er sich in den Bericht über seine Unterredungen in Ban St. Martin und versicherte, daß der Marschall Bazaine bereit sei, bei freiem Abzug mit kriegerischen Ehren zu kapitulieren.

Herr v. Bismarck machte ihm Mitteilung von dem Abbruch seiner Verhandlungen mit Herrn Jules Favre. „Ich bedaure," fuhr er fort, „daß Sie nicht mit bestimmteren Vollmachten versehen sind, als einer Unterschrift und einem an eine dritte Person gerichteten Brief. Ich sehe mich unter diesen Umständen gezwungen, alle Unterhandlungen mit Ihnen einzustellen, bis Sie ausgedehntere Vollmachten in Händen haben . . .

„Haben Sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich an den Marschall Bazaine folgendes Telegramm sende:

„Wird der Herr Marschall Bazaine für die Uebergabe der Armee, die sich vor Metz befindet, die Vereinbarungen annehmen, die Herr Regnier stipulieren wird?"

Digitized by Google

Als Herr Regnier folgende Worte beizufügen bat: „... wobei er sich innerhalb der Vereinbarungen hält, die er vom Marschall Bazaine erhalten wird", stimmte der Kanzler zu, und das Telegramm wurde, in dieser Weise vervollständigt, abgesandt und traf am andern Morgen in Corny ein.

Der Rittmeister v. Normann von den Königshusaren war im Begriff, zu den französischen Vorposten eine Kiste Chloroform für die Verwundeten mit einem Brief des Generals v. Stiehle zu bringen, worin dieser um Auskunft bat über das Begräbnis des Unteroffiziers Eckert von den Zietenhusaren, der bei St. Privat verschwunden war. Außerdem wurde ihm das Telegramm des Kanzlers übergeben, und er händigte das Ganze vor Moulins dem Hauptmann Arthur de France vom Großen Generalstab aus, der am 29. September den Vorpostendienst hatte.

Dafür erhielt Rittmeister v. Normann vom Hauptmann de France ein Paket mit Briefen von Offizieren, die an deren Familien gerichtet waren, und übernahm es „mit Vergnügen", sie auf die Post zu geben.

Als Marschall Bazaine das Telegramm in Händen hatte, das die Frage an ihn stellte, ob er bereit sei, die Uebergabe seiner Armee zu unterzeichnen, geriet er, wie er selbst uns berichtet, „in einen großen Zorn" und antwortete mit folgendem Brief:

Metz, den 29. September 1870.

Herr General!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich nicht in der Lage bin, in vollkommen bejahender Weise auf die Frage zu antworten, die von Seiner Exzellenz dem Grafen v. Bismarck gestellt wird. Ich kenne Herrn Regnier gar nicht, der sich mir als mit einem Passierschein von Herrn v. Bismarck versehen vorgestellt und der sich als den Abgesandten Ihrer Majestät der Kaiserin ohne schriftliche Vollmacht bezeichnet hat. Herr Regnier hat mir erklärt, daß ich ermächtigt sei, zur Kaiserin entweder Seine Exzellenz den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki zu senden. Er fragte mich zugleich, ob er die Bedingungen darlegen könne, unter denen es mir möglich wäre, in Unterhandlungen mit dem Oberbefehlshaber der deutschen Armee vor Metz wegen einer Kapitulation einzutreten.

„Ich habe ihm geantwortet, das einzige, was ich tun könne, wäre, eine Kapitulation mit kriegerischen Ehren anzunehmen, die Festung Metz aber könne ich nicht in die abzuschließende Konvention mit einbeziehen. Das sind in der Tat die einzigen Bedingungen, die mir die militärische Ehre anzunehmen erlaubt, und es sind die einzigen, die Herr Regnier hat vorschlagen können.

„Im Falle Seine Hoheit der Prinz Friedrich Karl ausführlichere Nachrichten über das, was in dieser Hinsicht zwischen mir und Herrn Regnier vorgegangen ist, wünschen würde, wird Herr General Boyer, mein erster Adjutant, die Ehre haben, sich an dem Tage und zu der Stunde, die ihm belieben wird zu bezeichnen, in sein Hauptquartier zu begeben."

Dieser Brief, der aller Wahrscheinlichkeit nach von dem General Boyer

Digitized by Google

verfaßt war, wurde am Nachmittag des 29. September vom Major Laveuve zu den Vorposten gebracht.

Prinz Friedrich Karl wurde immer von dem Gedanken geleitet, daß ein ohne seine Mitwirkung beschlossener Vergleich den Frieden herbeiführen könnte, ehe er die Stadt und die Armee von Metz bezwungen habe. Er faßte den Brief des Marschalls in einem Telegramm zusammen, in dem man las: „Ich kann auf diese Fragen nicht antworten. Ich habe Herrn Regnier gesagt, daß ich über die Festung Metz nicht verfügen könne."

Herr v. Bismarck bekam dieses Telegramm ziemlich spät am Abend des 29. September, und gleich nachdem er es in Empfang genommen hatte, schickte er den Grafen v. Hatzfeldt zu Herrn Regnier, um ihn von dem Aufhören ihrer Beziehungen zu benachrichtigen. Das war ein unwiderruflicher Entschluß, und Herrn Regnier half alles Protestieren nichts; Herr v. Hatzfeldt erklärte ihm wiederholt, daß es nutzlos sei, und verabschiedete sich.

Nachdem Herr Regnier einen Teil der Nacht damit zugebracht hatte, an Herrn v. Bismarck und den Marschall Bazaine zu schreiben, legte er sich gegen Morgen zur Ruhe und war um 11 Uhr noch zu Bett, als Herr v. Hatzfeldt kam, um ihm abermals zu sagen, daß Herr v. Bismarck keine Beziehungen mehr zu ihm haben wolle und ihn ersuche, sich zu entfernen.

Herr Regnier reiste um 1 Uhr von Ferrières ab, nachdem er dem Grafen Hatzfeldt ein neues Memorandum übergeben hatte, das dieser unverzüglich in den Papierkorb warf.

Herr v. Bismarck hatte sich Regniers so lange bedient, als er ihm hatte nützlich sein können; jetzt schob er ihn beiseite wie einen lästigen Gegenstand. Er wußte, daß die Kaiserin ihn desavouiert hatte, und er hatte das Telegramm in Händen, das Napoleon III. an den König von Preußen gerichtet hatte: „Der General Bourbaki, zurzeit in London, ist durch die Schliche des Herrn Regnier hinters Licht geführt worden. Der Kaiser Napoleon bittet den König, ihm die Rückkehr nach Metz zu gestatten."

Einige Tage später erhielt er folgendes weitere Telegramm: „Der Kaiser Napoleon wünscht zu wissen, ob Herr Regnier, der kürzlich in Metz gewesen ist, Ihr Vertrauen besitzt und ob er eine Mission hat."

Er antwortete: „Ich kenne Herrn Regnier erst seit dem Besuch, den er hier gemacht hat, und ich habe ihn mit keiner Mission betraut. Er gab mir zu verstehen, daß er eine solche von der Kaiserin habe. Da festgestellt ist, daß dies nicht der Fall ist, habe ich ihn aufgefordert, das Hauptquartier zu verlassen."

Zu seinen Vertrauten sagte Graf Bismarck, daß Herr Regnier nicht ohne irgendwelche Beziehungen zu der Kaiserin sei. Er sei ohne Zweifel ein verabschiedeter subalterner Beamter oder der Gatte irgendeiner Beschließerin vom Hofstaat Ihrer Majestät gewesen.

An den Prinzen Friedrich Karl, dem es stets darum zu tun war, zu wissen, was ohne seine Mitwirkung angesponnen wurde, schrieb er einen Brief, in dem er wahrscheinlich seinen Gedanken wiedergab:

Digitized by Google

„Indem ich auf eine Besprechung mit Herrn Regnier einging und seinem Wunsch, nach Metz zu gehen, kein Hindernis in den Weg legte, war mein Zweck zunächst, auf diesem Wege zu konstatieren, ob der Marschall Bazaine noch zum Kaiser Napoleon hält und dessen Befehle als maßgebend betrachtet. Nachdem der Marschall die an ihn gerichtete Frage, ob er eine Kapitulation unter den von Herrn Regnier formulierten Bedingungen annehmen werde, nicht bejaht hatte, fiel jeder Grund zu weiteren Verhandlungen mit letzterem fort, und ich ersuchte ihn daher, das Hauptquartier zu verlassen. Wenn auch anzunehmen ist, daß er im Interesse und vielleicht mit Wissen der Kaiserin die Verhandlung mit mir angeknüpft hatte, so war er doch ohne jede Vollmacht von ihr und wurde sogar in einem Telegramm derselben an den Kaiser Napoleon förmlich desavouiert. Da sich außerdem herausstellte, daß der Marschall Bazaine weder Willens noch angeblich in der Lage ist, über den Platz Metz bei einer Kapitulation zu verfügen, so ließ sich kein Vorteil von einer Fortsetzung der Verhandlungen mit ihm erwarten. Es scheint, daß Herr Regnier, welcher hier die Absicht äußerte, nach England zurückzukehren, um sich Vollmachten von der Kaiserin zu erbitten, sich statt dessen nach Kassel begeben hat, da der Kaiser Napoleon die Anfrage an mich hat richten lassen, ob er mein Vertrauensmann und mit einer Mission betraut sei, was ich mit dem Bemerken verneint habe, Herr Regnier habe sich den Anschein gegeben, eine Mission an Ihre Majestät die Kaiserin zu haben. Nachdem sich aber herausgestellt, daß dies nicht der Fall sei, habe ich zur Fortsetzung der Verhandlungen keinen Anlaß gefunden."

Was den Marschall Bazaine betrifft, so wird man, wenn man seinen Brief aufmerksam liest, geradezu verblüfft sein.

Auf die Frage, die ihm Herr v. Bismarck über die Bedingungen stellt, unter denen er in die Uebergabe seiner Armee einwilligen würde, antwortet er: „Das einzige, was ich tun kann, wäre, eine Kapitulation mit kriegerischen Ehren anzunehmen." Und er schließt wie immer mit der Bitte, den General Boyer zu einer Besprechung mit dem Prinzen Friedrich Karl entsenden zu dürfen.

Seit einem Monat hatte er keine einzige militärische Operation unternommen, und er war der Ansicht, daß er nur noch kapitulieren könne, während er noch Lebensmittel für einen Monat und Munitionsvorräte im Ueberfluß hatte.

Seinen Unterführern hat er erklärt, er bleibe in Metz, um die bedeutendste der feindlichen Armeen festzuhalten, und dem Feinde läßt er, ohne ihnen etwas davon zu sagen, mitteilen, daß er bereit sei, zu kapitulieren und damit der Armee, die ihn einschließt, die Aktionsfreiheit wiederzugeben.

Er maßt sich das Recht an, im Namen Frankreichs zu verhandeln. „Ich hatte keine Regierung mehr. Ich war meine eigne Regierung," sagte er zu seiner Entschuldigung.

Worauf der Herzog von Aumale antwortete: „Es blieb aber noch Frankreich."

Er wollte lieber unterhandeln als kämpfen.

In Ermangelung von Reglements hätte sein Herz ihm sagen müssen, daß ein General, der eine Armee befehligt, oder der Gouverneur einer Festung nur

Digitized by Google

dann kapitulieren darf, wenn er alles getan hat, was die Ehre wie die Pflicht vorschreiben, und alle Hilfsquellen, über die er verfügt, erschöpft hat.

Ein General hat sich nicht mit Politik zu befassen. Er hat nur eine einzige Rolle zu spielen, wenn der Feind in das Land eingedrungen ist: er hat alles daranzusetzen, um ihn daraus zu vertreiben.

Er glaubte jeder Verantwortlichkeit und jedem Vorwurf aus dem Wege zu gehen, wenn er die Kapitulation mit dem Namen einer Konvention umkleidete. Er dachte nicht an die Folgen seiner Handlungen. Vor allem vergaß er seine Soldatenpflicht, die ihn allein hätte leiten sollen.

Indem er den General Bourbaki zur Kaiserin sandte, die Kapitulation anbot und den Prinzen Friedrich Karl bat, seinen Adjutanten zu empfangen, versuchte er Verhandlungen anzuknüpfen und das Ende des Krieges herbeizuführen, um die Endkatastrophe zu vermeiden, zu der ihn die begangenen Fehler verurteilten.

Am Tage nach der Abreise des Generals Bourbaki von Metz schickte Marschall Bazaine einen seiner Ordonnanzoffiziere an die Schriftleiter der Metzer Zeitungen, um sie zu bitten, nichts über die Abreise des Generals Bourbaki zu bringen. Im Laufe des Tages hatte er zwei Unterredungen mit dem General Jarras, bei denen er ihm nichts von dem sagte, was vorgegangen war, aber um 5 Uhr abends schickte er ihm ein Schreiben mit dem Befehl, „die Uebernahme des Kommandos der Garde durch den General Desvaux an Stelle des mit einer Mission betrauten Generals Bourbaki" bekannt zu machen, ohne die Art dieser Mission zu bezeichnen.

Als am Morgen des 26. September General Desvaux durch die Mitteilung des letzten Tagesbefehls seine Ernennung zum Stellvertreter des Generals Bourbaki erfuhr, begab er sich nach Ban St. Martin und schrieb, als er von dort wieder fortging, in sein Notizbuch: „Langes Gespräch mit dem Marschall Bazaine. — Kein militärisches Pronunziamiento. — Bei Jarras. — Die militärische Pflicht und den nationalen Willen frei zum Ausdruck gebracht."

Der Marschall hatte dem General Desvaux das Versprechen abgenommen, vollkommenes Schweigen über seine Mitteilung zu bewahren. Als einige Tage später Oberst d'Andlau den Zwischenfall vor dem neuen Kommandeur der Garde erzählte, hörte dieser zu, ohne etwas zu sagen, und begnügte sich damit, in seinem Notizbuch zu konstatieren, daß ihm der Marschall die Tatsachen in einem andern Lichte dargestellt habe.

An demselben Tage kam General Frossard zum Marschall Bazaine, um mit ihm alles Nähere über einen geplanten Handstreich auf Peltre für den nächsten Tag, den 27. September, zu vereinbaren. Die Unterredung war beendet, und als der General sich erhob, um fortzugehen, sagte der Marschall zu ihm:

„Haben Sie im Hofstaat der Kaiserin eine Persönlichkeit namens Regnier gekannt?"

„Nein, niemand im Hofstaat der Kaiserin hatte diesen Namen."

Digitized by Google

Als der Marschall Erstaunen heuchelte, fragte der General, warum er diese Frage an ihn stelle.

„Weil vor zwei Tagen ein Mann hierher gekommen ist, der die Erlaubnis erhalten hatte, die feindlichen Linien zu passieren. Er sagte mir, daß er von der Kaiserin beauftragt sei, mich zu bitten, ihr den Marschall Canrobert oder den General Bourbaki zu senden ... General Bourbaki ist vorgestern abgereist ..." Da General Frossard nichts sagte, fuhr der Marschall fort: „Es kann sich da ein Mittel bieten, zu einem Waffenstillstand, vielleicht sogar zum Ende des Krieges zu gelangen. Man darf nichts vernachlässigen, was in dieser Richtung nützlich werden kann."

Der Armeebefehl hatte die Entsendung des Generals Bourbaki in einer Mission bekannt gemacht. Aber welche Art von Mission mochte ihm anvertraut sein? Bei der Garde hatte der zum Ordonnanzdienst kommandierte Sergeant seinen Kameraden erzählt, daß er am Samstag abend gegen 9 Uhr den General in Uniform habe heimkommen sehen. Er habe dann, in einen großen Mantel gehüllt, das Haus nochmals verlassen, und seitdem habe man ihn nicht wiedergesehen. Man befragte den Neffen des Generals Bourbaki, den jungen Lucien Lebreton, der Unteroffizier im 2. Voltigeurregiment war. Dieser hatte Kenntnis von der Abreise seines Oheims, wußte aber nichts weiter.

Die Stäbe des III. und VI. Korps hatten Sonntag den 26. September durch den General Durand de Villers vom Geniekorps der Garde etwas über den Fall gehört. Er hatte ihnen geschildert, wie der General Abschied von seinem Stabe genommen und „infolge des Eintreffens eines politischen Sendboten zu geheimnisvollen Endzwecken, wahrscheinlich zur Wiederherstellung des Kaiserreichs", die feindlichen Linien passiert hatte.

Schon tags zuvor hatte der Marschall Leboeuf durch Zufall Kenntnis von der Angelegenheit erhalten. Sein Adjutant, Major Mojon, war beim Marschall Bazaine gewesen, um ihn zu bitten, daß er vom Prinzen Friedrich Karl für Frau de Vassart die Erlaubnis auswirken möchte, nach ihrem Gatten, einen Artillerieoberſten, zu forschen, der bei Reichshofen verwundet worden und über dessen Schicksal man im Ungewissen war. Bei seiner Rückkehr berichtete Major Mojon seinem Chef von der Abreise des Kommandeurs der Garde. „Man sieht schon Napoleon IV. auf dem Thron," schrieb Mojon aus diesem Anlaß an demselben Abend. „Nach der Meinung des Marschall Leboeuf soll der General Bourbaki vom Kaiser dessen Abdankung verlangen, dann soll er den kleinen Prinzen und die Regentin zurückbringen, und diese würde veranlaßt werden, einen Vertrag mit den Deutschen zu unterzeichnen, dessen Ausführung Bazaine mit seinem Heere übernehmen würde."

Am nächsten Tag kehrte der Major Mojon nach Ban St. Martin zurück, und einer seiner Kameraden, der dem Großen Generalstab angehörte, teilte ihm neue Einzelheiten mit. Bei seiner Rückkehr schrieb er: „Unter dem Siegel des vollkommensten Schweigens erhalte ich vertrauliche Mitteilungen über die Mission Bourbakis. Marschall Bazaine, der nicht weiß, in wessen Dienst er sich stellen

Digitized by Google

soll, hat die Vorschläge eines Abgesandten der Kaiserin angenommen. Die Deutschen wollen einzig und allein die Regierung Napoleons IV. unter der Leitung der Regentin annehmen, und König Wilhelm hat den General Bourbaki abreisen lassen. In Ermangelung jeder Lösung akzeptiert Marschall Bazaine diese ... wenn es eine solche ist."

Nachdem Marschall Leboeuf von seinen Offizieren diese Mitteilungen erhalten hatte, fand er, daß der Marschall Bazaine ihn von diesen Dingen hätte in Kenntnis setzen sollen, ehe er durch das öffentliche Gerede davon erfuhr, und er verbarg die Gereiztheit nicht, die er über diese Versäumnis empfand. Da er keine Nachricht erhielt, entschloß er sich am 28. September, den Oberkommandierenden um Aufklärungen zu ersuchen.

„Was bedeutet denn diese Mission des Generals Bourbaki?" fragte er den Marschall Bazaine.

„Ich habe noch keine Gelegenheit gehabt, mit Ihnen darüber zu sprechen. Es sind Verhandlungen über den Frieden im Gang. Die Kaiserin wollte sich darüber entweder mit dem Marschall Canrobert oder mit dem General Bourbaki besprechen, und der General Bourbaki hat sich entschlossen, abzureisen ... Kennen Sie eigentlich Herrn Regnier, der dem Hofstaat der Kaiserin zugeteilt ist?"

„Nein, den kenne ich nicht."

„Es sind Friedenspräliminarien aufgestellt worden," sagte der Marschall weiter; „wenn sie von der Kaiserin unterzeichnet würden, so würden sie entweder einer Nationalversammlung oder dem Senat oder dem Gesetzgebenden Körper, dem Plebiszit gemäß, unterbreitet werden ... Wie dem auch sei, unsre militärische Stellung ist nicht geändert. Wir werden weiterhin unsre Pflicht tun, und ich erinnere Sie daran, daß wir unsern Vorpostendienst straff handhaben müssen ..." Dann sagte er, auf den General Bourbaki zurückkommend: „Ich werde gegen den 8. Nachricht von ihm erhalten."

Obgleich die Metzer Presse von der Ankunft des Herrn Regnier in den französischen Linien nicht gesprochen und der Marschall Bazaine Herrn Arnous-Rivière ersucht hatte, nichts von dem zu sagen, was er gesehen hatte, so mußte doch die Nachricht von der Ankunft eines Zivilisten, der zweimal die Linien überschritten und ungefähr zehn Personen, darunter den General Bourbaki, mitgenommen hatte, notwendigerweise bei den Stäben bekannt werden und dann auch in die Lager und in die Stadt dringen. Man sprach zuerst in versteckten Anspielungen davon. Einige äußerten sich zustimmend; sie waren nicht zahlreich. „Die Armee," sagte der Marschall Leboeuf, „hatte zu dieser Zeit mit Befriedigung vernommen, daß über einen ehrenvollen Frieden unterhandelt wurde, und der Name Bourbaki flößte Vertrauen ein."

Bei den meisten aber herrschte Besorgnis oder Aufgeregtheit. Am 28. September schrieb der Oberst Tiersonnier: „Man erwartet beständig die Rückkehr des Generals Bourbaki. Diese geheimnisvolle Mission gibt Anlaß zu allen möglichen Betrachtungen. Handelt es sich um eine Wiederherstellung des Kaiserreichs? Das ist unmöglich."

Digitized by Google

Der Oberst Le Masson war ungefähr gleicher Anschauung. „Es geht das Gerücht, der General Bourbaki sei in einer Mission abgereist; es soll sich um einen Vertrag zwischen Bazaine und Preußen handeln, um eine Regentschaft mit dem kaiserlichen Prinzen herzustellen. Die Armee soll für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen. Preußen soll Elsaß-Lothringen bis zur Zahlung der Kriegsentschädigung behalten. Dieses Gerücht ist so seltsam, daß man ihm keine Bedeutung beimißt."

In der Umgebung des Generals Coffinières, im Stabe der Festung, war der Ton schon bestimmter. Der Oberst Salanson, der Generalstabschef des Gouverneurs, schreibt am 27. September: „In bezug auf die Abwesenheit des Generals Bourbaki sind die sonderbarsten Gerüchte im Umlauf. Man sagt, daß er sich mit dem König von Preußen über die Wiedereinsetzung des kaiserlichen Prinzen mit einer aus Marschällen zusammengesetzten Regentschaft zu verständigen habe, der natürlich Bazaine angehören würde. Der König von Preußen soll Angst vor der Revolution in Frankreich und in Europa haben."

Alles in allem war die Wirkung, die diese Verhältnisse auf die Truppe hervorbrachten, eine verderbliche. Mehr und mehr hieß es, der Oberkommandierende wolle nichts mehr von einem Kampf wissen und suche zu unterhandeln. „Die Politik scheint uns ihr Kontingent an Sorgen zu stellen," lesen wir in den Aufzeichnungen des Hauptmanns Albert de Laboulaye.

Es bildete sich eine Meinung, die viele Anhänger fand: Der Marschall Bazaine habe den General Bourbaki entfernt, weil er unter den energischsten Korpskommandeuren derjenige sei, der sich seinen Plänen bereits widersetzte und sich ihnen noch mehr widersetzen würde.

Gegen dieses Gerede hat sich General Bourbaki in einem Brief, den wir in seinem ganzen Wortlaut wiedergeben, weil er uns ein unparteiisches und richtiges Urteil über den Marschall Bazaine zu geben scheint, auf das entschiedenste gewendet.

„Sie suchen glauben zu machen," schreibt er an seinen Ordonnanzoffizier d'Eichthal, „daß Bazaine sich mit dem deutschen Prinzen verständigt habe, um zu einer Kapitulation zu gelangen.

„Sie werden zugeben, daß eine derartige Deutung des Schlusses des Metzer Dramas eine Verleumdung und eine Sinnlosigkeit ist.

„Niemand hatte mehr Interesse daran, daß diese Katastrophe vermieden werde, als Bazaine.

„Dieses Ende mußte ihm notwendigerweise seinen Ruf, seine Ehre, seine Stellung kosten.

„Es ist also ganz klar, daß er die Folgen seiner früheren Handlungsweise hat über sich ergehen lassen müssen, aber es ist ganz ebenso klar, daß er sich nicht verkauft und weder seine Armee noch sein Land verraten hat.

„Durch seine vorhergegangenen Fehler ist er für die Endkatastrophe selbstverständlich verantwortlich geworden; aber am Anfang der Reihe von Fehlern ahnte er das Verhängnis nicht, das er seiner Armee bereitete.

Digitized by Google

„Sein erster Fehler war, daß er glaubte, es liege in seinem Interesse, die Armee in Metz zu belassen, und daß er nach der Schlacht von Rezonville dahin zurückkehrte.

„Der zweite war, daß er glaubte, der Kampf in Frankreich würde kürzer sein, und er würde durch seinen Verbleib in einer defensiven, drohenden Stellung unter den Mauern von Metz seine Armee erhalten, ohne sich dem Verlust von Schlachten auszusetzen und so ihre Vernichtung vermeidend.

„Dieses Verhalten ist strafbar, selbstsüchtig, den Interessen Frankreichs zuwider, das ihm eine Armee anvertraut hatte, um zu kämpfen, zu manövrieren, aber nicht um sie vor jeder Niederlage zu schützen.

„Aber technisch hat er weder seine Armee verkauft noch Frankreich verraten.

„Dies klargestellt, hatte er keinerlei Interesse daran, sich meiner zu entledigen.

„Als der Hunger seiner Armee zusetzte, suchte er einen Frieden, einen Waffenstillstand, irgendeine Hilfe, die ihn hindern sollte, zu einer Kapitulation zu gelangen, die seit dem 10. September allen klar sehenden Köpfen als das notwendige Ende der bei Metz eingenommenen Stellung erschien, die man halten wollte, ohne Zweifel von der Hoffnung geleitet, daß sich Paris noch weniger lang halten würde als Metz.

„Weil er sah, daß sich Paris immer noch hielt, veranlaßte er mich, am 24. September fortzugehen.

„Sie sagen auch: ‚Ein Mann war unbequem ...' Diese Behauptung wird zur Beleidigung für Canrobert, Changarnier, Ladmirault, Leboeuf, Desvaux, Deligny, Picard usw. Ich war allerdings fortgegangen, aber sie blieben da, und ich habe niemals die Anmaßung gehabt, mehr Vaterlandsliebe, mehr Heldenmut, mehr Ehre zu besitzen, als diese würdigen Führer und Kameraden.

Ihr von ganzem Herzen ergebener G. Bourbaki."

Den 8. März 1885.

In Metz war die Aufregung noch stärker als in der Armee. General Bourbaki hatte mehrere Jahre lang die Militärdivision von Metz befehligt. Wie überall, wo er gewesen war, hatte er sich durch den Zauber seiner Persönlichkeit, seine Liebenswürdigkeit, seine offene, ritterliche Natur bei allen Klassen der Metzer Bevölkerung beliebt gemacht. Daher kam es, daß seine Abreise die Bewohner von Metz viel mehr beschäftigte, als dies jedes einem andern General widerfahrene Abenteuer getan haben würde.

Die Leute, die gegen Marschall Bazaine schon sehr aufgebracht waren, dem man seine Untätigkeit vorwarf, regten sich übermäßig auf, und eine Unmenge phantastischer Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt.

Die einen behaupteten, daß Marschall Bazaine und General Bourbaki sich infolge einer heftigen Auseinandersetzung duelliert hätten, daß der General getötet und im Garten der Villa Herbin am Fuß eines Baumes begraben worden sei; dieser Baum wurde sogar gezeigt.

Andre erzählten, daß der Oberkommandierende, wütend über die nachdrück-

Digitized by Google

lichen Vorstellungen seines Unterführers, Arrest über ihn verhängt habe, daß General Bourbaki aber, als Arzt des Roten Kreuzes verkleidet, aus seinem Hauptquartier entkommen und in dieser Verkleidung durch die deutschen Linien gelangt sei.

Als in den ersten Tagen des Oktober General de Clérembault in die Stadt gekommen war, umringten ihn Gruppen von Individuen, hielten ihn an und fragten ihn, was aus dem General Bourbaki geworden sei. Da er in seiner Ueberraschung nicht wußte, was er antworten sollte, beschimpfte und bedrohte ihn die Menge. Er befand sich ganz nahe bei dem Gouvernementsgebäude, flüchtete sich dort hinein und beklagte sich beim General Coffinières.

Zur gleichen Zeit begaben sich mehrere Offiziere der Nationalgarde an der Spitze einer Abteilung in die Ecole d'application, stellten Schildwachen an das Tor, drangen ins Innere ein und durchsuchten alles vom Keller bis zum Dachboden, weil sie, wie sie sagten, den General Bourbaki befreien wollten, der dort bewacht würde.

Nachdem sie alle Räume untersucht hatten, sogar die, in denen sich die Amputierten und die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten befanden, zogen sie sich zurück, überzeugt, daß der, den sie suchten, nicht da war.

Was den Marschall betrifft, so gab er sich den Anschein, als ob er überrascht wäre, wenn man mit ihm über den General Bourbaki sprach.

„Wenn der Artikel 95 des Reglements für den Felddienst angewendet worden wäre," sagte er, „wäre Herr Regnier nicht über das Hauptquartier des Generals de Cissey hinausgekommen. Ich habe den General Bourbaki mit Herrn Regnier zusammengebracht und habe ihm Freiheit gelassen, nach Belieben zu handeln."

Seine beiden Neffen wiederholten seine Worte. „General Bourbaki hat einzig und allein nach seinem eignen Wunsch gehandelt," sagten sie. „Der Marschall hat ihm alle Freiheit gewährt, selbst zu entscheiden, was er zu tun habe."

Doktor Maffre ging noch weiter. Eines Tages gab er einem der Delegierten des Roten Kreuzes von Metz, Herrn Rousset, der ihn befragte, folgende Antwort: „Was wollen Sie? Der General Bourbaki ist da gewesen, wohin er nicht hätte gehen sollen." Und einige Tage später erzählte er den Doktoren Marit und Noguès, „daß General Bourbaki die Seele einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Regierung zugunsten der Kaiserin und des kaiserlichen Prinzen, im Einverständnis mit den Deutschen, sei".

In der ersten Hälfte des Oktober erkundigte sich Marschall Canrobert bei dem Marschall Bazaine nach dem General Bourbaki und bat ihn, den Prinzen Friedrich Karl um Nachrichten über ihn zu ersuchen.

Der Oberkommandierende wünschte mehr als irgend jemand etwas zu erfahren und hatte bereits geschrieben, ohne irgend jemand etwas davon zu sagen. Er hatte sogar eine Antwort erhalten, und da sie ablehnend lautete, verheimlichte er sie.

Digitized by Google

Nachstehend diese Antwort, wie er sie später mitgeteilt hat:

„Auf Befehl Seiner königlichen Hoheit hat der Generalstabschef (der zweiten deutschen Armee) auf die Bitte des Herrn Regnier um die Erlaubnis, sich nach Metz zu begeben, zu dem Zweck, einen kommandierenden General zur Uebernahme einer polititischen Mission zu bestimmen, geantwortet, daß der Reise des genannten Generals nichts in den Weg gelegt werden würde. Es verstehe sich aber von selbst . . ., daß dieser General während der Dauer dieser Belagerung nicht würde zurückkehren können . . . Seine königliche Hoheit war also sehr erstaunt, als der General vor einigen Tagen von einem neutralen Gebiete aus anfragen ließ, ob er nach Metz zurückkehren könne. Auf das dem König übermittelte Gesuch ist noch keine Antwort ergangen, aber der General hat seitdem mitteilen lassen, daß er nicht länger mehr auf die in seiner Angelegenheit erbetene Entscheidung warten werde."

Wenn auch Marschall Bazaine diesen Brief vor seinen Unterführern verheimlichte, so erhielt doch jemand aus seiner Umgebung Kenntnis davon und teilte den Inhalt dem Baron de Gargan mit. Durch ihn erfuhr am 13. Oktober der Generalstab der Garde, daß „General Bourbaki in Luxemburg oder in Belgien sei und bitte, nach Metz zurückkehren zu dürfen, und daß Prinz Friedrich Karl sich dem widersetze . . ."

Sogleich begab sich Major Leperche zu Marschall Bazaine, um Genaueres über seinen Chef zu erfahren.

„. . . Ich habe dem General Bourbaki gesagt," so sprach sich Marschall Bazaine aus, „daß er die Kaiserin aufsuchen, sie über ihre Absichten ausfragen und, im Fall sie nichts tun wolle, uns von unserm Eid freimachen solle. Das ist seine ganze Mission. Seitdem habe ich keine Nachrichten mehr von ihm bekommen . . . Es scheint, daß er darum gebeten hat, zurückkehren zu dürfen. Der König hat eingewilligt, aber Prinz Friedrich Karl hat sich widersetzt."

Nachdem der Marschall dem Major Leperche geraten hatte, den General Boyer, der in Versailles beim Grafen Bismarck gewesen war, aufzusuchen, vervollständigte Boyer die Angaben des Marschalls:

„General Bourbaki ist nach Luxemburg gereist; da Prinz Friedrich Karl ihm nicht erlaubt hat, nach Metz zurückzukehren, hat er sich an Herrn v. Bismarck gewendet. Der König hat sodann den kategorischen Befehl erteilt, ihn die Linien wieder passieren zu lassen. Nach der Ansicht des Herrn v. Bismarck hatte der General nach Metz zurückkehren sollen. Er besaß sogar einen Brief des Generals, in dem dieser dem König dankte, daß er den vom Prinzen Friedrich Karl geschaffenen Schwierigkeiten ein Ende gemacht habe."

„Was kann da nur vorgegangen sein? Warum hat der General von der königlichen Erlaubnis nicht Gebrauch gemacht?" General Boyer sagte, er wisse es nicht.

Achtundvierzig Stunden nach diesen beiden Unterredungen begab sich Major Leperche zum Marschall Canrobert, um ihm über sie zu berichten. Der Marschall erzählte ihm, wie in seiner Gegenwart der Oberkommandierende dem General Bourbaki folgende Zusicherungen gegeben habe:

Digitized by Google

1. Daß es ihm in jeder Weise erleichtert werden sollte, nach Metz zurückzukehren;

2. daß er das Schicksal der Garde, die während seiner Abwesenheit nicht ins Gefecht kommen sollte, teilen würde;

3. daß er ihm einen schriftlichen Befehl gebe;

4. daß er tatsächlich während seiner Abwesenheit einen Stellvertreter in seinem Kommando erhalten würde.

„Bourbaki," fügte Marschall Canrobert hinzu, „hat nur einen Befehl des Marschalls Bazaine ausgeführt. Ich war anwesend, als die Bedingungen der Abreise vereinbart wurden. Ich kann für ihre Richtigkeit bürgen. Ich habe angenommen, daß Bourbaki das Opfer einer verabscheuungswürdigen Machenschaft gewesen sein könne, und deshalb habe ich zweimal hintereinander den Marschall Bazaine gebeten, beim Prinzen Friedrich Karl um Nachrichten über ihn zu ersuchen. Ich fordere Sie als seinen Adjutanten auf, ihn ebenfalls zu bitten, daß er darauf dringe, solche zu erhalten."

Um 2 Uhr desselben Tages kam Major Leperche wieder zum Marschall Bazaine zurück. „Was wollen Sie?" fragte ihn dieser. „Ich weiß nichts. Vielleicht ist Bourbaki zur Kaiserin zurückgekehrt. Vielleicht ist er zum Kaiser gereist. Vielleicht sogar hat er sich zur provisorischen Regierung begeben."

Als Major Leperche seine Bitten wiederholte, gab der Marschall zur Antwort: „Es ist nutzlos, ich habe vor einigen Tagen einen der Adjutanten des Prinzen Friedrich Karl gesprochen, und er konnte mir keine Nachrichten geben. Ich habe Boyer, der soeben im Auftrag nach England abgereist ist, beauftragt, mir welche zu bringen. Er wird unverzüglich wiederkommen."

Marschall Bazaine merkte, daß er zum Narren gehalten worden war, und wußte nicht, wie er die Naivität erklären sollte, die er in seinen Unterredungen mit Herrn Regnier an den Tag gelegt hatte.

Die unbestimmte Hoffnung, die er auf die Reise des Generals Bourbaki gesetzt, hatte sich verflüchtigt. Er war einzig und allein mit der neuen Mission beschäftigt, mit der er soeben den General Boyer betraut hatte und in der er aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz noch versuchen wollte, einen Schimmer von Hoffnung zu finden.

Digitized by Google

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Den 21. Mai/2. Juni 1878 besucht Fürst Carol den Gottesdienst in der Metropolie, wo die Heiligen und Helene gefeiert werden.

Abends übersendet Baron v. Alvensleben dem Fürsten Carol eine Depesche aus Berlin vom 8. Juni, 5 Uhr 40 Minuten nachmittags, mit folgendem entsetzlichen Inhalt: „Abermals Attentat auf Seine Majestät verübt! Als der Kaiser Unter den Linden vorbeifuhr, wurde aus einem Hause mit doppelläufiger Büchse auf ihn geschossen und er dabei an Oberarm und Wange durch Schrotkörner und Posten verwundet, anscheinend nicht gefährlich. Als Mörder wird nach vorläufigen Untersuchungen ein gewisser Nobiling bezeichnet; derselbe ist ergriffen, nachdem er eine ihn verfolgende Person schwer verwundet."

Das Fürstenpaar telegraphiert sofort aus Cotroceni: „An Seine Majestät den Deutschen Kaiser! Es fehlen uns die Worte, um unsrer Bestürzung und unserm Schmerze Ausdruck zu geben über die verruchte Tat, die Eurer Majestät teures Leben von neuem bedroht hat. Wir danken Gott, daß die Verwundung nicht ernst ist, und hoffen, daß das sichere Gefühl, von der tiefen Liebe vieler Millionen getragen zu sein, Eurer Majestät über die Bitterkeit dieser Stunden hinweghelfen wird."

Den 22. Mai/3. Juni läuft die Nachricht ein, daß die Einladungen nach Berlin zum Kongreß auf den 13. Juni an die Großmächte ergangen sind. Als Zweck des Kongresses wird die Diskussion der Stipulationen des Vertrages von San Stefano bezeichnet, und die Einladung schließt mit folgender Formel: „Indem die deutsche Regierung diese Einladung an die ... Regierung richtet, nimmt dieselbe an, daß die ... Regierung, indem sie die Einladung annimmt, dareinwilligt, die freie Diskussion des gesamten Vertrages von San Stefano zuzulassen, und dieselbe bereit ist, daran teilzunehmen, wenn alle dazu eingeladenen Mächte daran teilnehmen."

Fürst Carol bespricht sich mit Cogalniceanu über die von Rumänien dem Kongresse gegenüber einzunehmende Haltung und ist der Ansicht, daß Rumänien am besten durch den Ministerpräsidenten und den Minister des Aeußern (also Bratianu und Cogalniceanu) vertreten werde.

Die deutsche Kaiserin telegraphiert dem Fürstenpaar, daß der Kaiser „vielfach verwundet", aber keine Gefahr vorhanden sei.

Am 25. Mai/6. Juni trifft aus Berlin folgende amtliche Nachricht ein: „Allerhöchstes Befinden im wesentlichen zufriedenstellend. Seine Majestät haben,

Digitized by Google

da wegen Verwundung unbedingte Ruhe und Enthaltung von Geschäften erforderlich, bis zur Genesung die Vertretung in oberer Leitung der Regierungsgeschäfte dem Kronprinzen übertragen. Seine Kaiserliche Hoheit hat die Geschäfte gestern übernommen."

Fürst Carol unterzeichnet den 26. Mai/7. Juni die offizielle Vollmacht für die Minister Bratianu und Cogalniceanu, nach der sie in Berlin auf dem Kongresse die Interessen ihres Landes zu vertreten haben werden. Sie lautet wie folgt:

„Nous, Charles Ier, Prince de Roumanie,

„Ayant pris en considération les circonstances nouvelles où se trouve placée la Principauté de Roumanie, et Nous confiant entièrement en la capacité, le zèle et le dévouement de Messieurs J. C. Bratianu, Président du Conseil des Ministres et Ministre des Travaux Publics, et M. Cogalniceanu, Ministre des Affaires Etrangères; Nous avons trouvé bon de les accréditer, et par les présentes signées de Notre main, Nous les accréditons en qualité de Nos Plénipotentiaires auprès des Plénipotentiaires des Puissances réunis en Congrès à Berlin, leur donnant plein pouvoir de défendre au sein de ce Congrès les droits et les intérêts de la Roumanie.

„Promettant, en outre, en foi et parole de Prince, d'avoir pour agréable et de faire exécuter ce dont Nos Plénipotentiaires seront tombés d'accord avec le Congrès, conformément aux instructions qui leur sont données.

„En foi de quoi, Nous avons ordonné que les présentes fussent revêtues du Sceau de l'Etat.

„Donné à Bucarest, le 7me jour du mois de Juin l'an de grâce 1878, et le 13me de Notre règne.

L. S. Charles."

„Par le Prince
„Le Ministre des Affaires Etrangères
„Cogalniceanu."

Den 28. Mai/9. Juni findet in der Metropolie ein Tedeum für die Errettung des Deutschen Kaisers statt. In Rumänien ist die Teilnahme allgemein und herzlich, und hat sich nicht nur auf die offizielle Welt beschränkt.

In Berlin wird am 1./13. Juni der Kongreß eröffnet.

Die Türkei ist auf dem Kongresse vertreten durch Karatheodori-Pascha, Mehemed Ali und Sadullah-Bei; — Rußland durch den Fürsten Gortschakow, Graf Peter Schuwalow und von Oubril; — Oesterreich-Ungarn durch Graf Andrássy, Graf Karolyi und Baron Haymerle; — Italien durch die Grafen Corti und de Launay; — Frankreich durch Waddington, Graf St. Vallier und Desprez; — England durch Lord Beaconsfield, Marquis de Salisbury und Lord Odo Russel; — Deutschland durch den Fürsten Bismarck, v. Bülow und den Fürsten Hohenlohe-Schillingsfürst. Den Vorsitz führt Fürst Bismarck. Da die Rangordnung der einzelnen Staaten, wie bereits

Digitized by Google

auf dem Wiener Kongreß, sich nach dem Alphabet der französischen Ländernamen richtet, nimmt Deutschland (Allemagne) die erste Stelle ein.

Den 1./13. Juni schicken die rumänischen Delegierten dem Fürsten Bismarck folgende Adresse: „Monseigneur! Les soussignés, Ministres de Son Altesse le Prince de Roumanie, et munis de Ses pleins pouvoirs, ont l'honneur de s'adresser à Votre Altesse pour La prier de soumettre à Leurs Excellences les Plénipotentiaires des Grandes Puissances leur demande d'être admis au sein du Congrès, afin d'y exposer et défendre les droits de leur pays. Les soussignés osent espérer de l'équité et de la bienveillance de l'Europe dont la Roumaine a toujours été l'obligée, qu'elle voudra bien les entendre, avant de délibérer sur les intérêts roumains."

Den 12./24. Juni senden die beiden rumänischen Delegierten dem Präsidenten des Kongresses eine zweite Adresse: „Les soussignés, pour faire suite à la demande qu'ils ont pris la liberté d'adresser à Votre Altesse en date du 1/13 courant, ont l'honneur de Vous présenter pour être soumis à la Haute Assemblée, présidée par Votre Altesse, le Mémoire ci-annexé, où sont résumés les points, dont la Roumanie sollicite, en ce qui la concerne, l'adoption par l'Europe. En formulant de nouveau l'espoir, qu'il ne sera pas arrêté de décision à l'égard de la Roumanie, avant que les soussignés, Plénipotentiaires de Son Altesse le Prince Charles, aient été entendus; nous prions Votre Altesse de vouloir bien agréer l'expression réitérée des sentiments de très haute considération et de très profond respect."

In der 8. Sitzung des Kongresses vom 28. Juni bringt der Präsident der hohen Versammlung zur Kenntnis, daß infolge des einstimmig erfolgten Votums die Delegierten Griechenlands in der Sitzung vom 29. Juni gehört werden. Lord Salisbury und Graf Corti fragen, ob Rumänien „ne serait également admise à plaider sa cause devant la Haute Assemblée". Der Präsident antwortet, daß die rumänischen Angelegenheiten in derselben Sitzung vom 29. Juni besprochen werden.

Das 9. Protokoll vom 29. Juni enthält darüber folgende höchst interessante Diskussion:

„Les Délégués de la Grèce s'étant retirés, le Congrès reprend son Ordre du Jour, qui indique l'examen des articles 5 et 19 du Traité de San Stefano, relatifs à la Roumanie.

„Lord Salisbury rappelant la question qu'il a posée dans la séance précédente, propose de décider, si les Représentants de la Roumanie seront entendus par le Congrès. Aux yeux de Son Excellence, la Haute Assemblée, après avoir écouté les Délégués d'une nation qui réclame des provinces étrangères, agiraient équitablement en écoutant les Représentants d'un pays, qui demandent à garder des contrées qui lui appartiennent.

Le Comte Corti déclare s'associer entièrement à l'opinion que vient d'exprimer son Collégue d'Angleterre.

Digitized by Google

Le Prince Bismarck ne regarde pas que l'admission des Roumains présente, au point de vue de la réussité des travaux du Congrès, le même intérêt que l'admission des Grecs, dont les demandes, quelqu'en soit le résultat, ne sauraient exercer une influence très considérable dans l'issue des délibérations du Congrès. Son Altesse hésite à penser, qu'il soit bon d'accroître les difficultés de la tâche pacifique dévolue à la Haute Assemblée en introduisant les Délégués roumains, dont les réclamations, connues d'avance, ne semblent pas de nature à faciliter la bonne entente: toutefois, la question ayant été posée, il doit la soumettre au suffrage de ses collégues.

Le Comte Schouvaloff établit la différence qui existe entre la Grèce, Etat indépendant, et la Roumanie, dont l'indépendance n'est pas encore reconnue par l'Europe. Il y aurait plus d'analogie entre la Grèce et la Servie, que la déclaration du Congrès a affranchie des liens de vassalité, et cependant la Haute Assemblée n'a pas admis les Délégués serbes.

Le Président ayant demandé au Sécrétariat si la demande d'admission au Congrès émane du Gouvernement de la Principauté de Roumanie, le Comte Corti constate que la pétition est signée par deux ministres du Prince Charles, et que, conformément à la procédure adoptée par le Congrès, ce document est introduit et recommandé par Lord Salisbury et les Plénipotentiaires italiens.

Le Président procède au vote.

Le Comte Andrássy accepte la proposition de Lord Salisbury et du Comte Corti, mais dans l'espoir qu'elle pourrait amener une solution qui donne des garanties à la paix.

M. Waddington est d'avis d'admettre les Représentants roumains et espère que cette marque d'intérêt facilitera l'adhésion de la Roumanie à la décision du Congrès, quelle qu'elle soit.

Les votes de l'Angleterre et de l'Italie étant acquis, le Président demande leur sentiment à MM. les Plénipotentiaires de Russie.

Le Prince Gortchacow déclare partager l'opinion que M. le Prince de Bismarck a exprimée sur cette question. Le but de la Russie est d'arriver le plus tôt possible à une paix durable, et Son Altesse Sérénissime pense que la présence des Représentants roumains est de nature à provoquer de vives discussions. Sans voter contre leur admission, le Prince Gortchacow demande expressément l'insertion de son opinion au protocole.

Le Président ayant insisté pour avoir le vote précis des Plenipotentiaires russes, le Comte Schouvaloff dit qu'aux yeux de son Gouvernement les observations des Délégués roumains ne peuvent qu'augmenter les difficultés de la discussion, car assurément la Russie ne se laissera pas accuser par eux sans se défendre. Cependant, si la majorité du Congrès se prononce pour l'admission, les Plénipotentiaires russes ne

Digitized by Google

sauraient être seuls à vouloir éloigner des contradicteurs, et ils ne s'opposent point à la proposition de Lord Salisbury.

Les Plénipotentiaires Ottomans n'ayant point élevé d'objection, le Prince Bismarck dit qu'il a voulu subordonner son vote à celui des Puissances spécialement intéressées et consent également, au nom de l'Allemagne, à l'admission des Représentants roumains.

Le Comte Andrássy, avec l'assentiment de la Haute Assemblée, exprime le désir que les Délégués de Roumanie soient entendus dans les mêmes conditions que les Ministres de Grèce.

Le Président annonce qu'en conséquence il invitera les Représentants roumains pour la séance de lundi prochain.

Le Congrès commence la discussion des articles du Traité de San Stefano relatifs à la Roumanie.

Le Président donne lecture du premier alinéa de l'article V, ainsi conçu: „La Sublime Porte reconnait l'indépendance de la Roumanie, qui fera valoir ses droits à une indemnité à debattre entre les deux parties.

Le Président demande, si le Congrès est disposé à maintenir sans condition le principe posé dans cet alinéa, ou bien à le subordonner à l'acceptation par la Roumanie de remaniements territoriaux qu'elle paraît vouloir repousser. Son Altesse Sérénissime n'a pas d'avis personnel sur ce point, mais désire savoir si les Représentants d'autres Puissances considèrent, que l'indépendance de la Roumanie est liée à la reconnaissance par cette Principauté de la totalité du Traité de San Stefano, et s'ils ne regardent point, par conséquent, comme connexes les deux questions de l'indépendance et des changements territoriaux.

Le Comte Corti fait remarquer que les Préliminaires de San Stefano ont été conclus entre la Russie et la Turquie, et que la Roumanie n'a pas pu y prendre part, étant placée sous la Suzeraineté de la Porte. Son Excellence ne jugerait pas équitable d'admettre que la Principauté soit liée au même degré que le Gouvernement Ottoman. Il ne croit pas opportun de faire dépendre l'indépendance de la Roumanie de son adhésion aux stipulations qui la concernent.

Le Comte Schouvaloff ne partage point cette opinion. La Roumanie a proclamé, il est vrai, elle-même son indépendance, mais cette indépendance ne peut être effective sans l'assentiment de l'Europe, et le Congrès est en droit de statuer, sans rechercher, si la Roumanie est engagée ou non par les autres articles du Traité de San Stefano.

Lord Beaconsfield a vu avec le plus vif regret les stipulations de l'article XIX du Traité de San Stefano relatives à la Bessarabie. D'abord cette combinaison est une immixtion dans le Traité de 1856, et il n'y avait qu'une extrême nécessité qui pût autoriser un changement dans un acte aussi solennel; au surplus cette nécessité n'a même pas été allé-

Digitized by Google

guée. En second lieu, ce serait aux yeux de Son Excellence une grave erreur, que de considérer cette stipulation comme un simple échange de territoire entre deux états. Les articles IV et XX du Traité de Paris constituent un engagement pris entre les Puissances Européennes et la Russie, dans le but d'assurer la liberté de la navigation du Danube, et Son Excellence ne trouve aucune garantie pour cette liberté dans le Traité de San Stefano. Dans l'article IV du Traité de 1856, les Puissances Alliées se sont engagées à restituer à l'Empereur de Russie tous les territoires occupés par leurs troupes, mais sous la condition indiquée dans l'article XX, qu'une rectification de la frontière russe aurait lieu en Bessarabie — „pour mieux assurer la liberté de la navigation du Danube". C'était un engagement pris envers l'Europe. Aujourd'hui cependant, le Gouvernement russe se propose de retenir les territoires restitués sans remplir les conditions sous lesquelles ils étaient restitués. Le Premier Plénipotentiaire d'Angleterre appelle sur une situation aussi grave toute la sollicitude de la Haute Assemblée. Lord Beaconsfield déplore cette ingérence dans le Traité de Paris et proteste contre elle, sans avoir même à se préoccuper de savoir, si l'échange dont il s'agit est ou non sanctionnée par le possesseur actuel. Les autres signataires du Traité de Paris ayant décliné toute intervention dans cette affaire, le Premier Plénipotentiaire de la Grande-Bretagne ne saurait conseiller au Gouvernement de la Reine, d'employer la force pour maintenir les stipulations de ce Traité, mais il proteste contre ce changement et attend les explications que ses collégues de Russie seront en mesure de donner sur les engagements que leur Souverain entendrait prendre pour la sauvegarde de la liberté du Danube.

Le Prince Gortchacow pense, comme Lord Beaconsfield, que la libre navigation du Danube est un intérêt européen, mais Son Altesse Sérénissime ne voit pas quelle influence la cession de la Bessarabie peut exercer sur la libre navigation du Danube. La Roumanie, en effet, n'est absolument pour rien dans les améliorations dont le cours du fleuve a été l'objet: sans doute, le Traité de Paris a donné à la Moldavie une partie de la Bessarabie et le Delta du Danube, mais en 1857, les mêmes Puissances ont restitué le Delta aux Turcs, et elles ont rendu ainsi un service à la Moldavie, qui était hors d'état d'exécuter les travaux nécessaires pour le libre accès de la bouche de Soulina. C'est depuis lors que la Commission Européenne du Danube a exécuté les grands travaux, d'où sont résultés de si importants avantages pour le commerce du monde. — Son Altesse Sérénissime, envisageant la question à un autre point de vue, rappelle qu'au 1856 la Bessarabie n'a été adjointe qu'à la seule Moldavie, à une époque où les Principautés devaient rester séparées. Plus tard la Valachie et la Moldavie se sont

Digitized by Google

réunies malgré le Traité de Paris, et, nonobstant l'opposition des Cabinets Européens, les Principautés Unies ont élu un Prince Etranger, pour lequel, d'ailleurs, Son Altesse Sérénissime professe le plus grand respect: la situation n'est donc plus la même qu'autrefois. Le Prince Gortchacow déclare, d'ailleurs, que Son Gouvernement ne saurait reculer dans cette question et espère que Lord Beaconsfield ne persistera pas dans ses objections, lorsque Son Excellence aura reconnu que la liberté du Danube n'aura rien à souffrir de la rétrocession de la Bessarabie.

Le Comte Schouvaloff dit, que s'il a bien compris les observations de M. le Premier Plénipotentiaire de l'Angleterre, le noble Lord a regretté que le Traité de San Stefano constitue une immixtion dans le Traité de 1856, par laquelle la Russie a contracté des engagements envers l'Europe. M. le Plénipotentiaire de Russie croit devoir rappeler que le Traité de San Stefano est une Convention Préliminaire, n'ayant force obligatoire qu'entre les deux parties contractantes, et par laquelle la Russie a entendu faire d'avance au Gouvernement turc les demandes qu'elle formulerait plus tard devant l'Europe. C'est dans cette intention que la Russie est venue au Congrès à la suite d'une guerre longue et victorieuse. Le noble Lord a ajouté qu'il ne regarde pas la retrocession de la Bessarabie comme nécessaire. Le Comte Schouvaloff pense que Lord Beaconsfield ne saurait éviter de reconnaître que, lorsqu'une nation est rentrée en possession d'une partie du territoire qu'une guerre précédente lui a fait perdre, il est difficile de faire abandonner à cette même nation le territoire qu'elle a reconquis. En ce qui regarde la libre navigation du Danube, M. le Plénipotentiaire de Russie présentera quelques explications, qui lui semblent de nature à satisfaire Lord Beaconsfield. La question de la Bessarabie pouvant être envisagée par la Russie comme une question d'ambition et d'intérêt ou comme une question d'honneur. La Russie a voulu la réduire à une question d'honneur, et c'est pourquoi elle ne redemande que les parties du territoire, dont la possession aurait pu constituer une menace ou du moins une ingérence dans la libre navigation du fleuve. Enfin elle offre en retour à la Roumanie un territoire plus vaste, conquis au prix de son sang, et qui doit être considéré comme de bonne prise. Le Comte Schouvaloff a la conviction que la Roumanie ne perd pas au change. Quand au principe de l'intégrité et de l'indépendance de la Roumanie, Son Excellence pense, avec Lord Beaconsfield, que de tels principes ne doivent pas seulement être exprimés par des mots, mais doivent être une réalité. Or, la Roumanie ne saurait sauvegarder réellement son indépendance et son intégrité, tant qu'elle persisterait à vivre sur les dépouilles d'un grand Empire, qui se croit en droit de revendiquer un lambeau de son ancien territoire.

Digitized by Google

Le Comte Schouvaloff est fermement persuadé que la Roumanie elle-même, que toute l'Europe est interessée, à ce que cette question soit résolue dans le sens des aspirations légitimes de la Russie.

Le Prince Gortchacow désire ajouter une observation relative à la valeur de l'échange. La Roumanie n'obtiendrait pas seulement à la suite de la guerre, à laquelle elle a pris part, la reconnaissance de son indépendance et la destruction des forteresses qui menaçaient sa sécurité. Il a été stipulé en sa faveur des annexions éventuelles, qui augmenteraient son territoire dans la proportion de 3500 kilomètres carrés en étendue, de 80000 âmes comme population, comparativement à ce qu'elle aurait à ceder, et qui lui assureraient en outre le Delta du Danube que l'Europe lui a enlevé en 1857, certains districts fertiles comme celui de Babadagh et un bon port de commerce sur la Mer Noire. — Le Gouvernement Impérial de Russie a donc la conviction non seulement de maintenir un droit, mais de se placer sur un terrain d'équité, en réglant sur des bases mutuellement avantageuses avec le Gouvernement roumain une question, sans la solution de laquelle il serait impossible d'établir entre la Russie et la Roumanie les bons rapports nécessaires à la consolidation de la paix en Orient. — Son Altesse Sérénissime considère que ces indications démontrent suffisamment que la Russie ne demande pas plus qu'elle ne donne. Le Prince Gortchacow veut en outre rappeler qu'en réalité tous les droits et privilèges de la Roumanie lui ont été assurés au prix du sang russe. Il n'y a aucun traité conclu par la Russie avec la Turquie, depuis un siècle, qui ne contienne des stipulations favorables aux Roumains. Son Altesse Sérénissime désire ajouter une observation psychologique et regrette d'avoir à constater, que si, dans la vie privée, il arrive souvent qu'en rendant service à un ami on le transforme en adversaire, cette vérité est encore plus applicable à la politique. Le Prince Gortchacow se borne à citer l'exemple des Roumains, et son exemple lui paraît de nature à rassurer pleinement ceux, qui semblent redouter que la Russie n'aquière le dévouement absolu des populations, pour lesquelles elle s'est imposé les plus grands sacrifices.

Le Prince Bismarck déclare que, quant à la nécessité d'assurer la libre navigation sur le Danube, il partage complètement les idées de M. le Premier Représentant d'Angleterre, mais il ne voit point la connexité entre la liberté du Danube et la rétrocession de la Bessarabie. Il s'associe, pour ce qui est de la Bessarabie, à l'opinion des Plénipotentiaires russes, en ce plaçant moins au point de vue des intérêts de la Russie qu'à celui de la Paix durable de l'Europe. Son Altesse Sérénissime croit, en effet, que le Traité de Paris eût été plus solide si l'on eût écarté cette question d'amour propre, cette diminution du territoire, qui d'ailleurs n'affectait en rien la force d'un si grand Empire. Le Prince de Bismarck pense que l'œuvre du Congrès serait incomplète, si la Haute Assemblée laissait sub-

Digitized by Google

sister une disposition, à laquelle on rattacherait pour l'avenir un souvenir pénible à la nation russe, tandis que les intérêts de la Roumanie ne paraissent pas contraires à l'échange proposé. Il craint que le Congrès, en refusant à satisfaire au sentiment historique de la Russie n'atténue les chances de la durée de son œuvre.

Le Président croit d'ailleurs qu'il serait préférable d'ajourner la discussion jusqu'au moment où les Représentants roumains auront été entendus dans la séance de lundi prochain.

Nach diesem Entschluß des Kongresses bemerkt der Präsident des Kongresses den beiden rumänischen Ministern Seiner Hoheit des Fürsten Carol von Rumänien, daß der Kongreß bereit ist, in der Sitzung vom Montag, den 1. Juli die Mitteilungen anzuhören, welche sie zu machen hätten im Namen ihrer Regierung.

Die Sitzung des Kongresses vom 1. Juli wird um $2^1/_2$ Uhr eröffnet. Das Protokoll führt die Nummer 10.

L'ordre du jour appelle en premier lieu les Représentants de Roumanie. Le Président, en se conformant à la décision prise par le Congrès dans la dernière séance, a invité MM. Bratianu et Cogalniceanu, Ministres du Prince Charles de Roumanie, a faire dans la séance de ce jour la communication dont ils seraient chargés.

Les Délégués roumains sont introduits, et le Président les prie de prendre la parole pour expliquer les opinions et appréciations de leur Gouvernement sur les points du Traité de San Stefano qui les concernent.

M. Cogalniceanu remercie le Congrès d'avoir bien voulu admettre les Représentants roumains et donne lecture du mémorandum suivant:

„Messieurs les Plénipotentiaires:

„Nous avons tout d'abord à cœur de remercier le Congrès de vouloir bien entendre les Délégués roumains au moment de délibérer sur la Roumanie. C'est un nouveau titre ajouté par l'Europe à ceux qui lui ont valu dès longtemps la reconnaissance de la nation roumaine, et ce gage d'unanime bienveillance nous paraît être d'un heureux augure pour le succès de la cause que nous sommes appelés à défendre devant vous.

„Nous n'insisterons pas sur les événements dans lesquels nous avons été entraînés par des nécessités de force majeure. Nous passerons également sous silence — soit l'action militaire à laquelle nous avons participé — soit l'action diplomatique à laquelle il ne nous a pas été donné de prendre part. Nous avons eu occasion de constater déjà que la période des négociations nous a été moins propice que la fortune des armes.

„Nous nous bornerons à exposer les droits et les vœux de notre pays, sur la base du résumé présente dans le Mémoire que nous avons eu l'honneur de soumettre récemment au Congrès.

Digitized by Google

1°.

„Nous croyons qu'en bonne justice, aucune partie du territoire actuel ne doit être detachée de la Roumanie . . .

„La restitution par le Traité de 1856 d'une partie de la Bessarabie à la Principauté de Moldavie a été un acte d'équité de l'Europe. Le morcellement de 1812 ne pouvait pas se justifier par le fait ou le droit de conquête.

„En 1812 la Bessarabie relevait d'une Principauté, dont l'autonomie avait été attestée solennellement par tous les Traités antérieurement conclus entre les Empires Russe et Ottoman. Le Traité de Kutschuk-Kaïnardji particulièrement reconnaissait aux Princes de Moldavie et de Valachie la qualité de Souverains, et établissait que la Bessarabie faisait partie de la Moldavie.

„C'était donc là un pays roumain, avec des institutions et des lois roumaines, explicitement maintenues par Sa Majesté l'Empereur Alexandre Ier. Ce respect de l'ancienne nationalité était formulé dans le Rescrit Impérial, promulguant l'organisation administrative et judiciaire de cette province après son incorporation à la Russie, sans qu'il fût fait la moindre distinction entre la basse et la haute Bessarabie.

„On a semblé vouloir conclure que la Bessarabie était une région turque ou tatare du simple fait que les Ottomans y occupaient trois forteresses.

„Mais l'histoire de la Valachie présente une analogie analogue; des forteresses turques y ont longtemps subsisté; il n'en résulte pas pourtant que la Valachie ait jamais été pays turc.

„En 1878, pas plus qu'en 1812, la Bessarabie ne peut être revendiquée de la Roumanie en vertu du droit de conquête. Elle appartient à une Principauté que la Russie elle-même, pendant tout le cours de sa récente guerre avec l'Empire Ottoman, a considérée et traitée comme un Etat indépendant et allié.

„D'ailleurs dès son entrée en campagne, la Russie a signé avec la Roumanie une convention, par laquelle elle a expressément garanti l'intégrité actuelle du territoire roumain.

„Cette garantie avait été demandée et accordée, quand il ne s'agissait encore que du passage des Armées Impériales par la Roumanie. Il semblait qu'elle dût redoubler d'énergie du jour où, sur l'appel de la Russie même, le concours de la nation roumaine devenait plus positif et se transformait en coopération militaire effective, en complète alliance. Nos troupes ont en effet combattu côte à côte avec les armées russes. Si ce n'est pas là un titre pour nous agrandir, ce n'en est certes un pour nous diminuer. A défaut d'autres droits, la convention du 4/16 Avril 1877, qui porte les signatures et les ratifications du Cabinet Impérial, suffirait seule pour nous

Digitized by Google

conserver une région importante du Danube, à laquelle se rattache si étroitement la prospérité commerciale de la Roumanie.

„On a invoqué, à l'appui de la rétrocession de la Bessarabie, des considérations de reconnaissance et des souvenirs de gloire et de valeur militaires. Mais durant une longue série de guerres, les armées russes se sont illustrées sur bien des champs de bataille, et ont promené leur gloire jusque sous les murs d'Andrinople. Ce n'est pas là pourtant un titre à la propriété de la région des Balkans.

„On a invoqué encore des considérations de reconnaissance. La Roumanie sait pratiquer les devoirs de la gratitude, et l'a maintes fois prouvé. Elle n'oublie pas son histoire ni le nom de ses bienfaiteurs; elle vénère en Catherine la Grande et en Nicolas Ier les généreux auteurs des Traités de Kaïnardji et d'Andrinople.

„Mais elle garde aussi la mémoire des sacrifices qu'elle s'est imposée pour l'agrandissement, la fortune et la gloire de la Russie. Elle se rappelle que, depuis Pierre le Grand jusqu'à nos jours, elle a été tour à tour ou simultanément la base des opérations militaires de la Russie, le grenier où s'alimentaient la base des opérations militaires de ses armées, alors même qu'elles agissaient au delà du Danube, et le théâtre trop souvent préféré des plus terribles collisions.

„Elle se souvient aussi qu'en 1812 elle a perdu, au profit de la Russie, la moitié de la Moldavie, c'est-à-dire la Bessarabie du Pruth au Dniestr.

2°.

„Nous demandons que le sol roumain ne soit pas assujetti à un droit de passage pendant l'occupation de la Bulgarie par les armées russes. Le Danube et la Mer leur offrent les voies de transport et de communication les plus faciles et les moins coûteuses. La Roumanie, après toutes ses épreuves, aspire à un repos absolu, nécessaire à la réparation des dommages causés par la guerre: ce serait une mauvaise condition pour l'accomplissement de l'œuvre réparatrice et pour la tranquillité de notre pays que la circulation de troupes étrangères.

3°.

„Il nous paraît juste que la Roumanie, en vertu de ses titres séculaires, rentre en possession des Iles et des Bouches du Danube, y compris l'Ile des Serpents. Il y aurait dans cette restitution un retour équitable aux dispositions originaires par lesquelles les Grandes Puissances avaient confié en 1856 aux Principautés Danubiennes la garde de la liberté du Danube et de son Embouchure.

4°.

„Nous avons le ferme espoir que la Roumanie recevra du Gouvernement de Russie une indemnité de guerre en proportion des forces mili-

Digitized by Google

taires qu'elle a mises en ligne. Nous croyons légitime, à tous égards, que les dédommagements stipulés et obtenus par la Russie au nom des divers Etats alliés soient répartis en raison de l'appoint militaire de chacun des belligérants. Le Gouvernement Impérial a reconnu le principe de cette opération en faveur de la Serbie et du Monténégro, et insiste sur son application.

„La Roumanie est fondée à en demander à son tour le bénéfice. En effet, obligée de tenir longtemps son armée mobilisée pour parer à des éventualités imminentes, elle a eu sous les drapeaux, tant comme armée active que comme armée de réserve, plus de 70000 hommes. De plus elle a subi des pertes considérables: ses villes et toute sa rive du Danube ont été saccagées par le bombardement, ses voies de communication détériorées, son matériel de guerre endommagé.

„Les compensations dues de ces différents chefs seraient prélevés sur l'indemnité totale allouée au Gouvernement Impérial de Russie, et fournies en cette forme que le Congrès jugerait plus expédient.

5°.

„La Roumanie a confiance que son Indépendance sera définitivement et pleinement reconnue par l'Europe.

„A son droit primordial dont le principe a été faussé par des équivoques historiques, s'ajoutent aujourd'hui les titres dont elle a régénéré, ou plutôt rajeuni la conquête sur les champs de bataille. Dix mille Roumains sont tombés autour de Plewna pour mériter a leur patrie la liberté et l'indépendance.

„Mais tous ces sacrifices ne suffiraient pas à assurer à la Roumanie la pacifique disposition de ses destinées. Elle serait heureuse et reconnaissante de voir couronner ses efforts, qui ont manifesté son individualité par un bienfait européen: ce bienfait serait la garantie réelle de sa neutralité, qui la mettrait en mesure de montrer à l'Europe qu'elle n'a d'autre ambition que de rester la fidèle gardienne de la liberté du Danube à son embouchure et de se consacrer à l'amélioration de ses institutions et au développement de ses ressources.

„Tels sont, Messieurs les Plénipotentiaires, succinctement exposés, les vœux d'un petit Etat qui ne croit pas avoir démérité de l'Europe, et qui fait, par notre organe, appel à la justice et à la bienveillance des Grandes Puissances, dont vous êtes les éminents Représentants."

M. Bratianu lit ensuite les considérations ci-après:

„L'exposé que mon collègue, en son nom et au mien, vient de tracer des droits et des intérêts de la Roumanie n'a pas besoin de plus longs développements.

„La Haute Assemblée, qui a pour mission de régler la situation de

Digitized by Google

l'Orient, possède amplement toutes les données nécessaires à l'accomplissement de son œuvre.

„Nous sommes persuadés que les sentiments de justice et de bienveillance, qui nous ont ouvert un accès auprès de vous, determineront aussi l'adoption des résolutions relatives à la Roumanie.

„Je me permettrai simplement d'ajouter que la dépossession d'une partie de notre patrimoine ne serait pas seulement une profonde douleur pour la nation roumaine, mais elle détruirait en elle sa confiance dans l'efficacité des traités et dans l'observation tant de l'équité absolue du droit écrit.

„Le trouble qu'éprouverait sa foi dans l'avenir paralyserait son pacifique développement et son élan vers le progrès.

„Je prends, en terminant, la respectueuse liberté de soumettre ces réflexions à la haute appréciation du Grand Conseil Européen, et particulièrement aux illustres Représentants de l'Empereur de toutes les Russies, dont nous avons eu si souvent l'occasion d'apprécier l'esprit élevé et le cœur magnanime pendant leur séjour parmi nous."

Le Président dit que le Congrès examinera consciencieusement les observations présentées par les Délégués de la Roumanie.

Les Représentants roumains s'étant retirés, l'ordre du jour appelle la continuation de l'examen du premier alinéa de l'article V du Traité de San Stefano.

Le Prince de Bismarck fait remarquer qu'il s'agit de savoir, si les Puissances entendent reconnaître l'Indépendance de la Roumanie. Son Altesse Sérénissime rappelle qu'en 1856 l'Union des Principautés n'avait pas été admise; que depuis lors la situation s'est modifiée, puisque la Valachie et la Moldavie se sont réunies en un seul Etat; plusieurs Puissances ont reconnu cet état de choses en concluant avec la Roumanie des conventions commerciales. Toutefois l'Europe seule a le droit de sanctionner l'indépendance; elle doit se demander sous quelles conditions elle prendra cette importante décision, et si elle regarde que les conditions seront les mêmes que celles établies par le Congrès pour la Servie.

M. Waddington déclare, que fidèles aux principes qui les ont inspirés jusqu'ici, les Plénipotentiaires de France demandent que le Congrès pose à l'indépendance roumaine les mêmes conditions qu'à l'indépendance serbe. Son Excellence ne se dissimule pas les difficultés locales qui existent en Roumanie; mais après avoir mûrement examiné les arguments qu'on peut faire valoir dans un sens ou dans l'autre, les Plénipotentiaires de France ont jugé préférable de ne point se départir de la règle de l'égalité des droits et de la liberté des cultes. Il est difficile d'ailleurs que le Gouvernement roumain repousse, sur son territoire, le principe admis en Turquie pour ses propres sujets. Son Excellence pense qu'il n'y pas à hésiter; que la Roumanie, demandant à entrer dans la grande famille

Digitized by Google

européenne, doit accepter les charges et même les ennuis de la situation dont elle réclame le bénéfice, et que l'on ne trouvera de longtemps une occasion aussi solennelle et décisive d'affirmer de nouveau les principes, qui font l'honneur et la sécurité des nations civilisées. Quant aux difficultés locales, M. le Premier Plénipotentiaire de France estime qu'elles seront facilement surmontées, lorsque ces principes auront été reconnus en Roumanie, et que la race juive saura qu'elle n'a rien à attendre de ses propres efforts et de la solidarité de ses intérêts avec ceux des populations indigènes. M. Waddington termine en insistant, pour que les mêmes conditions d'ordre politique et religieux indiquées pour la Servie soient également imposées à l'Etat roumain.

Le Prince de Bismarck, faisant allusion aux principes de droit public en vigueur d'après la constitution de l'Empire allemand et à l'intérêt que l'opinion publique attache à ce que les mêmes principes suivis dans la politique intérieure soient appliqués à la politique étrangère, déclare s'associer, au nom de l'Allemagne, à la proposition française.

Le Comte Andrássy adhère à la proposition française.

Lord Beaconsfield dit qu'il donne une complète adhésion, au nom du Gouvernement anglais, à la proposition française. Son Excellence ne saurait supposer un instant que le Congrès reconnaîtrait l'indépendance de la Roumanie en dehors de cette condition.

Les Plénipotentiaires italiens font la même déclaration.

Le Prince Gortchacow, se référant aux expressions par lesquelles a été motivée la proposition française et qui donnent la plus grande extension à la liberté religieuse, se rallie entièrement à cette proposition.

Le Comte Schouvaloff ajoute que l'adhésion de la Russie à l'indépendance est cependant subordonnée à l'acceptation par la Roumanie de la rétrocession réclamée par le Gouvernement russe.

Les Plénipotentiaires Ottomans n'élèvent aucune objection contre les principes présentés par les Plénipotentiaires français, et le Président constate que le Congrès est unanime à n'accorder l'indépendance à la Roumanie qu'aux mêmes conditions posées à la Servie. Mais Son Altesse Sérénissime appelle l'attention de ses collégues sur la réserve que le Comte Schouvaloff vient de formuler, et d'après laquelle la reconnaissance de l'indépendance roumaine ne serait unaniment consentie par le Congrès que sous la condition que la Roumanie admettrait l'échange du territoire stipulé dans l'article XIX.

M. Waddington, sans faire à ce sujet une proposition formelle, s'adresse à l'esprit d'équité et de bienveillance du Gouvernement russe, et demande s'il ne serait pas possible de donner quelque satisfaction à la Roumanie. En entrant dans cette voie, les Plénipotentiaires de Russie apporteraient un grand soulagement aux préoccupations de conscience de plusieurs de leurs collégues. Les paroles prononcées hier par le Prince

Digitized by Google

de Bismarck ont indiqué sans doute l'intérêt qui s'attache, pour le succès de l'œuvre du Congrès, à la conclusion prompte et définitive de l'échange dont il est question: il est en effet opportun, de ne point prolonger un état de choses qui engage l'amour propre d'un grand Empire; mais si tel est le sentiment des Plénipotentiaires français, ils considèrent en même temps que les Roumains ont été traités un peu durement, et que la compensation qui leur est offerte n'est pas suffisante. Depuis la réunion du Congrès, la France a toujours conseillé à la Roumanie d'accepter la rétrocession de la Bessarabie, mais M. Waddington croit devoir faire entendre, au nom de son Gouvernement, un appel aux sentiments équitables de la Russie, et exprime le désir qu'il soit accordé à la Principauté une extension de territoire au midi de la Dobroutcha, qui comprendrait Silistrie et Mangalia.

„Le Comte Andrássy a souvent rappelé que le Gouvernement austro-hongrois a principalement en vue la récherche de solutions définitives susceptibles de prévenir des complications ultérieures. C'est dans cet ordre d'idées qu'il a été d'avis que le Congrès entendit les Délégués roumains; c'est encore dans la même pensée que son Excellence, en se réservant d'insister, lorsqu'il sera question de la navigation du Danube, sur le principe de la liberté la plus complète, désirerait aujourd'hui que le Congrès prononçât l'annexion de la Dobroutcha à la Roumanie et en même temps, conformément à l'opinion exprimée par M. Waddington, fût en mesure d'accorder une extension de frontière de la Dobroutcha entre Silistrie et la Mer Noire. Cette décision faciliterait une solution de la question présente.

„Le Comte Corti désire joindre l'appel de l'Italie à celui que les Plénipotentiaires français ont fait entendre Son Excellence, exprimant l'espoir que les Roumains se résigneront à la rétrocession de la Bessarabie, soutient qu'il serait équitable de leur donner une plus grande extension des frontières méridionales de la Dobroutcha.

„Le Prince Gortchacow fait observer que, dans la séance précédente, il a déjà demontré que le dédommagement offert à la Principauté était suffisant; que la Dobroutcha compensait amplement la cession de la Bessarabie, et que d'ailleurs la Roumanie gardait le Delta du Danube. Son Altesse Sérénissime s'explique difficilement dans quel sens la générosité de la Russie pourrait s'exercer, puisque la Dobroutcha serait agrandie au dépens de la Principauté bulgare, déjà considérablement réduite. Le Prince Gortchacow désirerait du moins connaître quels territoires on aurait en vue.

„Le Président demande si la Haute Assemblée pense que la discussion de la ligne à tracer doit avoir lieu en séance plénière.

„Le Prince Gortchacow exprime le désir que cette question soit terminée dans la présente séance. Une discussion poursuivie en détail

Digitized by Google

dans le sein d'une commision serait bien lente; il serait préférable de décider sur-le-champ, même au prix de quelque acte de générosité de la part de la Russie.

„Le Comte Schouvaloff, en réponse à la demande d'une concession plus large qui a été adressée à son Gouvernement par le Premier Plénipotentiaire de France, d'accord avec ses Collégues d'Autriche et d'Italie, et appuyée par le reste de l'Europe, croit devoir déclarer que la Russie a déjà largement agi en offrant une province qui dépasse de 3500 kilomètres carrés l'étendue de la Bessarabie, et qui de plus présente 150 kilomètres de la rive du Danube et un littoral important de la Mer Noire. Si toutefois la Roumanie désire obtenir encore quelques localités où l'élément roumain se trouverait, sinon en majorité, du moins compact, les Plénipotentiaires de Russie ont quelque latitude pour une semblable combinaison. De Rassova à Silistrie, il y a une bande de terrain sur laquelle la population roumaine est assez nombreuse, et Son Excellence estime que dans un triangle partant de l'est de Silistrie et rejoignant la frontière actuelle, un certain agrandissement de territoire pourrait être consenti par son Gouvernement.

„Le Prince de Bismarck désirerait, comme le Prince Gortchacow, que cette question pût être terminée aujourd'hui. Il serait heureux que l'agrandissement proposé et dont l'acceptation garantirait l'unanimité du Congrès en faveur de l'Indépendance roumaine, satisfit la Pricipauté. D'autre part, l'œuvre du Congrès ne saurait, à son avis, être durable, ainsi qu'il l'a fait déjà remarquer, si un sentiment de dignité blessée subsistait dans la politique à venir d'un grand Empire; et quelque soit la sympathie pour l'Etat de Roumanie, dont le Souverain appartient à la famille Impériale d'Allemagne, Son Altesse Sérénissime ne doit s'inspirer que de l'intérêt général, qui conseille de donner une nouvelle garantie à la paix de l'Europe.

„M. Waddington exprime de nouveau le désir que Mangalia, sur la Mer Noire, soit comprise dans la nouvelle frontière. — Une discussion s'engage entre les Plénipotentiaires sur la ligne, dans laquelle le Comte Corti désirerait que Silistrie fût incluse, ainsi que sur les termes que pourraient en déterminer exactement l'étendue.

Le Comte Schouvaloff, pour donner suite au vœu du Premier Plénipotentiaire de France, donne lecture de la rédaction suivante: „Vu la présence d'éléments roumains, les Plénipotentiaires russes consentent à prolonger la frontière de la Roumanie le long du Danube, à partir de Rassova dans la direction de Silistrie. Le point de frontière sur la Mer Noire ne devrait pas dépasser Mangalia . . ."

Digitized by Google

Ce texte qui implique que Mangalia est placée en deça de la frontière roumaine, est acceptée par le Congrès.

M. le Premier Plénipotentiaire de France remercie MM. les Plénipotentiaires de Russie d'être entrés dans la voie qu'il avait indiquée.

Lord Salisbury ayant demandé que l'Ile des Serpents soit ajoutée à l'agrandissement concédé à la Roumanie, les Plénipotentiaires de Russie déclarent y consentir.

Le Président, résumant les résultats de la discussion, constate que l'unanimité de la Haute Assemblée reconnaît l'Indépendance de la Roumanie sous les conditions analogues à celles imposées à la Servie, et, en outre, sous la condition que la Roumanie accepte en échange de la Bessarabie la Dobroutcha, augmentée de la ligne dont le tracé vient d'être determiné.

*

Den 21. Juni/3. Juli trifft in der Frühe ein Telegramm von Bratianu und Cogalniceanu aus Berlin in Bukarest ein, welches dem Ministerium die äußerste Vorsicht anempfiehlt.

Den 22. Juni/4. Juli präsidiert Fürst Carol einem Ministerrate und mahnt zur Behutsamkeit und Zurückhaltung. Die Minister zeigen einige Geneigtheit, die Dobrutscha anzunehmen wegen der Vorteile, die der Besitz eines Stückes Meeresküste und die Beherrschung eines Territoriums auf dem rechten Donauufer für Rumänien herbeiführen könnte.

Die Neutralisierung Rumäniens ist von allen Seiten abgelehnt worden, was dem Fürsten nicht unangenehm ist.

In betreff der Donaukommission haben lange Verhandlungen stattgefunden, und man hat sich entschlossen, diese Kommission, die bisher nur aus Delegierten der Großmächte zusammengesetzt war, in Permanenz zu erklären und ihr den Schutz der freien Donauschiffahrt zu übertragen; Rumänien nimmt an dieser Kommission gleichberechtigt mit den Großmächten teil.

Oesterreich-Ungarn hat sich Bosnien und die Herzegowina versprechen lassen.

Am 25. Juni/7. Juli treffen Bratianu und Cogalniceanu aus Berlin in Bukarest ein. Am 26. Juni/8. Juli werden sie vom Fürsten empfangen. Sie sind überzeugt, daß für Rumänien nichts andres bleibe, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Alle Kongreßmitglieder haben ihnen ans Herz gelegt, daß Rumänien die Abtretung Bessarabiens als ein Fait accompli betrachten müsse. Auch Waddington hat in diesem Sinne gesprochen und überdies die Notwendigkeit der Judenemanzipation betont. Bismarck hat besonders die Anbahnung eines guten Verhältnisses zu Rußland anempfohlen; dadurch werde am leichtesten eine Verkürzung der Durchgangsfrist erreicht.

Den 27. Juni/9. Juli empfängt Fürst Carol den englischen Vertreter White. Die englische Regierung hat am 26. Juni/8. Juli dem Unterhause einen am 4. Juni n. St. mit der Türkei abgeschlossenen Vertrag vorgelegt, durch den

Digitized by Google

England sich verpflichtet, gegen die Abtretung der Insel Zypern die Türkei vor allen ferneren Angriffen zu schützen. Die Engländer haben die Besetzung Zyperns bereits begonnen, als Antwort auf die Okkupation Batums durch die Russen.

Den 1./13. Juli erläßt Cogalniceanu ein Rundschreiben an die diplomatischen Agenten über die Konsequenzen, die für Rumänien aus seiner neuen staatsrechtlichen Stellung sich ergeben: Mit der Anerkennung seiner Unabhängigkeit werden die Mächte nun auch eine Umgestaltung ihrer Vertretungen in Bukarest, Rumänien der seinigen im Auslande vornehmen müssen; die Generalkonsulate in Bukarest werden durch Gesandtschaften ersetzt werden und dementsprechend die rumänischen diplomatischen Agenten an den Höfen der Großmächte den Charakter von Gesandten erhalten müssen.

Am 1./13. Juli ist der „Berliner Friede" unterzeichnet worden.

Die betreffenden Artikel lauten wörtlich folgendermaßen:

Art. XLIII. Les Hautes Parties Contractantes reconnaissent l'indépendance de la Roumanie, en l'a rattachant aux conditions exposées dans les deux articles suivants.

Art. XLIV. En Roumanie, la distinction des croyances religieuses et des confessions ne pourra être opposée à personne comme un motif d'exclusion ou d'incapacité en ce qui concerne la jouissance des droits civils et politiques, l'admission aux emplois publics, fonctions ou honneurs, ou l'exercice des différentes professions d'industries dans quelques localités que ce soit. — La liberté et la pratique extérieure de tous les cultes seront assurées à tous les ressortissants de l'Etat roumain aussi bien qu'aux étrangers, et aucune entrave ne sera apportée, soit à l'organisation hiérarchique des différentes communions, soit à leurs rapports avec leurs chefs spirituels. — Les nationaux de toutes les Puissances, commerçants ou autres, seront traités en Roumanie, sans distinction de religion, sur le pied d'une parfaite égalité.

Art. XLV. La Principauté de Roumanie rétrocède à Sa Majesté l'Empereur de Russie la portion du territoire de la Bessarabie détaché de la Russie en suite du Traité de Paris de 1856, limitée à l'ouest par le Thalweg du Pruth, au midi par le Thalweg du Bras de Kilià et l'embouchure du Stary-Stamboul.

Art. XLVI. Les îles formant le delta du Danube, ainsi que l'Iles des Serpents, le Sandjak de Toultcha, comprenant les districts (kazas) de Kilia, Soulina-Mahmoudié, Isaktcha, Toultcha, Matchin, Babadagh, Hirsova, Kustendjé, Medjidié, sont réunis à la Roumanie. La Principauté reçoit en outre le territoire situé au sud de la Dobroutcha jusqu'à une ligne, ayant son point de départ à l'est de Silistrie et aboutissant à la Mer Noire au sud de Mangalia.

Le tracé de la frontière sera fixé sur les lieux par la Commission Européenne, instituée pour la délimitation de la Bulgarie.

Digitized by Google

Art. XLVII. La question du partage des eaux et des pêcheries sera soumise à l'arbitrage de la Commission Européenne du Danube.

Art. XLVIII. Aucun droit de transit ne sera prélevé en Roumanie sur les marchandises traversant la Principauté.

Art. XLIX. Des conventions pourront être conclues par la Roumanie pour régler les privilèges et attributions des consuls en matière de protection dans la Principauté. Les droits acquis resteront en vigueur tant qu'ils n'auront pas été modifiés d'un commun accord entre la Principauté et les parties interessées.

Art. L. Jusqu'à la conclusion d'un traité, réglant les privilèges et attributions des consuls entre la Turquie et la Roumanie, les sujets roumains voyageant ou séjournant dans l'Empire Ottoman et les sujets ottomans voyageant ou séjournant en Roumanie jouiront des droits garantis aux sujets des autres Puissances européennes.

Art. LI. En ce qui concerne les entreprises des travaux publics et autres de même nature, la Roumanie sera substituée pour tout le territoire cédé aux droits et obligations de la Sublime Porte.

Art. LII. Afin d'accroître les garanties assurées à la liberté de la navigation sur le Danube, reconnue comme étant d'intérêt européen, les Hautes Parties Contractantes décident que toutes les forteresses et fortifications qui se trouvent sur le parcours du fleuve depuis les Portes de Fer jusqu'à ses embouchures, seront rasées et qu'il n'en sera pas élevé de nouvelles. Aucun bâtiment de guerre ne pourra naviguer sur le Danube en aval des Portes de Fer, à l'exception des bâtiment légers destinés à la police fluviale et au service des douanes. Les stationnaires des Puissances aux embouchures du Danube pourront toutefois remonter jusqu'à Galatz.

Art. LIII. La Commission Européenne du Danube, au sein de laquelle la Roumanie sera représentée, est maintenue dans ses fonctions et les exercera dorénavant jusqu'à Galatz dans une complète indépendance de l'autorité territoriale. Tous les traités, arrangements, actes et décisions relatifs à ses droits, privilèges, prérogatives et obligations sont confirmés.

Art. LIV. Une année avant l'expiration du terme assigné à la durée de la Commission Européenne, les Puissances se mettront d'accord sur la prolongation de ses pouvoirs et sur les modifications qu'elles jugeraient nécessaires d'y introduire.

Art. LV. Les réglements de navigation, de police fluviale et de surveillance depuis les Portes de Fer jusqu'à Galatz seront élaborés par la Commission Européenne, assistée des Etats riverains et mis en harmonie avec ceux, qui ont été ou seraient édictés pour le parcours en aval de Galatz.

Art. LVI. La Commission Européenne du Danube s'entendra avec qui de droit pour assurer l'entretien du phare sur l'Ile des Serpents.

Digitized by Google

Art. LVII. L'exécution des travaux destinés à faire disparaître les obstacles que les Portes de Fer et les cataractes opposent à la libre navigation, est confiée à l'Autriche-Hongrie. Les Etats riverains de cette partie du fleuve accorderont toutes les facilités qui pourraient être requises dans l'intérêt des travaux. — Les dispositions du Traité de Londres du 13 Mars relatives au droit de percevoir une taxe provisoire pour couvrir les frais de ces travaux, sont maintenus en faveur de l'Autriche-Hongrie.

*

Fürst Carol spricht mit Bratianu über diese verletzende Form des Vertrags. Bratianu ist der Meinung, daß Rumänien keine Art von Empfindlichkeit zeigen dürfe und sich einfach den Bedingungen des Kongresses zu unterwerfen habe.

Der Fürst redet den 4./16. Juli mit C. A. Rosetti, Bratianu und Cogalniceanu über die Lage. Alle drei sind der Ansicht, sich den Beschlüssen des Kongresses zu unterwerfen und die äußerste Vorsicht zu bewahren.

Den 5./17. Juli sind die Gesetzgebenden Körper geschlossen worden. Im Senat hat Cogalniceanu, in der Kammer C. A. Rosetti die Thronrede verlesen, mit der die siebenmonatige Tagung der Kammern beendet wird. Die Thronrede spricht von dem Berliner Kongreß, dessen Beschlüsse dem Lande so schwere Opfer auferlegten; zugleich aber auch von der Hoffnung des Fürsten und seiner Regierung, daß Rumänien durch seine würdige und patriotische Haltung Europa in dieser schweren Prüfung beweisen werde, daß es eine bessere Behandlung von seiten der Großmächte verdient hätte. Die Regierung könne unter diesen Umständen der Beihilfe der Volksvertreter nicht lange entraten, und so würden diese in kürzester Frist wieder zusammentreten.

*

Für Rumänien sind, außer den speziellen dasselbe betreffenden Artikeln des Berliner Vertrages, noch folgende Artikel von Interesse:

„Art. II. La Principauté de Bulgarie comprendra les territoires ci-après: La frontière suit, au nord, la rive droite du Danube depuis l'ancienne frontière de Servie, jusqu'au point à déterminer par une Commission Européenne à l'est de Silistrie, et de là se dirige vers la Mer Noire au sud de Mangalia, qui est rattaché au territoire roumain."

„Art. XXII. L'effectif du corps d'occupation russe en Bulgarie et dans la Roumélie orientale sera composé de 6 divisions d'infanterie et de 2 divisions de cavalerie et n'excédera pas 50000 hommes. Il sera entretenu aux frais du pays occupé. Les troupes d'occupation conserveront leur communication avec la Russie, non seulement par la Roumanie d'après les arrangements à conclure entre les deux Etats, mais aussi par les ports de la Mer Noire, Varna et Bourgas, où elles pourront organiser, pour la durée de l'occupation, les dépôts nécessaires. — La durée de l'occupation de la Roumélie orientale et de la

Digitized by Google

Bulgarie par les Troupes Impériales russes est fixée à 9 mois à dater de l'échange des ratifications du présent traité. — Le Gouvernement Impérial s'engage à terminer, dans un délai ultérieur de 3 mois, le passage de ses troupes à travers la Roumanie et l'évacuation complète de cette Principauté.

*

Den 12./24. Juli verfügt Fürst Carol die Demobilisierung der Armee.

Den 18./30. Juli räumen die Russen überall Rumänien, und General Drenteln verläßt nächstens Bukarest.

Aus Krauchenwies schreibt Fürst Karl Anton an seinen Sohn am 14./26. Juli: „Wohl selten hat mit solcher Einmütigkeit die öffentliche Meinung sich für Rumäniens Fürsten und Volk ausgesprochen, und nie hat sich, ohne nie dem Lande widerfahrene harte Behandlung, ein solches Gefühl der Sympathie entwickeln können, wie es jetzt sich geltend macht! An Rumänien liegt es nun, durch Mäßigung und gemessenes Fortschreiten auf dem Pfade der inneren Entwicklung diese Sympathien sich zu bewahren und nicht etwa durch leidenschaftliche Parteizänkereien wieder zu verscherzen. Die Allianz mit der gesunden öffentlichen Meinung ist dauernder und produktiver als jede andre nur auf politische Interessen gegründete. — Deine Erklärung, daß Du dem europäischen Areopag Dich fügst, ist sehr würdig. Der Verlust Bessarabiens muß verschmerzt und aus der Dobrudscha derjenige Gewinn gezogen werden, auf den die nunmehrige maritime Stellung Rumäniens Aussicht gewährt. — Der vom Kongreß oktroyierte Judenparagraph ist eine allgemeine Humanitätsphrase. Es ist der Gesetzgebung allein überlassen, diese Verhältnisse zu regeln, und ich bin überzeugt, daß späterhin, abgesehen von der „Alliance Israëlite", kein Hahn danach krähen wird, wie jene Bestimmungen zur Ausführung gelangen mögen.

Am 23. Juli/4. August antwortet Fürst Carol seinem Vater: „In der letzten Zeit bin ich mit meiner Korrespondenz im Rückstande geblieben ... Die Kämpfe, die Rumänien in den letzten Monaten zu bestehen hatte und noch zu bestehen haben wird, sind unvergleichlich ernster als die vor Plewna und Widin, und aus ihnen siegreich hervorzugehen, wird für mein Land viel ehrenvoller sein als die auf den Schlachtfeldern Bulgariens errungenen Lorbeeren! Es ist traurig, daß Europa einen jungen, aufstrebenden Staat, der seine Kraft und Lebensfähigkeit in einem blutigen Kriege bewiesen hat, zur Abtretung einer Provinz zwingt. Der Berliner Kongreß konnte Rußland zurückgeben, was diesem der Vertrag von Paris genommen; es ist aber tief verletzend, unsre auf dem Schlachtfelde erkämpfte Unabhängigkeit von der Abtretung Bessarabiens abhängig zu machen, und es gehört viel Geduld und Mäßigung dazu, um solches Vorgehen ruhig über sich ergehen zu lassen! Wir werden aber den Großmächten zeigen, daß wir uns auch aus der schlimmsten Lage mit Ehren

Digitized by Google

ziehen können! — Als die auf Rumänien bezüglichen Artikel bekannt wurden, war man hier derartig entrüstet, daß die ruhigsten Leute erklärten, um diesen Preis lieber auf die Unabhängigkeit zu verzichten. Ich rief den Ministerrat zusammen und setzte mich mit einigen politischen Koryphäen in Verbindung, um zur Vorsicht zu mahnen, da ein übereilter Schritt das Land in die größte Gefahr bringen könnte. Europa will und braucht den Frieden und wird daher nicht bei halben Maßregeln bleiben, sondern die Kongreßbeschlüsse mit Gewalt durchführen. — Nachdem der erste Zorn verwunden war, wurde man vernünftiger und sah ein, daß man nicht gegen ganz Europa sich auflehnen könne. Wir schlossen die Kammern und entschieden uns dafür, die russische Besitzergreifung Bessarabiens an uns herankommen zu lassen. Wir wollen dann jeden schriftlichen Akt vermeiden, unsre Behörden zurückziehen und das „Fait accompli" über uns ergehen lassen. Ist einmal dies traurige Geschäft beendet, so müssen wir einen „Modus vivendi" mit Rußland finden, um ungestört zahllose Detailfragen regeln zu können; all dies wird auf administrativem Wege stattfinden; Krone und Kammern sollen dabei ganz aus dem Spiele bleiben. Für die Einverleibung der jenseits der Donau liegenden Distrikte bedarf es aber eines legislativen Aktes; deshalb wird vermutlich die Einberufung der Kammern Anfang September erfolgen. In dieselbe Zeit soll auch die Rückkehr der Armee, die bereits auf den Friedensfuß gesetzt wird, in ihre respektiven Garnisonen fallen. Die Judenfrage kann nur durch eine Konstituante geregelt werden; wir beabsichtigen eine solche im Laufe des Winters zu berufen und den bezüglichen Artikel aus der Verfassung zu streichen. Selbstverständlich kann diese delikate Frage nur in der Weise gelöst werden, daß in der Folge ein Jude ebenso wie jeder andre Fremde sich um die Bürgerrechte bewerben muß."

Fürst Carol ordnet am 29. August/10. September an, daß der Jahrestag der Schlacht vor Plewna (Griwitza) im ganzen Lande feierlich begangen wird.

Der Fürst telegraphiert an den Kaiser von Rußland nach Livadia: „Nous prions Votre Majesté de vouloir bien recevoir nos meilleurs vœux à l'occasion de Sa fête. Ce jour restera à tout jamais gravé dans nos cœurs et nous rappellera le moment solennel, où nos armées alliées ont versé leur sang devant les remparts redoutables de Plewna. Cette journée d'angoisses, couronnée par un brillant succès, a été transformée par la bravoure des troupes en une date mémorable de l'histoire, et a ajouté un nouvel éclat à la fête de Votre Majesté. Que le Tout-Puissant continue à protéger la précieuse vie de Votre Majesté, comme Il a su le faire dans les instants de suprême danger de la dernière guerre."

Der Kaiser von Rußland antwortet am 30. August/11. September: „Recevez mes remercîments les plus sincères de Vos félicitations et de Vos vœux. Oui, cette journée d'angoisses, de l'année passée, a été couverte par un brillant succès, pour lequel nous avons de quoi remercier Dieu en souvenir de l'époque glorieuse où nos braves armées versèrent leur sang pour la même sainte cause. Je Vous envoie à Vous personnellement et tous Vos

Digitized by Google

braves qui furent sous Plewna, notre médaille, instituée pour la guerre actuellement terminée. Je baise les mains de la Princesse et me recommande à Son souvenir."

Den 1./13. September schickt Fürst Carol dem Kaiser von Rußland nach Livadia folgende Depesche: „En exprimant à Votre Majesté mes plus sincères remercîments pour les médailles commémoratives qu'Elle veut bien me conférer ainsi qu'à celles de mes troupes qui ont combattu à côté de la vaillante armée de Votre Majesté, je la prie de me permettre de faire parvenir aux Troupes Impériales que j'ai eu l'honneur de commander devant Plewna, „la Croix du Danube". Je serai bien heureux de la voir porter aussi par Votre Majesté, ainsi que par les Grands Ducs. Elisabeth est vivement touchée de l'aimable souvenir de Votre Majesté."

Kaiser Alexander erwidert: „J'accepte avec plaisir et reconnaissance Votre Croix commémorative du Danube et Vous remercie au nom des membres de ma famille et de mes braves troupes auxquelles Vous les destinez. Je sais que nos pensées ont dû être les mêmes à tous ces tristes et glorieux anniversaires, qui ont été couronnés d'un plein succès que le 28 Novembre. Que la bénédiction divine repose sur nos deux pays et puissent-ils prospérer en paix!"

Aus Bobrow sendet Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol folgendes Telegramm: „L'anniversaire du jour mémorable des combats sous Plewna, où nos deux armées pour la première fois ont combattu sous Tes ordres et ont conjointement pris la première redoute de Grivitza, je ne puis me passer de Te témoigner encore une fois toute ma reconnaissance pour tout le temps où j'ai eu l'honneur d'avoir Ta jeune armée sous mes ordres, et où elle s'est montrée digne de Son jeune Prince, qui l'a menée Lui-même pour la première fois au baptême du feu. Permets-moi, Ton vieil ami, de T'embrasser ainsi qu'Elisabeth de tout mon cœur. Mes compliments à tous ceux qui se rappellent de moi."

Dem Großfürsten Nikolaus schickt der Fürst folgende Antwortdepesche nach Bobrow: „Nous avons été vivement touchés par Ton télégramme, rempli d'un souvenir affectueux. Dans ces jours si décisifs pour tout notre avenir, il s'est formé un lien inaltérable entre nous qui avons partagé le danger, la souffrance et l'honneur. Nous n'avons cessé de parler de Toi pendant cette journée mémorable. Que Dieu nous accorde un jour un heureux avenir! Elisabeth T'embrasse bien cordialement avec moi, et tous sont très sensibles à Ton aimable souvenir."

Den 8./20. September beschließt der Ministerrat, den Fürsten Carol zu ersuchen, den Titel „Königliche Hoheit" hinfort zu führen. Cogalniceanu hat in einem Referat an den Ministerrat ausgeführt, daß die dem Fürsten gebührende Anrede bisher nicht festgestanden habe. Mit der Unabhängigkeit Rumäniens, dessen Ausdehnung und Bevölkerungsziffer manches europäische Königtum über-

Digitized by Google

treffe, sei es erforderlich geworden, dem Herrscher dieses Landes das Prädikat „Königliche Hoheit" offiziell zuzuerkennen.

Am 14./26. September unterbreitet Cogalniceanu dem Fürsten Carol die Thronrede, mit der am darauffolgenden Tage die außerordentliche Sitzung der beiden Kammern eröffnet werden soll. Die Judenfrage wird darin nicht berührt, sondern nur daran erinnert, daß schon am Schluß der letzten Sitzung die schmerzlichen Opfer beklagt worden sind, welche Rumänien den allgemeinen Interessen Europas zu bringen haben wird. Die Thronrede weist darauf hin, daß der Berliner Kongreß die Unabhängigkeit Rumäniens anerkannt, ihm die Donaumündungen zurückgegeben und sein Gebiet bis zum Meere erweitert, ihm aber zugleich die Distrikte jenseits des Pruth genommen hat. So traurig diese Zerstückelung für das Land auch ist, haben doch die Vertreter des letzteren die Aufgabe, als reife Männer mit kaltem Blute die schwierige Lage zu prüfen und eine Entscheidung zu treffen, welche die Zukunft des Landes nicht kompromittiert. Der Fürst weiß sich einig mit seinem Lande und auch mit den zu fassenden Entschlüssen der Volksvertreter.

Baron Stuart überbringt folgenden, schon am 30. August/11. September aus Livadia datierten Brief des Kaisers Alexander: „En reconnaissance des exploits de l'armée roumaine qui s'est vaillamment battue à côté de mes armées à l'époque de la guerre de 1877/78, à laquelle Votre Altesse a pris une part si active et brillante, j'ai cru devoir accorder la Médaille commémorative de cette guerre aux généraux, officiers et soldats des vaillantes troupes princières, qui se sont trouvées sous Plewna. J'ai donné, en conséquence, l'ordre de transmettre à Votre Altesse vingt cinq milles exemplaires de cette médaille, en Vous priant d'en faire la distribution. J'ai fait joindre en outre un exemplaire spécialement destiné à Votre Altesse et que je Vous prie d'accepter en souvenir de notre confraternité d'armes."

Den 16./28. September wird von Berlin gemeldet, daß man dort den neuen Titel des Fürsten Carol billigt.

Den 17./29. September schreibt Fürst Carol dem Kaiser von Rußland: „Votre Majesté m'ayant permis de Lui envoyer la „Croix du Danube", instituée en souvenir de la guerre 1877/78, je suis heureux et fier de pouvoir faire parvenir aujourd'hui à Votre Majesté ce signe commémoratif. Je me permets en même temps d'y joindre les deux croix, que je voudrais voir portées par les augustes fils de Votre Majesté, les Grands Ducs Serge et Paul. Son fils cadet, ayant été en Bulgarie, a le droit de posséder le signe distinctif du passage du Danube. Les croix que Votre Majesté a consenti à voir distribuées à Ses vaillantes troupes, qui ont su attacher un nouvel éclat au drapeau russe devant Plewna, seront envoyées à St. Pétersbourg. Elles sont destinées à la Garde Impériale, à la seconde et troisième division des grenadiers, au quatrième et au neuvième corps, ainsi qu'à la seconde division de l'armée. Les croix au ruban des non-combattants pour le service de la maison de Votre Majesté seront expédiées sans retard."

Digitized by Google

Im Senat ist am 28. September/10. Oktober folgende Motion durchgegangen: „Die vom Senat erwählte Kommission hat die diplomatische Korrespondenz der Regierung in bezug auf den Berliner Vertrag studiert und mit tiefer Betrübnis ersehen, daß die europäischen Mächte durch ihren Gesamtwillen und im Interesse des allgemeinen Friedens schmerzliche Opfer auferlegt haben. Indessen schlägt sie vor, die Regierung zu ermächtigen, daß sie dem Berliner Vertrage sich füge, und zugleich, daß sie von der Dobrudscha und dem Donaudelta Besitz ergreife und diese Gebiete bis zur Einberufung einer Konstituante nach dem Reglement für die öffentliche Administration verwalte. Die Konstituante zur Entscheidung aller aus dem Berliner Vertrage sich ergebenden Fragen möge spätestens während des Laufes der nächsten dreimonatlichen Sitzungsperiode einberufen werden, nach Artikel 129 der Verfassung.

In der Deputiertenkammer sind in der Nachtsitzung vom 30. September/12. Oktober die Bestimmungen des Berliner Kongresses angenommen worden. Die Motion lautet: „Die Deputiertenkammer hat Kenntnis genommen von den Verfügungen, die der Berliner Vertrag über Rumänien getroffen. Durch den Entschluß der Großmächte dazu gezwungen, und um kein Hindernis zur Befestigung des Friedens zu sein, ermächtigt die Kammer die Regierung, sich dem Gesamtwillen Europas zu fügen, indem sie die Zivil- und Militärbehörden aus Bessarabien zurückruft und Besitz ergreift von der Dobrudscha, dem Donaudelta und der Schlangeninsel. Die andern Fragen werden auf konstitutionellem Wege geregelt werden.

(Fortsetzung folgt)

Ueber die Entstehung der Gebirge

Von

Hans v. Staff

Bei Gebirgswanderungen treffen wir oftmals auf eine Erscheinung, die uns anzeigt, daß, mit geologischem Zeitmaß gemessen, vor noch nicht allzu langer Zeit an der Stelle der nun hoch aufragenden Bergmassen sich weithin niederes, flaches Land dehnte. Wenn wir vom tiefeingeschnittenen Flußtale oder vom niederen Vorlande aus die Höhe erstiegen haben, so stehen wir oft auf einer eintönigen Ebene, in der uns nichts darauf hinweist, daß wir uns nun in den höchsten Teilen eines Gebirges befinden. Auch wenn hier und da sich noch einzelne Erhebungen auf dieser Fläche finden, so pflegen sie doch mit sanften, leichtgeschwungenen Linien aufzusteigen, die oft seltsam abstechen von der schroffen, felsigen Steilheit der tieferen Talhänge. Gelegentlich erkennt sogar das geologisch geschulte Auge auf den heutigen Wasserscheiden mächtige Kies- und Schottermassen, die nur von größeren Flüssen dort abgelagert sein können; oder Tonlager und Braunkohlen lassen erkennen, daß hier einst eines weiten Landstriches tiefstgelegene Sammelbecken lagen, in deren fast abflußlosen Seen Torf- und

Digitized by Google

Moorbildungen gediehen. Heute liegen die schottererfüllten Betten der großen Flüsse viel weiter abwärts, und mühsam suchen die Bergwässer ihre engen Talschluchten tiefer einzuschneiden in den Gebirgsrumpf, um dem Niveau der Sammelbecken sich zu nähern. Eine Erdscholle muß also ihre Lage verändert haben, sie muß im Verhältnis zum umliegenden Lande aufgestiegen sein als eine Folge von ihrem Wesen nach uns noch recht wenig bekannten, sog. tektonischen Kräften. Die topographische Karte zeigt uns somit im Bilde der Höhenverteilung ein ziemlich wirres System von meist schmalen tektonisch aktiven Zonen, welche breite, ruhigere Senkungsgebiete trennen; von „Rahmen und gerahmten Feldern". Wo Erdschollen von tektonisch verschiedener Art einander stoßen, ist der Uebergang der Oberflächenformen in der Landschaft oft schroff und unvermittelt, vollzieht sich gelegentlich aber an einer Seite auch recht allmählich, wenn die Bergscholle gleichsam schräg und pultförmig aufgestiegen ist, so daß von leichten Verbiegungen bis zu Zerbrechungen der Erdkruste alle Uebergänge sich finden.

In modellartiger Klarheit vermögen wir diese Folgen und Begleiterscheinungen der Gebirgsbildung aus flachem Tieflande am Harz zu überblicken. Hier wurde der Zusammenhang der weitausgedehnten Sumpfebene, als die zur Braunkohlenzeit fast ganz Deutschland sich darstellte, an einer Linie zerrissen, die etwa von Goslar über Harzburg und Blankenburg nach Ballenstedt führt, und ein südnördlich gerichteter Druck schob und hob die schräg nach Norden ansteigende Harzscholle in ihre heutige Höhe. Noch finden wir hier oben die weite Ebene, auf der Städte wie Elbingerode, Hüttenrode, Klaustal u. a. liegen, und Eisenbahn und Chaussee dem Verkehr dienen. Noch ragt mit weichen Formen das härtere Granitgestein des Brockens, den die Verwitterungs- und Abtragungsvorgänge der Vorzeit noch nicht völlig dem umgebenden Erdboden gleichgemacht hatten, über den ebenen Horizont der monotonen Hochfläche; noch liegen bei Elbingerode auf dem Hochplateau Tone, Sand und braunkohlenartige Partien. Aber doch haben die formgebenden Folgen der Hebung schon merklich eingesetzt. Zwar sind die niederen Wasserscheideflächen vom rinnenden Wasser noch nicht zerfurcht, aber die größeren Flüsse haben — wie zum Beispiel die Bode bei Thale — bereits sich tief eingeschnitten und den Felsgrund, der auf den Höhen noch immer von den Verwitterungsrückständen vergangener Zeiten tief verhüllt ist, in schroffen Schluchten freigelegt. Auch von den Rändern her wird die Hochfläche bereits zerfurcht, aber die Breite der gehobenen Scholle hat diese Arbeit noch erst wenig fortschreiten lassen.

Während der Harz im Norden mauergleich aus der Ebene ansteigt, und der gewaltige Randbruch die Landschaft völlig beherrscht, geht er nach Süden viel allmählicher über in die tektonisch weit passivere Scholle Thüringens. Zwar sind auch hier junge Hebungen sehr deutlich zu erkennen: wurde doch die Saale, die einst auf einer weiten Tiefebene frei dahinfloß, gezwungen, sich zu engem Tieftale einzuschneiden. Aber angesichts der geringen Höhenlage und der trotz der Taleinschnitte noch immer überwältigend ausgeprägten Ebenheit des Landes

Digitized by Google

von Gotha über Jena—Rudolstadt bis ins Vogtland bei Plauen darf man hier von „Gebirgsbildung" kaum sprechen.

Das Thüringerland endet im Süden mit einer Randbruchlinie, an der der auch nach Norden schroff abgebrochene, schmale und darum schon stark zerschnittene Sporn des Thüringer Waldes gehoben wurde. Nach Osten zu verbreitert sich dieser Sporn, dessen Hochflächencharakter sich im Frankenwald zu harzartiger Eintönigkeit steigert, der jedoch im festen Fichtelgebirgsgranit noch einige Härtlinge aus vergangener Zeit aufgesetzt trägt, während in Sachsen der nördliche Randbruch nach und nach einer kaum merklichen Verbiegung und Schiefstellung Platz macht. So gewinnt man hier von Norden her unvermerkt die Höhe des Erzgebirges, von der man jäh hinabschaut auf die Karlsbad-Teplitzer Tiefscholle, die durch einen gewaltigen, mineralquellenreichen Randbruch abgetrennt ist.

Dieses Motiv der bei der Hebung schiefgestellten, einseitig abgebrochenen einstigen Tieflandscholle finden wir in großartigem Maßstabe im Schwarzwald und Wasgau wieder, die ihre Abbruchwände einander zukehren, so daß zwischen ihnen eine langgestreckte Scholle, das Oberrheintal, gleichsam grabenförmig eingebrochen erscheint.

Dieses sog. „epeirogenetische" Ansteigen einzelner tektonisch besonders aktiver Stücke der Erdrinde verteilt sich auf lange Zeiträume, zwischen denen Ruhepausen eingeschaltet sind, die oft so lange andauern, daß die unablässig arbeitenden Abtragungsvorgänge Zeit haben, die Wirkung der Hebung wieder mehr oder weniger aus dem Landschaftsbilde zu verwischen. Zuerst im Gebiet der Hauptströme und in weicherem Gestein, mit der Zeit aber bis zu den Wasserscheiden hinauf schleifen die Regenwässer auf ihrem Wege zum Meere das gehobene Land langsam ab zu einer ausdruckslosen Tiefebene, der höchstens noch hier und da einzelne Härtlinge wie verlorene Inseln entragen.

Die hierbei gelöst und schwebend transportierten Erdmassen erreichen ungeheure Beträge. So bedecken die jährlichen Ueberschwemmungen das weite ägyptische Niltal mit einer Schlammschicht von 1,26 Millimeter, so wird die Rhone den Genfer See in etwa 20000 Jahren völlig zuschütten, so dürfte (nach Penck) schon eine Zeit von noch nicht ganz 12000 Jahren genügen, um die durchschnittliche Höhe der Kontinente um einen Meter zu erniedrigen, bzw. würden nach Blackwelders vorsichtiger Schätzung zur restlosen Niederschleifung aller Landmassen etwa $8^1/_4$ Millionen Jahre ausreichen, falls nicht immer erneute Hebungen einsetzten. Tragen doch die Flüsse der Erde alljährlich zusammen etwa zehn Kubikkilometer fester Substanz ins Meer. Zum Vergleich sei andrerseits angeführt, daß nach Löwl für die seit der Bildung unsrer Braunkohlen verflossenen Zeit „ein Wert zwischen 50 und 70 Jahrmillionen der Wahrheit ziemlich nahekommen wird". Die für die heutige Oberflächengestaltung maßgebenden Schollenbewegungen gehören somit, geologisch gesprochen, fast ausnahmslos der allerjüngsten Erdvergangenheit an.

Wo die Durchlässigkeit des Gesteins den Regenwässern ein Einsickern in die Tiefe gestattet und daher die Abspülung verringert, vermag sich der Schatz

Digitized by Google

älterer Formen oft ungemein lange in der Landschaft zu erhalten. So hat der klüftige Sandstein der Sächsischen Schweiz die Reste einer sehr alten Landoberfläche, die einst Tiefland war, hoch auf den Tafelbergen des Königsteins, Liliensteins usw. bewahrt und läßt sogar noch deren Härtlinge, wie den Basaltgang des großen Winterberges, deutlich erkennen. Diese Fläche wurde durch eine südwärts ansteigende Hebung ausgeschaltet und zertalt. Die Elbe schnitt ein (bei Schandau 200 Meter) und hatte Zeit genug, ihr Bett auf mehrere Kilo-

Schema der Formenentstehung der Sächsischen Schweiz
(Gegend von Schandau)

Die drei hintereinandergestellten Modelle zeigen (2) die durch eine Hebung veranlaßte Herausarbeitung einer sehr breiten Tallandschaft, in der nur noch einzelne steilwandige Resthöhen der älteren Oberfläche entsprechen, aus einer einförmigen Abtragungsebene (1), sowie die durch erneute Hebung eingeleitete junge Zerschneidung (3) der breiten, von der mäandernden Elbe im vorhergehenden Zyklus (2) mit Schottern bestreuten Tallandschaft. Die letzte Hebung fällt ungefähr in die Mitte der Eiszeit. Das vorderste Modell entspricht etwa den Motiven der „Ebenheit" der Ostrauer Scheibe, des Kirnitzbaches und des Liliensteines. (Das Bild benützt eine zeichnerische Idee von W. M. Davis, 1911.)

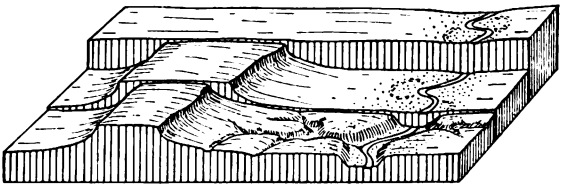


Fig. 1

meter zu erweitern und allenthalben ihren Kiesschotter abzulagern. Eine abermalige epeirogenetische Hebung, die in der Eiszeit geschah (bei Schandau etwa 130 Meter), liegt erst so kurz zurück, daß die wasserreiche Elbe soeben erst ihre normale Tiefenlage (118 Meter) erreicht hat, aber noch nicht Zeit hatte, ihren schroffen Cañon zu sanfteren Formen zu verbreitern. Der gesetzmäßige Ablauf des Abtragungszyklus ist also hier gerade erst begonnen worden, während das Zerstörungswerk der beiden vorangehenden Zyklen wesentlich weiter fortgeschritten war. (Vgl. hierzu Fig. 1.)

So wie wir hier erkennen, daß die Elbe ein älteres Landschaftselement darstellt als das Gebirge, so steht es auch im rheinischen Schieferplateau. Auch hier hatte der Rhein bereits lange Zeit seinen Lauf durch flaches Tiefland genommen, als eine erste Hebung ihn überraschte, deren Folgen er indessen beiderseits in breitem Streifen wieder beseitigte, so daß er in gewaltiger Ausdehnung seine Kieseloolith-Schotterfelder auszubreiten vermochte. Auch hier hat abermalige Hebung in zwei Hauptphasen ihn vor und während der Eiszeit aus diesem Bett wieder vertrieben und zur Bildung des heutigen romantischen Engtales gezwungen: in eine alte Fläche ist zu oberst also ein sanfter, sehr breiter Trog, und in diesen erst das fast 2 Kilometer breite eiszeitliche Tal und zutiefst die stellenweise nur 250 Meter schmale Engschlucht eingesenkt, so daß die Wirkung von vier verschieden weit vorgeschrittenen Abtragungszyklen die Land-

Digitized by Google

schaftsform beherrscht. Die Talböden begleiten den Strom als burgenbesetzte Terrassen, und ihre Höhenverschiedenheit mit dem Rheinspiegel zeigt die Art der Schollenbewegung an: die voreiszeitlichen Kieselschotter, die bei der Lorelei (St. Goar) 315 Meter hoch liegen (fast 260 Meter über dem heutigen Wasserstande — 68 Meter —, und etwa 50 Meter über der eiszeitlichen Patersbergterrasse — 265 Meter), sind in Holland bei Bohrungen erst in mehreren hundert

Die epeirogenetische Verbiegung der jüngsttertiären Verebnungsfläche Nordfrankreichs (nach Briquet, 1908)

Die Niveaulinien (im Abstande von je 50 Meter) zeigen die heutige Höhenlage der alten Rumpffläche und damit die Art ihrer Hebung und Verbiegung an. Die (punktierten) Flußrichtungen zeigen vielfach deutliche Abhängigkeit von den Aufbiegungen, z. B. fließen Seine, Themse und Saone in Einmuldungen. Auch der Kanal ist als steilwandige, durch die Gezeitenströme weiter ausgearbeitete Einbiegung der einstigen Landoberfläche zu erkennen. Die bis ins Rheingebiet und weiter reichende Hebung ist im wesentlichen erst während der Eiszeit erfolgt. Seine, Mosel, Maas,. Rhein fließen in jungen, noch sehr steilen Schluchttälern.

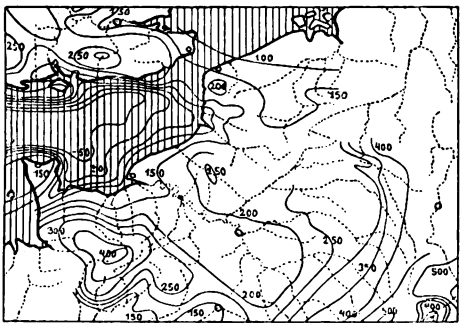


Fig. 2

Metern Tiefe aufgefunden worden. Die rheinische Scholle hat also eine Art Schaukelbewegung erlitten, und dem gehobenen Südflügel entspricht ein tiefversenkter Nordflügel.

So sehr vieles dafür spricht, daß derartige Hebungen zumeist absolut sind, d. h. wirklich vom Erdmittelpunkte entfernen, so ist doch nicht immer die Einwirkung einer vielleicht gelegentlich mitspielenden Senkung des Meeresspiegels völlig auszuschalten, da das Ergebnis beider Vorgangsreihen ja großenteils gleichgeartet sein müßte.

*

Neben diesen in langsamem und gleichsam endlosem Rhythmus das Ansteigen und Senken ausgedehnter Erdschollen veranlassenden epeirogenetischen Kraftäußerungen, die trotz der Erdbeben, welche die ruckweisen Spannungsausgleiche begleiten, und trotz gelegentlicher vertikaler Zerbrechungen doch ein überaus ruhiges Gepräge tragen, steht eine zweite Gruppe tektonischer Kräfte, die gewaltsam und vergleichsweise rasch vorübergehend mit der Erdkruste ihr brutales Spiel treiben und scharfbegrenzte, sehr langgestreckte Zonen als einen wüsten Trümmerhaufen von wild zusammengestauchten, geknickten, gefalteten und an horizontalen Bewegungsflächen übereinander geschobenen Gesteinsmassen zurücklassen. Nach menschlichem Maße freilich werden auch diese Kata-

Digitized by Google

strophen in kaum merklichem Tempo sich abspielen und höchstens durch eine Häufung schwerer Erdbeben sich verraten. Selbst die stärksten unsrer gegenwärtigen Erdbeben scheinen jedoch lediglich epeirogenetischen Charakter zu haben und vertikalen Verschiebungsflächen zuzugehören. So entstand 1891 in Japan (Owari-Mino) eine 112 Kilometer lange, bis 6 Meter hohe Verwerfungsspalte, 1906 bei San Franzisko ein Bruch von 240 Kilometer Länge und bis 1,3 Meter Sprunghöhe; die größte Hebung an einer Erdbebenspalte wurde 1899 mit etwa 17 Meter in Alaska beobachtet. Erdbebenfrei vollzieht sich dagegen seit Jahrhunderten das gleichmäßige Ansteigen Nordschwedens um jährlich etwa 1 Zentimeter.

Seit nunmehr zwanzig Jahren ist es dank unermüdlicher generationenlanger Arbeit den Tektonikern gelungen, den Bau des Alpengebietes vor allem zwischen Dauphiné und Algäu in den Hauptzügen zu erfassen. Ein gewaltiges Werk ist hier geschaffen worden, und die gewonnenen Erkenntnisse haben sich bereits auf eine ganze Anzahl außeralpiner Gebirge übertragen lassen.

Wir wissen nun, daß es Erdzonen gibt, die von einer ganz außerordentlichen tektonischen Spannkraft beseelt sind, in denen ein horizontal wirkender Druck, der die Widerstandsfähigkeit auch des festesten Gesteins um etwa das Zweitausendfache übersteigt, d. h. selbst den Granit zu plastischem, breiartigem Nachgeben zwingt, ganze Erdschollen von 100 und mehr Quadratkilometern

Profil durch die Schweizer Alpen vom Bodensee zum Luganer See
(nach Schardt 1907)

Dieser Querschnitt durch das Alpenmassiv zeigt, an die jungtertiären, gefalteten Nagelfluhlagen der nördlichen Voralpen angepreßt, die auf alttertiäre Flyschmergel (weiß)

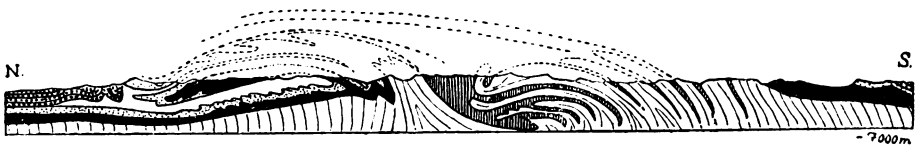


Fig. 3

von Süden her aufgeschobenen, liegenden Falten gleichenden Alpenkalkdecken (Säntis-Churfirsten u. a.). Südlich des Glarnerlandes, in dem der Flysch an die Oberfläche kommt, sinken im Vorderrheintal die Kalkschichten der Trias-, Jura- und Kreidezeit unter das gewaltige, durch den Simplontunnel erschlossene Deckensystem uralter kristalliner Gneis- und Schiefergesteine der Zentralalpen, deren einzelne Teildecken hochgradig umgepreßte Kalkkeile einschließen. Erst im Süden tritt eine ruhigere Lagerung der Schichten ein, und auf dem absinkenden kristallinen Untergrund erscheinen wieder die Kalke. — Auf die gewaltigen Deckenschübe ist eine ungeheure Abtragung gefolgt, deren Ausmaß die punktierten Linien ungefähr erkennen lassen. Dieser weitgehenden Verebnung ging jedoch noch ein schwächerer Zusammenschub voran, der die Decken und ihre Abgleitflächen zu weiten Wölbungen verbog. Erst kurz vor der Eiszeit wölbte ein letzter epeirogenetischer Vorgang das Alpenmassiv in einem einzigen Bogen empor, dessen zentrale Höhe teilweise 3- bis 4000 Meter betrug (also bei dem Maßstab des Profils kaum merkbar ist!). Die nun erneut einsetzende Zertalung durch Gletscher und Flüsse schuf das heutige reichbewegte Relief.

Digitized by Google

Fläche und von einigen Kilometern Dicke seitlich auf ein passiveres und nachsinkendes Vorland aufzuschieben vermag. Wie eine Folge von steinernen Flutwellen branden diese Deckschollen, schließlich sich überschlagend und hoch aufbäumend, an und werden von den nachdrängenden Schubmassen in Falten gelegt und ihrerseits oft mehrfach überdeckt. Wir haben Grund zur Annahme, daß dieser eigentliche Schubvorgang stets in relativ tiefem Niveau, vielleicht weit unter dem Meeresspiegel, sich abspielt, und daß die eigentlich gebirgsbildenden „Auffaltungen" dabei nur eine sekundäre und vor allem das Nachlassen des Schubes begleitende Erscheinung darstellen. Die Schwere der bewegten Gesteinsmassen scheint eine schwach geneigte Abgleitfläche ohne allzuviel Gegengefälle zu verlangen. Eine solche ruhige, ungestörte Fortbewegung der ganzen Masse würde auch die erstaunliche Tatsache am besten erklären, daß der einstige Zusammenhang nacheinander am Grunde alter Meere abgelagerter Schlamm- und Kalkmassen, mit all ihren versteinerten Resten von Lebewesen, oft trotz des zurückgelegten Weges von gegen 100 Kilometern so gut erhalten ist, daß vielfach nur die genaue Altersbestimmung der Schichten und Fossilien wirklich aufzeigen konnte, daß uralte Gesteinsmassen auf vergleichsweise jugendlichen Ablagerungen in ungeheurer Ausdehnung aufgeschoben liegen; ähnlich wie ja übrigens auch in unserm Vaterlande der alte Granit der Lausitz auf die Kreidesandsteine der Sächsischen Schweiz — freilich um einen weit geringeren Betrag — an über 110 Kilometer langer Linie (bei Hohnstein) südwestwärts aufgeschoben ruht. Nur die Brandungsstirn solcher Deckschollen ist wohl oft im Kampf mit dem Reibungswiderstand des passiven Gegenlagers, vermutlich durch die Schubkraft selbst, unmittelbar in engen, steilen und oft überschlagenen Falten aufgetürmt worden, wie wir in den nordwärts überschobenen Kalkalpen, zunächst zwischen Genfer See und Lech, sie verstehen gelernt haben.

Die den anfänglich tiefliegenden Bewegungsflächen auflastenden Deckschollen und die Narben der Abgleitung pflegen dann in einer späteren Phase der Gebirgsbildung mit besonderer Vorliebe von den ruhigeren, hebenden Kräften, die uns zuerst beschäftigten, heimgesucht zu werden, so daß die Vermutung naheliegt, auch diese seien trotz ihrer vorwiegend vertikalen Wirkung gleichsam nur posthume Nachklänge der gewaltigen horizontalen Druckwellen. Dafür spricht sehr, daß offenbar oftmals die Hauptsättel und Mulden der alten Faltenzüge, wenn auch nur zum Teil und in stark abgeschwächter Form, wieder bei diesen nachträglichen epeirogenetischen Hebungen aufleben, so daß diese als ganz leise Faltungen mit ungemein viel größerem Krümmungsradius der einzelnen Wellen aufgefaßt werden könnten.

Aber der Zusammenhang der von dem gewaltigen Ueberschiebungsdruck zuerst zu einer einheitlichen Masse zusammengeschweißten Erdzone von alpiner Größenordnung lockert sich unter den wiederholten Hebungserschütterungen, und der Zerfall in einzelne, durch Vertikalbrüche getrennte Schollen von mitteldeutschem Typus schreitet vor. Einzelne dieser Teile versinken völlig in passive Ruhe und werden oft vom Meere mit Ablagerungen bedeckt. Aber auch die

Digitized by Google

Rahmen der Senkungsfelder empfangen immer seltener und wohl auch schwächer die Impulse zu neuem Ansteigen, so daß die nivellierenden Kräfte der Abtragung durch die atmosphärischen Agenzien Zeit genug finden zu ausgedehnter Verebnung. So ragen von dem gewaltigen gefalteten und überschobenen Gebirgswall, dessen Hänge einst die Wälder der fernen Steinkohlenzeit trugen, und der von der Bretagne bis Oberschlesien in einer geschlossenen Breite vom Breisgau bis Belgien reichte, heute nur die wenigen verstreuten Mittelgebirge noch auf, und auch diese tragen schon auf ihrem Scheitel gleichsam das Sklavenzeichen seither mehrfach erfolgter gänzlicher Unterdrückung zu einstigen seither wieder gehobenen Tiefebenen.

Die erst nach unsrer Braunkohlenzeit überschobenen Schweizer Alpen dagegen haben nach kurzer passiver Ruhezeit, deren Verebnung die so ausgeprägte Höhenkonstanz der Kammlinien und Gipfelhöhen schuf und den fast gefällelosen Flüssen damals nur noch feinstes Material ins Vorland hinauszuschlämmen gestattete, sich wieder einheitlich und machtvoll in sehr flach gespannter Wölbung erhoben, wobei die Zentralzonen um mehrere tausend Meter aufstiegen. Zwischen beiden Typen vermittelnd stehen nach den klassischen Untersuchungen E. de Martonnes die Transsylvanischen Südkarpathen zwischen dem Eisernen Tor der Donau und dem Moldautiefland: Hier ist auf die Ueberschiebung der jüngeren Kreidezeit so lange Abtragung und so relativ geringfügige, aber doch noch unzerstückte Hebung gefolgt, daß wir zu seltsamem Gegensatze vereint alpinen Schubdeckenbau und riesengebirgsartig weiche Mittelgebirgsformen antreffen. Und wie Rhein und Elbe ihren auf den abgetragenen Gebirgen eroberten Platz trotz der letzten Erhebung nicht aufgegeben haben, so beweisen auch hier die seltsamen Durchbrüche der Donau und Aluta, daß das Nachlassen der gebirgsbildenden Kraft bereits lange tektonische Ruhepausen veranlaßt hat.

Solche Rumpfgebirge, in denen Bau und Bild in einem Gegensatz stehen, in denen der heutige Gebirgscharakter nur räumlich, aber nicht zeitlich mit den gewaltsamen Umwälzungen zusammenhängt, die oft selbst für geologisches Maß vor sehr langer Zeit hier die Bahn brachen für spätere Hebungen, begegnen uns auf der Erde allenthalben. So sind im Schweizer Jura, im Appennin, in Norwegen die durch erneute Aufwölbung und Zertalung wieder stark verwischten Spuren fast völliger Verebnung nach erster Faltung und Ueberschiebung nachgewiesen worden; so wurde von Kanada bis Kalifornien in der nordamerikanischen sowie (von Steinmann) in der peruanischen Kordillere erkannt, daß die ersten tektonischen Gewaltakte von der letzten „gebirgsbildenden" Hebung durch lange friedliche Abtragungszeiten getrennt sind. Auch im Ural und Tianschan, sowie wohl auch großenteils für den Kaukasus haben wir gleiches anzunehmen. Und inmitten dieser Fülle von jungen, ruhigen Schollenhebungen vom epeirogenetischen Typus finden wir vereinzelt auch heutige Gebirgsmassive, die niemals innerhalb der Zeit, deren Geschichte die Geologie zu verfolgen vermag, dem Faltungstypus angehört haben. So ist in die unabsehbare Fläche des Koloradoplateaus nach ihrer Hebung um gegen 3000 Meter der weltberühmte Cañon

Digitized by Google

in eine von seitlichem Druck seit ungeheuren Zeiten niemals gestörte Schichtenfolge eingeschnitten; so scheint in Zentralafrika in eine nach endloser Ruhe aufsteigende Scholle der Tanganjika-Nyassa-Graben ebenso eingebrochen zu sein wie das Rote und Tote Meer oder das Oberrheintal in Gebiete mit etwas bewegterer Vergangenheit. Immer die gleichen wenigen tektonischen Motive scheinen also, freilich in immer neuer Anordnung, das Antlitz der Erde zu formen.

So scheint uns das künftige Schicksal unsrer Alpen ablesbar aus den Formen der älteren Gebirgsländer. Noch hat kein Fluß die Alpen völlig zu durchqueren vermocht, aber schon zeigen die Plateauflächen, die zum Beispiel auf dem durchlässigen Kalk der Alpen südlich vom Chiem- und Traunsee (Dachsteinplateau, Totes Gebirge) trotz der starken letzten Hebung und Zertalung sich noch erhalten und zum Teil sogar auch Schotterreste bewahrt haben, daß auch hier das Wechselspiel von zahllos wiederholter Hebung und Verebnung bereits begonnen hat. Zunehmende Zerstückung in Teilschollen wird wohl auch hier mit der Zeit zur Herausbildung von isolierten, flachscheiteligen Mittelgebirgen führen. Schon ist ja der einstige Zusammenhang von Ostalpen und Westkarpathen zerrissen durch den Einbruch des Grazer und des von der Donau benutzten Wiener Beckens. Zu wie großer vertikaler Tiefe diese Trennungsfuge bereits eingerissen ist, zeigt deutlich die Reihe der Thermen von Wien bis Wiener-Neustadt, die lebhaft an die quellenreichen Abbruchspalten der Mittelgebirge (z. B. Südbrüche des Erzgebirges, Bakonywaldes und Taunus) erinnert und als Zeichen der beginnenden Nichtbeachtung des Gesamtbaues die Richtung der älteren Schübe und Falten fast rechtwinklich quert. In den Westkarpathen ist dieser Vorgang des Alterns und Vergehens eines Faltengebirges bereits recht weit fortgeschritten. Als isolierte junggehobene Schollen von Mittelgebirgstypus ragen zum Beispiel Hohe und Niedere Tatra aus einem Mosaik von Senkungsfeldern; und die Waagschlucht durchbricht oberhalb Sillein den uralten Granitkern des Fatra-Krivan, über denen einst kilometerhoch die von den späteren Verebnungen längst abgetragenen Ueberschiebungsdecken der ersten, gleichsam heroischen Phase der Gebirgsbildung lagen.

Bei diesen hier freilich nur ganz leicht skizzierten Ausblicken in Vergangenheit und Zukunft schwindet die uns Menschen angewiesene Gegenwart, der die Gebirge so gern als starre Symbole der Ewigkeit und Unveränderlichkeit erscheinen möchten, zu flüchtigen Augenblicken zusammen und versinkt im Abgrund der Zeit, während vor unserm Auge in erstem und noch zitterndem Umriß eine Vision der wirklichen, großen Welt aufsteigt, in der auch tausendmal tausend Jahre nur sind wie der Tag, der gestern vergangen ist.

Digitized by Google

Erinnerungen an Gabriele d'Annunzio und Eleonore Duse

Von

Friedrich Prinz Hohenlohe-Waldenburg

„Nulla è più dolce e triste"
„de le cose lontane."
(Poema Paradisiaco, d'Annunzio.)

Es war einer der wunderbaren venezianischen Herbstnachmittage, im alten Garten von Casa Capello — noch schien die Sonne so heiß, daß man sich im Schatten der morschen Laube, unter den langsam sich rot färbenden Blättern sehr wohl fühlte im Dufte der letzten Rosen, den tiefblauen Himmel ober uns, und ringsum Ruhe, die heilige venezianische Stille. Ein spätherbstliches Paar und ich!... Ihr langer Liebesroman, den sie aus fernem Westen übers Meer gebracht, bis in den Orient weitergesponnen, überall treu gehütet und bewacht, nahte schon unwiderruflich dem letzten Kapitel zu, denn die Zeit hatte neidisch an allem genagt, wenn auch vergeblich an ihrem Herzen! Die wahrhafte Glut der Kunst, der lebensfrohe Enthusiasmus, die verliebte Treue, schienen noch immer aus *seinen*, wenn auch müden Augen, während die am Saume *ihres* gestickten weißen Kleides geheftete Blume — ein geheimnisvolles Zeichen aus fernen sonnigen Tagen —, die vielfachen Ambraschnüre um ihren Hals, und die glitzernden Nadeln im verbleichten Haare, nur mehr zu den jugendfrischen Worten stimmte, die die Erinnerung in ihr stets weckten. Ein wundersames Paar, das nach vielen Stürmen das Schicksal endlich in die friedlichen Lagunen getrieben ... zur vorletzten Ruhe. Venezianischer Herbst mit welkenden Blumen, mit fallenden Blättern — doch mit strahlender Sonnenpracht und feurigem Farbenglanz.

Heute waren wir erwartungsvoll: der große Dichter sollte kommen ... ich sollte ihn endlich kennen lernen! Und er erschien am Ende des langen, niedrigen venezianischen Weinlaubenganges, ein kleines, blondes, behendes Männchen, welches leichten, schnellen Schrittes elastisch daherkam, und uns freundlichst und lächelnd begrüßte. In tadellosem modernsten Anzuge, sorgfältigst gepflegt vom Kopfe bis zu den Zehen, elegant und vornehm. Und welches Lächeln und welch ein Blick! Das unschuldige, freundliche, gewinnende Lächeln eines Kindes ... und dabei aus den großen, lichten Augen der kalte, stählerne Blick eines Mannes, der zielbewußt will ... und rücksichtslos — vielleicht auch grausam — wollen kann.

Und nach und nach schwand vor meinen Augen das herbstliche Paar aus der großväterlichen Zeit und der halbverwilderte Garten des achtzehnten Jahrhunderts und im Hintergrunde das venezianische Palais, und ich wähnte mich in Urbino am Hofe der Elisabeth Gonzaga, und der kleine Mann stand groß

Digitized by Google

vor mir im Mondenschein, in einer Loggia der herzoglichen Residenz, in glitzerndem, stählernem Wams, den blanken Dolch in der Hand ... Oder war er von Laurana gemeißelt?

Doch bald darauf stieg wieder der kleine, höfliche, lächelnde Mann mit mir in die Gondel und bot mir aus einer goldnen englischen Dose eine ägyptische Zigarette ...

Zwei grundverschiedene Menschen in einem vereinigt, und ganz natürlich: Ein Produkt unsrer Epoche! Wir leben leider in einer „gottlosen" Zeit. Es ist nicht der „Gott", den ich so sehr vermisse, der Gott, der alles weiß und überall ist und alles regelt und anordnet und richtet, und belohnt und bestraft ... den glaubt ja die Tagespresse heute ersetzt zu haben; mit welchem Erfolg, das ist vielleicht noch nicht so ganz klar! Ich trauere aber um das „Göttliche", welches schwindet, ich trauere um das Ideale, um die Kunst.

Solange Leben und Kunst innig miteinander verflochten auf ein und demselben Wege fortschritten, waren Mensch und Künstler eins. Nachdem notwendig der Lebenslauf sich allmählich von der Künstlerbahn trennen mußte, entstand zwischen beiden ein Riß, der gar bald zu einem Talweg wurde, und der endlich droht zu einem Abgrund sich zu erweitern, über welchen, vorläufig, trotz allem Fortschritte unsre Mittel versagen, eine Brücke zu werfen ...

Der jetzt immer seltenere, von heiliger Glut beseelte wirkliche Jünger der Kunst, welcher aufrichtig seinen Dämon in sich fühlt, „muß" sich entzweien: sein wirklicher Leib wird fortgerissen von der großen Strömung auf der allgemeinen breiten Bahn, und nur gleichsam seinem Astralkörper ist es ermöglicht, dem schmalen Pfade des Ideals zu folgen: Welchem der zwei zum Frommen? Eher vielleicht beiden zum Schaden.

Wenn es — in seltenen Fällen — einem starken Geiste dennoch gelingt, die Fühlung zwischen beiden Persönlichkeiten mit mächtigem Griffe festzuhalten, so fehlt ihm doch meistens eines: die Anerkennung. Denn ist es im allgemeinen wahr, wie man sagt: „Que les peuples ont le gouvernement qu'ils méritent," so würde ich doch gerne hinzufügen: „Que les publics ont l'art dont ils sont dignes." — Als D'Annunzio seinerzeit seine Kandidatur ins italienische Parlament auf der Religion der Schönheit aufzubauen sich ermaßte und, ich möchte sagen, unglaublicherweise — nichts ist blöder und unlogischer als die Seele der Massen, sei es in ihrem Enthusiasmus oder aber in ihrem Hasse — seine Wahl auch durchsetzte, so betrat er die vielersehnten Hallen und wendete sich vorerst der rechten Seite des Hauses zu. Dort wurde er nicht verstanden, und nach geraumer Zeit ging er mit feierlicher Geste auf die linke Seite über. Festlich begrüßt und freudigst empfangen, fand er dort gar bald dieselbe Enttäuschung, und entrüstet entsagte er gänzlich dem Parlamentarismus. Wer sagte mir doch, daß die Parlamente das Auserlesenste der ganzen Nation natürlich in sich vereinigten ... oder war das bloß ein Scherz?

D'Annunzio ist aus dem Abgeordnetenhause sicherlich nicht verkleinert, nicht geschmälert, herausgeschritten — ist aber dieses durch seinen Abzug vielleicht

Digitized by Google

größer und verständiger geworden? ... Seine literarische Laufbahn ist ebensowenig eine glatte gewesen. Mißtrauen und Neid sind ihm, anfangs wenigstens, wohl öfters und tückischer begegnet als Bewunderung und verdientes Entgegenkommen. Großartiger Beherrscher seiner wunderbaren Sprache, von einer verblüffenden gründlichen Kultur, von einer seltenen Genialität der poetischen Flüge, von einer eisernen Ausdauer und Arbeitsfähigkeit, wurde die elegante korrekte Salonerscheinung dem Dichter, der weitschweifende, oft zu leichtsinnige Künstler, dem gesitteten Alltagsmenschen vorgeworfen. Frauen, Pferde, Sport, Duelle, Abenteuer, Festgelage sind ja nur bei der meist dazu gehörenden sonstigen allgemeinen Ignoranz und Borniertheit zu entschuldigen, oder in diesem Falle sogar auch wohlwollend zu belächeln — anderseits staubige, mühsame Archivenforschung, staunenerregende Geschichts- und Sprachenstudien, unerreichter poetischer Schwung, doch mit Wasser und Seife, tadellosem Frack, gutsitzenden Reithosen, ausgesuchten Krawatten und der Blume im Knopfloche nicht nur niemals zu vereinigen, sondern sogar mit Entrüstung zu verdammen.

War nicht dieser Zwiespalt manchmal so drastisch, daß unter diesem Einflusse er selbst sich zu einer Konzession an die Modernität verleiten ließ, die vielleicht kaum in der populären Befriedigung eine Entschuldigung, wenn auch eine Erklärung, finden kann. Wären nicht die zwei Worte unter dem Titel einiger seiner Dramen: „Gegenwärtige Epoche" ein leiser Anachronismus? Ist die italienische Renaissance nicht vielleicht, wenn auch nicht eine bessere, doch eine schönere Epoche als die unsrige? Und gehört er selbst nicht in seinem Wesen wie in seinem Schaffen mehr jener als dieser an? Darüber mag er in seinem freiwilligen Exile doch möglicherweise nachgedacht haben — und dabei wohl auch mitunter, daß er immer nicht weit genug fortgezogen ist ...

Erhabene Schöpfungen in Linie und in Kraft bleiben die seinigen immerhin, so großartig und mächtig, daß zu ihrer szenischen Wiedergabe eine Ausnahmserscheinung vonnöten war, um bloß nicht störend zu wirken. — Eine solche aber zu finden, die ebenso großartig und ebenso mächtig imstande gewesen wäre, dem Worte die harmonische Begleitung, dem Akte die statuäre Geste, dem Geiste die verständnisinnige Seele, mit einem Worte, dem großen Werke eine vollendende Zugabe zu bringen, grenzt an das Wunderbare ... und dieses war dem Meister in einer glücklichen Schicksalsstunde beschieden, als er Eleonore Duse begegnete: „Incessu patuit Dea."

*

Ich hatte Eleonore Duse zu ihrer Gondel geleitet, und kehrte nun zu den wenigen auserlesenen Gästen in meinem kleinen Salon zurück. — Es dämmerte schon, wir alle schwiegen ... In den alten grünlichen venezianischen Spiegeln hatte ihr Bild sich zwar verwischt, aber sie schienen durch sie musikalisch geworden und es war, als ob der Nachklang ihrer Stimme von ihnen zurückgegeben wurde ... und wir lauschten andachtsvoll dem Echo in unsrer Seele.

Die alten verblichenen Seidenstoffe um uns herum, die zarten, abgeblaßten Pastellporträts an den Wänden, die hundertjährigen zitternden kleinen Möbel

Digitized by Google

im phantastischen Lichte der im Kamin bereits erlöschenden Flamme, dies alles paßte zu unsrer Stimmung, und wir waren besorgt, durch irgendeinen Laut oder irgendeine Bewegung die Grenzen wieder wachzurufen zwischen Wirklichkeit und Traum, die Harmonie zu stören, den Zauber zu bannen ... Lichteffekte und Zaubererscheinungen, nach denen wird ja heute gestrebt mit der ganzen dämonischen Macht der lärmenden, rauchenden, prasselnden Maschinen, und die jüngste, neue Göttin, die Göttin des Erstaunens fordert von allen die Huldigung und duldet keine andre Gottheiten neben sich, außer einem Gotte, weil er über ihr steht: Der schnöde Gewinn! Dieses frommt der Menge, und dieses — es ist auch nicht gering — genügt ihr. Wenigen Auserkorenen aber sind Licht- und Zaubererscheinungen beschieden, die, bloß auf der innerlichen seelischen Glut beruhend, Blick und Lächeln, Stimme und Geste beleuchtend, alles um sich herum bannen, alles, was mit ihnen fühlt. — Ihre Göttin aber ist unbenannt und verschleiert, und wir beugen uns vor ihrem Geheimnis.

Wer einmal das Glück gehabt hat, Eleonore Duse auf der Bühne zu sehen und zu hören, dem bleibt sie unvergeßlich. Er geht aus dem Theater in „gehobener Stimmung", und dieser banalste der Ausdrücke gibt vielleicht unbewußt am besten das Phänomen wieder, eines, wie ich sagen möchte, „inneren Ruckes nach oben", einer scheinbaren teilweisen Entlastung der irdischen Schwere, die man vor jeder großen Kunstmanifestation physisch fühlt und die mir als Bedingung und Demonstration derselben erscheint.

Es mögen andre sich um präzisere, weniger primitive Definitionen streiten, um welche bereits viel gestritten worden ist und viel noch gestritten werden wird; ich schulde den ziemenden Respekt den großen Büchern und den noch größeren Kunstgelehrten und Kritikern, und hüte mich, meine kleine bescheidene Meinung irgendwie aufdrängen zu wollen — ich hasse den Proselytismus, denn gerade die Bekehrung der Mengen wäre es, welche die ersten Zweifel an meinen Ideen in mir wachrufen würde. — Aber ebenso ungern lasse ich mir etwas beweisen. Beweise überhaupt gehören nicht in die Kunst, aber nur in die Mathematik, obwohl auch hier wieder das Axiom, daß zweimal zwei vier macht, bloß bei uns Männern eine Tatsache ist — bei den meisten aufrichtigen Frauen nur ein Zugeständnis. Da dieses Faktum jedoch an den definitiven Ziffern nichts ändert, bleibt immerhin noch die Frage offen, ob wir oder sie im Richtigen sind ... Ich zog seit jeher jedes Zugeständnis einer schönen Frau der Anerkennung eines gescheiten Mannes unbedingt vor.

Wenn in Eleonore Duse das Auge und das Lächeln sich erleuchtet, als ob eine innere Flamme aufflackern und gleichzeitig die wunderbare Stimme erwärmen würde, so geht auch auf uns Licht, Leben und Liebe über ... Was will man noch mehr? — Was gibt es noch mehr?

Erst durch sie lernte ich endlich den Heiligenschein an den Frauenköpfen der religiösen Bilder begreifen — ob Maria oder Maria Magdalena, habe ich nie gefragt! Jetzt ist ihr wallendes Haar im Silberglanz nur um so verklärter.

Ob in den grünlichen Schleiern des „Traumes eines Frühlingsmorgens"

Digitized by Google

oder in dem schmerzlichen langen Faltenwurf der „Giaconda", ob in der leuchtenden Glut der „Francesca" oder in der tragischen, lichtlosen Ruhe der „Città morta" erscheint sie gleich groß und ergreifend, die neue Galathea, die jedesmal in der Darstellung zum Leben erweckt wird, wie sie uns aus der düsteren Monotonie des täglichen Lebens in andre Sphären versetzt!

*

Wir fuhren diesmal längs der Brenta, wo nur mehr hier und da, gleich verlorenen Posten, die alten Landsitze der venetianischen Patrizier, halb erhalten, halb zerstört, wundersame Bilder wachrufen, aus dem zierlichen, geschminkten, gepuderten achtzehnten Jahrhundert — doch immer wieder unterbrochen werden durch rauchende Fabrikschlote oder krankhaft verzerrte floreale Villen ... Anklänge der ehemaligen zarten Spinetten, welche sofort im brutalen Lärme der Neuzeit sich verlieren, wenn wir gerade am Punkte sind, die reizende Melodie zu erfassen — rosige Träume, die wir, jäh aus dem Schlummer gerüttelt, vergebens wieder anzuknüpfen uns sehnen.

Der Meister war unzufrieden und ich mit ihm. Auch wollte die Brenta nicht seiner Phantasie entsprechen, und er verlangte von mir, ihm ein größeres, breiteres, tieferes Wasser als solche zu zeigen. Diesem Wunsche konnte ich unmöglich entsprechen bei bestem Willen. Hingegen vertröstete ich ihn am Ende unsrer langen Fahrt mit der königlichen Villa von Strà. Ja, wahrhaft königlich, und dies nicht, weil, aber trotzdem sie in königlichen Besitz übergegangen ist. Die Pisani, denen wir diesen stolzen Prachtbau verdanken, waren eben große Herren. Große Herren, wenn auch nicht mehr reiche Leute, denn die Verwirklichung dieses großartigen Traumes war gleichzeitig der Anfang ihres Verfalles.

Große Herren und reiche Leute sind vielleicht nicht immer ganz dasselbe — man kann sie sich vereinigt denken, es muß jedoch nicht notwendig sein, und da es an ersteren immer mehr mangelt, versucht die Neuzeit, jene durch diese zu ersetzen. Ob dieser Versuch auch gelingen wird, darüber zu entscheiden scheint mir wenigstens verfrüht ...

Als wir durch die hohen Gittertore in den weiten Park Einlaß fanden, da fühlte der Meister sich wohl; es war nicht der Tourist, der bemundern will, es war eben der große Herr, der nach Hause kommt. Sicheren, bewußten Schrittes fand er durch die langen Alleen des Parkes seinen Weg — die Irrwege des Labyrinthes waren ihm geläufig —, flüchtig durchmusterte er die öden Glashäuser, die leeren Stallungen, gelassen wandelte er durch die säulenbegrenzten Höfe, die Treppen hinauf, durch die unabsehbare Reihe der nunmehr beinahe ganz von ihren Möbeln entblößten Zimmer, bis in den großen monumentalen Tanzsaal, über welchem sich noch, phantasiereich und farbenprächtig, die von Tiepolo geschmückte Decke wölbt. Hier blieb er nachdenklich und schweigsam stehen. Dachte er vielleicht daran, neues Leben in die toten Räume zu bringen — fieberhaftes, hastiges, eiliges, modernes Leben der reichen Leute? — mit zweifelhaft imitierten

Digitized by Google

antiken Möbeln, und geschickt gefälschten Bildern — oder gar mit der sog. „Neuen Kunst" das Palais zu füllen und auszufüllen? Die kostspieligsten Orchideen unter Gläsern zur Blüte zu erzwingen, Fahrräder, versilbert und vergoldet, in die Stallungen zu stellen, Automobile von einem hervorragenden Sezessionisten bemalen zu lassen ... und dazu telegraphisch und telephonisch mehr oder minder reiche, mehr oder minder überseeische, aber immer eintönige, einsilbige oder überlaute und formlose, stereotype, alberne Alltagsmenschen als Gäste zu bitten, damit sie unter Tiepolos Fresken das Höchste bieten könnten, was ihnen ermöglicht ist — den „Tango" zu tanzen? Denn diese zu verändern oder umzumodeln, dazu ist kein Krösus reich genug, und wenn er es nur versuchen wollte, so müßte man ihn doch als leichtsinnigen Verschwender unter Kuratel setzen.

Nein, an so etwas dachte der Meister doch nicht, trotz seiner modernen Anwandlungen. Seine Besitzergreifung war eine ganz andre: er nahm alles, was er sah, in sich auf und trug es fort, um es dann wundersam wiederzugeben.

Doppelt ist nämlich seine Gabe: das Sehen und das Wiedergeben. Eine unscheinbare Blume, ein Sonnenstrahl auf einer alten Mauer, ein einfaches Gitterfenster, ein fallendes Blatt, ein schwankendes Rohr, ein dürrer Ast, die wir kaum wahrgenommen, werden unter seinem Blicke lebendig. Sie stimmen zu einem dunklen Hintergrunde, stechen von einem blauen Himmel ab, harmonieren zu einem entfernten Glockenton, verbinden sich mit einem Wellenschlag — es spinnt sich eine alte Legende um sie, oder sie reichen in eine mythologische Sage hinauf, oder sie verwandeln sich in ein symbolisches Wahrzeichen, und wir sehen vor uns zauberhafte Bilder erstehen, auf nichts gegründet, so wie in der Wüste die „Fata Morgana" am endlosen, ununterbrochenen Sande plötzlich uns erscheinen und ergreifen. Der „Imaginifico", wie er sich selbst nennt, „der Bilderzauberer"!

Und in der späten Rückfahrt zur Bahn plauschten wir viel über Kunst und Philosophie. Während ich ihm mein engbegrenztes, ruhiges, zurückgezogenes, regelmäßiges Leben pries, gestand er hingegen, daß er über alles die Ungewißheit und den Zufall des nächsten Tages liebte, die ihm eine wahre Lebensbedingung seien. Unsre Philosophie sollte aber gar bald auf die Probe gestellt werden. Unser Zug — wie das im Leben des öfteren vorkommt — hatte eine Stunde Verspätung ... Gelassen zogen wir quer über die Straße zum einsamen niederen Bauernhause des alten, mir wohlbekannten Fuhrmannes, der mich so oft zur traditionellen Lagunenentenjagd geführt; und dort, beim offenen Herde, auf der schmalen Zirkularbank, die ihn umgibt, rösteten wir uns am großen Feuer ein paar Schnitte der landesüblichen „Polenta", verzehrten diese mit bestem Appetit und blickten sinnend auf das Spiel und den Tanz der roten Flammen mit den schwarzen Schatten.

*

Am nördlichsten Punkte der blauen Adria erhebt sich stolz, nach Süden blickend, das Felsenschloß Duine. Links Triest und die Istrianische Küste, rechts

Digitized by Google

die grünende lateinische Ebene mit den Alpen im fernen Hintergrunde, und vor uns das weite Meer. In diesem auf einer lang vorgestreckten niedrigen Landzunge profiliert sich am hellen Himmel der ehrwürdige alte Dom von Aquileia mit seinem Turme, und rings herum breiten die ersten italischen Pinien ihr schützendes Dach über die heißen Fluren. Sie stehen nun vereinsamt, diese ersten Pinien des einstigen großen schattenschweren Waldes, der in längstvergangener Urzeit, im mächtigen Bogen die See umfassend, von hier bis nach Ravenna sich streckte, wo wieder heute die letzten Bäume, ebenso vereinsamt, traurig ihre Arme ausbreiten. Wahrhaftig, ein herrlicher Bogen — gleichsam ein ganzer Lebensbogen! Hier soll Dante als Gast der mächtigen Torriani geweilt haben. Hier liebte er es, von dem kleinen, unterhalb des Schlosses vorspringenden Felsen (der jetzt noch legendarisch seinen Namen trägt) seine Gedanken über das endlose Meer schweifen zu lassen — dort wurde er zur Ruhe gebettet zwischen den großen Ruinen.

An beiden weihevollen, erinnerungsmächtigen Orten ward mir das Glück beschieden, Eleonore Duse zu begegnen.

Hier entsinne ich mich ihrer auf dem hohen Söller, unter der strahlenden Mittagssonne, in der frischen Sommerbrise, welche die schäumenden Wellen gegen die Felsen trieb, daß sie laut aufspritzten und ihr gleichsam zujauchzten, und den Duft der von ihr geliebten roten Rosen und der frisch grünenden Lorbeersträucher auf dem Felsenabhange als Opfergabe emporsandten. Hier stand sie hochaufgerichtet und lächelnd in der vollen Schaffungsfreude und Schaffungsmacht, im begeisterten Enthusiasmus den hehren Kunsttraum zu verwirklichen, erhaben über irdische Sorgen und menschliche Qualen — Licht, Leben, Liebe!...

Dort gedenke ich wieder ihrer unter den letzten schütterstehenden traurigen Pinien nach Sonnenuntergang, schweigsam an einen Stamm gelehnt. Schon steigen die trüben Nebel in der grauen Dämmerung wie Gespenster aus dem feuchten Boden empor, und nur aus weiter Ferne — denn immer ferner zieht sich das Meer von Ravenna zurück — streicht unter den zitternden Wipfeln das leise Rauschen der Wellen wie eine Klage ... ihre Klage!

Viele Jahre sind seit jener Zeit verflossen — Jahre der Mühe und des Kampfes — nicht für sich selbst, aber für ihre Fahne — wohl auch blutiger Siege, aber wie teuer erworben!

Doch der Traum, der Traum ihres Lebens, der scheint ihr nicht verwirklicht... Noch glänzt das Auge — oder wäre es eine Träne? Noch wallt das Blut in den Adern — kann es nur Fieber sein? Noch klopft rhythmisch das Herz — oder ist es nur eine Erinnerung? Doch um sie herum ist es öde und leer — nur Irrlichter im Sumpfe ... und keine hilfreiche, ebenbürtige Hand findet sich, um ihre schöne Hand zu ergreifen und wieder hinaufzuziehen in die hohen Regionen der Idealität, um noch vereint zu kämpfen und zu siegen ... An diesem Kummer siecht sie dahin ... Und eine unendliche Wehmut erfaßt sie ... und erfaßt uns ... im schmerzlichen Schauer der anbrechenden Nacht.

*

Digitized by Google

Nun zum Schlusse noch eine Prophezeiung! Ich lasse mich im allgemeinen sehr ungern darauf ein, den Propheten zu spielen. Es war seit jeher und bleibt auch immer, was man eine „brotlose Kunst" nennt. Schon die Einteilung in „große" und „kleine" Propheten machte mich von jeher stutzig. Ob eine Wahrheit oder eine Lüge das Endresultat bildet, trifft einen Lob oder Tadel wahrscheinlich ... gar nicht mehr. In alter Zeit hatten auch viele von ihnen eine nicht sehr angenehme Existenz. Es wurde ihnen meistens nicht geglaubt, sie wurden des öfteren sogar mißhandelt, und selbst, wenn ich mich recht erinnere, das eine oder das andre Mal „gesteinigt". Was das „Nichtglauben" anbelangt, so läßt mich das unendlich kühl. Was das „Steinigen" betrifft, so würde ich das in unsrer dem Symbol so ergebenen Zeit, mit dem sog. „selbständige unparteiische Kritik üben" übersetzen — und diesen Steinen weicht heutzutage selten jemand aus.

Bei modernen Prophezeiungen fällt aber noch ein Moment in die Wagschale, und dies ist die immer sich steigernde Raschheit im Zeitverlauf, da Schnelligkeit nach und nach nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern immer mehr als Endzweck selbst sich zu entwickeln droht. Die gewohnten Zeiteinteilungen bleiben zwar vorläufig noch die alten, ihre Bedeutung scheint mir aber nicht mehr dieselbe. Wird man mir es verübeln, wenn ich behaupte, daß das neunzehnte Jahrhundert ihrer zwei umfaßt und das zwanzigste wohl in vier solche sich wird spalten lassen müssen?

Unter all diesen Umständen muß ich wohl einige „Wenn" meiner Prophezeiung vorausschicken.

Wenn nämlich in ein paar dieser gepreßten Jahrhunderte überhaupt noch etwas besteht und überhaupt noch Menschen übrig bleiben, d. h. wenn ein neuer fulminanter Sprengstoff nicht alles zerstört hat, und eine neue Schießwaffe nicht alle getötet und die letzten glücklich auch den sonstigen Uebeln, wie z. B. Hungersnot und Pest, Religionskrieg und Nationalitätenhader, Regierungen und Parlamente, Feminismus und Diplomatie, entgangen sind, wenn diesen Erübrigenden durch eine obligatorische Kinderoperation Hirn und Herz nicht durch — freilich viel besser gehende — kleine Instrumente ersetzt worden sind, wenn schließlich diesen Wenigen der Begriff „Kunstideal" weder ein leeres, unverständliches Wort noch ein vorsintflutliches Untier vorstellen sollte, dann werden Eleonore Duse und Gabriele d'Annunzio ihnen künstlerisch ebenso groß erscheinen als — klein die Epoche, in der sie gelebt!

Digitized by Google

Die internationale Hochschule für internationales Recht im Haag

Von

Senatspräsident und Prof. Dr. Heinrich Harburger,

zurzeit Präsident des „Institut de Droit International"

„Internationalisierung des internationalen Rechts", das ist die neueste Parole auf dem Gebiete des internationalen Rechts, ausgegeben von dem hervorragenden amerikanischen Völkerrechtslehrer und Generalsekretär der Carnegie-Stiftung für den Völkerfrieden, Professor James Brown Scott. Sie beruht auf folgendem zutreffenden Gedankengang: Trotz des universellen Wesens des Völkerrechts und obwohl kein Wissenszweig in gleichem Maße wie das Völkerrecht der Behandlung von verschiedenen Gesichtspunkten aus bedarf, kann man sich bei näherem Zusehen der Erkenntnis nicht verschließen, daß bei seiner Auslegung und Anwendung überall nationale Anschauungen und Gefühle je nach den Interessen und Vorurteilen der verschiedenen Völker sich geltend machen. Mag man auch in der Regel sich dessen nicht bewußt sein, die Tatsache als solche bleibt unbestreitbar.

Dies gilt aber nicht bloß für das Völkerrecht, das internationale öffentliche Recht, auf dessen Entwicklung nicht selten die Politik von Einfluß ist, sondern nicht minder für das sog. internationale Privatrecht. Hat doch der der Wissenschaft und der Menschheit zu früh entrissene geistige Vater und ständige Leiter der Haager Konferenzen für internationales Privatrecht, Staatsminister Professor Asser, zu wiederholten Malen mündlich und brieflich mir gegenüber sein Bedauern darüber geäußert, daß die Ergebnisse jener amtlichen Konferenzen — die Gründe, auf die er es zurückführte, mögen hier unerörtert bleiben — weitaus mehr im Sinne der romanischen als der germanischen Rechtsanschauungen und -empfindungen ausgefallen sind und dadurch teilweise eine einseitige Färbung erhalten haben. Im Interesse des Fortschrittes der Menschheit und der Kultur ist es darum für beide Zweige des internationalen Rechts dringend zu wünschen, daß nach Möglichkeit eine Ausgleichung der durch die nationalen Sondergefühle und -bestrebungen hervorgerufenen Unebenheiten und Verschiedenheiten stattfinde.

Es ist einer der Vorzüge der neugeschaffenen internationalen Akademie für internationales Recht mit dem Sitze im Friedenspalast, über deren Entstehungsgeschichte, Wesen und Bestimmung im nachfolgenden berichtet werden soll, daß sie wesentlich dazu beitragen kann, jenes Ziel zu erreichen.

Ludwig v. Bar hatte wiederholt den Vorschlag gemacht, für sehr schwerwiegende Sachen — in denen die Regierungen Bedenken tragen können, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen — eine internationale Akademie mit festem Sitz und ständigen Mitgliedern zu schaffen, die auf Erfordern Gutachten über internationale Streitigkeiten abzugeben hätte und so ein weiteres Organ zur

Digitized by Google

Ausgleichung solcher bilden würde. Diesen Vorschlag hatte Professor Otfried Nippold im Einverständnis mit dem Herausgeber der „Deutschen Revue" (1907, II. Band) dahin erweitert, daß man diese Akademie „nicht nur als eine begutachtende, sondern auch als eine rechtsbelehrende Institution fassen sollte, also als eine Akademie gleichzeitig im Sinne einer internationalen Hochschule". Und dieser Gedanke gefiel dem Vorsitzenden der zweiten „Friedenskonferenz", dem russischen Botschafter Nelidow, so sehr, daß er in der dritten Plenarsitzung der Konferenz (20. Juli 1907) deren Aufmerksamkeit darauf lenkte und dabei der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß sich ein freigebiger Mäcen finden möchte, der, wie Andrew Carnegie schon für verwandte Zwecke getan habe, für eine solche Anstalt die nötigen Mittel zur Verfügung stellen würde. In der fünften Plenarsitzung (7. September 1907) konnte sodann Nelidow ein Schreiben des damaligen rumänischen Ministerpräsidenten Demeter Sturdza bekanntgeben, in dem dieser unter Vorlegung eines vollkommen ausgearbeiteten Statutenentwurfs für eine Völkerrechtsakademie es für wünschenswert erklärte, de créer entre la juridiction internationale et la Conférence un lien qui ne peut être un autre que celui de la science. Hiermit hatte der Gedanke zum erstenmal eine greifbare Gestalt erhalten und war seine Lebensfähigkeit dargetan. Die Konferenz kam nicht mehr dazu, sich eingehender damit zu befassen. Aber diesseits und jenseits der Atlantis machte von da ab die Idee im stillen stets weitere Fortschritte. Im Haag, der als Sitz der Akademie gedacht war, bildete sich im Jahre 1910 auf Asters Anregung eine Vereinigung, die sich die Verwirklichung jenes Planes zur Aufgabe machte. Und als im Laufe des gleichen Jahres die Vorbereitungen für die Millionenstiftung Andrew Carnegies zur Förderung des Völkerfriedens getroffen und schließlich am 14. Dezember 1910 die Stiftung errichtet wurde, da nahm Scott, als ihr Generalsekretär und Direktor ihrer Abteilung für internationales Recht, im Sinne seiner obigen Parole den Gedanken Sturdzas auf. Er setzte sich mit Asser und der holländischen Vereinigung in Verbindung, veranlaßte die Einholung zahlreicher Gutachten von Sachverständigen und bestimmte die Verwaltung der Carnegie-Stiftung, der Sache ihr wärmstes Interesse zuzuwenden und die holländische Vereinigung um Herstellung eines Statutenentwurfes zu ersuchen. In der Zwischenzeit war auch von andrer Seite der Sache nähergetreten worden. So hatte die „International Law Association" in ihren Jahresversammlungen von 1910 und 1912 sich für die Errichtung einer Hochschule für internationales Recht im Haag ausgesprochen; namentlich aber hat, nachdem das „Institut de Droit International" auf Ersuchen der Carnegie-Stiftung die Aufgabe eines allgemeinen Beraters ihrer international-rechtlichen Abteilung übernommen und zur Erledigung dringlicher Geschäfte einen beratenden Ausschuß (Comité consultatif) eingesetzt hatte, dieser Ausschuß wiederholt und schließlich das Institut in seiner Plenarsitzung vom 9. August 1913 zu Oxford die Schaffung einer Zentralstelle für höhere Studien auf dem Gebiete des internationalen Rechts im Haag wärmstens befürwortet. Daraufhin hat die Carnegie-Stiftung den vom niederländischen Ausschuß nach mehrjähriger reichlicher Erwägung gefertigten Entwurf

Digitized by Google

eines Statutes für die neue Hochschule jenem „beratenden Ausschuß" mit dem Ersuchen um Prüfung und endgültige Feststellung überwiesen. Dieser hat in den Tagen vom 10. bis 12. Januar 1914 unter Mitwirkung einer Abordnung des niederländischen Ausschusses sich der schwierigen und verantwortungsreichen Aufgabe unterzogen. Das Ergebnis der eingehenden Beratungen ist sodann, nachdem James Brown Scott alsbald ausdrücklich namens der Carnegie-Stiftung deren Einverständnis erklärt hatte, der notariellen Urkunde einverleibt worden, die am 27. Januar 1914 im Haag über die Gründung der neuen Akademie errichtet worden ist.

Mit Rücksicht darauf, daß die Verwirklichung des Planes wesentlich dem zielbewußten Eingreifen der Carnegie-Stiftung zu verdanken, und daß auch sie es ist, die zunächst durch jährliche Beiträge den größten Teil der Unkosten bestreitet, lautet der amtliche Name: L'Académie de droit international de la Haye, établie avec le concours de la Dotation Carnegie pour la Paix internationale. Die Akademie hat ihren Sitz in dem von Carnegie zunächst für den Schiedsgerichtshof gestifteten „Friedenspalast", der so in zweifacher Weise den idealen Zielen des großen Philanthropen dienen soll. Wie schon dem Plane Sturdzas das Asklepion, das Hippokrates auf der Insel Kos für das Studium der Medizin einstens gegründet hatte, als Ideal vorschwebte, so soll nach dem Art. 2 der Statuten die Akademie sein „un centre de hautes études de droit international (public et privé) et des sciences connexes pour faciliter l'examen approfondi et impartial des questions se rattachant aux rapports juridiques internationaux". Dort sollen im Sinne der Carnegie-Stiftung „teachers and students of international law of all countries have an opportunity to learn to reconcile their views and to cooperate in a regular and systematic way towards a better mutual understanding of differing opinions and towards progress in reaching mutual agreement about what the law is and ought to be".

Dieser Zweck soll auf dreifachem Wege angestrebt werden, zunächst durch systematische Vorlesungen (cours) über größere Abschnitte beider Zweige des internationalen Rechts und durch Vorträge (conférences) über einzelne schwierigere oder interessantere Lehren oder Fragen und, im Anschluß an beide zum Zweck größerer Vertiefung in die Lehrgegenstände der Vorlesungen und Vorträge, durch seminaristische Uebungen, wie solche an den deutschen Universitäten üblich sind. Dabei liegt der Gedanke zugrunde, daß die Akademie keiner der bestehenden höheren Lehranstalten und Lehrweisen, die sich mit dem internationalen Recht befassen, irgendwie Konkurrenz machen, sondern vielmehr ausschließlich Gelegenheit bieten soll zur Vervollkommnung der Ausbildung im internationalen Recht nach Beendigung des regelmäßigen Studiengangs.

Der Unterricht soll erteilt werden von den ersten Größen der Wissenschaft und der Praxis des internationalen Rechts aus aller Herren Länder, die alljährlich dafür ausgewählt werden, mit der Maßgabe, daß zur Sicherung des internationalen Charakters und zur Vermeidung des Ueberwiegens einer ein-

Digitized by Google

zelnen Nationalität jeweils nur eine einzige Lehrkraft einer Nationalität entnommen werden darf. Fürs erste ist ins Auge gefaßt, die Unterrichtszeit zunächst auf die Monate Juli bis Oktober zu beschränken und dadurch den Lehrkapazitäten — deren vier bis fünf gleichzeitig nebeneinander tätig sein sollen — zu ermöglichen, ihren Amtspflichten gegenüber ihrem Vaterland gerecht zu werden und doch daneben, während der Ferienzeit, dem großen Ganzen zu dienen. Als Hörer der Akademie sind gedacht, und zwar wiederum aus aller Herren Länder, nicht bloß zukünftige oder bereits als solche tätige Lehrer des internationalen Rechts, sondern namentlich auch angehende Diplomaten und Konsuln, Militär- und Marineattachés, ja auch aktive Diplomaten, ferner höhere Verwaltungs- und Justizbeamte sowie Rechtsanwälte, die vorwiegend auf jenen Rechtsgebieten tätig sind. Zur Erleichterung des Besuchs der Akademie sollen aus den ihr zu Gebote stehenden Mitteln Zuschüsse gewährt werden. Es darf wohl auch von den Regierungen aller Kulturstaaten, die den Gründungsgedanken sympathisch begrüßt haben, erwartet werden, daß sie geeignete Persönlichkeiten zum Besuche der Akademie abordnen und ebenfalls mit den nötigen Mitteln ausstatten.

Von dem persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch unter und mit den verschiedenen Größen des internationalen Rechts, von dem Zusammenleben und Zusammenwirken mit Fachgenossen aus andern Ländern erhofft man für Lehrer und Schüler jene Ausgleichung zwischen den Anschauungen und Gefühlen der verschiedenen Nationen, jene Erweiterung des Gesichtskreises, jene Gewöhnung an die Betrachtung der Dinge nicht bloß von dem beschränkten Standpunkt des nationalen, sondern vielmehr von dem des allgemein-menschlichen Interesses aus, die im Laufe der Zeit dazu führen kann, sich gegenseitig kennen, würdigen und schätzen zu lernen — ganz zu schweigen davon, daß sie unvermeidlich auch das Wirken des permanenten Schiedsgerichtshofs beeinflussen wird, dessen Entscheidungen einen der wichtigsten Gegenstände der wissenschaftlichen Betätigung der Akademie bilden sollen. Einzig in ihrer Art bezüglich ihres Lehrziels und der Art der Behandlung des Lehrstoffes, nicht minder hinsichtlich der Zusammensetzung des Lehrkörpers und der Hörerschaft sowie ihrer Unterrichtszeit und ihres Sitzes, wird die Akademie den weiteren Vorteil haben, daß ihren Angehörigen die bereits in der Bildung begriffene Bibliothek des Friedenspalastes offen stehen wird, die die vollständigste Sammlung der Literatur des internationalen Rechts und der damit zusammenhängenden Wissensgebiete werden soll.

Die wissenschaftliche Leitung der Akademie liegt in den Händen eines Kuratoriums von zwölf Mitgliedern; die übrigen Verwaltungsgeschäfte besorgt als ihr Verwaltungsrat (Conseil d'Administration) die Vorstandschaft der Carnegie-Stiftung für den Friedenspalast; für alle vermögensrechtlich bedeutsamen Geschäfte steht dem Verwaltungsrat eine Finanzkommission zur Seite.

Durch diese ihre Organisation und durch die Art der Beschaffung der nötigen Barmittel — neben der Rente des Stiftungskapitals aus holländischen Quellen, zu dem auch Asser einen Teil des ihm im Jahre 1911 verliehenen Nobel-Preises

Digitized by Google

beigesteuert hat, kommt namentlich ein sehr beträchtlicher jährlicher Beitrag der Carnegie-Stiftung in Frage — ist der Akademie eine vollständige wissenschaftliche und finanzielle Unabhängigkeit und Selbständigkeit gesichert. Auch einem Ueberwiegen einer einzelnen Nationalität bei ihrer wissenschaftlichen Leitung ist dadurch vorgebeugt, daß nicht gleichzeitig zwei Angehörige einer und derselben Nationalität Mitglieder des Kuratoriums sein dürfen, eine Bestimmung, die von selbst den internationalen Charakter dieser Körperschaft mit sich bringt. Zur Sicherung einer gewissen Stetigkeit in den Grundsätzen der wissenschaftlichen Leitung ist von der anfänglich in Aussicht genommenen turnusmäßigen Erneuerung des Kuratoriums abgesehen und die kooptationsweise Ersetzung ausscheidender Mitglieder festgesetzt worden. In Gemäßheit der Statuten setzt das Kuratorium zurzeit sich zusammen aus dem gegenwärtigen und sechs früheren Präsidenten des Institut de Droit International, dem Direktor der international-rechtlichen Abteilung der Carnegie-Stiftung, einem niederländischen Mitglied, das jeweils der Verwaltungsrat auszuwählen hat, und drei weiteren kooptationsweise bestimmten Mitgliedern. An der Spitze des Kuratoriums und damit der gesamten wissenschaftlichen Betätigung der Akademie stehen, auf drei Jahre gewählt, ein Präsident (zurzeit der bevollmächtigte Minister Universitätsprofessor Louis Renault, Paris) und ein Vizepräsident (zurzeit der Verfasser des gegenwärtigen Berichts) mit einem Generalsekretär (zurzeit Professor Albéric Rolin, Generaldirektor der Bibliothek des Friedenspalastes).

Die Eröffnungsfeier der Akademie, anläßlich deren auch der Lehrplan für 1915 bekanntgegeben werden wird, wird am 1. Oktober l. J. stattfinden.

Gablenz in Briefen an seinen Bruder

Von

Strobl v. Ravelsberg

Aus Kämpfern des Jahres 1864 hat sich in Wien ein Komitee gebildet, das dem heldenmütigen Führer der Oesterreicher, die im Verein mit preußischen Truppen den Feldzug in Dänemark siegreich zu Ende führten, ein seiner Bedeutung angemessenes Denkmal errichten will. Die erforderlichen Geldmittel hofft das Komitee durch Sammlungen aufzubringen. Im Hinblick auf das enge Bündnis zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche, das sich nachgerade zu einer europäischen Notwendigkeit herauswächst, ist es durchaus am Platze, auf eine vor dem Feinde bewährte Waffenbrüderschaft hinzuweisen, und so wird man den Bemühungen des übrigens rührigen Komitees mit einer gewissen Sympathie gegenüberstehen. Ludwig Freiherr v. Gablenz, 1814 zu Jena geboren, schied 1874 in Zürich auf tragische Art aus dem Leben, in einem Anfalle von Geistesverwirrung verübte er Selbstmord. Man muß dies bedauern schon aus dem Grunde, als er dadurch sich den Weg abschnitt, in die Reihe

Digitized by Google

der ganz großen Heerführer emporzusteigen. Vier Jahre nach seinem Tode fand die Okkupation von Bosnien statt, wäre Gablenz am Leben gewesen, diese ehrenvolle und für die Zivilisation ersprießliche Aufgabe hätte ihn getroffen.

Gablenz stammt aus Sachsen. Sein Vater, der sich im Russischen Feldzuge von 1812 als Brigadier rühmlich hervortat, brachte es bis zum sächsischen Generalleutnant. In den hier mitgeteilten Briefen bedauert Gablenz wiederholt, daß seinem Vater versagt blieb, den Aufstieg des Sohnes zu erleben. Ueberhaupt atmen diese Briefe ein warmes Familiengefühl, ihr Verfasser gibt sich so ganz ohne jede Heldenpose und berichtet schmucklos über Ereignisse, an deren Gelingen ihm sehr häufig der Löwenanteil gebührte. Einleitend sei bemerkt, daß Ludwig Gablenz, der jüngste von drei Brüdern, diese Briefe an seinen nächst älteren Bruder Anton gerichtet hat. Anton Gablenz, mit Freiin Auguste Lützerode vermählt, bekleidete um diese Zeit die Stelle eines Eisenbahndirektors in Dresden. In den großen Lebensfragen waren Ludwig und Anton wohl immer eines Sinnes, und unter der örtlichen Trennung nahm das Gefühl der Zusammengehörigkeit an Tiefe nur zu.

Die vorliegende Korrespondenz beginnt im Herbst 1848 und währt bis in den Sommer 1849. Fraglos sind viele Briefe in Verlust geraten, doch das Vorhandene genügt, um zu verstehen, warum Ludwig Gablenz sich so sicher seinen Weg zu bahnen wußte. Neben universeller Bildung besaß er ein tiefes militärisches Wissen, dabei verfügte er über Mut und Schneid, und was vielleicht wichtiger war, er besaß Gönner und Freunde, die er sich im persönlichen Umgange erworben hatte. Aus der sächsischen Armee, für die er erzogen worden war, hatte er sich im April 1833, als Neunzehnjähriger, in österreichische Dienste aufnehmen lassen. Das Jahr 1848 fand ihn in Preßburg als Rittmeister und rangjüngsten Eskadronskommandanten im Regimente Wallmoden-Küraſſiere. Mit ihm zugleich als Rittmeister diente der Badenser Edelsheim, der sich bekanntlich in der Folge zu epochaler Bedeutung für die Kavalleriewaffe emporgeschwungen hat. Nach dem Ausbruch der Wirren in Italien bewarb sich Gablenz um eine Anstellung an der Seite Wallmodens, der dem greisen Radetzky als Adlatus zugeteilt war. Der Wunsch wurde im Mai erfüllt, und einmal in Italien, fand Gablenz reichlich Gelegenheit, sein Wissen und Können zu betätigen. Mit dem ganzen Ungestüm seiner unverbrauchten vierunddreißig Jahre stellte sich Gablenz in den Dienst der Sache, kein Wunder also, daß er sich im Hauptquartier sehr rasch einen geachteten Namen machte. Der erste, an Bruder Toni gerichtete Brief enthielt denn auch die Neuigkeit, daß Gablenz vorgeschlagen sei für eine Majorsstelle im Generalstab. Hier der Wortlaut dieses Briefes:

Mailand, 2. September 1848.

Lieber Toni! Deine beiden Briefe vom 15. Juli und 19. August aus Dresden habe ich erhalten, und letzteren vorgefunden, als ich gestern zurückkehrte mit dem II. Korps unter d'Aspre, der mich, als große Auszeichnung für sich, vom Feldmarschall Radetzky erbeten hatte, um den letzten Schlag gegen die

Digitized by Google

Rebellen zu führen, der in eine Art Guerillakrieg im Gebirge ausgeartet ist. Seit meinem letzten Brief ist Großes vorgefallen, und ich habe oft an den seligen guten Papa gedacht, wenn er von sich und seinen Kontemporäns sagte: „Wir haben für sechs Generationen gelebt!“ Er konnte es wirklich sagen; doch auch ich darf sagen, daß der Zeitraum hier in Italien kein Schlaraffenleben war.

Um jedem falschen Gerücht zuvorzukommen, das Dir zu Ohren kommen könnte, wie damals mit der abgehauenen Nase, benachrichtige ich Dich, daß ich vor Lodi von einer Kartätsche sehr leicht verwundet worden bin, und zwar wie Achilles, an der rechten Ferse. Obzwar ich nicht in den Styx getaucht worden bin, daher auch anderweitig verwundbar gewesen wäre, so segne ich den Himmel, daß er das so gut hat ablaufen lassen.

Außerdem benachrichtige ich Dich noch, daß ich bereits seit dem Einrücken in Mailand zum Major im Generalstab vorgeschlagen worden bin, was der Feldmarschall mir mit schmeichelhaften Worten eröffnet hat. Bald erwarte ich die Ernennung, im Generalstab im Kriege ist der schönste Wirkungskreis und auch der einträglichste. Im Laufe des Herbstes werde ich mich als Kurier nach Wien schicken lassen und dann trachten, einen sechswöchigen Urlaub zu nehmen, den ich ganz meinen Angehörigen zu widmen beabsichtige und mich zu Eurer aller Disposition stelle. Ich habe schon wieder Pläne, die ich mit Dir besprechen werde. Leid ist mir übrigens, daß Du nicht für Frankfurt gewählt worden bist, dies hätte sehr in meinen Kram gepaßt. Für jetzt gebe ich Dir recht, die am Ruder sind, sind nur vorübergehende Größen.

Hier leben wir in dolce jubilo als Sieger, und ich sage Dir, so eine Militärregierung ist gar nicht schlecht. Alle Chefs sind Soldaten, sogar der Theaterdirektor ist ein Obristleutnant. Unsre Verdienste werden zwar in allen Zeitungen verkleinert, geschmäht, verdächtigt, aber die Resultate sprechen zu laut für uns. Was Du wegen der Gefangennahme Carlo Albertos sagst, kann ich nur mit dem Ausspruch des Kurfürsten Moriz nach der Schlacht von Sivershausen beantworten, als er Kaiser Karl V. entwischen ließ: „Wir hatten keinen Käfig für einen so großen Vogel.“ Nein, ihn umzubringen, wäre ein Unglück gewesen. Der Feldmarschall hat selbst die Armee geschont, denn wäre Carlo Alberto ohne Armee nach Piemont zurückgekehrt, so wäre er verjagt worden und wir hätten eine Republik an unsrer Seite, der die Franzosen unfehlbar zu Hilfe gekommen wären. Der Marschall hat ihm gerade soviel Truppen gelassen, daß er seinen Thron im Innern behaupten kann, und das war politisch nötig. Doch jetzt genug. Benachrichtige die Verwandten, grüße sie herzlich und behalte lieb Deinen Louis.

Mit dem Urlaub, den Gablenz in Dresden zu verbringen gedachte, hatte es seine guten Wege, denn während des Sommers traten die Wirren in Ungarn ein. Unter Ludwig Kossuth, der sich zum Führer der ungarischen Bewegung emporgeschwungen hatte, spitzten sich die Gegensätze zwischen Wien und Pest derart zu, daß an eine friedliche Lösung nicht mehr zu denken war. Im Oktober

Digitized by Google

trat der Wiener Aufstand hinzu, der Hof mußte nach Olmütz flüchten. Fürst Windischgrätz, mit den Rechten eines Diktators ausgestattet, erstickte zunächst den Wiener Aufstand, dann folgte der Thronwechsel, und im Zusammenhange damit stand, daß der Feldmarschall eine Truppenmacht organisierte, mit der er den Einmarsch in Ungarn zu bewerkstelligen gedachte. Diese Neugruppierung der Armee bedingte einen namhaften Bedarf an Generalstabsoffizieren, die großenteils der Armee Radetzkys entnommen wurden. Unter jenen, die ins Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz einzurücken hatten, befand sich auch Gablenz. Die nachfolgenden zwei Briefe, im Hauptquartier des Fürsten geschrieben, bedürfen nur einer kurzen Erklärung. Der angeblich erschossene Generalstabschef des Korps Schlik, das in Oberungarn isoliert operierte, war Hauptmann Scudier. Dessen Pferd war am 11. Dezember im Gefecht bei Budamér, unweit Kaschau, erschossen worden, er selbst bekam einen Streifschuß am Kopf und blieb bewußtlos liegen. Als Scudier erwachte, sah er sich von Husaren umringt, die ihn als kriegsgefangen mit sich nahmen. Gablenz, der so unvermutet in einen neuen Wirkungskreis gelangte, urteilte richtig, wenn er meint, dem Korps Schliks stehe ein Argonautenzug bevor.

*

Petronell, 17. Dezember 1848.

Lieber Toni! Die Ungarn haben sich auf allen Seiten zurückgezogen, Oedenburg und Preßburg ist von uns genommen und ohne erheblichen Widerstand besetzt worden. Schlik meldet, daß er mit seinem Korps von Krakau über Dukla nach Eperjes vorgerückt ist, am 12. zwischen letzterem Ort und Kaschau ein ungarisches Korps von 25000 Mann aufgestellt gefunden, es angegriffen und geschlagen hat. Dann hat er Kaschau besetzt, woselbst er mit Jubel empfangen wurde, da man der Kossuthschen Regierung müde ist. Das Wetter ist fortwährend, gottlob, günstig, was uns die ferneren Operationen sehr erleichtert. Ist Preßburg entwaffnet, so werden die Operationen gegen Pest und Ofen ungesäumt fortgesetzt werden.

*

Preßburg, nachts, den 19. auf 20. Dezember 1848.

Lieber Toni! Unsre Angelegenheiten gehen gut und sicher vonstatten, und der Zufall begünstigt mich so, wie ich es mir nur wünschen konnte. Ehegestern kam der Bericht vom Korps des Feldmarschalleutnants Grafen Schlik, welches von Krakau über Eperjes nach Kaschau eingebrochen ist, daß er ein Gefecht größerer Art mit den Ungarn gehabt hat, wobei ihm sein Generalstabschef erschossen worden ist, und er um einen andern bittet. Der Feldmarschall Windischgrätz hat mich dazu bestimmt, und ich gehe in zwei Stunden als Kurier über Olmütz, wo ich dem Kaiser über unsre Fortschritte Bericht erstatte, nach Krakau und von da sofort über Dukla nach Kaschau, wo ich das Korps treffen werde.

Im Hauptquartier lasse ich, wie ich zu glauben berechtigt bin, nur Gönner und mehrere gute Freunde zurück. Einige beneiden mich natürlich auch sehr,

Digitized by Google

besonders meine älteren Kameraden. Mein neuer Korpskommandant ist ein vortrefflicher, unternehmender Feldsoldat, sehr selbständig, aber er hat das Renommee, etwas hitzig, vielleicht sogar unbesonnen zu sein. Von Kaschau schreibe ich Dir über unsre Operationen, wir betreten eine Terra incognita. Es wird eine Art Argonautenzug werden, Gott gebe, daß ich der Jason bin!

In Kaschau, dem Orte seiner Bestimmung, traf Gablenz am 25. Dezember ein. Das Zutrauen seines Chefs sowohl wie der Truppen erwarb sich Gablenz sofort, schon am 28. war sein Name in aller Leute Mund. Beim Vortrab reitend, gewahrte Gablenz eine Honvedabteilung; mit einigen Reitern sprengte er vor und behandelte die Honveds wie Untergebene. „Beim Fuß, Pyramiden ansetzen!" kommandierte er, nahm dem Honvedoffizier den Säbel ab, und ehe die verdutzte Abteilung recht wußte, was mit ihr geschah, war sie kriegsgefangen. Eine Woche später, am 4. Januar 1849, wurde das Korps Schlik von der Heeresgruppe des ungarischen Kriegsministers Mészáros angegriffen. Das Gefecht fand in unmittelbarer Nähe von Kaschau statt. Bei Beginn der Aktion trennte sich Gablenz von seinem Chef mit den Worten: „Ich verfüge mich zu den Ziegelöfen, verlassen sich Eure Exzellenz auf mich, daß ich dort meine Sachen schon mache!" Sprachs und nahm zwei Sechspfünder mit sich, die er derart vorteilhaft aufstellte, daß die gegnerische Stellung enfiliert wurde. Diese halbe Batterie richtete ungeheuren Schaden an und trug wesentlich dazu bei, daß Mészáros mit einer Niederlage abzog. Der Umstand, daß Gablenz kein methodisch geschulter Generalstäbler war, bewahrte ihn vor der Gefahr, doktrinär zu werden. Musterbeispiele für die Art, wie der Krieg hier zu führen sei, gab es nicht, es mußte also aus dem Instinkt heraus gehandelt werden. Aus dem Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz war Gablenz abgereist in der Erwartung, daß der Vormarsch der Hauptarmee dem Korps Schlik namhafte Vorteile bringen werde, als er jedoch in Kaschau eintraf, offenbarte sich just das Gegenteil. Anstatt entlastet zu werden, mußte das Korps Schlik Kämpfe bestehen mit ungarischen Heeresgruppen, die, der österreichischen Hauptarmee ausweichend, nach Oberungarn sich zurückzogen. Jedes vom Feldmarschall entsendete Streitkorps bewirkte, daß für Gablenz die Zahl der Gegner wuchs. Mehr wie einmal befand sich das Korps Schlik in mißlicher, zeitweise sogar verzweifelter Lage. Trotz einer Kälte von 20 Grad war Gablenz fleißig auf den Beinen, nach allen Seiten hin ließ er Streifzüge unternehmen und rettete so das Korps vor dem Schicksal, in Kaschau eingeschlossen und zur Waffenstreckung gezwungen zu werden. Daß Gablenz mitunter recht düsterer Stimmung war, erscheint begreiflich, um so verdienstlicher für ihn, daß er davon nichts merken ließ. Das Fernglas, das er so sehnlich sich wünschte, erhielt er erst zwei Monate später, charakteristisch für die gute alte Zeit. Das Hilfskorps, dessen er erwähnt, war vom Fürsten Windischgrätz entsendet und bestand aus den Brigaden Parrot und Kriegern. Ungewollte Komik liegt in dem Hinweise auf die Lutheraner der Zips, Gablenz war selber ein Lutheraner.

*

Digitized by Google

Kaschau, 10. Januar 1849.

Lieber Toni! Ich kenne Eure Liebe und Teilnahme, lasse Dich daher nicht ohne Nachricht. Soeben geht ein Kurier wieder ab, mit dem ich diese Zeilen schicke. Um nirgends, wo ich war, vergessen zu werden, bin ich gezwungen, eine nicht unbedeutende Privatkorrespondenz zu unterhalten, mit allen großen Herren im Hauptquartier sowohl als auch in Italien. In einer Stunde gehe ich mit einer mobilen Kolonne ab, um das Zipser Komitat zu besuchen. Dies ist der Sitz aller Lutheraner und somit auch Kossuthianer. Ich wünsche alle zum Teufel und wollte, daß unser Sektenstifter nie gelebt hätte, denn diese ungarischen Lutheraner sind unausstehlich.

*

Boldogkö-Váralja, 26. Januar 1849.

Lieber Toni! Deinen Brief habe ich erhalten, nicht aber die Ferngläser. Wohl hattest Du recht, als Du Besorgnisse aussprachst, denn die letzten drei Tage waren derart, daß mein Gemüt auf das tiefste erschüttert worden ist. Gestern war ich sogar krank. Heute geht es mir wieder gut, der beste Arzt ist die Hilfskolonne, 9000 Mann, die sich bis heute abend mit dem Korps vereinigen wird. Wie oft habe ich diese Stelle eines Generalstabschefs verwünscht, als ich die leichtlebigen Galopins singend und fröhlich sah, während ich, der Verzweiflung nahe, ein lustiges Gesicht zur Schau tragen mußte. Ich wünsche nicht, nochmals drei solche Tage zu erleben. Daß ich noch lebe, ist ein Wunder Gottes, denn ich sehnte mich, erschossen zu werden.

Ausführlicher als in den beiden Briefen vom Januar schildert Gablenz die erduldeten Seelenqualen in dem hier folgenden Schreiben. Aber auch hier erwähnt er mit keiner Silbe, daß er ähnlich wie bei Kaschau im Vordergrunde der Ereignisse stand. Das Korps Schlik bestand am 31. Januar bei Tokaj ein siegreiches Gefecht, Gablenz wurde hierbei durch einen Schuß in den Schenkel verwundet. Der Kriegsrat, dessen hier gedacht wird, fand am 8. Februar in Kaschau statt, um Mitternacht setzten sich die Truppen in Marsch. Tags darauf rückte Görgey in Kaschau ein und verweilte dortselbst bis zum 16. Februar.

*

Rimaszombat, 16. Februar 1849.

Lieber Toni! Wenn Du schlechte Nachrichten von unserm Korps erhieltest, so waren sie diesmal nicht unbegründet. Deine Befürchtungen, die Du in Deinem früheren Briefe aussprachst, haben sich fast wirklich alle herausgestellt. Görgey mit einem starken Korps ist in der Zips ein- und uns in den Rücken gefallen, während der über die Theiß geworfene Feind sich neuerdings gesammelt hatte und über Tokaj gegen uns vorrückte, endlich das Perczelsche Korps, von einem Polen Dembinski geführt, über Miskolcz anrückte, und so von drei Seiten zugleich von Uebermacht und Verrat umsponnen, befanden wir uns in Kaschau wie in einer Mausefalle. Wo wir uns zeigten, wich der Feind zurück und nahm kein Gefecht an, aber wenn wir weiter vorgingen, war er in den Flanken und schnitt

Digitized by Google

uns Kommunikation und Lebensmittel ab, so daß wir wie auf einer Insel von der Außenwelt abgeschlossen lebten. Eine verzweifelte Lage, infolge welcher ich meinem Chef einen Kriegsrat vorschlug, und in demselben stellte ich folgende drei Propositionen:

1. Sich nach Galizien durchzuschlagen und dieses Land zu decken, was aber den Uebelstand hatte, daß, wenn schlechtes Wetter eintrat, kein Uebergang über die Karpathen mit all den Geschützen, Equipagen und Train möglich war. 2. Aus Kaschau ein Saragossa zu machen und sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen, was aber allerdings bei der militärischen Unhaltbarkeit dieses Ortes nicht lange gedauert haben würde, abgesehen davon, daß die Zernierung uns alle Zufuhr abgeschnitten hätte, wenn wir nicht verproviantiert waren. 3. Ohne ein entscheidendes Gefecht abzuwarten, Kaschau zu verlassen und über Torna, Eichtolek, Gömör nach Rimaszombat zu gehen, die Verbindung mit der Hauptarmee zu suchen und sodann wiederum die Offensive zu ergreifen. Dadurch hatten wir die Sicherheit, das Korps zu erhalten und Pest-Ofen von dieser Seite zu decken.

Dieser letzte Vorschlag ward mit der Modifikation angenommen, vorher den Feind auf der Seite nach Miskolcz nochmals anzugreifen und ihn zu einem entscheidenden Schlage zu zwingen. Wenn dies gelang, wollte man in Kaschau bleiben, sonst aber abziehen. Dies geschah. Der Feind nahm aber keine Schlacht an, sondern zog sich zurück, und somit mußte abgezogen werden. In der Nacht dieser Kriegsrat, die trübe Stimmung der Truppen, mit einem Wort, das Ganze war etwas, was sich nicht beschreiben läßt.

Ein Blick in das Buch der ungarischen Geschichte lehrt übrigens, daß allemal der Herd der ungarischen Bürgerkriege dieser Teil des Landes und die Karpathen waren, und mag das Kriegstheater viele Aehnlichkeit mit dem Kaukasus haben. Gebirgig, unwegsam und von einer Bevölkerung bewohnt, die ohne Idee von einer Zivilisation der Parteiwut blindlings folgt. Denke Dir 1900 Wagen mit Emigranten, die ihren heimatlichen Herd verließen und die eine fast erdrückende Last unsrer Avantgarde waren. Kaleschen mit schönen Damen, große Packwagen mit allerhand Habseligkeiten sah man zu Hunderten. Dabei fortwährend vom Feinde in den Flanken und Rücken angegriffen, wenn auch nur alarmiert, Du kannst Dir hiernach ein Bild machen.

Genug von dem; wir sind glücklich hier angekommen, haben den Feind ehegestern tüchtig geschlagen dank unsrer guten Artillerie, haben die Verbindung mit der Hauptarmee hergestellt und sind wieder guten Mutes. Die Emigranten, Blessierten und Kranken sind nach Waizen abgeschickt, wir werden einige Tage hier stehen, um unsre Truppen, die ohne Brot, nur kümmerlich mit Lebensmitteln versehen sind, zu restaurieren. Dann werden wir wieder die Offensive ergreifen.

Der Feldmarschall war sehr erfreut, uns, die er für ganz verloren geglaubt, wiedergefunden zu haben; ohne Verlust, ja mit einem neuen Geschütz mehr, das wir dem Feinde abgenommen haben.

Digitized by Google

In dieser Jahreszeit solche Strapazen auszuhalten und dabei im Innern diese ernsten Sorgen, die ich Tag und Nacht hatte und die ich in ihrem ganzen Umfange übersah und oftmals nicht aussprechen durfte, um nicht die Mutlosigkeit hervorzurufen, hätte ich nicht zu überleben geglaubt. Der Himmel hat mich aber geschützt. Meine Wunde ist zwar neuerdings aufgebrochen, doch sonst bin ich wohl, sehne mich aber nach Ruhe und auf einige Stunden zu Euch, leider ist aber noch lange keine Aussicht vorhanden. Uebrigens möchte ich an höhere Fügung und weitere Bestimmung glauben, da ehegestern wieder eine Zwölfpfünderkugel unter dem Leib meines Pferdes durchging und ich unverletzt geblieben bin.

Die Ferngläser, die ich notwendig brauche, habe ich noch immer nicht. Kümmere Dich nochmals darum.

Drei andre Korps sind in Bewegung gesetzt, um im Einklang mit uns zu operieren. Fürst Colloredo, ein alter Freund aus dem Orient, kommandiert das eine, der Fürst v. Jablonowski das andre und General Götz das dritte. Die Oberleitung der ganzen Operationen in Oberungarn scheint meinem Korpskommandanten anvertraut worden zu sein. Da ich Gott sei Dank das ganze Vertrauen meines Chefs besitze, ist mir ein Wirkungskreis angewiesen, der mir in Sachsen nie hätte werden können. Meine Briefe an Wallmoden machen Furore in Prag und werden von dem Exkaiser gelesen.

Ueber die zweitägige Schlacht bei Káspolna, die den ersten bedeutenden Waffengang des Winterfeldzuges darstellt, findet sich in der Korrespondenz keine Andeutung. Daß Gablenz hierüber nichts berichtet hätte, ist unwahrscheinlich, man muß somit annehmen, daß seine Briefe in Verlust geraten sind. In dem kleinen Orte Pétervására, wo am 24. Februar eine Abteilung des Schlikschen Korps von den Ungarn zur Nachtzeit überfallen wurde, erhielt General Schlik den Befehl, nach Gyöngyös zum Feldmarschall zu kommen wegen einer Beratung, die den Waffengang bei Káspolna zum Gegenstande hatte. Begleitet von Gablenz und den Rittmeistern Prinz Nassau und Graf Török (später Gemahl der Hofburgschauspielerin Buska) begab sich Schlik am 25. Februar zu Pferde auf den Weg. Zwölf Kürassiere folgten als Eskorte. In dem Orte Pásztó, wo ein bestellter Wagen bereit stand, hatte sich auf dem Hauptplatze eine große Menschenmenge angesammelt, und es herrschte die Geneigtheit, den General samt seinen Begleitern gefangen zu nehmen. Schlik vereitelte den Plan durch eine List, er konnte ungehindert den Wagen besteigen und nach Gyöngyös fahren, wo er um 8 Uhr abends eintraf. Die Beratung beim Feldmarschall dauerte nicht lange, Schlik und seine Begleiter nahmen einen Tee, dann fuhren sie nach Pásztó zurück. Es war Mitternacht, als sie hier eintrafen. Man stieg nun in den Sattel, und in stockfinsterer Nacht trabte man auf dem elenden Wege nach Pétervására zurück. Am 26. Februar lieferte das Korps Schlik das Gefecht bei Sirok und tags darauf griff es entscheidend in die Schlacht bei Káspolna ein. Unvergeßlich blieb den Truppen der Anblick, als sie an einem Hügel vorbeimarschierten, auf dessen

Digitized by Google

Spitze Schlik zu sehen war, neben einem Feuer liegend, die fröstelnden Glieder mit dem Mantel bedeckt. Gablenz und die Suite hatten mit dem General die Nacht vom 26. auf den 27. Februar auf diesem Hügel verbracht. Die Szene ist übrigens sowohl von einem Dichter als auch von einem Maler festgehalten worden. Nach der Schlacht von Kápolna trat das Korps Schlik in den Verband der Hauptarmee, die Selbständigkeit hörte auf. Unter den zwei hier folgenden, im Monat März geschriebenen Briefen ist der letzte an die Schwägerin gerichtet, Gablenz findet Zeit, ihr einen Band Gedichte zuzuschicken, deren Verfasser Zedlitz war.

*

Pest, 27. März 1849.

Lieber Toni! Ich zeige Dir an, daß gestern die beiden Ferngläser angelangt sind, für die ich Heinrich und Dir herzlich danke. Ich verspreche mir ersprießliche Dienste von ihnen.

Meine Aktien stehen gut. In der letzten Zeit habe ich, von meinem alten Freunde Obrist Graf Mensdorff, Flügeladjutanten beim Kaiser, aufgefordert, eine Korrespondenz eröffnet, die der Kaiser zu lesen bekommt, und ich hoffe, dadurch in der Lage zu sein, manches Ersprießliche zur Allerhöchsten Kenntnis zu bringen. Von mehreren Seiten bin ich neuerdings aufgefordert worden, da es die Statuten erheischen, den Tapferkeitszeugnissen, welche man ohne mein Zutun an den Theresienorden eingeschickt hatte, eine Einbegleitung beizugesellen, um der Form zu entsprechen, was ich getan habe. Das Ordenskapitel selbst wird aber wohl erst in einigen Monaten abgehalten werden, wenn die Kampagnen in Italien und hier in Ungarn eine entscheidende Wendung genommen haben werden. Uebrigens hat mein Adjutant wegen der Aufstellung einer Batterie beim Treffen von Kaschau, zu der ich ihm den Befehl gab, den Leopoldorden bekommen, ich aber nichts. Als Hauptperson glaube ich daher, auf den Theresienorden rechnen zu können.

Obzwar große politische und militärische Fehler hier vorgegangen sind, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß der Krieg hier und die Aufgabe selbst sehr schwer ist. Eine Ausdehnung wie Ungarn zu unterwerfen und zu behaupten ist nicht leicht, und der Bürgerkrieg wird lange dauern. Aber ich habe die besten Hoffnungen, Institutionen von Jahrhunderten wirft kein Parvenu wie Kossuth dauernd über den Haufen, wenn er auch momentan Vorteile erringen sollte.

Ohne Großsprecherei, von unsern Waffen in Italien und hier hängt die Gestaltung von Europa ab. Wir kämpfen nicht so eigentlich gegen Ungarn oder Italiener, sondern gegen die rote Republik.

*

Gödöllö, 28. März 1849.

Liebe Auguste! Deine Vorliebe für Poesie kennend, schicke ich Dir die Gedichte von Zedlitz über die italienische Kampagne. Das eingetretene schlechte Wetter hemmt alle Operationen und bringt einen gezwungenen Waffenstillstand hier in Ungarn hervor. Die Russen, welche in Siebenbürgen waren, ohne am

Digitized by Google

Kampf teilzunehmen, sondern bloß zur Besetzung des von unsern Truppen eroberten Gebietes dienen sollten, sind von dem wahnsinnigen Bem mit Uebermacht angegriffen und aus Hermannstadt vertrieben worden. Diese Scharte wird, wie ich glaube, Nikolaus auswetzen und dürfte den Ungarn schlecht bekommen.

Der Monat April ist in der Korrespondenz gar nicht vertreten, während dieser Zeit jedoch fanden hochbedeutsame Ereignisse statt. Die von den Ungarn eröffnete Aprilkampagne, ein großzügig angelegtes und wirkungsvoll durchgeführtes Unternehmen, verschob die allgemeine Kriegslage derart, daß die österreichischen Truppen überall im Nachteil waren. Görgey, der Führer der Ungarn, erwies sich da als Feldherr von Geschick. Was Görgey in strategischer Beziehung an Erfolgen errang, verdarb sein Antagonist Kossuth in politischer Richtung durch die Unabhängigkeitserklärung vom 14. April. Der österreichisch-ungarische Konflikt, bisher eine rein interne Angelegenheit, wurde dadurch zu einer europäischen Frage, deren Lösung Zar Nikolas I. übernahm. Das Werkzeug, dessen sich der Zar dabei bediente, waren 200000 Russen, die nach Ungarn dirigiert wurden. Fühlbar wurde die russische Armee in der zweiten Hälfte des Monats Juni. Oesterreichischerseits wurde Feldmarschall Fürst Windischgrätz des Armeekommandos enthoben, an seine Stelle trat Baron Welden, der aber Ende Mai freiwillig abtrat und so die Bahn frei gab für Baron Haynau, der die auf ihn gesetzten Erwartungen im vollsten Maße rechtfertigte. Was nun Gablenz anbelangt, scheint zwischen ihm und General Schlik eine gewisse Entfremdung eingetreten zu sein, Gablenz hatte Schritte getan, vom Generalstab loszukommen. Erschütternd wirkt der erste der nun folgenden Briefe, wo Gablenz mit prophetischem Blicke das Schicksal des Generals Hentzi ahnt, der beim Falle der Festung Ofen den Tod fand.

*

Ungarisch-Altenburg, 21. Mai 1849.

Lieber Toni! Deinen Brief vom 18. März nebst Zeitungsartikeln über die Dresdener Vorfälle erhalte ich soeben und habe durch die Zeitungsartikel wenigstens eine gute Nachricht über die Schreckenstage erhalten. Gott sei Dank, daß sie wieder vorübergegangen sind. Du warst bei Prinz Albert, bravo!

Beifolgend übersende ich Dir ein Blatt der „Wiener Zeitung" nebst der Aufforderung zur Kapitulation an General Hentzi und dessen Antwort. Es zerreißt mir das Herz. Beim Abzug von Pest und Ofen, in der Nacht beim Uebergang über die Kettenbrücke saß ich auch eine halbe Stunde mit ihm am Wachtfeuer. Dann umarmte er mich, eine Träne rollte über unsre Wangen, und wir schieden, vielleicht beide, ohne es zu sagen, aber denkend und ahnend, in der Ueberzeugung, uns nie wiederzusehen. Drei Stürme hat er abgeschlagen und 700 Ungarn sollen geblieben sein. Ob er aber zu widerstehen vermag, ist eine andre Frage, die ich bezweifle, und dann, welch schauderhaftes Los erwartet ihn und die Garnison. Wir werden wohl kaum rechtzeitig zum Entsatze kommen.

Digitized by Google

Lieber Toni, der Krieg ist eine schauderhafte Geisel, und 3- bis 4000 Unschuldige, ihrer Pflicht Treuergebene zu opfern, ist unmenschlich, aber doch notwendig. Gott helfe den Armen!

*

(Ohne Ortsangabe) 22. Juni 1849.

Lieber Toni! Ich beeile mich, Dir die angenehme Nachricht mitzuteilen, daß wir einen entscheidenden Sieg über die ungarische Hauptmacht erfochten haben. Sie bestand in 40000 Mann nebst sehr zahlreicher Artillerie. Vor uns war nur das Korps Wohlgemuth und die russische Division Panjutin im Feuer.

Was mich anbelangt, so bin ich gesund und erwarte mein Avancement täglich. Ich bin, unter uns gesagt, zum Obristleutnant und Regimentskommandeur der Savoyendragoner vorgeschlagen. Der Obrist des Regiments ist General geworden und der Obristleutnant (Du weißt, daß ich bei diesem Regiment Kadett und Leutnant war und gerade er damals mein Rittmeister) hat sich nicht entsprechend vor dem Feinde benommen, und so bin ich als jüngerer Obristleutnant, wenn ich ernannt sein werde, sein Chef. Ein eignes Verhältnis! In meiner Tour wäre ich im Regiment der jüngste Schwadronskommandant, ein Verhältnis im Frieden unmöglich, aber die Kanonenkugeln gleichen alles aus.

*

Acs vor Komorn, 5. Juli 1849.

Lieber Toni! Deinen Brief vom 28. Juni erhalte ich soeben. Wir haben zwei heiße Tage gehabt, stehen vor Komorn der ungarischen Hauptarmee unter Görgey und Klapka, aus 70000 Mann und 200 Kanonen bestehend, gegenüber. Der Einnahme von Raab, welche am 29. v. M. erfolgte, ist ein großartiges Gefecht hier gefolgt, wobei der Kampf vierzehn Stunden sehr erbittert wütete und der Feind endlich in die Festung zurückgeworfen wurde. Die Verluste beiderseits sind bedeutend. Bald mehr.

Der Kaiser war bis heute hier, was mein Avancement verzögert, sowie auch der Kriegsminister Gyulai und der Ministerpräsident Felix Schwarzenberg. Daß ich den Theresienorden bekommen habe, wirst Du wissen, und er ist mir einstimmig vom Kapitel zugesprochen worden. Der Kaiser hatte die Gnade, mir ihn sofort durch einen Offizier mit Glückwünschen zuzuschicken. Hier hat den Orden noch Graf Schlik und General Bianchi erhalten, letzterer für Italien. Ich werde sehr beneidet um diese Auszeichnung und freue mich herzlich darüber. Das Kapitel war sehr streng, und enorm viele sind abgewiesen worden, man spricht von 64 an der Zahl. Feldzeugmeister Haynau und Feldzeugmeister d'Aspre sind die beiden Kommandeurs. Warum konnte der selige Vater dies nicht erleben! Und die gute, unvergeßliche Mama!

Die Cholera, diese furchtbare Seuche, wütet hier sehr stark und lichtet unsre Reihen bedeutend, zwischen 600 bis 1000 Mann werden täglich von ihr befallen. In diesem Moment liegt mein Kutscher Adam im Sterben, doch die Zeiten sind so, daß für Mitgefühl keine Zeit bleibt.

Ich erwarte mein Avancement ruhig und freue mich, daß Du meine Ansicht

Digitized by Google

teilst. Obzwar erfreut, einen großen Wirkungskreis zu haben, bin ich doch der Meinung, daß man sein eignes Geschick nicht zu sehr an einen einzelnen Menschen fesseln muß. Denn so manche Sterne erbleichen, und alles ist vorübergehend, besonders aber Volksgunst und das gewisse In-der-Mode-sein.

Im Lager vor Komorn sah Gablenz seinen langgehegten Wunsch erfüllt er wurde Oberstleutnant und Kommandant des Regiments Savoyendragoner. Das Regiment lag in Siebenbürgen. Im Begriff, von Wien dahin abzureisen, traf ihn die Mission, an der Seite des Fürsten Felix Schwarzenberg nach Warschau zu fahren. Nach dem Wiedereintreffen in Wien fiel ihm die Aufgabe zu, dem russischen General Grabbe als diplomatischer Unterhändler zu dienen. Bezeichnend ist, daß Grabbe ausdrücklich ihn und keinen andern gewünscht hat. Dies setzt voraus, daß Gablenz Gelegenheit gefunden hatte, mit Grabbe näher bekannt zu werden. Grabbe, ein hochgebildeter, formvollendet auftretender General, sollte dahin wirken, daß die Festung Komorn sich freiwillig ergebe.

*

Wien, 5. August 1849.

Lieber Toni! Uebermorgen abends reise ich ab, mir ist alles nach Wunsch gegangen. Auf dem Kriegsschauplatz sieht es auch gut aus, die Sache geht ihrem Ende entgegen. Die Rebellenregierung scheint auch davon überzeugt zu sein, Kossuth und Mészáros sind infolge einer Emeute in Szegedin abgesetzt worden, Dembinski und andre polnische Führer haben ihre Entlassung genommen, Bem wird und ist auf allen Punkten geschlagen, Görgey von der Armee zum Diktator ernannt, wird von Sasz und Grabbe verfolgt. Durch die gute Luft bin ich recht wohl geworden und habe mich recht erholt.

*

Warschau, 9. August 1849.

Lieber Toni! Der Mensch denkt, Gott lenkt. Es scheint, als solle ich nicht zum Kommando meines Regiments kommen, denn gerade am Vorabend meiner Abreise nach Siebenbürgen erhielt ich infolge eines Ministerrates die Bestimmung, unsern Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg hierher zu begleiten. Ich habe den großen Kaiser gesehen und gesprochen. Die Angelegenheiten der Mission scheinen nach Wunsch zu gehen. Soeben hat mich der Thronfolger zu sich befohlen, der sich meiner sehr freundlich erinnerte. Man ist wie ein gehetzter Hase. Bald aus Wien ein mehreres.

*

Wien, 16. August 1849.

Lieber Toni! Meine Aktien steigen, ich werde benutzt zu schwierigen Aufträgen, und das ist immer etwas, wenn es auch mich nicht zu meinem Regiment bringt. Ich erhalte die Mission, zum russischen General Grabbe zu gehen und seine Operationen zu influenzieren. Ein schwieriger, sehr schwieriger Auftrag, den man als solchen erkennt. Heute abend gehe ich ab und werde Dir längere Zeit keine Nachrichten geben können. Der Weg ist schwierig durch ein insurgiertes

Digitized by Google

Land und Guerillabanden. Grabbe war am 10. d. M. in Altsohl, ich will ihn suchen, aber wie?

Die Festung Komorn kapitulierte am 4. Oktober 1849, zwei Monate später rückte Gablenz in die Oberstencharge vor. Innerhalb eines Jahres hatte er die Stabsoffiziersgrade erreicht, er war Besitzer des Theresienordens und besaß einen Ruf, um den ihn mancher beneiden mußte. Mit erstaunlichem Geschick wußte sich Gablenz jeder Lebenslage anzupassen, wo immer er hingestellt wurde, er versagte nicht. Obschon durch und durch Tatenmensch, besaß er genug von jener Geschmeidigkeit, die in diplomatischen Kreisen als unerläßlich gefordert wird. So sehen wir denn Gablenz wiederholt mit heiklen Aufträgen betraut, er vollführte Missionen in Dresden, Kassel, Hamburg und Berlin, im Mai 1851 wohnte er auch der Entrevue in Olmütz bei. Den Grundstein für seinen späteren Ruf als Heerführer hat Gablenz in diesem Jahre gelegt, wo er sich uns als ungemein sympathische Persönlichkeit vorstellt. Das mag auch rechtfertigen, daß wir ihn zeigen in den Briefen an seinen Bruder.

Reichsländisches

Von

M. v. Köller

Wie das Elsaß in alter Zeit seine Kraft suchte und fand in der Selbständigkeit seiner reichsunmittelbaren Städte und Gemeinwesen, in den Privilegien seiner freien Herrschaften und Fürstentümer, in dem kernigen, religiösen Landvolk, in dem hochgebildeten, frommen Handwerkerstand, so stützte sich das frühere Herzogtum Lothringen auf sein souveränes Herrscherhaus, dem es mit wahrer Treue zugetan war, auf die Herzöge von Lothringen oder Lotharingien, das Land des Kaisers Lothar. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das jetzige Lothringen weitaus der kleinere Teil ist von dem, was man nach Karls des Großen Tode unter „Herzogtum Lothringen" verstand. Die Bistümer Metz, Verdun und Toul, die im Gebiet des Herzogtums lagen, sind stets „reichsunmittelbar" gewesen, bis auch sie wie das ganze Elsaß und Lothringen unter Verletzung aller diesbezüglichen Verträge von den Franzosen besetzt wurden.

Lothringen hat schon zur Zeit der Karolinger in Beziehungen zum Elsaß gestanden. Im Vertrag von Mersen, 870, wurden beide Länder „Ludwig dem Deutschen" zugewiesen; später aber geht ihre Geschichte bis Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ganz verschiedene Wege, was sich auch daraus erklärt, daß das Elsaß zu allen Zeiten ein mehr oder minder selbständig verwaltetes Land war, während in Lothringen „das monarchische Gefühl" vorwiegend die Direktive für die Entwicklung des Herzogtums blieb.

Digitized by Google

In Lothringen fand die Reformation einen sterilen Boden, ganz im Gegensatz zum Elsaß. In dem Bistum Metz ist die Reformation trotz schwerer Kämpfe nie durchgeführt worden. Die Verfolgung der Protestanten, nach Aufhebung des Edikts von Nantes 1685, hat das Elsaß härter getroffen als Lothringen. Die Einführung der französischen Sprache war in Lothringen — in dem die französisch sprechenden Franken dieselbe Grundlage für die Bevölkerung bilden, wie im Elsaß die Alemannen, deren Muttersprache das Deutsche ist — viel leichter durchzusetzen als im Elsaß, wo auch die Kirche der Reformation für Luthers Sprache Schutz- und Trutzwache hielt. Kunst und Wissenschaft haben in Lothringen, dem Lande der Agrikultur, nicht in dem Grade die Beteiligung des Volkes gefunden wie im Elsaß.

Im Jahre 1735 hat das Haus Lothringen in Wien — dem Vorbilde des Hauses Habsburg in bezug auf das Elsaß folgend — das Herzogtum Lothringen erst an Stanislaus Leszinski von Polen, dem Schwiegervater Ludwigs XV., dann an Frankreich überlassen, wodurch Ludwigs Zustimmung zur Erwerbung des Herzogtums Toskana für die lothringenschen Erzherzöge gewonnen wurde. Friedrich der Große sagt in seinem „Antimachiavell", daß „das ganze Land Lothringen in Tränen gewesen sei" bei der unerwarteten Wendung der Dinge. Im Elsaß gab es — im Gegensatz zu Lothringen — keine Tränen nach den Frieden von Nymwegen und Ryswick (Nimweg und Reißweg, wie der Volkswitz die Namen charakteristisch abänderte), aber wohl nicht mit Unrecht sind die têtes carrées als ein Charakterprodukt des „Zwei-Seelen-Schicksals" im Lande bezeichnet worden. Trotz der Tränen und der têtes carrées aber ließen die Reichslande das ihnen von Oesterreich bereitete Schicksal mit einer staunenswerten Gleichgültigkeit in vollständiger Stille über sich ergehen. Die Geschichte muß daraus folgern, daß sie mit der französischen Herrschaft zufrieden waren! Que faire? Da sie Vertrauen und Hoffen auf deutsches Recht und deutsche Treue verloren hatten! Wer will ihnen das verdenken?

Es ist der Bewunderung wert, wie die französischen Machthaber jener Zeit es verstanden haben, bei aller Strenge doch mit milder Klugheit und schlauer Menschenkenntnis auch „die Herzen" der Elsaß-Lothringer zu gewinnen. Die Politik der österreichischen Kaisermacht verfolgte eignen Gewinn und persönliche Interessen, ohne an das Geschick der von ihnen abhängigen alten deutschen Reichslande zu denken. Man überließ sie, eigne Vorteile dafür eintauschend, skrupellos den fremden Mächten.

Das war das alte deutsche Kaiserreich!

Wer sollte nicht in dem Blatt der Welt„geschichte", das sich 1866 auf dem Kriegsschauplatz in den böhmischen Feldern entrollte, etwas von dem Welt„gericht" erkennen, unter dessen feuer- und blutbringenden Wettern sich das Abendrot der alten deutschen Kaisermacht kämpfend neigte, vor dem Morgenrot der neu aufgehenden deutschen Kaiserherrlichkeit!?

Elsaß und Lothringen haben die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges mit der durch Richelieu veranlaßten Schwedeninvasion, die grausamen Protestanten-

Digitized by Google

verfolgungen, die Krisen der spanischen, österreichischen und Jülichschen Sukzessionskriege in gleichem Schicksal erduldet — ein näherer Anschluß, ein eingehenderes Verständnis zwischen beiden Ländern fügte sie erst zueinander in der gemeinsamen Abhängigkeit von Frankreich, ohne daß sich indes auch da die Verschiedenheit des Volkscharakters ganz ausgeglichen hätte.

Als die große Revolution zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre blutigen Hände auch über Elsaß-Lothringen breitete, die alten Verhältnisse zerstörte und glänzende Fata-Morgana-Gebilde von Freiheit und Gleichheit am politischen Horizont hervorzauberte, vertraute das vereinigte Reichsland fest auf Frankreichs Führung durch die Umwälzungen der Zeit, und als Napoleons I. Ruhm und Schutz auch der reichsländischen Bevölkerung zugute kam und sie den Lorbeeren der Grande nation die — dem eignen Lande entsprossenen — glorreichen Namen hinzufügen konnte, da wurde das Bündnis mit gemeinsam vergossenem Blute besiegelt — Franzosen und Reichsländer waren und blieben Brüder.

Unter dem ersten französischen Kaiserreich hat Elsaß-Lothringen gute Tage gehabt. Tauchten im Elsaß die Selbständigkeitsgelüste, die Traditionen alter Zeit hier und dort wieder auf, der Code Napoléon schaffte und brauchte die Mittel, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten. Die deutschgesinnten Elemente verschwanden nicht, aber sie zogen sich immer mehr und mehr zurück. Bis 1870 nahm die Assimilation mit Frankreich immer festere Formen an, und die deutschen Heere waren in „Feindesland", als sie im Juli desselben Jahres in die Reichslande einmarschierten.

Die Konsequenzen, welche Deutschland aus dem durch Frankreichs Notlage provozierten Kriege gezogen hat, riefen einen Sturm der Entrüstung hervor. Die bittersten Enttäuschungen über Frankreichs Machtvollkommenheit, Schmerz und Zorn brachen sich Bahn in ohnmächtigem Sichauflehnen gegen das Unabwendbare, dessen Unabänderlichkeit für die Jahre der Zukunft, dessen „Endgültigkeit" Land und Volk wie in schweres Nachtgewölk hüllten!

Für Deutschland aber forderten die geschichtlich festgelegten Erfahrungen alter Zeiten die glatte Annexion der Grenzlande, um dauernden, festen Frieden erhalten zu können mit dem ruhe- und rastlosen französischen Nachbar, einen Riegel vorzuschieben vor die jedem Völkerrecht hohnsprechenden Uebergriffe seiner Machthaber, um aber auch das Streitobjekt der Jahrhunderte, die Reichslande selbst, in feste Bande und gesicherte Obhut zu nehmen und das „Zwei-Seelen-Schicksal" des Landes allmählich zu enden unter dem Schutz des neuen, starken, machtvollkommenen deutschen Kaiserreiches.

Für Elsaß-Lothringen eröffnete sich in dem Deutschen Reich, das ein Bundesstaat ist, eine ganz andre Perspektive, als es in dem einheitlichen Frankreich, wo „alles" von Paris aus regiert wird, möglich war. Auch Elsaß-Lothringen könnte, wenn es erst einmal wirklich wieder deutsch geworden, ein selbständiger deutscher Bundesstaat werden, und damit die Sehnsucht und die Ziele der elsässischen Volksseele, seit Urzeiten her, in Erfüllung gehen! Aber noch ist die

Digitized by Google

Vorbedingung dazu nicht erbracht, die Uebergangszeit nicht vollendet. Damit muß gerechnet werden, ebenso in den Reichslanden wie in Altdeutschland. Zweihundert Jahre ist das alte deutsche Grenzland Frankreich überlassen geblieben, vierundvierzig Jahre erst sind vergangen, seitdem es für sein ursprüngliches Stammland zurückgewonnen und genommen wurde.

In der Zeit nach dem Frankfurter Frieden fanden sich eine Gruppe elsässer Männer zusammen, die, ihrem schwer daniederliegenden Vaterland zu nutzen, die Verhältnisse akzeptierten und mit klarem, weiten Blick ihre Stimmen erhoben, um mitzureden und zu raten, als es galt, für die altdeutschen, dann neufranzösischen, nun wieder deutschen Reichslande die neue Verwaltung fest zu ordnen. In der Annahme, daß nunmehr eine endgültige Regelung der reichsländischen Verhältnisse stattfinden werde, ging eine Deputation nach Berlin zu Bismarck, um dort die ihnen im Interesse ihres engeren Vaterlandes zumeist am Herzen liegenden Neuordnungen zu besprechen.

Die allgemeine Wehrpflicht wollte man hinausgeschoben haben, das wurde nicht bewilligt, und in der Tat hat gerade die Kameradschaft in der Armee viel versöhnende Erfolge aufzuweisen gehabt. Zur Erhebung aus dem ersten Kriegselend wurde dem Reichsland von der Kriegskontribution gleich eine Million überwiesen.

An die Spitze der Landesverwaltung wurde zunächst ein Generalgouverneur gestellt. Graf Bismarck-Bohlen, der erste in der neuen Stellung, war, wie die Berichte aus jener Zeit sagen, der rechte Mann am rechten Platz.

Als die erste Verfassung in Kraft trat, machte er dem Oberpräsidenten v. Möller Platz, der mit dem Bezirkspräsidenten v. Ernsthausen in altpreußischem Sinn, streng gerechtem und wohlwollendem Ernst das Land regierte. Leider soll viel Bureaukratismus und kleinliche Politik die Verhältnisse erschwert haben. Die Wahl der Beamten, besonders auch der Subalternen, soll keine glückliche gewesen sein, da begreiflicherweise die besten Elemente der Beamtenwelt Altdeutschlands lieber daheim blieben, als ihre Existenz in Frage zu stellen in der Brandung der neuen Verwaltung in den Reichslanden. Durch die geänderte Verfassung von 1879 gingen die Gewalten des Oberpräsidenten an einen vom Kaiser zu ernennenden Statthalter über. Die bisher vom Reichskanzleramt in Berlin geführten Geschäfte wurden dem Statthalter übertragen. Der Landesausschuß wurde vergrößert. Herr v. Möllers Andenken ist bei vielen Elsässern in Ehren geblieben, seitdem er 1879 den Abschied genommen hatte.

Der erste Statthalter der Reichslande war Generalfeldmarschall Freiherr v. Manteuffel, der sein schweres Amt bis 1885 verwaltete. Abgeschreckt durch die kleinliche bureaukratisierende Art, die Herrn v. Möllers Beamtenschaft kennzeichnete, begann Herr v. Manteuffel, vielfach unter Umgehung der Instanzen, eine Art der Regierung, die zuerst die Bezeichnung „Notabelnwirtschaft" aufkommen ließ. Herr v. Manteuffel wollte, in gänzlicher Verkennung der französischen festgewurzelten Sympathien, durch persönlichen, weitherzigsten Einfluß und individuelle Beeinflussung die Herzen der elsässischen Bevölkerung im Sturm nehmen. Dabei kam niemand auf seine Rechnung. Die versöhnenden, nüchternen,

Digitized by Google

aufrichtigen Elemente im Lande sahen mit Zorn und Verdruß, wie die doppelzüngigsten und unzuverlässigsten Leute in die nächste und maßgebende Umgebung des Statthalters gezogen wurden! Dem Suaviter in modo stand das Fortiter in re nicht gleichwertig gegenüber, und so gab es unklare und unhaltbare Zustände. Der schnelle Tod des greisen, hochverdienten Statthalters — kein treuerer, aufopfernder Diener seines Kaisers als er — schützte ihn vor den bitteren Enttäuschungen, die er unvermeidlicherweise hätte erleben müssen, auch in bezug auf seine finanziellen Verhältnisse, die er durch seine schrankenlose Gastfreundschaft fast gänzlich dem Lande geopfert hatte.

Sein Nachfolger Fürst Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst, ein erprobter Diplomat, ein geübter Verwaltungsbeamter, ein kluger Menschenkenner, der die Religionen beider Konfessionen im Lande achtete — er selbst war Katholik —, folgte der eingeschlagenen Politik nicht. Er nahm in gewissem Sinne die Wege Möllers wieder auf, stützte sich mehr auf seine Stellung als „Vertreter des Kaisers" und ließ dem Staatssekretär v. Hofmann die freiere, verantwortungsvollere Stellung des „Ministerpräsidenten". Die große Gleichmäßigkeit in Handhabung seiner Gewalten brachte allmählich mehr Ruhe in die Verhältnisse des Landes, welche in allen Kreisen wohltätig empfunden wurde. Der katholischen Geistlichkeit gegenüber war er gerecht, aber auch streng in allen Fällen, wo dieselbe antideutsche Tendenzen geltend zu machen versuchte. Den Protestlern und dem Partikularismus wurden durch den Diktaturparagraphen die Grenzen gewiesen, die nicht überschritten werden konnten und durften, und der Paßzwang beschränkte die das Land überschwemmenden Sommerbesuche der nach Frankreich ausgewanderten früheren Eingeborenen.

Im Landesausschuß verstand es der Herrn v. Hofmann im Amt folgende Staatssekretär v. Puttkamer, alle Schroffheiten auszugleichen. Politische Parteien verdunkelten die Verhältnisse noch nicht; die Regierung stand Protestlern, Partikularisten und Ultramontanen gegenüber. Ein eventueller Revanchekrieg verschwand immer mehr aus dem Bereich der Möglichkeiten und aus den Erwartungen und Wünschen der Bevölkerung. Die seit 1872 neuerbaute und eröffnete Kaiser-Wilhelms-Universität zog mehr und mehr deutsche hervorragende Professoren, altdeutsche und elsässische Studenten nach Straßburg. Den durch die Belagerung zerstörten, nun wieder neuerrichteten Gebäuden — Bibliothek und neue Kirche sowie andre mehr — wurde das Landesausschußgebäude, das Ministerium, der Kaiserpalast in anfechtbarer Schönheit usw. hinzugefügt. Straßburg blühte neu hervor aus Trümmern und Kriegesnot. Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft belebten die dort neu entstehende deutsche Welt. Es war, als sei ein Modus vivendi gefunden, der, wenn auch langsam, so doch sicher dem Deutschtum im Lande die Wege ebnete.

Als Fürst Chlodwig Reichskanzler wurde, hat sein Nachfolger Fürst Hermann Hohenlohe-Langenburg diese Politik der Ruhe und Beruhigung fortgesetzt, nachdem noch unter Fürst Chlodwig der Paßzwang, unter Fürst Hermann der Diktaturparagraph aufgehoben worden war.

Digitized by Google

Die warme Teilnahme der Bevölkerung an den Besuchen des Kaisers und der Kaiserin in den Reichslanden, die in ruhiger Würde durch den Landesausschuß erfolgte Bewilligung der Mittel zur Restaurierung der dem Kaiser von der Stadt Schlettstadt geschenkten Ruine Hohkönigsburg bewies, daß, wie in den vorigen Jahrhunderten das Deutschtum, so jetzt das welsche Wesen sich mehr in die Stille zurückzog, die Protestler nicht mehr so schroff, der Partikularismus nicht mehr so antideutsch, sondern mehr „elsaß-lothringisch" wurde.

Fürst Hohenlohe-Langenburg und sein damaliger Staatssekretär, Herr v. Köller, der Nachfolger des 1901 aus dem Amt geschiedenen, sehr verdienten Herrn v. Puttkamer, haben den Verhältnissen jener Zeit volle Rechnung getragen. Sie haben die Stille im Lande nicht überschätzt, aber sehr wohl gewürdigt. Dem Drängen im Landesausschuß nach selbständigerer Verfassung wurde, in richtiger Erkenntnis der wahren Zustände in den Reichslanden — die Geschichte von 1911 u. f. hat diese Erkenntnis voll bestätigt — immer wieder das „pas encore" entgegengehalten und zur „Geduld" geraten. Dem geflügelten Wort „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern" wurde allmählich immer mehr in wachsender Bedeutung der einzelnen Stellungen nachgegeben. Hier muß erwähnt werden, daß, besonders in so exponiertem Lande wie Elsaß-Lothringen, Beamte daraus, „daß sie im Dienst ergraut sind", kein Recht herleiten können, höhere Stellungen in ihrem Beruf einzunehmen, deren Tragweite die verantwortlichen Vorgesetzten ihnen nach ihrem Wissen und Gewissen nicht überlassen können. Die „Notabeln", unter welchem Namen man doch wohl die Vertrauensmänner der einzelnen Bevölkerungsschichten zu verstehen hat, da sie als Wahlmänner ihrer Kreise im Landesausschuß deren Interessen zu vertreten und als Mitberater der Regierung ihre Sitze innehaben — die Notabeln wurden gehört, ihr Einfluß gewürdigt und erwogen — dasselbe Prozedere wie in allen konstitutionellen Staaten.

Das Wort „Notabelnwirtschaft" ist in bezug auf Elsaß-Lothringen ein Begriff geworden, ist es auch heute noch, welcher die Ansicht fernstehender Leute durchaus zu verwirren geeignet ist. „Notabelnwirtschaft", was soll man darunter verstehen? Nennt man „Notabelnwirtschaft", wenn die Regierung einflußreichen Leuten, um sie für dies oder jenes gefügig zu machen, Vorteile oder Bevorzugungen zuteil werden läßt, welche andern, gleichberechtigten Einwohnern nicht gewährt oder widerrechtlich vorenthalten werden, so ist das zweifellos ein verwerfliches, nicht genug zu brandmarkendes System. Wo aber ist das je geschehen? Weder Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst noch Fürst Hohenlohe-Langenburg würden jemals ein solches System geduldet oder die Hand dazu geboten haben.

Wenn dagegen eine Regierung Ansichten einflußreicher Leute des Landes gern hört, wenn sie bemüht ist, durch solche Leute Land und Volk immer gründlicher kennen zu lernen, wenn sie solchen Männern gegenüber ein gerechtes, wohlwollendes Verhalten zeigt, wenn sie dieselben recht- und gesetzmäßig behandelnd, auf ihr Urteil Wert legt, und man bezeichnet das mit „Notabelnwirtschaft", so

Digitized by Google

ist eine „Notabelnwirtschaft" in diesem Sinne noch überall der Segen eines Landes gewesen. Die beiden Fürsten Hohenlohe waren aufrichtig bemüht, durch Anhörung einflußreicher Leute im Lande ihre Kenntnisse desselben zu vermehren und Maßnahmen zu treffen, die für das Land von segensreichen Folgen sein mußten. Eine Schwierigkeit für die Regierung, solange Elsaß-Lothringen „die Reichslande" sind, ist das dort anzutreffende internationale Deutschtum in der Beamtenschaft. Die dort zutage tretenden Sonderinteressen, die individuellen Sympathien und Antipathien haben die verschiedenen Krisen oft mitbelastet, und die Bevölkerung hat kein klares Bild gewinnen können von dem eigentlichen Charakter des Volkes, dem sie angehört.

Von allen altdeutschen Ländern hat „Preußen" den wenigst guten Namen im Elsaß. Warum, ist noch nicht ganz zu ergründen. Vielleicht weil es dem Reichsland so fern und so unbekannt ist, oder hat Elsaß-Lothringen Teil an dem allgemeinen Weltsoupçon gegen das seit dem Westfälischen Frieden unter den gottgesegneten Hohenzollern unentwegt aufwärts gegangene Reich, dem auch die schwere Niederlage von 1803 bis 1813 nur klärend gedient hat?

„Eines Volkes Leben ist wie eines Menschen Leben", hat einmal jemand gesagt. Das Leben aber ist von Gott. Es kommt, es steigt, es steht, es neigt sich, fällt und verschwindet. Wen will man dafür zur Rechenschaft ziehen? Die nimmer stillstehende Entwicklung der Weltgeschichte schreitet fort über Völker und Menschen! Die Vergangenheit ist des Zeuge, die Zukunft wird es beweisen, so bleibe die Gegenwart in Frieden. Es ist „Deutsch-Preußens" Stunde an der großen Weltenuhr — eine schöne, große Verantwortung! Und der Ernst, mit dem man in weiten Kreisen im Lande der Hohenzollern noch auf diese Tatsache blickt, mag nicht von allen verstanden werden, so daß vieles als Ueberhebung und Rückständigkeit registriert wird, was aus Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit entspringt.

Fürst Chlodwig Hohenlohe erkannte Preußens Prädestination als Führer des Deutschen Reiches und die ihm innewohnende alte Kraft voll an; Fürst Hermann Hohenlohe war ein Süddeutscher, der immer dem Ausgleich zwischen Nord und Süd das Wort redete und fest zum badischen Hofe hielt. Seine Gemahlin war eine badische Prinzessin.

Im Jahre 1907 nahm Fürst Hermann Hohenlohe seinen Abschied und der deutsche Botschafter in Wien, Graf Wedel, trat an seine Stelle. Er folgte der Politik seines Vorgängers bis zum Jahre 1908, wo auch im Staatssekretärsamt ein Wechsel eintrat und Baron v. Zorn-Bulach Herrn v. Köllers Nachfolger wurde. Von da ab ist eine bedeutende Kursveränderung zu konstatieren, die leider dem Lande neue Krisen und viel Unruhe gebracht hat. Im Landesausschuß kam es fortwährend zu den unerquicklichsten Zusammenstößen, bis der Staatssekretär, wie die „Straßburger Post" sagt, dem Statthalter eines Tages erklärte, „so geht es nicht weiter".

Nun begann die sog. Regierungspresse eine Polemik gegen das frühere System, dem alle Schuld an den Zuständen der neuen Aera zugeschoben wurde,

Digitized by Google

wobei man verwundert zu bemerken nicht umhin kann, daß der Statthalter des „früheren Systems“ ganz ignoriert wurde und man nur von „der Aera Köller“ sprach!

Man kann, nun der Sturm vorüber ist, wohl sagen, daß „la qualité du diable“ alle eigne Schuld auf andre zu wälzen, um den eignen Mißerfolg zu decken, nicht geschickter gehandhabt werden kann, als es damals in Straßburg der Fall war. „Der Raubbau des früheren Systems“, die Protestler, die Katholiken und zuletzt das deutsche Militär, alles wurde belastet, und die Zustände verwirrten sich bekanntermeise bis zum Konflikt. Die liberale Demokratie bot, zur Klärung und Beruhigung der Mitwelt, den Gedanken an die längst ersehnte neue Verfassung an, der mit Eifer aufgenommen und durchgeführt wurde. In dem Gedanken vereinigten sich die getrennten Gemüter einstweilen. Das gemeinsame „Große“ lenkte von dem trennenden „Kleinen“ ab! Man begeisterte sich für alle die verheißenen Gaben der Zukunft; ein neues Zeitalter, so meinte man, wird alles Rückständige, Falsche der früheren Systeme beseitigen. Die Selbständigkeit Elsaß-Lothringens steigt empor wie der Phönix aus der Asche.

Die Verfassung kam — die Regierung soll selbst die Wahlparole zu dem neuen Parlament ausgegeben haben: „Lieber Sozialdemokraten, als die durch die neue Germanisationspädagogik hervorgerufene Partei der Nationalisten!“ Die liberale Demokratie stand im Schilderhaus der Presse Wache vor der öffentlichen Meinung.

„Pour ne pas perdre son crédit on laisse aller l'Alsace à la dérive“ sind die Worte eines echten Elsässers aus jener Zeit.

Als die neue Verfassung eingeführt wurde, von fremden Leuten gemacht, mit Hilfe der Sozialdemokratie, war die Enttäuschung groß. Niemand war zufrieden. Die Reibungen wurden ärger und verwirrter als je, bis schließlich die bekannte Katastrophe von Zabern die Ursache wurde, welche die ganze Zivilmacht im Elsaß auflöste. Weder die Verfassung von 1911 noch die Taktik der Zivilbehörde in der Affäre Zabern konnte die Regierung halten.

Graf Wedels vorläufiges Verbleiben auf dem Statthalterposten, nachdem er seinen Abschied eingereicht und das Ministerium entlassen war, bildete gewissermaßen den Uebergang zurück zu den alten preußischen Verwaltungstraditionen früherer Systeme. Die Ernennung der neuen Männer in Straßburg bestätigt die Annahme.

Graf Wedels vornehme Liebenswürdigkeit, seine schrankenlose Gastfreiheit, seine fürstlichen Mittel, die ihm, seiner Neigung gemäß, gestatteten, der Wohlfahrt und Wohltätigkeit im Lande, der Kunst und Wissenschaft überall helfend und fördernd zur Seite zu stehen, haben ihm Brücken gebaut in das ihm fremde Land, und das Andenken an seine Persönlichkeit wird in Ehren bleiben, wie der Kaiser dieselbe hervorgehoben hat durch Verleihung des Fürstentitels. Leider aber konnten alle die Vorzüge nicht verhindern, daß die Verwaltung schließlich versagte.

Der neue Statthalter, Herr v. Dallwitz, wird in preußischer Schlichtheit

Digitized by Google

und Festigkeit „des Kaisers Vertreter" sein in den Grenzen, die ihm die Verfassung und auch der Beschluß des neuen Parlaments in finanzieller Hinsicht gezogen hat.

Die neue, spezifisch preußische Regierung mit dem Staatssekretär Graf Roedern an der Spitze scheint wieder völlig „Ruhe" und „Beruhigung" zur Grundlage ihres Systems zu machen. Dem „Suaviter in modo" wird das „Fortiter in re" nicht fehlen.

So wird auf realem, nüchternen, den wahren Verhältnissen gerecht werdenden Boden eine Weiterführung stattfinden auf der Bahn, welche die Regierung mit dem Lande gemeinsam zu gehen wünscht — „die Germanisierung des alten deutschen Brudervolkes" im edelsten Sinne des Wortes — bis die völlige Assimilation dann einst den Traum des alten Elsässers erfüllt sehen wird:

Elsaß-Lothringen — im Kreise der deutschen Bundesstaaten — ein selbständiger deutscher Bundesstaat, und über allen die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte der Hohenzollern.

Die deutschen Kaisermanöver und die Probemobilmachungen und Truppenverstärkungen im Westen des russischen Reiches

Von

Generalleutnant z. D. v. Görtz

Die Manöver geben nur ein unvollkommenes Bild des Krieges, die Waffenwirkung und die Wucht moralischer Eindrücke fehlen, die Entschlüsse sind nicht wie im Kriege unterm Druck schwerer Verantwortlichkeit zu fassen. Immerhin kommen die Manöver unter allen Friedensübungen dem Kriege am nächsten," heißt es in der Manöverordnung von 1914. In allmählicher Steigerung der beteiligten Truppenverbände finden Brigade- und Divisionsmanöver alljährlich statt. Die Bezeichnung ist so zu verstehen, daß die Brigade- bzw. Divisionskommandeure die Manöver der ihnen unterstellten Truppen in zwei Parteien leiten. Zuweilen schloß sich schon früher den Divisionsmanövern ein Korpsmanöver gegen markierten (dargestellten) Feind oder ein solches der Divisionen gegeneinander an. Seit 1888 finden Manöver von Korps gegen Korps (Kaisermanöver) statt, die sich allmählich zu solchen kleiner Armeen ausgestaltet haben. Letztere Art ist deshalb für die Ausbildung der Führer so wichtig, weil ihnen in den großen Verhältnissen leichter wirklich kriegsmäßige Aufgaben gestellt werden können, die von ihnen selbständig zu lösen sind, während kleinere Parteien — auch Armeekorps — auf dem Wege der „Annahme" in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu größeren Verbänden gebracht werden müssen. Ohne eine solche Zugehörigkeit wären sie kriegsmäßig nicht oder nur schwer denkbar.

Digitized by Google

Das gilt natürlich desto mehr, je kleiner die Partei ist. Im Beginn und Verlauf der Kaisermanöver werden die Armeeführer und ihre Stäbe vor die operativen Entschlüsse und in deren Folge vor die Anordnungen des großen Krieges gestellt. Die Leitung der großen Heeresteile unter Vermeidung gegenseitiger Behelligung im Marsche (Kreuzungen) und in der Ruhe, die Ausnutzung des Straßennetzes ist ebenso Gegenstand der Uebung, wie die Verwendung zum und im Kampfe. Auch die Verwaltungsbehörden werden in der wichtigen Frage der Verpflegung großer Massen aus Magazinen geübt, da das Leben aus dem Lande im Frieden nicht in der Art angängig ist wie im Kriege. In diesem verschafft man sich oft die Lebensmittel, auch Fleisch, durch Beitreibung aus Ortschaften, und bezüglich der Feldfrüchte durch Entnahme von Ort und Stelle. Während des großen Rechtsabmarsches Ende August 1870, der zur Einkreisung von Sedan führte, lebten wir z. B. tagelang von den nicht einmal ganz reifen Kartoffeln, die wir den Feldern entnahmen. Das ist im Frieden nicht angängig. Die Vorkehrungen der Intendantur müssen daher, wie im Kriege bei wenig ertragreicher Gegend, die Zufuhr aus Kolonnen (Automobilkolonne) regeln und bewirken. Die Zubereitung erfolgt dann in den Feldküchen der Truppen, soweit erstere vorhanden sind.

Auch in Frankreich strebt man die allmähliche Steigerung der an den Manövern beteiligten Truppenverbände in den „Manœuvres progressives" für alle Korps an. Da man nun dann auch für diese kleineren Manöver Geld nötig hat, solches aber auch für die Armeemanöver braucht, hat sich ein Kampf unter den Schlagworten: Conservons les manœuvres d'armée bzw. supprimons les manœuvres d'armée entwickelt, der vorläufig zu dem Kompromiß geführt zu haben scheint, daß, unter Einführung der Manœuvres progressives bei allen Korps, Armeemanöver nur ein Jahr ums andre veranstaltet werden. In bezug auf das letzte Armeemanöver (1913) las ich in der „France Militaire" folgendes Urteil: „Das Armeemanöver kommt einer sehr zufriedenstellenden Lösung in fast vollkommenem Grade nahe, welche der Führung, der Truppe und den verschiedenen Dienstzweigen den erhofften Nutzen im Gebiete der Vorbereitung und Ausführung verschaffen wird, wenn man über einen gut ausgebildeten und unterrichteten Generalstab verfügt, der u. a. daran denkt, daß trotz aller Automobile hoher Stäbe die Truppe nach wie vor nur 4 Kilometer in der Stunde zurücklegt." In diesem Jahre finden in Frankreich keine Armeemanöver statt, 1915 sollen sie in dem Umfange wie in diesem Jahre in Deutschland ausgeführt werden.

Bekanntlich werden an den diesjährigen „Kaisermanövern" — neben der Heereskavallerie in noch nicht bekannter Stärke — sechs Armeekorps (VII., VIII., XI., XVIII. preußisches, II., III. bayrisches) beteiligt sein. Nimmt man an, daß jede der beiden Parteien aus drei Armeekorps gebildet werde, dann ergibt das eine Stärke, wie solche 1870 z. B. die 1. Armee (Steinmetz) im Kriege gegen das kaiserliche Frankreich bzw. die Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen (Maasarmee) hatten. Am Maßstabe des großen

Digitized by Google

Krieges gemessen, handelt es sich also auch im diesjährigen Manöver nur um Armeeabteilungen oder kleine Armeen. Man hat bisher in der Regel in Deutschland und in Frankreich die Parteien in den großen Manövern aus nur zwei Korps bestehen lassen. Die Franzosen wollen dabei die Erfahrung gemacht haben, daß es bei diesem Stärkeverhältnis schwer gewesen sei, eine richtige Kampffront herzustellen, da beide Korpsführer geneigt gewesen wären, auf ihren äußeren, nicht angelehnten Flügeln zu manövrieren. Auch soll die Gefahr vorliegen, daß der Armeeführer nicht über seine zwei Korps, sondern, unter einer gewissen Ausschaltung von deren kommandierenden Generalen, über vier Divisionen verfügte. Die Parteistärke von mindestens drei Korps bietet dagegen den Vorteil, daß das mittelste im beiderseits angelehnten, eingerahmten Kampfe geübt wird.

In den Kaiser- oder sonstigen Armeemanövern wird die Praxis des Führers und seines Stabes erhöht und ausgebildet, die Truppe in ihrer kriegsmäßigen Leistung aufs höchste gesteigert, sie wird „als Werkzeug gehärtet" (trempe de l'outil). Auch diese großen Manöver erreichen ihren Zweck nur, wenn Anlage und Durchführung dem Kriege entsprechen. Deshalb muß von allen Vorherbestimmungen über den Verlauf abgesehen werden. Dieser ist vielmehr von den Entschlüssen und Maßnahmen des Führers, von den Gefechtsergebnissen der Truppe abhängig. Eine Einschränkung des natürlichen Verlaufes wird z. B. dann herbeigeführt, wenn ein Zeitpunkt für Uebergang zur Ruhe oder zum Abschluß des Gesamtmanövers von vornherein ins Auge gefaßt wird. Gegensätzlich müssen die Manöver bis zur kriegsmäßigen Entscheidung durch den Kampf, und zwar nach vorausgegangener Anstrengung durchgefochten werden. Nur auf diese Weise zeigen sich Lücken in der Verfügung (Disposition) des Führers, Fehler in der Kampfausbildung der Truppe. Der Offenbarung, der Geltendmachung solcher Mängel sollte man dankbar sein. Aus den Fehlern lernt man. Man sieht, wo man auf den Krieg ungenügend vorbereitet ist. Nichts wäre verkehrter, als z. B. einem richtig angelegten Umfassungsmanöver in der Schlacht oder in der Heeresoperation nicht die Zeit zu lassen, sich auszuwirken. Auch auf verletzte Eitelkeit darf keine Rücksicht genommen werden. Das Manöver „geht weiter" bis zu kriegsmäßigem Abschluß und wird nicht zur festgesetzten Stunde abgebrochen! Deshalb ist das Ende der Kaisermanöver bei uns auch nicht vorherbestimmt, wird der Abtransport der Fußtruppen nicht auf eine bestimmte Zeit festgesetzt. Er kann am vierten Tage stattfinden, wenn eine sachliche Entscheidung am dritten noch nicht gefallen ist. Diese Anordnungen sind vom jetzigen Chef des Generalstabes (v. Moltke) eingeführt. Auch die Franzosen trugen dem Grundsatze la manœuvre continue im vorigen Manöver Rechnung. Der erste Abschnitt sollte an einem Sonnabend beendet sein. Nach dem Ruhetag am Sonntag sollte Montag der zweite beginnen. Nun war der Abschluß am Sonnabend kriegsmäßig nicht bewirkt. Das Manöver ging bis Sonntag früh, die Nacht hindurch weiter. Ein geschickt angelegtes Umfassungsmanöver der Partei Chomer kam erst dadurch zum Ausdruck, und man freute

Digitized by Google

sich, erkannt zu haben, daß man ernste Manöver nicht übt, ohne Gefahr zu laufen, daß Fehler erkannt werden. Der Entschluß des Generals Joffre, das Manöver bis Sonntag früh weitergehen zu lassen, hatte die Erfahrung herbeigeführt. Der zweite Abschnitt begann nun erst am Montag Abend 6 Uhr. Noch im Jahre 1912 hatte der durch ein Präsidentenfrühstück veranlaßte Abbruch des Uebungsganges die Gelegenheit verhindert, ähnliche Erfahrungen zu sammeln. Ich bin auf diese Verhältnisse näher eingegangen, um zu zeigen, wie man sich auf seiten unsrer künftigen Gegner auch von der mise en scène abwendet.

Nicht alle Korps können alljährlich Kaisermanöver haben. Zehn deutsche Korps (Garde, I., II., XII., XIII., XIV., XVI., XIX., XX., XXI.) haben in diesem Jahre zu je zweien Korpsmanöver gegeneinander und fünf andre (IV., VIII., IX., XI., XVIII.) haben unter Leitung von Armeeinspekteuren Manöver gegen „Flaggenfeind" (früher dargestellter Feind). Das VIII., XI., XVIII. Korps haben diese Uebung vor dem Kaisermanöver. Im Jahre 1913 fanden nur (bei acht preußischen Korps) von den Generalinspekteuren geleitete Korpsmanöver gegen Flaggenfeind statt. Gegeneinander kämpften nur V. und VI. Armeekorps im Kaisermanöver. Die Manöver unter Leitung der Armee-(General-)Inspekteure geben den kommandierenden Generalen die seltene Gelegenheit, ihre Korps in Ausführung eines von einem Vorgesetzten gestellten Auftrages zu führen. Andernfalls können sie sich diese Uebung nur im Zimmer auf der Karte oder dadurch schaffen, daß sie sich von einem Untergebenen, etwa dem Chef des Stabes, eine Aufgabe gegen Flaggenfeind stellen lassen. Diese Art der Manöver hat immer den Nachteil, daß sie durch Abgabe der zum Flaggenfeind erforderlichen Mannschaften die manövrierenden Truppen schwächt und daß der Flaggenfeind überhaupt ein Notbehelf bleibt. Die Aufgabenstellung durch den Untergebenen aber ist stets aus naheliegenden Gründen mißlich, denn er muß dann auch den vorgesetzten Kommandierenden in seinen Handlungen beurteilen. Ist der Chef des Generalstabes aber der Aufgabensteller, dann fällt er gerade an diesem einzigen Tage, an welchem der kommandierende General sein Korps führt, in dessen Stabe aus. Auch in Frankreich finden in diesem Jahre solche Uebungen unter Leitung von Mitgliedern des obersten Kriegsrates statt.

Eine sehr zweckmäßige Anordnung ist die Festsetzung von Divisionsübungen auf den Truppenübungsplätzen oder im Gelände. Die Bestimmung lautet: „Den Generalkommandos bleibt die Anordnung von Divisionsübungen ... überlassen. Sie dienen der Ausbildung der Führer und Stäbe sowie der Schulung des Zusammenwirkens der Waffen im Verbande der Infanteriedivision." Diese Art der Uebung unter Leitung des kommandierenden Generals oder des Divisionskommandeurs scheint mir eine vortreffliche Vorbereitung der Division auf ihre Tätigkeit auch im Kaisermanöver zu sein, und deshalb erwähne ich sie hier. Die Aufgabe wird sich voraussichtlich stets im Rahmen eines angenommenen höheren Verbandes halten. „Der Divisionskommandeur setzt die Befehle der höheren Behörde in die Tat um, in jener

Digitized by Google

wird überlegt, berechnet, geschrieben, telegraphiert — er handelt! Im Zusammenhang mit der Truppe führt er den Kampf. Im Gelände und im feindlichen Feuer erteilt er seine Befehle," sagt der bekannte Herr Marty-Lavauzelle.

Ueber die Zuteilung von Heereskavallerie zum Kaisermanöver ist, wie ich schon sagte, noch nichts veröffentlicht. Dagegen wird die Uebung von Kavalleriedivisionen umfangreich betrieben. Abgesehen von der schon im Frieden bestehenden Gardekavalleriedivision werden aus siebzehn Kavalleriebrigaden sechs Divisionen zusammengestellt (A bis F). Division F besteht nur aus zwei Brigaden, weil sie nur Aufklärungsübungen vornimmt. Den Divisionen werden zum Teil auch Jägerbataillone, Radfahrkompagnie, Pionierabteilungen, und allen reitende Abteilungen und Maschinengewehrabteilungen zugeteilt. Unter noch zu bestimmender Leitung finden auch Uebungen der Divisionen gegeneinander statt, der Leitende kann dann am Schluß sich ein Kavalleriekorps zusammenstellen. Einzelne Divisionen beteiligen sich schließlich noch an den Manövern eines Korps gegen ein andres.

Es ist bekannt, daß gelegentlich des vorjährigen Wehrgesetzes viel von der Eindivisionierung der Kavallerie im Frieden, d. h. von Bildung der Kavalleriedivisionen schon im Frieden die Rede war. In Frankreich und bei uns waren die Meinungen geteilt. Die Freunde des Endivisionnements befürworteten dasselbe im Interesse der Erleichterung und Vorbereitung der Tätigkeit der Heereskavallerie im Kriegsbeginn, die Gegner — unter ihnen höchste Offiziere beider Armeen — bekämpften die Divisionsbildung im Frieden aus Besorgnis vor einseitiger kavalleristischer Ausbildung. Letztere siegten bei uns, die Anhänger der Eindivisionierung in Frankreich. Die soeben aufgezählten Uebungen werden beiden Auffassungen gerecht. In den Manövern von Kavalleriedivisionen gegeneinander wird die Tätigkeit der Heereskavallerie gegen die feindliche im Operationsbeginn des Krieges, in der Zuteilung an Armeekorps bei deren Manövern gegeneinander, die Aufgabe der Heereskavallerie geübt, welche sie in Verbindung mit den eignen Hauptkräften auszuüben hat, wenn sie auf die Anfänge der feindlichen Armeekorps stößt.

In dieser Zeit der anfänglichen Berührungen mit und der Orientierung über den Gegner spielen Flugzeug und Luftschiff, Telegraphie ohne Draht eine große Rolle. Es ist anzunehmen, daß eine Nachrichtengewinnung, -übermittlung und -verwertung eintreten wird, wie man solche früher nicht kannte. Auch in dieser Richtung wird das diesjährige Kaisermanöver wegen der im Anfang weit auseinander gehaltenen Versammlung viele Gelegenheit schaffen, zu üben, zu versuchen und Lehren einzuheimsen.

Auch unser östlicher Nachbar ist in militärischer Beziehung recht tätig. Seit der Anwesenheit des Herrn Poincaré vor zwei Jahren in St. Petersburg sind die Anordnungen der Verbündeten sich rasch gefolgt. Ich wies schon im Oktober-Heft 1912 der „Deutschen Revue" darauf hin. Damals wurde, wie bekannt, den Franzosen die dreijährige Dienstzeit von den Russen oktroyiert, und umgekehrt verlangten die Franzosen von den Russen Vorkehrungen für schnellere

Digitized by Google

Mobilmachung, damit sie — die Franzosen — der attaque brusquée der Deutschen nicht zu lange allein ausgesetzt blieben. Der von mir damals mitgeteilte offene Brief des Obersten Boucher an Poincaré gab dem Verlangen nach einem Effort des russischen Verbündeten offen Ausdruck. Die von Frankreich erneut bewilligte große Anleihe lieferte die Mittel zu Heeresverstärkungen und zu großen russischen Bahnbauten. Letztere sind bekanntlich in die Wege geleitet und erstere sind mit Hilfe des reichen Menschenmaterials ausgeführt. Da es bei der Tendenz der Franzosen, den russischen Verbündeten zu immer neuen Anstrengungen anzuspornen, ausgeschlossen ist, daß ein Chauvinistenblatt, wie die „France Militaire", russische Heeresstärken etwa übertriebe, berichte ich nach den Angaben der französischen Zeitung. Sie bezifferte die russische Friedensstärke im März d. J. auf 1 843 295 (nach den Angaben Deutschen Wehrvereins 1 840 000), davon im europäischen Rußland 1 323 248 (Wehrverein 1 322 000).

„Und" — so heißt es weiter in der „France Militaire" — „obgleich für die Zeit vom 15. April bis 15. Oktober diese Stärken auf 1 418 000 (Wehrverein 1 415 000) — davon in Europa 1 020 000 (1 017 000) fallen werden, so sind diese Zahlen doch durchaus geeignet, uns volles Vertrauen in die wirksame Unterstützung einzuflößen, die wir im Kriegsfalle von unsern Verbündeten erhalten werden. Nicht minder erfreulich ist es, die für eine schnellere russische Mobilmachung getroffenen Maßregeln hervorzuheben. Für Reserveübungen sind die Aufwendungen von 300 000 Rubeln auf 12 Millionen in fünf Jahren gestiegen. 1914 wird das Artilleriematerial wesentlich verbessert und vermehrt. Schließlich werden neunzehn Kavallerieregimenter neu gebildet. Die Stärke der russischen Kavallerie kommt damit auf eine Höhe, welche der Gesamtheit der andern europäischen Kavallerie gleich ist."

Es erscheint mir wichtig, festzustellen, daß die vom Deutschen Wehrverein veröffentlichten Zahlen nicht nur nicht übertrieben, sondern ein wenig geringer als die Angaben aus französischer Quelle sind.

Das jährliche Rekrutenkontingent ist für künftig von 455 000 auf 585 000 Mann erhöht. Durch diese Verstärkung und die Verlängerung der aktiven Dienstzeit bei den unberittenen Waffen auf $3^1/_2$, bei den berittenen auf $4^1/_2$ Jahre wird — gleichfalls nach den Angaben der „France Militaire" — die Friedensstärke der russischen Armee (einschließlich des asiatischen Teiles) in der Zeit vom Herbst 1914 bis Frühjahr 1915 rund 2 Millionen betragen, im Sommer 1915 auf 1 550 000 Mann sinken, und schließlich — nach weiterer Durchführung des verstärkten Rekrutenkontingents — im Winter 1917/18 $2^1/_4$ Millionen erreichen ($4 \times 585\,000$, davon Abgänge abgerechnet). Von dieser Riesenstärke werden 1 600 000 Mann in Europa stehen. Angesichts dieser nackten Ziffern erscheint es berechtigt, daß Oberst Graf Ignatiew, der russische Militärattaché in Paris, beim Bankett der „militärischen Presse" erklärte, die russische Armee wolle sich auf die Höhe der französischen erheben, und verdiene das Vertrauen, das Frankreich nie aufgehört habe der kostbaren Allianz zu bezeugen, welche die beiden Länder vereine und die sicherste Friedensbürgschaft sei. (?)

Die Militärbezirke Petersburg, Wilna, Kiew und Warschau umfassen gegen-

Digitized by Google

wärtig 18 Armeekorps. Zwei neue treten am 1. Oktober hinzu (Wilna bzw. Warschau) und ein drittes im Kaukasus. Die Gesamtzahl der russischen Armeekorps wird 41 betragen. Es war diesem Effort gegenüber erklärlich, daß man von der jüngsten Aussicht nicht sehr erbaut war, Frankreich könne von der dreijährigen Dienstzeit absehen. Der russische Kriegsminister hat dem ja auch recht offenen Ausdruck gegeben: „Rußland ist bereit, Frankreich muß es auch sein!"

Weniger bedenklich erscheinen mir die sog. Probemobilmachungen mit ihren großen Reservistenübungen. Ich glaube, daß in dieser Beziehung nachstehende Mitteilung der „Kreuzzeitung" das Richtige trifft:

Zu den angeblichen Mobilisierungsplänen Rußlands, über die neuerdings so viel mit einer gewissen Erregung gesprochen worden ist, wird uns von zuständiger russischer Seite mitgeteilt: „Man scheint hier die russischen Verhältnisse nicht zu kennen oder vielleicht nicht richtig einschätzen zu wollen. In den übrigen europäischen Staaten kann man Probemobilisierungen bei den geringen in Betracht kommenden Entfernungen und den guten Verkehrswegen ohne Schwierigkeiten zu verschiedenen Jahreszeiten und in einzelnen kleinen oder größeren Landesteilen nach Wunsch durchführen. Auch die Verschiedenartigkeit der Beschäftigung der Bevölkeruug läßt sich unschwer in Rechnung ziehen. Bei uns in Rußland ist das alles anders: die Entfernungen sind größer, die Verbindungen zumeist schlecht. Beide Momente schließen die eigentliche Winterzeit aus. Die Bevölkerung besteht bei uns zum weitaus größten Teile aus Bauern. Für diese sind Frühjahr und Sommer zu wichtige Zeiten, in denen man ihre Arbeitskräfte nicht schwächen darf, ohne den Wohlstand des Landes zu gefährden. So bleibt nur der Herbst für die überwiegende Mehrheit der Mobilmachungspflichtigen. Aus diesen Gründen treffen alljährlich so viele Mobilmachungsübungen bei uns im Herbst zusammen. Hieraus beunruhigende Schlußfolgerungen zu ziehen, wäre absurd."

Zu Uebungen sind für den Herbst 1914 die Jahrgänge 1907 und 1909 einberufen. Jeder von ihnen war 440000 Mann stark. Nach Abzug der Abgänge und der nicht einberufenen Kavalleristen kann man auf zusammen 700000 Mann rechnen, welche üben werden.

Graf Alois Karolyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

(Fortsetzung)

Tatsächlich war der handelspolitische Konflikt zwischen Oesterreich und Preußen seit mehr als einem Jahre akut. In Wien war der Abschluß des preußisch-französischen Vertrages vom März 1862 als ein schwerer Schlag empfunden worden, weil er die österreichischen Wünsche in bezug auf die Gestaltung des eignen Zollverhältnisses zu Deutschland vernichtete.[1]) Oesterreich hatte den Ein-

[1]) Siehe „Deutsche Revue", September 1913, S. 304, 305.

Digitized by Google

tritt in den Zollverein oder zum mindesten die Herstellung einer engeren Zolleinigung mit demselben seit dem Anfang der fünfziger Jahre angestrebt, Preußen diesem Wunsche stets Widerstand geleistet, und zwar nicht nur aus nationalökonomischen, sondern auch aus politischen Gründen.[1]) Der Vertrag vom Jahre 1853 hatte einen temporären Ausgleich geschaffen, der zwar den früheren Zustand der Zolltrennung aufrecht erhielt, die Einigung aber als Ziel der Zukunft bezeichnete, worüber die Verhandlungen nach sechs Jahren aufgenommen werden sollten. Als dann der Moment hierfür im Jahre 1860 gekommen war, hatte sich Preußen neuerdings ablehnend verhalten und mit dem französischen Vertrage den österreichischen Wünschen vollends den Riegel vorgeschoben, weil die Akzeptation des durch denselben vorgesehenen Zollvereintarifes für Oesterreich eine Unmöglichkeit schien und die Frankreich zugesicherte Meistbegünstigung auch die Fortdauer der bisher im gegenseitigen Verkehr mit Oesterreich zugestandenen besondern Ermäßigungen ausschloß. Die kaiserliche Regierung war diesfalls auch sofort in Berlin vorstellig geworden und hatte am 10. Juli 1862 das Verlangen nach Gründung eines Zollbündnisses gestellt.[2]) Die abermals erfahrene Ablehnung hatte ihre Gereiztheit erhöht. Für die von Preußen jetzt gewünschte Zurückstellung der handelspolitischen Fragen[3]) war daher in Wien keine Geneigtheit vorhanden, und Rechberg bemerkte zu Karolyi, daß entgegenkommende Taten auf diesem Gebiete die kaiserliche Regierung mehr als bloße Worte von der Aufrichtigkeit des preußischen Wunsches nach guten Beziehungen überzeugen würden.

Aber nicht nur Oesterreich, sondern auch die deutschen Mittelstaaten, mit Ausnahme Sachsens, fühlten sich durch den Vertrag mit Frankreich vor den Kopf gestoßen. Die Geschichte der dadurch im Zollverein hervorgerufenen Krise ist bekannt,[4]) und eben damals, im Mai 1863, hatte diese mit der in München tagenden Zollkonferenz einen ihrer Höhepunkte erreicht. Selbstverständlich war der kaiserlichen Regierung diese Opposition gegen den französischen Vertrag nicht unwillkommen und, soweit an ihr lag, hat sie dieselbe auch genährt. Aber dieselbe erschien ihr nur als Hebel, um Preußen zur Modifizierung seines Vertrages mit Frankreich zu bewegen und dem erstrebten Ziele der Zolleinigung näherzukommen. Die Sprengung des deutschen Zollvereins und der Abschluß eines separaten Bündnisses mit den opponierenden Staaten, eventuell mit Bayern und Württemberg allein, lag nicht in den Zielen der österreichischen Regierung. So wenig wie auf politischem, wünschte sie auf handelspolitischem Gebiete die Zweiteilung Deutschlands oder, wie dies in einer damals im Ministerium des Aeußern zur Frage verfaßten Denkschrift zur Frage ausgedrückt wurde: „Wir halten nicht an dem Radowitzschen Satze." „Wenn nicht mit allen, so doch mit

[1]) Vgl. Sybel, Bd. II, S. 153 bis 157 und 441 bis 446, auch Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten, Bd. I, Kap. XIII und XXI.

[2]) Siehe „Deutsche Revue", Juli 1914, S. 46, 47.

[3]) Siehe „Deutsche Revue", September 1913, S. 304, 305.

[4]) Siehe Sybel und Beust an den oben bezogenen Stellen.

Digitized by Google

vielen, wenn nicht mit vielen, so doch mit wenigen." „Wir wollen vielmehr statt der Sprengung des Zollbundes die Erweiterung und Einigung desselben mit Oesterreich."

In der Verschiedenheit der in Oesterreich und Preußen herrschenden Systeme wäre sachlich kein Grund für die Unmöglichkeit einer Einigung gewesen. In Oesterreich herrschte allerdings das Schutzzollsystem, während Preußen eben mit dem französischen Vertrage einen entschiedenen Schritt nach der damals zur Macht gelangenden freihändlerischen Richtung getan hatte. Aber auch in Oesterreich begann diese Strömung sich geltend zu machen, und wäre der Wunsch nach der Zolleinigung in Preußen ebenso wie in Oesterreich vorhanden gewesen, so hätte sich der Ausgleich unschwer finden lassen. Wenn in deutschen Geschichtsbüchern und speziell von Sybel bemerkt wird, daß sich so verschiedenartige Konsumenten wie Rheinländer und Kroaten, Hannoveraner und Hannaken unmöglich in eine Zollgemeinschaft hätten verschmelzen lassen, so muß demgegenüber hervorgehoben werden, daß Tarifermäßigungen gerade in den kulturell und industriell weniger entwickelten Teilen der österreichischen Monarchie am wenigsten Widerstand gefunden hätten. Das Argument, daß Reformen in freihändlerischer Richtung den Interessen der östlichen Teile der Monarchie entsprächen und daher eben vom Gesichtspunkte des damals bestandenen Einheitsstaates begründet wären, wurde auch in der oben angeführten Denkschrift auseinandergesetzt. In einer an den kaiserlichen Gesandten in München ergangenen Weisung wurde dementsprechend auch auf die Opfer hingewiesen, welche Oesterreich dem angestrebten Zwecke des Zollbündnisses zu bringen bereit war.[1]) In Wirklichkeit war indessen die ganze Frage keine bloß handelspolitische, sondern eminent eine politische.

Die Münchner Konferenz war im Anschluß an die bayrische Denkschrift vom 25. April zusammengetreten und sollte die österreichischen Vorschläge auch dann in Beratung nehmen, wenn der preußische Bevollmächtigte diesfalls mit keinen Instruktionen versehen wäre. Die Aufnahme der Unterhandlungen sollte aber aus dieser Konferenz nicht hervorgehen, dieselbe sollte sich vielmehr auf ein einfaches Einregistrieren der einzelnen Erklärungen beschränken und das weitere einer späteren speziellen Konferenz überlassen bleiben.

Preußen hatte bisher den Standpunkt eingenommen, daß die Ablehnung des Handelsvertrages mit Frankreich seitens der Zollvereinsstaaten gleichbedeutend mit der Absicht wäre, den Verein nicht mehr fortsetzen zu wollen, daher die Annahme desselben die Vorbedingung für die Erneuerung des Vereins sein müsse und erst nach Sicherung dieses Resultates Beratungen über das Verhältnis zu Oesterreich aufgenommen werden könnten. Diesfalls schien nun Herr v. Bismarck zu einigen Konzessionen bereit. Am 23. Mai war Karolyi in dem Falle, nach Wien zu melden: „Herr v. Bismarck zeigt sich nunmehr bereit, der Frage der Annahme oder Ablehnung des Vertrages mit Frankreich nicht mehr die unbedingte Priorität zu vindizieren, sondern die Frage der Erneuerung des

[1]) Rechberg an den Fürsten Schönburg, 27. Mai 1863. Staatsarchiv Wien.

Digitized by Google

Zollvereins — allerdings auf Grundlage des Vertrages — in erste Linie zu stellen und hierüber nach Abschluß der Münchener Konferenz sofortige Beratungen zu eröffnen. Die Konzession, welche im Vergleich zum bisherigen Standpunkt hierin liegt, bestände lediglich in dem Faktum der Eröffnung von Verhandlungen, während früher dieselben tatsächlich als ausgeschlossen zu betrachten waren. Die Grundlage des französischen Vertrages würde nicht aufgegeben und die österreichischen Propositionen als solche nicht speziell als Gegenstand der Beratungen bezeichnet werden. Im Hinblick auf den Umstand jedoch, daß an erster Stelle über Erneuerung des Zollvereins beraten werden soll, und die betreffenden Staaten es in der Hand haben, bei Formulierung der Bedingungen für die Erneuerung des Zollvereins das Verhältnis zu Oesterreich ebensosehr als die aus eignem Interesse hergeleiteten Modifikationen des Handelsvertrages voranzustellen, würde tatsächlich eine gleichzeitige Beratung der Angelegenheit, allerdings ohne unsre direkte Beteiligung, in Angriff genommen werden können ... Es läßt sich nicht leugnen, daß das Einschlagen dieses Weges eine Wendung zum Bessern ist, wenngleich dieselbe noch keineswegs irgendwelche annähernde Sicherheit bietet, daß man hiesigerseits in unsre Forderungen und Vorschläge eingehen werde ...

Hinsichtlich der in Aussicht gestellten Beratungen kommt es wesentlich darauf an, ob das preußische Kabinett wirklich gewillt ist, dieselben auf eine Art zu führen, welche die Elemente eines Ausgleiches und einer endgültigen Lösung darbietet oder ob es vorläufig bloß Zeit zu gewinnen trachtet ..."

Zum Schluß bemerkte Karolyi noch, daß er einen bestimmten Schluß auf die Zukunft nicht ziehen könne und daß Bismarck in dieser Frage das versöhnliche Element im Kabinett wäre.

Die Instruktionen an den preußischen Kommissär in München waren einige Tage später abgegangen und Karolyi gegenüber dahin erläutert worden, daß, sobald die Fortexistenz des Zollvereins unter gleichzeitiger Aufrechthaltung der Handelsverträge mit Frankreich und Belgien gesichert erscheine, die Beratungen über das Verhältnis zu Oesterreich sofort in Angriff zu nehmen wären. Hierzu bemerkte Karolyi nach Wien: „Es liegt in der Natur der Sache, daß die preußische Regierung schon jetzt darauf vorbereitet sein muß, wenn das gegenwärtige Vorgehen kein eitles Spiel sein soll, gewisse, von den Südstaaten formulierte Modifikationen des Handelsvertrages anzuerkennen und Frankreich gegenüber zu vertreten. Doch vermag ich mich noch keineswegs mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß die hier zuzugestehenden Modifikationen von irgendwelcher namhafter Tragweite sein werden, und insbesondere befürchte ich, daß man mit Zähigkeit auf dem hauptsächlich unserseits beanstandeten Artikel 31 des Vertrages bestehen wird."

Die definitive Entscheidung über diese Fragen der Zollvereinserneuerung und des französischen Handelsvertrages sollte auf einer späteren, nach Berlin einzuberufenden Konferenz erfolgen. Bismarck machte indessen den französischen Botschafter schon jetzt darauf aufmerksam, daß die Lage der Dinge eventuell

Digitized by Google

einige Modifikationen des Vertrages erheischen werde. Auf die Frage Herrn v. Talleyrands: „Und wer wird es übernehmen, uns diese Schellen anzuhängen?" erwiderte der preußische Minister: „Wir!"

Das Verhältnis dieser beiden Herren war eben damals ein gespanntes, da Bismarck wegen einer von Talleyrand an ihn geschriebenen Note sehr aufgebracht war. In Posen waren zwei französische Untertanen wegen des Verdachtes von Beteiligung an der Polnischen Revolution verhaftet worden. Der französische Botschafter hatte hiergegen reklamiert und in seiner Note die geschehenen Verhaftungen als willkürliche und leichtfertige „arbitraires et legères" bezeichnet. Bismarck blieb die Antwort nicht schuldig und schrieb ihm, die Untersuchung werde ergeben, daß die erhobene Reklamation eine leichtfertige und frivole wäre.[1])

Es ist ein Beweis der vertrauensvollen Beziehungen zwischen Bismarck und Karolyi, daß er ihm selbst von solchen Details Mitteilung machte, und dies zu einer Zeit, wo die offiziellen Beziehungen der beiden Kabinette nichts weniger als vertrauensvolle waren. Nach wie vor blieb die Haltung der kaiserlichen Regierung Preußen gegenüber eine reservierte, und ungeachtet wiederholter Anwürfe in der polnischen Frage vermied sie es, sich mit dem Berliner Kabinett in eingehende Konversationen einzulassen und demselben Gelegenheit zu weiteren Verhandlungen zu bieten. Maßgebend war hierbei wohl der Umstand, daß eben damals in Wien der Entschluß zur Einberufung des Frankfurter Fürstenkongresses im stillen reifte.

Die Geschichte des Verlaufes dieses Fürstentages ist oft geschrieben worden, die seiner Genesis aber nicht.[2]) Sie gehört auch nicht in den Rahmen der gegenwärtigen Erzählung, und zwar schon darum nicht, weil Karolyi mit derselben gar nichts zu tun hatte. Die betreffenden Entschließungen waren in Wien erwogen und gefaßt worden, ohne daß die kaiserlichen Vertreter an den deutschen Höfen zugezogen oder ihnen vorgängige Mitteilung gemacht worden wäre. In Berlin herrschte zur Zeit des Ergehens der Einladungen vollkommene Sommerstille. König Wilhelm war schon Mitte Juni nach Karlsbad gereist, Bismarck ihm dahin und später nach Gastein gefolgt. Karolyi hatte im Juli wegen schwerer Erkrankung seines bald darauf verstorbenen Vaters einen Urlaub erhalten, von welchem er erst am 28. Oktober nach Berlin zurückkehrte, wo ihm dann allerdings die Aufgabe zufiel, die Verhandlungen über die durch die Frankfurter Beschlüsse geschaffene Lage mit Bismarck aufzunehmen.

„Die ganze Sache war von Anfang an nur eine Frage von Daten," so

[1]) Karolyi an Rechberg, 5. Juni 1863. Wiener Staatsarchiv.

[2]) Beust, „Erinnerungen", und Sybel, „Begründung", widmen jeder dem Frankfurter Fürstentage ein ganzes Kapitel. Dessen Genesis betreffend, bemerkt der erstere nur (Bd. I, S. 325), daß die Einladung für Dresden, wie anderwärts, eine vollständige Ueberraschung war. Der letztere (Bd. II, S. 542) ist diesfalls auf Vermutungen angewiesen. Ausführlicher behandelt Friedjung, „Kampf um Vorherrschaft", Bd. I, S. 51 bis 56, das Thema, wobei er sich auf mündliche Mitteilungen der Minister Rechberg und Schmerling stützen konnte. Das volle, im Wiener Staatsarchiv verwahrte Aktenmaterial stand ihm aber nicht zu Gebote.

Digitized by Google

sagte ein hochgestellter, mit den Berliner Verhältnissen vertrauter russischer Diplomat Mitte September einem österreichischen Kollegen, „wäre die Einladung statt vom 31. Juli vom 3. August datiert gewesen, und für den Kongreß statt des 16. August ein Tag Mitte September in Aussicht genommen worden, so wäre Preußens Beteiligung gesichert gewesen." Das Auge des hinter den Kulissen stehenden Zuschauers einer Aufführung haftet naturgemäß an deren Details und zufälligen Umständen, und von diesem Gesichtspunkte mag das erwähnte Urteil plausibel erscheinen. Dem Lichte historischer Betrachtung wird es schwerlich standhalten können. Sicher ist, daß die Datierungsfrage es Bismarck erleichterte, in König Wilhelm das Gefühl zu nähren, daß von österreichischer Seite Mangel an Rücksicht vorgewaltet habe, wie denn auch das im „Staatsanzeiger" auf Bismarcks Befehl am 17. August erschienene Communiqué diesen Punkt hervorhob. Aber ebenso sicher scheint es, daß der Staatsmann, dem es in Baden gelang, seinen König zur Ablehnung einer von dreißig Fürsten ausgegangenen, von einem König als Kabinettskurier überbrachten Einladung zu bewegen, hierzu auch Mittel und Argumente gefunden hätte, wenn die ursprüngliche Einladung anders datiert gewesen wäre.[1])

Bekanntlich hatte Kaiser Franz Josef König Wilhelm in Gastein am 3. August besucht, um ihn von seiner Absicht, die deutschen Fürsten zur Reform der Bundesverfassung nach Frankfurt zu laden, persönlich Mitteilung zu machen. Bei dieser Gelegenheit übergab er auch dem König eine Denkschrift, welche die Notwendigkeit jener Reform und die Oesterreich hierbei leitenden Ansichten auseinandersetzte. Gleich nach der Entrevue erging dann der Befehl nach Wien zur Absendung der Einladungsschreiben, welche bereits fertiggestellt und vom 31. Juli datiert waren. Dem König von Preußen aber wurde dasselbe noch am selben Abend durch einen Adjutanten überbracht.

Die österreichische Denkschrift ist seinerzeit in der in Hannover erscheinenden „Zeitung für Norddeutschland" veröffentlicht worden.[2]) Sie bestand aus drei Abschnitten, von denen der erste die Unabweislichkeit einer Reform durch die im Bunde herrschenden chaotischen Zustände begründete, der zweite der Entwicklung und Begründung des Gedankens galt, daß Oesterreich die Reform nur auf Grundlage des Föderativprinzips anstreben könne, und der dritte die entscheidende Wichtigkeit der Mitwirkung Preußens hervorhob, ohne welche ein definitiver Abschluß der Reorganisation unmöglich wäre, deren Verweigerung aber die von der Notwendigkeit der Sache überzeugten Regierungen dazu führen müsse, ein Werk der Not zustande zu bringen und unter Wahrung des Bundesverhältnisses von ihrem freien Bündnisrecht untereinander Gebrauch zu machen.

Die Ablehnung des Königs erfolgte schon am 4. August. Neun Tage später schrieb Bismarck an Baron Werther eine zur Mitteilung an die kaiserliche Regierung bestimmte Depesche, in der er seinem Befremden über die österreichische

[1]) Vgl. auch Bismarcks eigne Erzählung „Gedanken und Erinnerungen", Bd. I, S. 339 bis 342.

[2]) Sybel gibt dieselbe im Auszug wieder, Bd. II, S. 542 bis 544.

Digitized by Google

Beurteilung der gegenwärtigen Zustände im Bunde Ausdruck gab und daran die Frage knüpfte, ob Oesterreich und die Staaten, welche auf die so motivierte Einladung an dem Kongresse in Frankfurt teilnehmen, die vertragsmäßigen Bundespflichten noch anerkennen. In Wirklichkeit drehte sich indessen der Streit gar nicht um diese Frage. Die Kritik der Denkschrift an den bestehenden Bundesverhältnissen war allerdings eine vernichtende, aber weder dachte Oesterreich daran, sich vom Bunde loszusagen, noch wurde von seiten Preußens die Reformbedürftigkeit desselben in Abrede gestellt. Die Frage drehte sich um das Wie der Reform, und da klafften die österreichischen Vorschläge uud die preußischen Ziele weit auseinander.

Die österreichischen Anträge faßten die Stärkung der Bundesexekutive durch Einsetzung eines Bundesdirektoriums, die periodische Einberufung einer Delegiertenversammlung aus den Vertretungen der Einzelstaaten und die Errichtung eines Bundesgerichtes ins Auge. Auf dieser Grundlage kamen bekanntlich auch die Beschlüsse des Fürstentages zustande.[1]) Nun stellte sich das Problem dahin, ob es gelingen werde, Preußen zum nachträglichen Beitritt zu bewegen und, wenn nicht, ob die Teilnehmer des Kongresses bereit sein werden, ihre Beschlüsse auch ohne dasselbe zur Ausführung zu bringen. Auf beide Fragen erfolgte sehr bald die verneinende Antwort.

Zur Erreichung des preußischen Beitrittes hatten die in Frankfurt anwesenden Fürsten Kollektivschreiben an König Wilhelm gerichtet. Die ablehnende Antwort erfolgte am 22. September. Der König erklärte, wie er nicht die Ueberzeugung habe gewinnen können, daß die vorgeschlagene Reform geeignet wäre, eine Verbesserung der Bundesverfassung herbeizuführen. Sie wäre nicht der Ausdruck wirklicher Verhältnisse und Bedürfnisse. Zugleich bezeichnete der König die drei folgenden Punkte als Vorbedingung für die preußische Zustimmung zu einer Reform im Sinne der Erweiterung des bisherigen Bundeszweckes:

1. Ein Veto Preußens und Oesterreichs gegen jeden Bundeskrieg, der nicht zur Abwehr eines Angriffes auf Bundesgebiet unternommen würde,

2. die völlige Gleichberechtigung Preußens mit Oesterreich im Vorsitz und der Leitung des Bundes,

3. die Einführung einer Volksvertretung aus direkten Wahlen und nicht eines Delegiertenhauses.

Die kaiserliche Regierung erklärte diese Bedingungen sofort für unannehmbar,[2]) Die im Oktober nach Nürnberg einberufene Ministerkonferenz der an den Frankfurter Beschlüssen beteiligten Staaten endete aber ebenso unbefriedigend. Graf Rechberg wurde dort ersucht, die Antwort auf die preußischen Erklärungen im Namen aller zu übernehmen. Gleichzeitig wurde sein Antrag, mit der Einsetzung des Direktoriums vorzugehen, ohne auf Preußen zu warten, abgelehnt.

---

[1]) Ueber Verlauf des Fürstenkongresses und dessen Beschlüsse vgl. Sybel und Beust an den oben angeführten Stellen.

[2]) Rechberg an Chotek, 26. September 1863. Wiener Staatsarchiv.

Digitized by Google

So standen die Dinge, als Karolyi von seinem Urlaube nach Berlin zurückkehrte. Die nächste Aufgabe, die ihm hier zufiel, war die Ueberreichung der Rechbergschen Antwort auf die preußischen Erklärungen vom 22. September. Sie war in einem längeren Memorandum niedergelegt, welches die österreichischen Einwendungen gegen die drei Vorbedingungen in ausführlicher Weise entwickelte und die Ueberzeugung der kaiserlichen Regierung aussprach, daß dieselben das Föderativprinzip, auf welchem Deutschlands Integrität und Sicherheit beruhe, umstoßen würden. Entweder müßten Verhandlungen auf dieser Basis zum Bruche führen oder die beiden deutschen Großmächte vom Ziele normaler Entwicklung bedenklich ablenken.

Gleichzeitig erklärte Rechberg aber, daß unser Wunsch nach einer Verständigung mit Preußen fortdaure, und wir daher die Aufnahme von Verhandlungen zu deren Herstellung wünschten, jedoch ohne jegliche präjudizielle Bedingungen. Weder wir noch sonst jemand in Frankfurt haben solche verlangt, und es wäre kein Beweis bundesfreundlicher Gesinnung von seiten Preußens, wenn es hierauf beharre.

Die Aussichten auf eine Verständigung schienen indessen hoffnungslos. Verstimmung und Bitterkeit herrschten auf beiden Seiten. In Wien hatte das offene Aussprechen des preußischen Paritätsanspruches im Bundespräsidium eine der empfindlichsten Saiten berührt, und Rechberg den diesfälligen Gefühlen in einem, gleichzeitig mit der offiziellen Antwort an Karolyi ergangenen Briefe Ausdruck gegeben. Er betonte, wie unsre Reformvorschläge kein preußisches Recht angetastet hätten, man aber doch in Berlin eine beleidigte Miene angenommen habe, während man es dort als Monopol betrachte, unsre legitimen Rechte in Deutschland bei jeder Gelegenheit anzugreifen und in Frage zu stellen. Er wies zugleich auf die Unmöglichkeit hin, daß Preußens Handlungsweise gegen uns ohne Einfluß auf unsre eigne gegen Preußen bleiben könne.

Preußens Antwort auf unsre Eröffnungen war eine absolut ablehnende. Bismarck hielt keinen Augenblick mit der Erklärung zurück, daß Preußen unser Verlangen verneine und sich in keine Verhandlungen ohne die drei Präjudizialpunkte einlassen werde. In seiner bezüglichen Unterredung mit Karolyi ließ er sich über die Verstimmung, welche sowohl an allerhöchster Stelle wie in der ganzen Nation durch die Inszenesetzung des Frankfurter Fürstentages erzeugt worden sei, des weiteren aus, bemerkte, wie gerade vorher die Dispositionen des preußischen Kabinetts zu einer Verständigung mit Oesterreich so aufrichtig und entgegenkommend gewesen wären wie seit langem nicht, und erklärte, daß wir zwischen einer Verständigung und Allianz mit Preußen und dem in Frankfurt angestellten Versuche zu wählen hätten. Die erstere Alternative würde gegenwärtig am besten durch das Erhalten der bestehenden Bundesverfassung gesichert sein.

Karolyi erwiderte, daß eine aufrichtige Verständigung mit Preußen von der Lösung der Reformfrage unzertrennlich und letztere ein nicht zu umgehendes Bedürfnis sei. Er wies auf die traurigen Erfahrungen von 1859 hin, sowie

Digitized by Google

auf den Mangel einer wirklichen Garantie, daß die bestehenden Bundeseinrichtungen von Preußen nach allen Seiten hin anerkannt werden. Im Gegenteile habe Preußen soeben durch die drei Punkte Aspirationen offen zur Schau getragen, welche jedes Vertrauen in die gewissenhafte Erfüllung seiner Bundespflichten zu erschüttern geeignet seien.

Zum Schluß seiner Ausführungen wies Karolyi noch darauf hin, daß Preußens Beharren auf seinem schroff negierenden Standpunkt zum Reformwerk unausbleiblich einen entsprechenden Einfluß auf die Stellung Oesterreichs zu Preußen ausüben würde und dies unter den jetzigen Zeitverhältnissen ernste Folgen nach sich ziehen könne.

Bismarck entgegnete, wie solche Anspielungen, praktisch genommen, so viel bedeuteten, daß Oesterreich sich eventuell mit Frankreich gegen Preußen alliieren werde. Zeitungsartikel hätten ihn auf eine solche Möglichkeit schon vorbereitet, doch beanspruche er für Preußen das Recht der Gegenseitigkeit. Auf österreichischer Seite scheine man solche Eventualitäten ganz natürlich zu finden, wenn aber Preußen sich hier und da solche Hinweise gegen Oesterreich erlaube, werde es sofort des Verrates an der deutschen Sache geziehen.

Karolyi konnte mit Recht erwidern, daß die österreichische Politik einem solchen Vorwurfe bisher nach keiner Seite ausgesetzt war, daß aber die Beziehungen der beiden Mächte durch Preußens Weigerung, zur Lösung der deutschen Frage beizutragen, verschlimmert werden müßten. Von diesem Gesichtspunkte aus legte er Bismarck dringend ans Herz, ohne Vorbedingungen Verhandlungen anzuknüpfen, wodurch sich ja Preußen nichts vergeben würde.

An den Erfolg seiner Vorstellungen glaubte indessen Karolyi selbst nicht und schrieb nach Wien, daß er nicht die geringste Hoffnung habe, daß Preußen die Hand zu der von uns gewünschten Verständigung bieten werde. Nun aber traten auf dem Gebiete der europäischen Politik zwei Ereignisse ein, welche die beiden deutschen Mäche einander wieder näher brachten. Das eine war Kaiser Napoleons Kongreßvorschlag, das andre der Tod des Königs von Dänemark.

Am 5. November hatte Napoleon in einer Thronrede den Satz ausgesprochen, daß die Verträge von 1815 aufgehört hätten zu bestehen. Am selben Tage waren die Einladungen an die Souveräne Europas ergangen, sich zu einem Kongreß in Paris einzufinden, der über die Neuordnung aller schwebenden Fragen beraten und beschließen sollte.

Der durch diese Einladung in Wien hervorgerufene Eindruck, wie der von dem kaiserlichen Kabinett diesfalls eingenommene Standpunkt ist in einer Depesche Rechbergs an Karolyi vom 12. November niedergelegt. Darin wurde gesagt:

„Wir haben seit der Thronrede Kaiser Napoleons eine völlig neue Lage ins Auge zu fassen. Es ist nicht mehr die polnische Frage allein, welche unsre Sorge in Anspruch nimmt, nicht mehr ein Einverständnis hierüber mit Frankreich und England. Alle europäischen Fragen sollen in Beratung gezogen werden und alle Kabinette sollen an der Beratung teilnehmen.

Gegen einen solchen Kongreß haben wir stets die ernstlichsten Bedenken

Digitized by Google

gehabt, weil aus einer Beratung von so allgemeiner und unbestimmter Tragweite eine Lösung nicht hervorgehen kann. Ein solcher Kongreß könnte nur die bestehenden Gegensätze verschärfen und neue, unvermeidlich den Krieg herbeiführende Komplikationen erzeugen.

So haben wir uns jedesmal ausgesprochen, so oft der Gedanke zwischen uns und Frankreich vertraulich erörtert worden ist. Jetzt aber ist derselbe so entschieden und feierlich ausgesprochen, daß eine kategorische Zurückweisung den Frieden vielleicht noch mehr gefährden würde. Eine unbedingte Ablehnung wird Napoleon schwer ertragen, daher ein vorsichtiges Eingehen vielleicht besser ist. Dies scheint auch die Ansicht in London, obgleich man dort der Kongreßidee so wenig geneigt ist als wir.

Wir waren auf den Vorschlag nicht vorbereitet, und die besonderen Schwierigkeiten unsrer Lage verhindern uns, ohne erforderliche Sicherheit einen definitiven Entschluß zu fassen. Wir wollen daher über die Absichten Kaiser Napoleons nähere Erläuterungen begehren und auf einer vorläufigen Verständigung über Zweck, Gegenstände und Tragweite des Kongresses bestehen. Der Kongreß kann nach den Grundsätzen des Völkerrechts keine Frage ohne freiwillige Zustimmung der Beteiligten vor sein Forum ziehen, daher muß seinen Verhandlungen der Charakter eines freiwilligen Verständigungsversuches gewahrt bleiben. Diese Grundsätze werden wir aufrechterhalten und hoffen, daß es uns gelingen wird, entweder die Unmöglichkeit nachzuweisen, auf friedlichem Wege zur Verwirklichung der beabsichtigten Neugestaltungen zu gelangen oder der Wirksamkeit des Kongresses Grenzen zu ziehen."

Aus dieser Auffassung ergab sich der natürliche Wunsch, über Preußens Stellungnahme möglichst rasch Klarheit zu gewinnen und womöglich mit demselben zu einem Einverständnis zu gelangen.

König Wilhelm war mit Bismarck in Lezlingen auf der Jagd, als die französische Einladung in Berlin eintraf. Karolyi sah Bismarck am Tage nach seiner Rückkehr. Dieser hob ihm gegenüber hervor, wie Preußens Lage eine derartige wäre, daß es weder hinsichtlich einer Ablehnung noch einer Annahme in hervorragender Weise Stellung zu nehmen berufen sei. Es wären keine Objekte vorhanden, welche in bezug auf Preußen zum Gegenstande von Kongreßverhandlungen gemacht werden könnten. Es könne daher um so bequemer den aus dieser Lage entspringenden Vorteil benützen und brauche sich mit seiner Antwort nicht zu übereilen. Rußland wolle vorerst die Ansicht Englands hören.

Bismarck sagte weiter, daß unter andern Umständen und namentlich wenn die Bundesreform die Keime des Mißtrauens zwischen Oesterreich und Preußen nicht neuerdings befruchtet hätte, er im Hinblick auf den Kongreßvorschlag dem König geraten haben würde, die Initiative zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef zu ergreifen. Jetzt aber könne eine solche Initiative nur von uns ausgehen.

Daß unter andern Umständen Bismarck auf den französischen Vorschlag mit der Gegenproposition der Koalition der drei konservativen Ostmächte geant-

Digitized by Google

wortet hätte, glaubte Karolyi auch, bemerkte indessen nach Wien, wie der preußische Staatsmann mit seinen jetzigen Aeußerungen wohl kaum einen andern Zweck vor Augen gehabt haben dürfte als den, retrospektiv die Ursachen und Folgen der schlechten Beziehungen zu uns zu beleuchten.

In konservativen und altliberalen Kreisen begegnete Karolyi häufig der Ansicht, daß diese Koalition die einzig richtige Antwort auf den Kongreßvorschlag wäre, wobei allerdings hinzugefügt wurde, daß, wenn die hierzu erforderlichen Elemente vorhanden wären, Napoleon III. seinen Vorschlag wohl gar nicht gemacht hätte. Speziell in Hofkreisen wünschte man die Verbesserung der Beziehungen mit Oesterreich, betonte aber auch dort, daß nach der Frankfurter Angelegenheit die Initiative von uns ausgehen müsse.

Am 19. November erfolgte die offizielle Antwort König Wilhelms an Kaiser Napoleon. Im Prinzip wurde der Kongreß als geeignetes Mittel zur Ausgleichung der schwebenden Differenzen auf friedlichem Wege angenommen, jedoch unter ausdrücklicher Konstatierung des Festhaltens Preußens an den Verträgen von 1815 als Grundlage der europäischen Staatenordnung. Preußen fühle kein spezielles Bedürfnis nach einem Kongresse, halte die Formulierung eines näheren Programmes für zweckmäßig, um die Zustimmung der andern Mächte herbeizuführen, und sei auf dieser Grundlage zur Mitwirkung bereit.

Diese Antwort entsprach dem Standpunkt der kaiserlichen Regierung. Eine Verständigung zwischen den beiden Mächten war nicht erfolgt, tatsächlich handelten sie aber wieder einmal einverständlich. (Fortsetzung folgt)

Eine physiologische Methode, die Leistungsfähigkeit ermüdeter Muskeln zu erhöhen

Von

Prof. Dr. med. Ernst Weber an der Universität Berlin
Abteilungsvorsteher des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie

Bereits vor Jahren habe ich die Aenderungen der Blutfülle der verschiedenen Körperteile während der Ausführung von willkürlicher Muskelarbeit beim Menschen untersucht. Die Apparate zur Messung der Extremitäten waren vorhanden, die zur Messung der äußeren Kopfteile und besonders der Bauchorgane konstruierte ich selbst. Es ergab sich, daß auch bei Ausführung einer nur lokalisierten kräftigen Bewegung, z. B. der eines Beines, sämtliche muskuläre Teile des Rumpfes und der Glieder, also nicht nur die des arbeitenden Beines, unter aktiver Erweiterung ihrer Blutgefäße einen viel stärkeren Zufluß von arteriellem Blute erhalten als vorher. Dies Blut wird den Bauchorganen entzogen, deren Blutgefäße sich gleichzeitig stark verengen.

Durch ältere physiologische Versuche ist es außer Zweifel gestellt, daß bei

Digitized by Google

Muskelarbeit sich gewisse Ermüdungsstoffe im bewegten Muskel bilden, deren Vorhandensein die weiteren Bewegungen erschwert und schließlich bei stärkerer Anhäufung unmöglich macht. Das Tierexperiment zeigt ferner, daß am stark ermüdeten isolierten Tiermuskel, der infolge der Ermüdung auf elektrische Reize nicht mehr mit Bewegung antworten kann, eine Durchspülung mit indifferenter wässeriger Salzlösung genügt, ihn wieder bei gleich starken Reizen bewegungsfähig zu machen, da durch die Spülung die Ermüdungsstoffe aus dem Muskel mechanisch entfernt werden. Außerdem ist besonders das während der Bewegung stark wachsende Sauerstoffbedürfnis des Muskels hervorzuheben, dem durch einen stärkeren Zustrom von arteriellem Blut gleichfalls entsprochen wird.

Dieser stärkere Zustrom von arteriellem Blut zu den Muskeln während der Ausführung von Bewegung ist also nicht nur deshalb von größtem Nutzen, weil durch ihn mechanisch die im arbeitenden Muskel gebildeten Ermüdungsstoffe fortgespült und durch ihre Ueberführung in die Blutbahn eher aus dem Körper entfernt werden, sondern auch weil dadurch die nötige Steigerung der Zufuhr von Sauerstoff erreicht wird, ganz abgesehen von der der andern Ersatzstoffe für den arbeitenden Muskel. Durch diese physiologische Begleiterscheinung der Bewegung wird also die Leistungsfähigkeit der Muskeln gesteigert, das Eintreten ihrer Ermüdung verzögert.

Ich stellte weiterhin fest, daß diese infolge von Ausführung kräftiger Bewegungen auftretende Blutverschiebung im Körper bei gewissen Krankheiten und bei chronischen Ermüdungszuständen, wie bei Studenten in der Examenzeit, besonders wenn sie keinen Sport treiben, nicht immer regelmäßig oder nur in geringem Umfange vorhanden ist. Besonders aber fand ich durch systematische Versuche, daß bei allen Menschen, bei denen vorher im frischen Zustand die vorteilhafte Blutverschiebung während der Bewegung in völlig normaler Weise eingetreten war, eine Abnahme und schließlich völlige Umkehrung dieser Blutverschiebung dann festzustellen war, wenn starke Ermüdung der arbeitenden Muskeln eingetreten war. Bei ungeübten Personen trat dieser Zustand eher, bei an Muskelarbeit gewöhnten später, aber schließlich bei allen in derselben Weise ein.

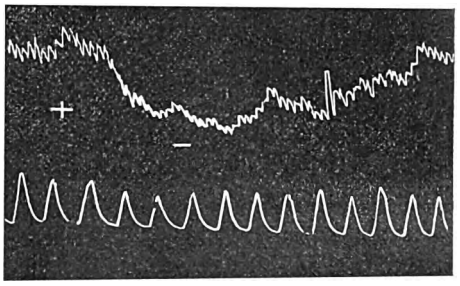
Es ist ohne weiteres klar, daß das Versagen, und erst recht die Umkehrung des normalen Eintretens der Verstärkung des Blutstroms zu den Muskeln, bei dem sich also die Blutgefäße in den Muskeln während der Arbeit verengen, anstatt sich zu erweitern, außerordentlich schädlich für die Fähigkeit der Muskeln zu weiterer Arbeit sein muß, da ja dann nicht nur alle obenerwähnten Vorteile des stärkeren Zustroms von Blut fortfallen, sondern die weiterarbeitenden, ermüdeten Muskeln sogar weniger Sauerstoff erhalten als im Ruhezustand, und die immer weiter sich bildenden Ermüdungsstoffe sich unverhältnismäßig stark in den arbeitenden Muskeln anhäufen und die weitere Arbeit in schnell steigendem Grade erschweren.

Indessen stieß ich bei meinen Untersuchungen auch auf die Möglichkeit, diese Schädlichkeit, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade, auszugleichen. Ich lasse in der folgenden Darstellung, ebensowie in der bisherigen, alle theoretischen

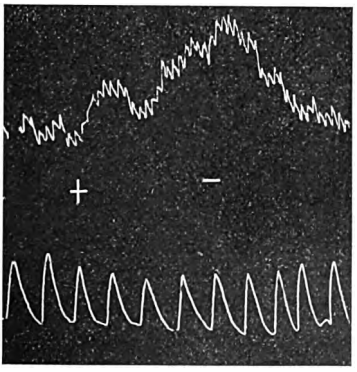
Digitized by Google

Erklärungen über das Zustandekommen der Vorgänge beiseite, und behandle hier nur kurz das Tatsachenmaterial. In meiner späteren Veröffentlichung in Buchform werde ich alles ausführlicher behandeln.

Ganz entsprechend meiner früheren Feststellung, daß bei kräftiger lokalisierter Bewegung auch nur eines Gliedes die dabei im frischen Zustand der Versuchsperson auftretende Verstärkung des Zustroms von Blut alle Muskeln des Rumpfs und der Glieder betrifft, fand ich, daß sich auch die Gefäßverengerung und verringerte Blutströmung in den Muskeln bei Ausführung von lokalisierter Arbeit durch erschöpfte Muskeln auf alle Muskeln erstreckt. Wurde aber dann, nachdem während der Arbeit, z. B. des erschöpften rechten Beines, diese völlige Umkehrung der normalen Blutverschiebung eingetreten war, eine entsprechende Muskelarbeit durch das nicht ermüdete linke Bein oder durch einen der gleichfalls nicht ermüdeten Arme ausgeführt, so trat während dieser Arbeit die Verstärkung des Blutstroms zu allen Muskeln wieder in völlig normaler Weise ein. Also auch das erschöpfte rechte Bein, das bei jeder erneuten eignen Arbeit nur eine starke Verengerung der Blutgefäße der Muskel herbeiführt und in dieser Zeit weit weniger Blut erhält als im Ruhezustand, erhält während der Arbeit der andern, frischen Glieder wieder einen ebenso stark vermehrten Zustrom von Blut, wie zu Beginn der ganzen Arbeitsleistung bei der eignen Arbeitsleistung. Erst wenn die Erschöpfung allgemein geworden ist, tritt eine dauernde Umkehrung der Blutverschiebung ein. Durch Fig. 1a und 1b ist diese Beobachtung illustriert. In beiden Figuren stellt die obere Kurve die Veränderung der Blutfülle der muskulären Teile des Körpers während der Ausführung von kräftiger Kontraktion der Muskeln je eines Armes dar. Die Vorsichtsmaßregeln, die an-



(Von links nach rechts zu lesen)
Fig. 1a. Vom Zeichen + bis — dauert die willkürliche, kräftige Kontraktion des absichtlich ermüdeten linken Armes



(Von links nach rechts zu lesen)
Fig. 1b (unmittelbar nach 1a aufgenommen). Vom Zeichen + bis — dauert die willkürliche, kräftige Kontraktion des nicht ermüdeten rechten Armes

Digitized by Google

gewendet werden müssen, um jeden Fehler bei der Messung infolge von Erschütterung des Apparates bei der Kontraktion des außerhalb des Apparates befindlichen Armes zu vermeiden, kann ich hier nicht erwähnen. Der eine Arm der Versuchsperson war vor Beginn des Versuchs durch zwanzig Minuten lang dauernde Hantelübungen absichtlich stark ermüdet, so daß als Folge davon nach zehn Minuten bei abermaliger kurzer Kontraktion des ermüdeten Bizeps eine Verminderung der Blutströmung durch alle Muskeln eintrat, die in Fig. 1a nur an den Muskeln des andern Arms registriert ist. Unmittelbar darauf wurde der Apparat dem andern, vorher absichtlich ermüdeten Arm angelegt, und ebenso wie vorher der ermüdete, jetzt der andre, nicht ermüdete Arm kontrahiert, und es zeigt sich dabei in Fig. 1b die normale Vermehrung des Blutstromes, also Erweiterung der Blutgefäße, in dem vorher ermüdeten Arm, der also jetzt sich so verhält, wie vorher im nicht ermüdeten Zustand bei eigner Bewegung.

Die Möglichkeit der praktischen Nutzbarmachung dieser Beobachtung liegt auf der Hand.

Zunächst ergibt sich die etwas banale Folgerung, daß die Abwechslung in der Benutzung der verschiedenen Muskelgruppen bei der Arbeit noch vorteilhafter ist, als man bisher annahm, denn auch nach völliger Erschöpfung einer oder mehrerer Muskelgruppen tritt bei dann eintretender Arbeit der andern Muskeln dieselbe, für die Arbeitsleistung überaus wichtige Blutverschiebung ein, wie im völlig frischen Zustand.

Weit wichtiger ist aber die Möglichkeit, die aus dieser Beobachtung hervorgeht, die Weiterführung einer Arbeitsleistung, die nur durch bestimmte Muskelgruppen ausgeübt werden kann, nach völliger Erschöpfung dieser Muskelgruppen dadurch zu ermöglichen, daß eine kurz dauernde kräftige Bewegung einer der noch nicht ermüdeten Muskelgruppen eingeschaltet wird. Durch den dadurch bewirkten starken Zustrom arteriellen Blutes zu allen Muskeln, auch zu den ermüdeten (wie in Fig. 1b), wird das in den erschöpften Muskeln aufs äußerste gestiegene Sauerstoffbedürfnis befriedigt, und besonders werden dadurch die sehr stark in diesen Muskeln angehäuften Ermüdungsstoffe in viel besserer Weise fortgespült, als dies in einem selbst längeren Ruhezustand geschehen könnte, in dem sich die Gefäße stark ermüdeter Muskeln nach meinen Feststellungen in einem Zustand dauernder Verengerung befinden. (Siehe Fig. 1a.)

Ob dieser Nutzen wirklich deutlich hervortritt, mußte natürlich erst durch weitere exakte Untersuchungsmethoden geprüft werden. Ich benutzte dazu die ergographische Methode der Messung der Größe der Bewegungen einer Muskelgruppe infolge der rhythmischen Einwirkung gleichmäßig starker elektrischer Reize auf den betreffenden Nerven oder Muskel.

Da ich den vorhandenen Ergographen für die Messung der Bewegungen eines Fingers wegen der zu geringen Masse der dabei gemessenen Muskel nicht zu meinen Versuchen benutzen konnte, konstruierte ich mir einen Fußergographen der mit den in den folgenden Versuchen benutzten Apparaten auf der folgenden Seite abgebildet ist.

Digitized by Google

Das frei herabhängende Bein der sitzenden Person wird dabei oberhalb des Knies durch eine gepolsterte Unterlage unterstützt, und die Bewegung des

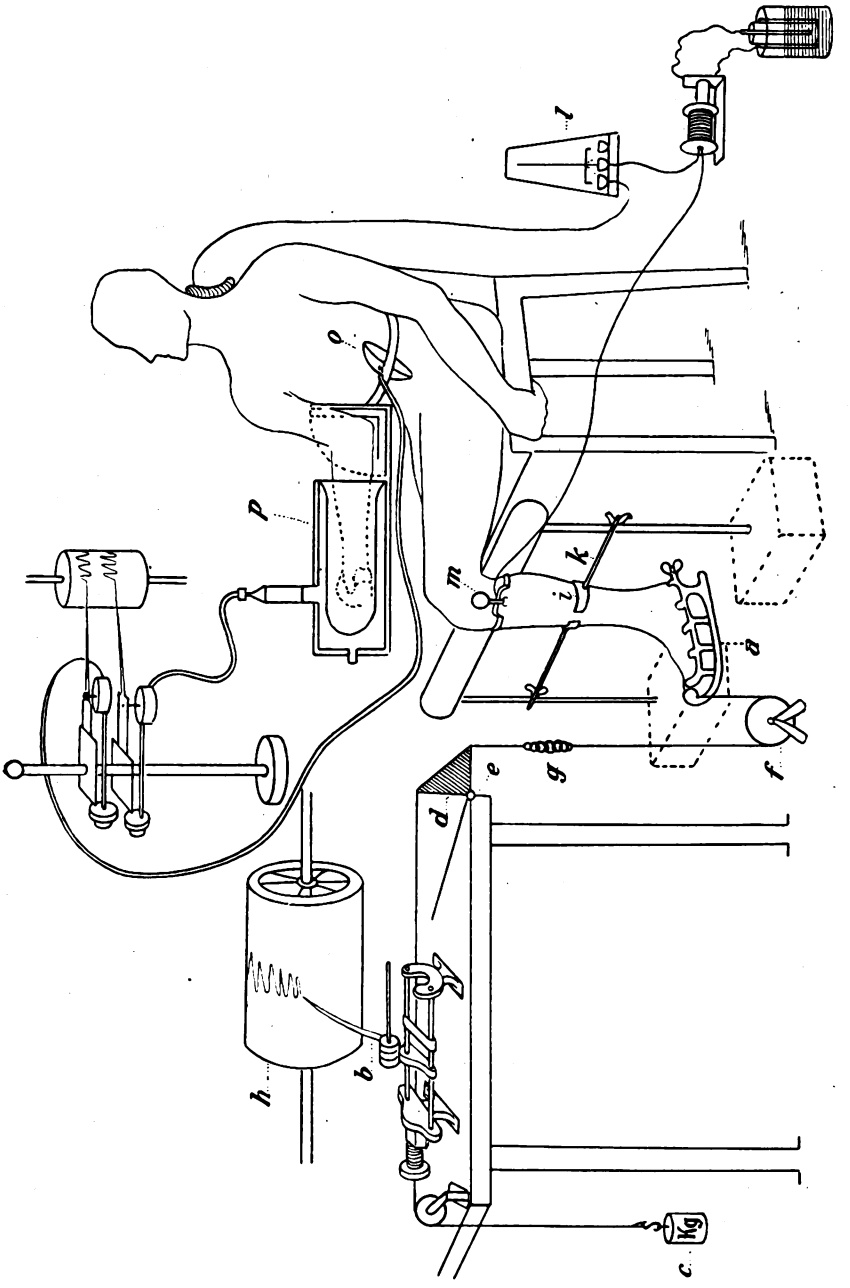


Fig. 2. Fußergograph und die andern zu den Versuchen benutzten Apparate

Hebens der Fußspitze wird durch immer gleich starke, rhythmische elektrische Reize, die den betreffenden Nerv unterhalb des Knies bei m treffen, herbeigeführt. Die

Digitized by Google

Bewegung erfolgt daher völlig mechanisch, ohne Beteiligung des Willens der Person, deren Aufmerksamkeit von dem Versuche in passender Weise abgelenkt wird, oder die ich auch bisweilen tief hypnotisierte. Beeinflussung der Bewegungen durch Autosuggestion kommt daher nicht in Betracht, auch würden willkürliche Bewegungen auf den Kurven sofort als solche erkannt werden, da sie immer viel größer als die unwillkürlichen ausfallen. Von der Spitze des an dem Fuß befestigten Schlittschuhs a geht über eine Rolle f und einen Winkel d eine Schnur zu dem Apparat b, der die Bewegungen der Fußspitze genau nach ihrer Größe auf einer rotierenden Trommel h verzeichnet. Gleichzeitig wird am rechten Arm durch einen Plethysmograph p das Verhalten der Blutfülle der Muskeln dieses Armes gemessen und infolgedessen muß auch die Veränderung der Atmungsgröße durch den Apparat o registriert werden. Die Bewegung des Fußes wird erschwert durch das am linken Ende der Figur herabhängende Gewicht c, das bei Hebung der Fußspitze mit gehoben werden muß und beliebig vergrößert werden kann. (Meist waren es 2 bis 3 Kilogramm.)

Ist diese Belastung hinreichend groß, so werden bei rhythmischer Einwirkung der elektrischen Reize die Hebungen der Fußspitze, also die Arbeitsleistung der gemessenen Unterschenkelmuskeln, infolge eintretender Ermüdung allmählich kleiner und hören schließlich ganz auf, wie dies auf den folgenden Abbildungen zu sehen ist.

Die Ermüdung tritt bei Bewegungen infolge von elektrischer Reizung des Nerven besonders schnell ein, weil diese Bewegungen nicht von der vorteilhaften Verstärkung des Blutstroms zu den Muskeln begleitet sind, denn nach meinen Feststellungen ist das Eintreten dieser Blutströmung vollkommen an die Mitwirkung des Willens, also der Hirnrinde, gebunden.

Lasse ich nun nach dem Eintreten der Ermüdung eine Ruhepause von einer bestimmten Anzahl von Minuten eintreten, so tritt eine gewisse Erholung ein, es erfolgen also dann bei Aufnahme einer neuen Arbeitskurve wieder Bewegungen bei den gleichen Reizen, wenn auch nicht von der Größe, wie am Anfang des Versuchs, und sie erlahmen schon früher wieder. Werden die Pausen wiederholt, so fällt die Erholung immer geringer aus. Lasse ich dann aber in der nächsten, gleich langen Pause nur eine halbe Minute lang die Versuchsperson irgendeine andre, nicht ermüdete Muskelgruppe kräftig willkürlich kontrahieren, so wird bei der nachfolgenden elektrischen Reizung die Arbeitsleistung sowohl an Größe als an Dauer der Bewegung wieder mindestens ebenso groß, oft noch größer als sie zu Beginn war. Es erklärt sich dies daraus, daß bei der willkürlichen Bewegung der verstärkte Zustrom von Blut die in dem ermüdeten Bein aufgespeicherten Ermüdungsstoffe fortgespült und das Sauerstoffbedürfnis der Muskeln befriedigt hat. Das Eintreten dieser Blutverschiebung wurde gleichzeitig an dem dafür angebrachten Apparat (p in Figur) registriert. Dasselbe Ergebnis zeigte sich bei allen zahlreichen Versuchspersonen.

Ein derartiger Versuch ist in Fig. 3 abgebildet. Am rechten Ende der Figur befindet sich die erste Arbeitsperiode der frischen Person, bei der die

Digitized by Google

einzelnen Bewegungen trotz Gleichbleibens des elektrischen Reizes allmählich kleiner werden und schließlich ganz aufhören.

Bei I in Fig. 3 wurde dann eine Ruhepause von einer Minute eingelegt und dann wieder eine Kurve aufgenommen, die infolge ungenügender Erholung beträchtlich kleiner ausfällt als die erste. In der nächsten gleichlangen Pause wird nun der eine Arm (Bizeps) kräftig kontrahiert, und dies wirkt so erholend auf die Beinmuskel, daß bei Aufnahme der nächsten Arbeitskurve anstatt einer weiteren Abschwächung der Leistung eine Vergrößerung der Leistung bis zur Anfangsleistung eintritt. Dann folgt wieder bei III (Fig. 3) eine gewöhnliche Ruhepause mit der geringeren folgenden Leistung, gerade wie nach Pause I, und wieder eine Verstärkung der Leistung nach Kontraktion der Muskel des nicht im Apparat befindlichen Unterschenkels. Die Kontraktion der Armmuskel nützt etwas mehr als die des Unterschenkels, was sich unmittelbar darauf (nicht mehr abgebildet) nochmals zeigte.

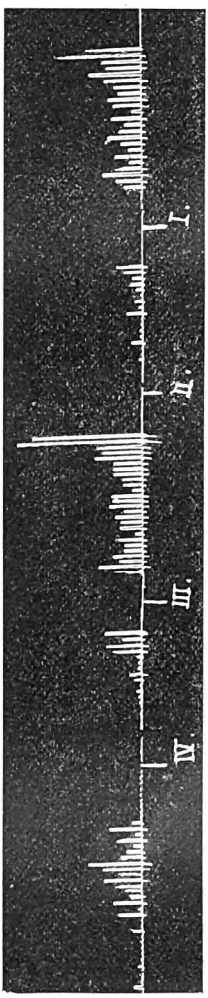


Fig. 3 (von rechts nach links zu lesen). Kurven des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines. Bei I Ruhepause von einer Minute. Bei II willkürliche kräftige Kontraktion des Armes während einer Minute. Bei III Ruhepause von einer Minute. Bei IV willkürliche kräftige Beugung des freien Fußes während einer Minute.

In Fig. 4 ist der Nutzen der „Hilfsarbeit" einer frischen Muskelgruppe besonders groß, da in dem arbeitenden Bein schon vor Beginn des Versuchs eine gewisse Ermüdung, also Aufspeicherung von Ermüdungsstoffen, vorhanden war, die wohl durch die Kontraktion des einen, nicht ermüdeten Arms beseitigt wurde. Daher auch die sehr starke Verkleinerung der Arbeitskurven nach der ersten gewöhnlichen Ruhepause, die zwischen Fig. 4a und 4b liegt. Nach dieser geringen Arbeitsleistung am rechten Ende von Fig. 4b folgt dann die Kontraktion des einen Arms und hierauf die starke Vermehrung der Arbeitsleistung, die die zu Beginn des Versuchs deutlich überwiegt.

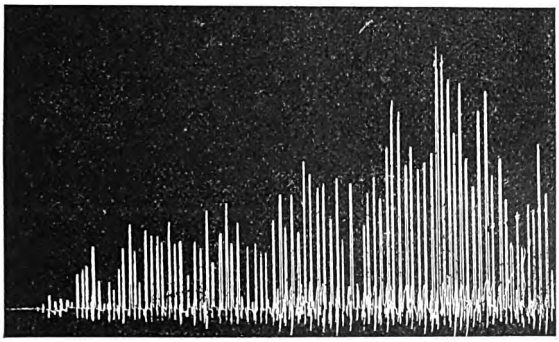


Fig. 4a stellt den Beginn des Versuchs von Fig. 4b dar. Die fortlaufende Kurve wurde auseinandergeschnitten

Digitized by Google

Um es völlig sicherzustellen, daß die Ursache der vorteilhaften Wirkung der Einschiebung einer willkürlichen Bewegung bei obigen Versuchen nur in der dadurch bewirkten Verstärkung des Blutstroms zu den Muskeln zu suchen ist, stellte ich eine Reihe von weiteren Versuchen an.

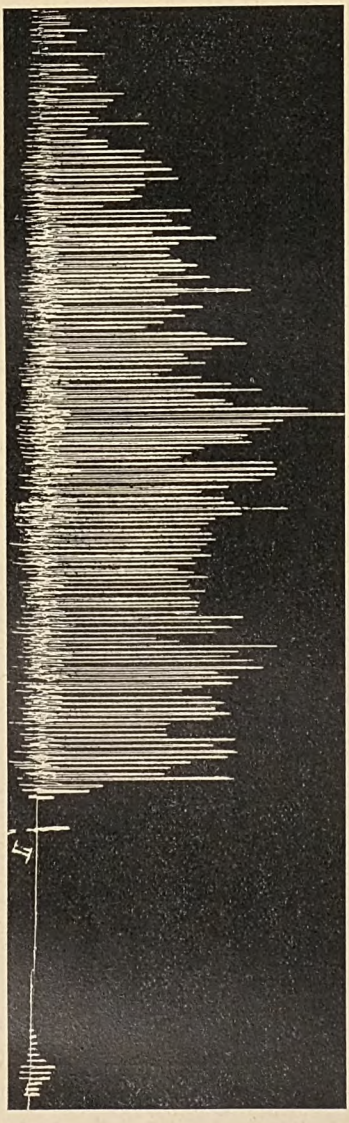


Fig. 4a und Fig. 4b (von rechts nach links zu lesen). Kurven des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines. Zwischen 4a und 4b liegt eine Ruhepause von zwei Minuten. In 4b bei II wird während anderthalb Minuten der eine Arm willkürlich kräftig kontrahiert

Wie ich vor Jahren festgestellt habe,[1]) tritt die Verstärkung des Zustroms von Blut zu den Muskeln nicht nur bei Ausführung von willkürlicher Muskelarbeit ein, sondern auch schon bei der Entstehung von lebhaften Bewegungsvorstellungen auf der Hirnrinde, die nicht von der tatsächlichen Ausführung der Bewegungen begleitet sind, sei es, daß diese Vorstellungen willkürlich, oder noch besser und sicherer durch hypnotische Suggestion hervorgerufen werden.

Dies benutzte ich, um bei meinen Versuchen eine plötzliche Verstärkung der Blutströmung zu den Muskeln bei völlig bewegungslos bleibenden Personen herbeizuführen. An der tief hypnotisierten Versuchsperson wurde in der üblichen Weise durch rhythmische elek-

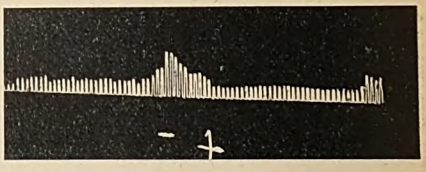


Fig. 5 (von rechts nach links zu lesen). Kurve des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines der hypnotisierten Versuchsperson. Vom Zeichen + bis — wirkt während der fortdauernden elektrischen Reizung des Beines die Suggestion einer lebhaften Bewegungsvorstellung auf die hypnotisierte und bewegungslos bleibende Person ein

trische Reize eine Arbeitskurve der Beinmuskeln aufgenommen, die infolge der allmählich eintretenden Ermüdung der Muskeln immer schwächer wurde. Dann wurde der bewegungslos bleibenden Person die Vorstellung einer kräftigen Bewegung suggeriert und gleichzeitig durch den Volummesser des Armes (p in

[1]) Siehe E. Weber, „Der Einfluß psychischer Vorgänge auf den Körper", Berlin 1910.

Digitized by Google

der Fig. 2) kontrolliert, daß wirklich gleichzeitig eine Verstärkung des Zustroms von Blut zu den Muskeln einsetzte. Jedesmal war es dabei an der Arbeitskurve des infolge der gleichmäßigen elektrischen Reize arbeitenden Beins deutlich zu erkennen, wie die Arbeitsleistung der Muskeln zur selben Zeit plötzlich wieder auf etwa die doppelte Höhe anstieg und die gesamte Arbeitsleistung viel größer ausfiel, als es sonst der Fall gewesen wäre. Ein solcher Versuch ist in Fig. 5 abgebildet. Die hypnotische Suggestion der Bewegungsvorstellung wirkte hier in der Zeit vom Zeichen + bis — ein, und gleichzeitig wurde eine Verstärkung des Zustroms von Blut zu den Muskeln registriert (nicht mit abgebildet). Das die Leistungsfähigkeit der Beinmuskeln steigernde Moment war also nicht die in den Pausen ausgeführte Bewegung der Arme, oder des freien nicht ermüdeten Beins selbst, sondern die dadurch herbeigeführte verstärkte Blutzufuhr zu allen Muskeln, also auch zu denen des arbeitenden Beines, das während der durch elektrische Reize herbeigeführten Bewegungen keine stärkere Blutzufuhr erhält, da diese Bewegungen unwillkürlich, also ohne Mitwirkung der Hirnrinde geschehen, an deren Mitwirkung das Eintreten der Blutverschiebung im Körper gebunden ist.

Eine letzte Reihe von Kontrollversuchen bestanden darin, daß vor Beginn der ergographischen Untersuchung der eine Arm (Bizeps) der Versuchsperson jedesmal absichtlich so stark ermüdet wurde, daß bei jeder dann erfolgenden Wiederaufnahme der willkürlichen Kontraktion desselben Armes die Umkehrung der normalen Blutverschiebung eintrat, also eine Verminderung des Zustroms zu sämtlichen Muskeln, wie es in Fig. 1a abgebildet ist, während bei Bewegung des andern Armes oder des nicht im Apparat befestigten Beines der vermehrte Zustrom von Blut zu den Muskeln eintrat, wie in Fig. 1b. Nach den vorherigen Versuchen mußte also die Bewegung des einen Armes oder Beines für die Arbeitsleistung des gemessenen Beines günstig sein, die des andern Armes aber nicht.

Das Resultat entsprach vollkommen den Erwartungen. War an dem gemessenen Bein Ermüdung eingetreten, so konnte die Arbeitsleistung jedesmal durch eine Kontraktion des frischen Armes oder Beines sehr stark vermehrt werden, die Kontraktion des ermüdeten Armes aber, die viel länger dauern konnte, führte keine Verbesserung oder sogar eine Verminderung der Arbeitsleistung des gemessenen Beines herbei.

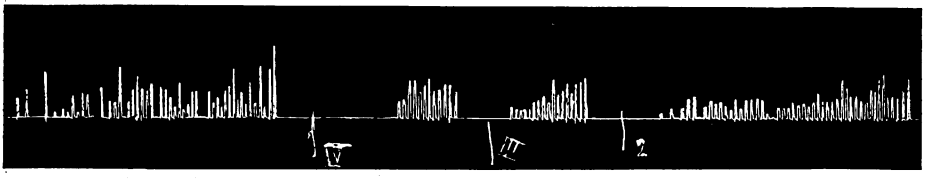


Fig. 6 (von rechts nach links zu lesen). Kurve des Fußergographen infolge von elektrischer Reizung des Beines. Bei II Ruhepause von einer Minute. Bei III willkürliche, kräftige Kontraktion des einen vorher absichtlich stark ermüdeten Armes während einer Minute. Bei IV willkürliche Kontraktion des andern nicht ermüdeten Armes

Digitized by Google

Fig. 6 illustriert einen solchen Versuch. Nach der Verringerung der Arbeitsleistung des Unterschenkels nach der Ruhepause II (in Fig. 6) bringt die in der nächsten Pause bei III aufgeführte kräftige Kontraktion des ermüdeten Arms, während der gleichzeitig die Verminderung der Blutströmung durch die Muskeln festgestellt wurde, keine Verbesserung, sondern eher eine weitere Abnahme der Arbeitsfähigkeit der Muskeln des Unterschenkels, wohl tut dies aber in hohem Grade die darauf bei IV (Fig. 6) erfolgende Kontraktion des andern, frischen Arms, während der auch die Zunahme der Blutströmung durch die Muskeln registriert wurde.

Die ergographischen Versuche beweisen also mit Sicherheit den vorteilhaften Einfluß, den die Einschaltung einer kurzdauernden kräftigen Bewegung eines nicht ermüdeten Gliedes auf die Leistungsfähigkeit einer oder mehrerer andrer ermüdeter Gliedmaßen hat, wie dies nach den Ergebnissen der vorhergehenden Untersuchungen über das Verhalten der Blutströmung bei Muskelarbeit zu erwarten war.

Nachdem der exakte ergographische Nachweis geliefert war, konnte sich bei praktischer Anwendung der Methode nur dasselbe Resultat zeigen. Es handelt sich hierbei nur darum, daß man bei einer lange dauernden Muskelarbeit, bei der, wie es ja bei den meisten Arbeiten der Fall ist, mindestens eine Gliedmaße unbenutzt bleibt, nach Eintreten der Ermüdung in gewissen Abständen eine kurzdauernde kräftige Bewegung, am besten dauernde Kontraktion oder Streckung, dieser nicht ermüdeten Muskelgruppe einschaltet oder, wenn möglich, während der Fortdauer der andern Arbeit ausführen läßt. Aus den früheren Erörterungen geht hervor und bestätigte sich bei meinen Untersuchungen, daß diese Hilfsmethode nur im ermüdeten Zustand der Muskeln, oder wenigstens erst vom Eintreten der Ermüdung an, von Nutzen sein kann, aber nicht, wenn die Muskeln noch frisch sind, denn so lange erhalten die arbeitenden Muskeln durch eigne Kraft einen verstärkten Blutzufluß, und mehr kann ihnen durch die Bewegung der andern Muskeln auch nicht geschafft werden. Erst bei beginnender Ermüdung, die das Zeichen dafür ist, daß die Blutversorgung nicht mehr genügt (die Erschöpfung der Muskelfaser infolge Mangels nicht schnell ersatzfähiger Stoffe tritt erst viel später ein), wird der Nutzen deutlich und bei größerer Ermüdung immer stärker. Eine Kontraktionszeit von einer Minute Dauer ist völlig genügend.

Ich stellte endlich noch eine Versuchsreihe mit willkürlicher Ausführung praktischer Arbeit an, um einen ungefähren Anhalt dafür zu gewinnen, wie groß der Nutzen für die Arbeitsleistung einer Muskelgruppe infolge von Anwendung der angegebenen Methode sein kann. Ich benutzte dazu einen Gärtnerschen Ergostat, bei dem die Drehung einer Kurbel durch Verstellung eines Gewichtes verschieden erschwert werden kann, und der nach Multiplikation der registrierten Drehungszahl mit der Stellungszahl des Gewichts die Arbeitsleistung in Meter-Kilogramm angibt.

Ich benutzte zu diesen Versuchen sechs verschiedene Personen. Die Drehungen

Digitized by Google

wurden mit einem Arm im Sitzen ausgeführt, und zwar im Takt der Schläge eines Metronoms, und mußten so lange fortgesetzt werden, als es mit Aufbietung aller Willenskraft möglich war. Verschiedene der Personen wußten nicht, um was es sich bei den Versuchen handelte, auch kann Autosuggestion dabei schon deshalb gar nicht in Frage kommen, weil die gefundenen Unterschiede bei weitem zu groß und zu regelmäßig waren. Natürlich wurde sorgfältig darauf geachtet, daß alle Verhältnisse an den Vergleichstagen dieselben waren; auf den nicht zu vermeidenden Fehler des Uebungszuwachses komme ich noch zu sprechen.

Hätte ich die Versuche mit aller Vorsicht anstellen wollen, so hätte ich die günstigsten Bedingungen dadurch herstellen können, daß ich zunächst die Versuchsperson ihren Arm durch Drehen des Rades soweit ermüden ließ, bis die Messung der Blutgefäße bei jeder erneuten Drehung das umgekehrte Eintreten der Blutverschiebung zeigte, und ich erst von diesem Zeitpunkt an den eigentlichen Versuch mit Einschaltung der Bewegungen andrer Muskelgruppen beginnen ließ.

Daß der Erfolg der Anwendung meiner Methode um so auffallender ist, je größer, bis zu einem gewissen Grade, die schon vorher bestehende Ermüdung ist, zeigte oben Fig. 4.

Um aber die Verhältnisse mehr denen in der Praxis gleichen zu lassen, sah ich davon ab und ließ jedesmal nur eine kurze, keineswegs sehr ermüdende Arbeit vorausgehen (die natürlich an beiden Vergleichstagen genau die gleiche war), ohne daß ich mich durch Blutgefäßregistrierung von dem tatsächlichen Eintreten der Ermüdung überzeugte. Nach einer kurzen Ruhepause ließ ich dann an dem einen Vergleichstage jedesmal eineinhalb oder zwei Minuten in schnellem Rhythmus die Drehungen ausführen und dann eine halbe oder eine Minute Ruhepause eintreten und so fort, bis zur völligen Unmöglichkeit, weitere Drehungen in dem vorgeschriebenen Rhythmus auszuführen. Am andern Vergleichstage wurde die Arbeit genau in gleicher Weise ausgeführt, nur daß in einem Teil oder der ganzen Zeit der genau ebenso eingehaltenen Arbeitspausen nicht geruht wurde, sondern von der Versuchsperson die frischen Muskeln entweder des andern, frischen Armes, oder eines Beines in kräftige Kontraktion gebracht wurden.

Die einzige Schwierigkeit war die, daß die Leistung des zweiten Vergleichstages durch den Uebungszuwachs vermehrt wird, was natürlich das Resultat stört. Um ganz sicher zu gehen, ließ ich daher nur die erste Versuchsperson am ersten Vergleichstage die Arbeit mit einfachen Ruhepausen und am zweiten mit Einschaltung der „Hilfsarbeit" der frischen Muskeln ausführen, alle fünf andern Versuchspersonen führten am ersten Vergleichstage die Arbeit mit Einlegung der Hilfsbewegungen und am zweiten mit Ruhepausen aus, so daß also bei ihnen der Vorteil des Uebungszuwachses für die Arbeitsleistung den Tagen mit Einschaltung der gewöhnlichen Ruhepausen zufiel.

Trotz dieser ungünstigen Verhältnisse ergab sich bei allen Versuchspersonen eine stärkere Arbeitsleistung an den Tagen, an denen die Hilfsmethode angewendet wurde, und zwar war die Arbeitsleistung an diesen Tagen bei allen Personen im Durchschnitt um 40 Prozent höher, als an den Tagen mit einfachen Ruhepausen.

Digitized by Google

Dies Resultat überstieg das erwartete Maß.

Wenn ich bei andern Versuchen die Arbeit teils mit Einschaltung von Ruhepausen, teils mit der von Hilfsbewegungen ausführen ließ, gaben die Versuchspersonen stets an, daß sie nach Einschaltung der Hilfsarbeit jedesmal ein viel stärkeres Gefühl der Erleichterung bei Ausführung der folgenden Arbeit hätten, als wie nach einer selbst bedeutend längeren Ruhepause.

Es muß natürlich im Auge behalten werden, daß eine so häufige Einschaltung von Arbeitsunterbrechungen, wie bei obigen Versuchen, in der Praxis nicht möglich ist, aber im Prinzip ist die Möglichkeit der Anwendung in der Praxis damit bewiesen, und wenn auch der Vorteil bei Einschaltung einer eine Minute lang dauernden Hilfsbewegung nur etwa alle zehn Minuten weniger als 40 Prozent betragen wird, so wird er doch kaum allzuviel tiefer sinken, da die Verhältnisse bei obigen Versuchen in mancher Beziehung ungünstiger waren als die in der Praxis, und folgende Versuche dafür sprechen.

Bei diesen Versuchen führten die Versuchspersonen die Drehungen nur unter Einschaltung einfacher Ruhepausen so lange aus, als sie dazu bei Aufbietung aller Kräfte imstande waren. Wenn sie dann, trotz Einlegung stark verlängerter Ruhepausen, die Arbeit durchaus nicht weiter auszuführen imstande waren, so wurde dann ohne weitere Ruhepause die Methode der Einschaltung kurzdauernder Hilfsbewegungen frischer Muskeln aufgenommen, und schon nach der ersten Hilfsarbeit von einer Minute Dauer konnte die Arbeit wieder aufgenommen werden und dann mit regelmäßiger, genau den vorhergehenden Ruhepausen entsprechender Einlegung weiterer Hilfsbewegungen noch lange Zeit fortgeführt werden. Die Mehrarbeit, die nach dem Eintreten des völligen Versagens der Muskeln durch Anwendung der Hilfsmethode noch erzielt wurde, betrug im Durchschnitt 22 Prozent der vorhergehenden Arbeitsleistung.

Diese letztere Arbeitsleistung von 22 Prozent der vorhergehenden ist zweifellos als durch Anwendung meiner Methode rein gewonnen anzusehen, denn ohne diese hätte sie keinesfalls geleistet werden können. Es muß berücksichtigt werden, daß bei diesem letzten Experimente die Versuchspersonen schon vor Anwendung der Hilfsmethode infolge des Bestrebens, die Arbeit trotz gänzlicher Erschöpfung möglichst lange fortzusetzen, in einen ungewöhnlich starken Ermüdungszustand kamen, der die später mit Anwendung der Hilfsmethode erzielte Arbeitsleistung schädigte und in der Praxis dadurch vermieden werden kann, daß mit der Anwendung der Hilfsmethode schon vor dem Eintreten der völligen Erschöpfung begonnen wird. Es ist daher anzunehmen, daß in der Praxis der Vorteil einen Betrag erreichen wird, der zwischen den experimentell gefundenen 22 Prozent und 40 Prozent liegt.

Mit kurzen Worten kann das Prinzip dieser Methode so ausgedrückt werden, daß dabei die lokale Ermüdung gewisser Muskelgruppen des Körpers, die eine bestimmte Arbeit verrichten müssen und dabei nicht durch andre Muskeln ersetzt werden können, durch einen Kunstgriff auf den ganzen Körper verteilt wird, wodurch die gerade für den Gebrauch notwendigen Muskeln, die ursprüng-

Digitized by Google

lich allein ermüdet waren, in einen Zustand besserer Arbeitsfähigkeit versetzt werden.

Schon dieser Nutzen wäre für viele Fälle groß genug, selbst wenn die allgemeine Ermüdung des ganzen Körpers dabei mehr ansteigen würde, als es der Mehrleistung von Arbeit entspricht. Daß dies aber nicht der Fall ist, geht schon aus der Ueberlegung hervor, daß infolge der schnelleren Ueberführung der in den ermüdeten Muskeln abgelagerten Ermüdungsstoffe in den allgemeinen Blutkreislauf, wie es bei Anwendung meiner Methode geschieht, diese Ermüdungsstoffe viel schneller und in größerem Umfang aus dem Körper entfernt und unschädlich gemacht werden, als es geschehen könnte, wenn sie, wie sonst, noch längere Zeit in den ermüdeten Muskeln lagern würden. Die Mehrarbeit infolge der Ausführung der Hilfsbewegung wird daher keine größere Gesamtermüdung bedingen als bei der üblichen Ausführung der Arbeit, viel wahrscheinlicher ist, daß die oft noch am folgenden Tage vorhandene Ermüdung der Muskeln (Steifheit) bei Anwendung meiner Methode geringer ist als sonst.

Dem Leser wird ohne weiteres klar sein, daß diese Methode auf außerordentlich viele verschiedene Arten von menschlicher Muskeltätigkeit von Bedeutung sein kann, da ja sehr viele Arbeiten nur unter Benutzung eines Teils der Muskeln des Körpers ausgeführt werden können. Ich will als Beispiel das Radfahren erwähnen, bei dem die Schulter- und Armmuskeln ziemlich vollständig unausgenutzt bleiben. Dabei würde sich nach Eintreten der Ermüdung die etwa alle zehn Minuten auszuführende, zirka eine Minute lang dauernde Kontraktion des Bizeps des einen Armes sogar während der Fahrt ausführen lassen, wozu etwa alle halbe Stunde nach Absteigen vom Rade ein zwei Minuten lang dauerndes Armkreisen kommen könnte.

Aehnlich würde auch die Dauerleistung beim Gehen günstig zu beeinflussen sein. Ich weise ferner auf die vielen Arten des Sports hin, bei denen alles auf die Ausdauer gewisser Muskelgruppen ankommt, während andre Muskelgruppen nicht oder relativ wenig benutzt werden.

Besonders möchte ich aber hier die Möglichkeit der Anwendung meiner Methode für gewiß viele Arten der industriellen Arbeit betonen und zu Versuchen in dieser Richtung hin anregen. Ich bin gern bereit, bei solchen Versuchen meinen Rat betreffs der für den einzelnen Fall am besten zu wählenden „Hilfsbewegung“ (die immer mit möglichster Kraft auszuführen ist), sowie betreffs der Verteilung der Pausen zu erteilen.

Digitized by Google

Soldatischer Gehorsam

Von

General der Infanterie v. Beseler

Durch Befehlen und Gehorchen wird der Dienst des Heeres geregelt. Ohne den unbedingten Gehorsam seiner Angehörigen ist es nur eine unorganische Masse von Kräften. Da der Dienst im Heere Unterordnung und Selbstverleugnung verlangt, wird er für hart, ja mancherseits sogar für menschenunwürdig gehalten, und, wie bekannt, fordern gewisse politische Parteien den Ersatz des stehenden Heeres durch eine, womöglich nach freiem Uebereinkommen unter selbstgewählten Offizieren zusammenwirkende allgemeine Volksbewaffnung (Miliz).

Schwerlich aber würde eine solche die Aufgaben eines Heeres erfüllen können. Das Heer ist das äußerste Mittel der Politik[1]) und handelt daher nicht nach eignem Ermessen, sondern auf Geheiß und nach den Absichten der Staatsleitung. Nur wenn es dieser unbedingt gehorcht, erfüllt es seinen Zweck. Denn jedes Auftreten oder Eingreifen des Heeres ist ein Ausfluß der Staatsgewalt, nicht aber selbständiger freiwilliger Entschließung.

Kann man dieses Verhältnis zur Staatsgewalt den „politischen Gehorsam" des Heeres nennen, so tritt bei der Durchführung der ihm übertragenen politischen Aufgaben der „soldatische Gehorsam" in sein Recht. Wie die Staatsleitung des Heeres sicher sein muß, so der Heerführer seiner Unterführer und Truppen. Der soldatische Gehorsam ist also gewissermaßen eine Fortsetzung des politischen, und beide sind die Grundbedingung für die Zuverlässigkeit der staatlichen Wehrmacht.

Die unbedingte Unterordnung unter den Willen einer anerkannt höheren Einsicht ist nun für eine gewisse mißverständliche freiheitliche Auffassung vom Staate und seinen Aufgaben ein Stein des Anstoßes: sie erblickt in ihr den Zwang eines alle Manneswürde tötenden „Kadavergehorsams". Was nur eine durch den Zweck gebotene Notwendigkeit ist, wird — dieser Anschauung nach — zur Entwürdigung und Ertötung der Persönlichkeit und muß in seiner Rückwirkung auf die Charakterbildung des einzelnen und den Geist des ganzen Volkes zu einer Vernichtung freiheitlichen Sinnes und der Selbständigkeit des einzelnen, ja schließlich — vermöge der Beherrschung des Volkes durch den Militarismus — der Freiheit überhaupt führen.

Diese Lehre von Wesen und Wirkung des soldatischen Gehorsams ist grundfalsch.

Der letzte Zweck jedes Heeres ist der Kampf; Kampf aber ist kein Spiel oder Wettstreit, sondern eine, einen fremden Willen unter den eignen zwingende

[1]) Vgl. v. Beseler, Politisierende Heere, „Deutsche Revue", Mai 1914.

Digitized by Google

Handlung. Dazu bedarf es — gleichwertige Gegner vorausgesetzt — des Zusammenfassens aller Kräfte auf ein Ziel, also einer höchsten oder äußersten Kraftanspannung. Diese kann nur von einem Willen gelenkt werden, wenn sie nicht durch die Wirkung innerlich einander widerstrebender Teilkräfte geschwächt oder aufgehoben werden soll. Die Bedingung des Erfolges im Kampfe ist daher die Unterordnung aller unter einen Willen oder der unbedingte Gehorsam.

Dieser aber ist sehr viel mehr, als nur die buchstäbliche Befolgung eines erhaltenen Befehls. Der Gehorsam, wie er sich anfänglich bei der Ausbildung des Soldaten und der Truppe darstellt, ist eigentlich nur der erste Schritt der Erziehung zum soldatischen Gehorsam. Denn diese soll neben der Gewöhnung an die unverzügliche Ausführung eines Befehls und die höchste Anspannung der dazu nötigen Kräfte zugleich die Einsicht in seine Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit wecken: erst so wird der blinde oder mechanische Gehorsam zu einem freien und bewußten, insofern als bei der Ausführung des Befehls, je nach der Art und Bedeutung des Befohlenen, die Rücksicht auf Zweck und Absicht hinzutritt, und den Gehorchenden befähigt, im Sinne des erhaltenen Befehls selbständig und unter eigner Verantwortlichkeit zu handeln.

So verstanden, erweist sich der soldatische Gehorsam schließlich als bewußtes Handeln auf ein gemeinschaftliches Ziel hin — also als das Gegenteil eines menschenunwürdigen Kadavergehorsams —, und seine Rückwirkung auf das innere Leben eines Volkes als eine Steigerung des Gefühls für Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit.

Diese Erkenntnis vom Geiste des soldatischen Gehorsams hat sich nun allerdings erst sehr allmählich Bahn gebrochen. Sie steht im engen Zusammenhange mit der gegen früher völlig veränderten Stellung des Heeres im staatlichen Leben der Völker und mit der Umgestaltung des Kriegswesens, wie sie die Neuzeit mit sich gebracht hat. Der Organismus der Heere ist feingliedriger geworden; das Heer ist nicht mehr eine geschlossene, durch ein Kommandowort zu bewegende Masse, sondern seine Tätigkeit verlangt das verständnisvolle Zusammenwirken von vielen einzelnen, größeren und kleineren Teilen. Solange es mehr auf mechanisches Gehorchen ankam wie auf überlegtes, selbständiges Handeln, mochte der mit dem Korporalstock erzwungene Gehorsam ausreichen, um so mehr als dem geworbenen Söldner der Zweck seiner Kämpfe gleichgültig sein konnte; solange die Heere klein waren, konnte der Feldherr meist so bestimmt befehlen, daß auch die Führer eben nur seine Befehle auszuführen brauchten: aber schon Friedrich und Napoleon mußten die Erfahrung machen, daß selbständig denkende höhere Führer, an denen sie keinen Ueberfluß hatten, für die vielseitigen und wechselnden Aufgaben ihrer Kriege vonnöten seien. Ein gewisses instinktives Gefühl für den Wert eines selbständig denkenden Gehorsams kommt schon in den mehr oder weniger anekdotenartigen Erzählungen von dem Ungehorsam des Prinzen von Homburg bei Fehrbellin und Seydlitz' bei Zorndorf zum Ausdruck, deren selbständige Entschlossenheit ebenso zum guten Ende geführt haben sollte,

Digitized by Google

wie es Nelsons Nichtachtung der Befehle Parkers bei Kopenhagen wirklich getan hat.

Offenbar besteht nun zwischen der Selbständigkeit des höheren Führers und des einzelnen Kämpfers ein gewaltiger Unterschied. Die Verantwortlichkeit steigert sich ins Unermeßliche, wenn sie sich nicht mehr auf das Verhalten eines einzelnen, sondern auf einen Heereskörper oder gar ein ganzes Heer bezieht. Und doch behält sie immer denselben Grundgedanken: das bewußte, verständnisvolle Handeln zu einem bestimmten Zweck. Es kommt dem Befehlenden mehr darauf an, daß sein Ziel, als wie es erreicht wird. Die Handlungsweise im Kriege wird durch so unendlich viele Umstände bestimmt, daß sich der Verlauf der einzelnen Kämpfe niemals im voraus übersehen läßt. Schon der einzelne Schütze muß sich jeden Augenblick nach seinen Mitkämpfern, nach dem Feinde, nach dem Gelände richten: wieviel verwickelter und vielseitiger ist die Tätigkeit der Führer, um so mehr, je höher sie stehen! Es läßt sich ihnen wohl das Ziel stecken, aber wie sie die Bahn dahin durchlaufen sollen, muß ihnen überlassen bleiben. Der Gehorsam zwingt sie dorthin, die Wahl des Weges ist ihre Sache.

Diese Art von Gehorsam kann nur in langwieriger Arbeit anerzogen werden; seine Grundlage bildet die Gewohnheit des mechanischen, man könnte sagen, unwillkürlichen Befolgens gegebener Befehle, die sich anfänglich auf die körperliche und soldatisch-technische Ausbildung beziehen, und in Verbindung mit einer unbedingten Folgsamkeit gegen alle für dienstliches und außerdienstliches Verhalten gegebenen Weisungen der Vorgesetzten das wunderbare Ferment im Heere erzeugen, das man Disziplin nennt.

Einst reichte diese Art von Disziplin auch für den Krieg aus, heute bedarf sie einer höheren Entwicklung. Einst genügte ein Kommandowort oder ein kurzer Befehl, um die Tätigkeit der Kämpfer zu regeln und zu leiten, heute ist jeder einzelne von ihnen oft genug auf sich selbst gestellt und auf sein eignes Urteil angewiesen. Die Erziehung zum Gehorsam geht daher weiter: ihr Ziel ist die Bildung der Urteilsfähigkeit des Kämpfers und seines Verständnisses für den Zweck seines kriegerischen Handelns.

Diesen Zweck muß der Befehl klar erkennen lassen, darf aber den Weg zu ihm nur so weit vorzeichnen, wie der Befehlende ihn zu übersehen vermag. Meist bleibt dabei dem Urteil, der Umsicht und der Entschlossenheit des Gehorchenden noch ein weiter Spielraum, und je mehr er von Hause aus an selbständiges Nachdenken und Handeln gewöhnt ist, desto eher wird er sich den wechselvollen Erscheinungen des heutigen Krieges gewachsen zeigen. Das gilt für den Soldaten wie für den Heerführer.

Während hiernach die jetzige Gestalt der Kämpfe mehr wie je die Erziehung zur Selbständigkeit fordert, ist in der modernen Entwicklung des Heerwesens eine Erscheinung hervorgetreten, die jener unter Umständen gefährlich werden kann: die Erleichterung der Befehls- und Nachrichtenübermittlung durch die bewunderungswürdige Vervollkommnung der modernen Verständigungsmittel. Telegraph, Fernsprecher und Funkspruch ermöglichen einen fast unmittelbaren Verkehr

Digitized by Google

zwischen Befehlenden und Gehorchenden; mit Gedankenschnelle erreichen den Führer die Meldungen seiner Unterführer oder Truppen, und diese wieder seine Befehle; und diese Möglichkeit, jeden Augenblick nach oben melden und Befehle erbitten und erhalten zu können, ist nur zu geeignet, Scheu vor eigner Verantwortung und Mangel an Selbständigkeit hervorzurufen. Wie leicht aber können all jene empfindlichen Mittel der Technik versagen — und wie steht es dann mit dem Führer, der sich, an dauernde Abhängigkeit und Leitung gewöhnt, plötzlich vor eigne Entschlüsse gestellt sieht? Auch die sinnreichsten Verständigungsmittel der Neuzeit machen die Erziehung zur Selbständigkeit um so weniger überflüssig, als sie eine Gefahr für sie bedeuten, der man nur durch vermehrte Betonung des Wertes eines denkenden Gehorsams für die soldatische Erziehung begegnen kann.

Wenn nun, wie hier zu erklären versucht wurde, dieser soldatische Gehorsam keineswegs ein willenloses, unselbständiges, rein mechanisches Handeln verlangt, sondern umgekehrt seine eigentliche Aufgabe in dem verständnisvollen Erfassen des Sinnes erhaltener Befehle und der zweckmäßigen, oft selbständigen Wahl der Mittel zu ihrer Durchführung erblickt, so kann von seiner entwürdigenden oder demoralisierenden Wirkung auf die Charakterbildung des einzelnen und der Masse der Heeresangehörigen und einer weiteren entsprechenden Rückwirkung auf das Volksleben keine Rede sein. Ganz im Gegenteil! Dadurch, daß der soldatische Gehorsam die Einordnung des einzelnen in das Ganze, die bewußte, gemeinschaftliche Arbeit aller für eine große, der Allgemeinheit dienenden Aufgabe bezweckt, erzieht er breite Massen der Nation zu einer selbstverleugnenden und uneigennützigen Staatsgesinnung.

Die Legende der Martha Boretzky

Von

Fürstin Schahovskoy-Strechneff

(Fortsetzung)

Ein nowgorodischer Chronist — ein nach der Niederlage verbannter Bojare — hat die Rückkehr Marthas geschildert. Im Gegensatz zu den moskowitischen Versionen verleiht er einer begeisterten Verehrung für Martha Ausdruck.[1])

Am andern Tag, als es kaum Tag geworden war, erschien sie, von Theodosius begleitet, im Wetsch. Noch lag der Sturm in der Luft, und die aufgehende, halb von Wolken verhüllte Sonne beleuchtete mit bleichem Licht die Menge, welche sich beim Klang der Glocke versammelt hatte. Martha steigt über die eiserne Treppe der Tribüne und wendet sich, auf den an ihrer Seite stehenden hundertjährigen Ahnen weisend, an ihre beunruhigten Mitbürger, von denen sich

[1]) Karamsin, Die Bürgermeisterin Martha, S. 115.

Digitized by Google

die einen Iwan III. unterwerfen wollten, während die andern für unversöhnlichen Kampf waren. „Volk," ruft sie, „dieser Greis, den Nowgorod als tot beweinte, ist wieder hervorgetreten, um ihm in höchster Gefahr beizustehen. Volk, kannst du an der Rettung zweifeln, wenn der Bürgermeister Theodosius, unter dessen Herrschaft du glückliche Tage verlebtest, wieder in den Wetsch kommt und dir seine bewährte Klugheit und Hingabe widmet?"

Freudenrufe antworteten auf ihre Ansprache, und die nächststehenden Hörer drängten sich zu dem Greise und küßten ihm Hände und Kleider. Er sprach einige ernste, ermutigende Worte. Aber seine Tochter sah mit bitterer Enttäuschung, daß das Wiedererwachen des Alten nur vorübergehend war. Obwohl die Verzweiflung den großen Patrioten beim tragischen Untergang die Waffen nochmals ergreifen ließ, so genügten seine Kräfte doch nicht mehr, um ihn an den beginnenden heftigen Wortkämpfen teilnehmen zu lassen. Er zog sich in die Sophienkirche zurück, wo er die Nacht im Gebet verbrachte. Währenddessen trug Marthas leidenschaftliche Redekunst den Sieg über die entgegengesetzten Meinungen davon. Das Votum (Vetchiha), welches sich für die Kriegserklärung entschied, wurde bekanntgemacht und ein Bote an die Republik Pskow, von der Nowgorod Hilfe erhoffte, gesandt. Vor Schluß dieser unvergeßlichen Versammlung verkündeten Trompeten- und Zymbelklänge den Einzug fremder Gäste. Dem Zug der Vertreter von zehn deutschen Städten, die dem Hansabund angehörten, gingen Musiker in rotseidenen Mänteln voran. Auf den Händen trugen sie silberne Teller mit Goldbarren und Edelsteinen, die sie vor der Tribüne niederlegten. Der älteste von ihnen hielt an den Wetsch folgende Ansprache: „Bürger! Die freien deutschen Männer haben gehört, daß ein schrecklicher Feind eure Stadt bedroht. Seit langem stehen wir in Handelsverbindung mit Nowgorod, und im Gefühl der Dankbarkeit bringen wir euch unsre Geschenke. Nicht so sehr des Wertes als der Ehre wegen. Wir bitten um Waffen, um unter euren Fahnen zu kämpfen. Unsre große Hansa würde es uns nicht verzeihen, blieben wir untätige Zuschauer eurer Gefahr." Das Volk antwortete mit unendlichem Beifall, und Martha gab der Truppe von 700 Mann, die die Fremden bildeten, den Namen der „Legion der Großherzigen".

Endlich bricht die Nacht, eine stürmische Nacht, herein. Nur einige Fackeln, die der Wind immer wieder auslöscht, brennen. In diesem Halbdunkel ertönt plötzlich ein schreckliches Getöse, die Erde zittert unter den Füßen, und eine dichte Wolke legt sich über den großen Platz. Langsam zerteilt der Wind diesen Schleier von Staub und enthüllt die Trümmer des Jaroslawturmes, der mit der Glocke des Wetsch zusammengebrochen war. Eine ferne Stimme läßt sich alsbald vernehmen: „O Nowgorod, so wird dein Ruhm zusammenstürzen und deine Macht verschwinden!"

Alle Herzen zogen sich vor Entsetzen zusammen, und alle Augen suchten den Ort zu entdecken, von dem die übernatürliche Stimme kam. Das betörte Volk stürzte auf den Ort der Katastrophe. Die Bojaren und hohen Würdenträger stiegen einer nach dem andern auf die Tribüne, um die Gemüter zu be-

Digitized by Google

ruhigen. Die Menge schrie nach Martha, der Weisen und Mutigen. Sie kam wieder, verklärt von der allgemeinen Erregung, und ihre Worte siegten über das unbeschreibliche Durcheinander.

*

Das Heer Iwans III. lag schon vor den Toren der Stadt, längs des Schelon, eines Zuflusses des Ilmensees. Am 13. Juli sahen die Nowgoroder, welche vorübergehend viel zahlreicher als die Moskowiter waren, den Feind auf dem entgegengesetzten Ufer sich nähern. Alsbald begannen die gegenseitigen Beschimpfungen. „Diese Hunde," schreibt ein Chronist, „schrien sogar gegen unsern Herrscher Beleidigungen." Im Lager des Fürsten Daniel Holmsky, des Kommandanten des moskowitischen Heeres herrschte im Gegensatz zum andern Lager Mannszucht. Die Uneinigkeiten, welche stets Nowgorod beunruhigt hatten, fehlten auch auf dem Schlachtfeld nicht. Die Nowgoroder waren auf die Verteidigung nicht vorbereitet. Der eine war dem Pflug, der andre seinem städtischen Handwerk entrissen, und die Mehrzahl konnte weder ein Pferd besteigen noch kannte sie Waffengeklirr und Pulverdampf. Als sie aus den feindlichen Reihen, welche den Fluß in stürmischem Anlauf durchquerten, den berühmten Kriegsruf: „Moskau! Moskau!" erschallen hörten, antworteten sie wohl mit dem ihren: „Heilige Sophie und Nowgorod!", dem Angriff aber hielten sie nur schlecht stand. In ihren Reihen begann bald Unordnung Platz zu greifen, die ihren Höhepunkt bei der niederschlagenden Ueberraschung erreichte, daß die Tataren sie von hinten angriffen. Von diesem Augenblick an war der moskowitische Sieg vollständig. Der Rückzug der Nowgoroder artete zu wilder Flucht, zu einem höllischen Chaos aus. Alles geriet durcheinander. Die einen fielen zu Boden, die andern stürzten über ihre Körper weg, und die mit der Masse der Verwundeten und Sterbenden vermischten Flüchtlinge suchten sich umsonst den Streichen, welche sie trafen, zu entziehen. Die Ufer des Schelon waren mit Leichnamen bedeckt. Die Glücklicheren der Ueberlebenden, welche ein gutes Pferd besaßen, galoppierten, bis es unter ihnen zusammenbrach. Einige, die bis Nowgorod kamen, glaubten noch immer den schrecklichen Ruf: „Moskau! Moskau!" zu hören und ließen sich darüber hinaus reißen.

Der Sieger machte natürlich viele Gefangene, darunter auch mehrere nowgorodische Woiwoden. Fürst Holmsky fragte sie: „Wieso habt ihr euch, obwohl ihr viel zahlreicher seid, so vernichtend schlagen lassen?" — „Als wir," antworteten sie, „ein andres Heer mit gelben Bannern sahen, als wir seine übernatürlichen Stimmen und das schreckliche Geräusch der Hufe seiner Pferde hörten, bemächtigten sich unser Schrecken und Verzweiflung."[1]) Es war eine letzte Wahnvorstellung nach so vielen andern phantastischen Bildern, die das zum Untergang bestimmte Volk erzeugte.

Iwan III. stand an der Spitze des Haupttrupps, mehrere Werst entfernt. Er hob sein Lager auf und vereinigte sich mit Holmsky, der ihm die in Ketten

[1]) Kostamaroff, S. 194.

Digitized by Google

gelegten Gefangenen von Rang vorführte. Dem Sohn der Bürgermeisterin, der sich darunter befand, ließ der Großfürst unverzüglich den Kopf abhauen.

Iwan zögerte nicht, auch mehrere der andern Woiwoden ohne irgendwelches Urteil gleichfalls hinrichten zu lassen. „Ihr hieltet zum König von Polen!" sagte er zu ihnen.

Martha verlor an diesem Schreckenstag auch noch Theodosius. Der im Wirrwarr verschwundene Körper des glorreichen Ahnen konnte nicht wiedergefunden werden.

Die Nachricht von der Niederlage und der Hinrichtung der Woiwoden und Dimitri Boretzkys wirkte niederschmetternd. Nowgorod wollte nicht daran glauben. Die vom Großfürsten selbst befohlene Hinrichtung schien zu ungeheuerlich. Früher hätte er es nicht gewagt, so vorzugehen, da er auf die stolzen und unabhängigen nowgorodischen Bojaren Rücksicht nehmen mußte. Jetzt gab ihm sein Sieg freie Hand, und wahrscheinlich hatte ihn der Wunsch, sich an Martha, dem Idol der zur Vernichtung bestimmten Republik, zu rächen, zu dem blutigen Vorgang veranlaßt.

Obwohl nur noch ein Schatten und von wildem Schmerz ergriffen, fand die Bürgermeisterin die Kraft, ihre Anhänger zu ermutigen, die die Verteidigungsmittel nicht ausnutzten und so weit gingen, an die Klöster und Wohnungen des umliegenden Gebietes Feuer zu legen, um dem feindlichen Heer während der wahrscheinlichen Belagerung kein Obdach zu lassen.[1]) Tag und Nacht spähten auf den Wällen Schildwachen nach seiner Ankunft aus, und quer über die Große Brücke wurde eine außerordentlich dicke Mauer errichtet. Es blieb nur noch die Hilfe Polens, da die Republik Pskow gezwungen worden war, gegen Nowgorod zu marschieren. In Trauerschleier gehüllt, war Martha überall zu sehen, und unermüdlich war sie in der vordersten Reihe tätig. Der Stern der Boretzky begann aber zu erbleichen. Das Volk wurde müde und wollte Frieden und Brot. Diese Abneigung, die einige Bojaren aus Neid gegen die Bürgermeisterin nährten, gewann vor dem unvermeidlichen Ende die Oberhand, und Martha erlag den Angriffen der falschen, von Moskau erkauften Patrioten, die mit ihrer heimlichen Zerstörungsarbeit fortfuhren. Von ihnen angestiftet, vernagelte ein Mann, Uyadisch, fünfzig der für die Verteidigung notwendigen Kanonen.

Bald schwand auch die letzte Hoffnung auf Rettung. Der zum König Kasimir geschickte Gesandte wurde an der livländischen Grenze zurückgehalten. Die Livländer waren als Deutsche der benachbarten slawischen Macht feindlich gesinnt; aber die Gefahr, welche durch ein ungestörtes Entfalten der moskowitischen Macht drohte, machte sie schwankend. Der Großmeister des Deutschordens gestattete die Durchreise aber nicht, und der Gesandte mußte umkehren. Trotz ihres Hasses gegen Moskau fürchteten die Livländer in noch höherem Maße die Entfaltung Rußlands auf Grund eines Bündnisses der stammverwandten

[1]) Solowieff, Geschichte Rußlands, Bd. 5, S. 25.

Digitized by Google

Litauer und Polen. Sie leisteten auf diese Weise dem in der Person Iwans III. verkörperten Absolutismus unfreiwillige Hilfe und ermöglichten ihm, die Grenzländer zu besiegen und zu unterwerfen. Zugleich bereiteten sie damit für ihre Nachkommen am Ende des folgenden Jahrhunderts das Schicksal vor, dem Nowgorod zur gegenwärtigen Stunde erlag. Wenn sich der Traum Marthas, die andern nördlichen Republiken Rußlands nach dem Vorbild Nowgorods in einem engen Bund mit Polen und Litauen zu vereinen, verwirklicht hätte, so wäre das Gesicht der slawischen Welt ein andres geworden, und Europa hätte nicht mit dem auf Kosten andrer blühenden und freien Völker riesig angewachsenen Moskovien zu rechnen gehabt. Das geheimnisvolle Gesetz, dem die Völker wie die Individuen unterworfen sind, hatte es aber anders bestimmt, und Martha war zu einem der ersten Opfer ihrer politischen Illusion ausersehen.

Da keine Möglichkeit mehr bestand, sich mit Polen in Verbindung zu setzen, wurde auch die Unterstützung des Fürsten Michael Olelowitsch, der als Liebhaber Marthas angesehen wird, zweifelhaft. Die Schwierigkeiten einer Belagerung vermehrten sich wegen des Verlustes der vernagelten Kanonen. Ein Teil der umwohnenden Bevölkerung hatte hinter den Wällen der von einer Hungersnot bedrohten Stadt Zuflucht gesucht. Die Unterstützungen Marthas genügten nicht, obwohl sie sich rastlos um die Bedürftigen bemühte. Zuletzt erhoben sich, wie üblich, die Armen gegen die Reichen, während gleichzeitig die Parteikämpfe an Heftigkeit zunahmen. Die Bürgermeisterin behielt stoisch ihr Ziel im Auge, aber eines Tages trat beim Volk, das bisher unter dem Einfluß der Patrioten den König Kasimir und die Unabhängigkeit Nowgorods gefeiert hatte, ein jäher Umschwung ein, und in seiner wilden Undankbarkeit begann es in feindseliger Absicht gegen Martha die Glocken des Wetsch zu läuten.

Aus der Demoralisation und der Feigheit, die die Oberhand gewannen, zogen Marthas Gegner Nutzen. Sie hatten die Kühnheit, den unverzüglichen Abgang von Bevollmächtigten an den Großfürsten zu verlangen. Auf den Knien sollten sie seine Verzeihung erflehen und auf irgendwelche Bedingungen verzichten.

Besiegt senkte Martha das Haupt inmitten des Tumultes. Der Wetsch erging sich beschämenswerterweise in unfruchtbaren Streitereien. Zuletzt lief die Menge zum bischöflichen Palast, um den Erzbischof Theophilus zu bewegen, dem Großfürsten die Unterwerfung Nowgorods zu übermitteln. Diese wichtige Persönlichkeit willigte ein und machte sich, von den sieben Priestern der sieben Kirchen der Stadt und fünf der hervorragendsten Einwohner begleitet, auf den Weg. Sie trugen wertvolle Geschenke, da man vor Iwan III. nicht mit leeren Händen treten konnte. Er befand sich an diesem Tag, dem 27. Juli 1471, in der Nähe des Ilmensees, entschlossen, gegen Nowgorod zu marschieren und die Stadt beim geringsten Widerstand zu vernichten. Iwan neigte zur Verzeihung, da damals die Großmut in der Berechnung seiner Interessen noch eine Rolle spielte.

*

Digitized by Google

Gegen Abend sah die feindliche Armee am Horizont ein großes Kriegsschiff auftauchen, das alle Segel gesetzt hatte. Als das Schiff, das die Abgesandten Nowgorods und seine letzten Hoffnungen trug, am Ufer anlegte, stieg der zitternde Erzbischof eilends an Land, wagte aber nicht, sich sogleich zum Großfürsten zu begeben. Die Gesandten mußten zuerst vor die Würdenträger treten und Geschenke anbieten; dann machten sie es ebenso bei den Brüdern Iwans III. Diese und die Bojaren baten ihn demütig, die angeblichen Schuldigen vor seine erhabenen Augen treten zu lassen und ihnen Verzeihung zu gewähren. Als diese offiziellen Schritte beendigt waren, wurde den Nowgorodern gestattet, in das Zelt des Großfürsten einzutreten. Beim Anblick des schrecklichen Autokraten, der sie stehend empfing, verneigten sie sich stumm bis zur Erde. Hierauf ergriff der Erzbischof das Wort und bat demütig für Nowgorod um Gnade. Aber Iwan III. gewährte seine Verzeihung nur gegen eine beträchtliche Kriegsentschädigung. Auch mußte ein Vertrag unterzeichnet werden, dessen erster Artikel den Verzicht auf das Bündnis mit Polen und Litauen aussprach. Der größte Teil des Gebietes der Besiegten mußte an Moskovien abgetreten werden und außerdem sämtliche Einwohner, Greise, Männer und Kinder, ihrem neuen Herrscher den Treueid leisten. Das Unvermeidliche vollzog sich, und Iwan kehrte nach Moskau zurück, um seinen Triumph in zahlreichen Festen zu feiern.

Der Verlust der nationalen Unabhängigkeit konnte von niemand so empfunden werden als von der Bürgermeisterin Martha. Die Gebrochene und Gedemütigte wurde indessen in Frieden gelassen, vielleicht der Schwäche ihres Geschlechtes oder eher des Einflusses wegen, den sie immer noch besaß.

*

Jahre vergingen. Martha lebte in tiefer Zurückgezogenheit und verließ das Haus nur zum Besuch der Kirche. Das Bild ihres hingerichteten Sohnes verfolgte sie mit qualvoller Hartnäckigkeit, und nichts linderte ihren Schmerz über die Unterwerfung Nowgorods.

Aber die patriotische Partei war nicht tot, und als die erste Entmutigung gewichen war, kehrte die Hoffnung langsam wieder. Dem siegreichen Fremdling und den gegenwärtig überlegenen Kräften ihrer inneren Feinde zum Trotz gelang es, das Volk bei der Wahl eines neuen Bürgermeisters zu beeinflussen, der den eingeschworensten Gegnern des moskowitischen Absolutismus entnommen wurde.[1]) Der Haß gegen die Anhänger des Großfürsten war mit einem unklaren Wunsche nach Rache herangewachsen, denn die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1471 beruhten auf ihrer Verräterei und Feigheit. Die Streitigkeiten und Kämpfe von früher begannen wieder. Martha erschien wieder an der Spitze der Ihrigen und, von ihr aufgestachelt, griffen ihr zweiter Sohn Feodor, der Bojare Pamphilius und die hervorragendsten Anhänger der alten litauischen Partei, die Anhänger des Unterdrückers an, die geschlagen und mehrere sogar getötet wurden. Die

[1]) Kostamaroff, S. 205.

Digitized by Google

Gewalttätigkeiten und Attentate hörten nicht auf, persönliche Verfolgung nahm freien Lauf, und die infolge des Grolls über die zugefügten Leiden gesteigerten politischen Leidenschaften machten den Aufruhr dauernd. Martha mahnte zur Mäßigung und suchte ihre Anhänger zurückzuhalten, aber so stark und barmherzig sie auch war, so konnte sie doch über solche Leidenschaften nicht Herr werden. Die Leute der moskowitischen Partei fanden nirgends Gerechtigkeit. Der machttrunkene Pöbel beging unzählige Mißhandlungen und beschimpfte sie täglich. Aufs äußerste gereizt, suchten sie Hilfe und Schutz bei Iwan III., der es sich nicht entgehen ließ, aus ihrer Bitte Nutzen zu ziehen. Im Jahre 1476 rückte er mit seinen Bojaren ins Feld und erschien vor Nowgorod. Die Unzufriedenen gingen ihm mehrere Meilen vor die Stadt entgegen und wiederholten vor ihm nochmals ihre Beschwerden, die seinen Plänen sehr zustatten kamen. Ohne sie zu enthüllen, erklärte er, nur dem Land, das sein geworden sei, einen Besuch abstatten zu wollen. Die beruhigten Nowgoroder gaben sich einer freudigen Bewegung hin, und die vornehmsten Einwohner organisierten unverzüglich einen offiziellen Empfang. Sie rüsteten Bankette und sammelten Geschenke. Nowgorods bemächtigte sich ein Geist niedrigster Schmeichelei, an dem die Furcht einen großen Anteil hatte. Martha allein hielt sich in ihrem untröstlichen Schmerz abseits. Sie wollte sich nicht vor dem Mörder ihres Sohnes demütigen, um seine Gunst zu erlangen, obwohl ihre Freunde sie hierzu treiben wollten, und auch sie wäre nicht so stolz gewesen, hätte sie ein andres und noch schrecklicheres Unglück, das sie treffen sollte, voraussehen können. Nach altem Brauch empfing eine Abordnung der Bojaren unter Führung der früheren Bürgermeister den Großfürsten bei seinem Einzug und hieß ihn willkommen. Er empfing sie wohlwollend, obwohl sich unter ihnen Mitglieder der patriotischen Partei befanden.

Dieser mit erheuchelter Freude begonnene Tag war noch nicht verflossen, als die Aufrührer bereits verurteilt waren. Sie wurden gezwungen, ihren Opfern sehr beträchtliche Entschädigungssummen zu bezahlen. Aber das unerwartete Gewitter brach mit voller Gewalt los, als Iwan III., der die Gerichtssitzung leitete, den Befehl gab, die Häupter der patriotischen Partei, unter denen er auch Feodor Boretzky bezeichnete, festzunehmen und ins Gefängnis zu werfen.

Erzbischof Theophilus bot eine ungeheure Bürgschaft für sie an. Der Großfürst hörte ihm aber nicht einmal zu. Am andern Tag vernahm die Stadt mit Entsetzen, daß die Bojaren als Opfer seines Grimms ohne Aufschub die Todesstrafe erleiden sollten. Verzweifelt baten Theophilus und die Bürgermeister im Namen der ganzen Bevölkerung für sie um Gnade. Teilweise erhielten sie sie insofern, als die Hinrichtung aufgeschoben und die Verurteilten in Ketten nach Moskau geschickt wurden. Der letzte Sohn Marthas lebte in der überaus harten Gefangenschaft nicht mehr lange. Sie selbst wurde diesmal noch geschont.

Iwan wußte den Urteilen, mit denen er seine persönlichen Feinde traf, den Anstrich rechtlicher Begründung zu geben. Er schien seine eignen Untertanen gegen Willkür und Gewalttat zu verteidigen, und trotz seiner rachsüchtigen Vergeltung wurde er deshalb nicht weniger gefeiert. Die reichen Nowgoroder hörten

Digitized by Google

nicht auf, für ihn Bankette zu veranstalten und ihm wertvolle Geschenke, wie goldene Vasen, portugiesische Münzen, teure Pelze anzubieten. In gleicher Weise beschenkten sie auch sein Gefolge, das übrigens gelegentlich Geschenke forderte. Die allgemeine Entartung überstieg alle Grenzen.

Zahlreiche Wagen wurden mit Beute aller Art bepackt, und nach liebenswürdigem Abschied reiste Iwan am 26. Januar nach Moskau zurück.

(Schluß folgt)

Berichte aus allen Wissenschaften

Nautik

Die Sicherheit auf See

Die erschütternde Katastrophe, welcher die „Empreß of Ireland" am 29. Mai in der Mündung des Lorenzostroms mit 1021 Personen zum Opfer fiel, lenkt die Aufmerksamkeit erneut auf die Maßnahmen, die zur Sicherheit auf See getroffen werden. Die „Empreß" war einer der großen Passagierdampfer der Canadian Pacific-Gesellschaft, der mit allen modernen Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet war. Und dennoch brachte ihn der Rammstoß eines Kohlendampfers der norwegischen „Storstad" in wenigen Minuten zum Sinken. Noch lebt in unsrer Erinnerung der wehmütige Gedanke an die „Titanic", die am 15. April 1912 nicht fern der neuen Unglücksstelle mit fast 1600 Personen in die Tiefe sank.

Wie sind solche Katastrophen noch immer möglich? Sind wir ohnmächtig dagegen? Kennt die sonst so fortgeschrittene Technik kein Mittel, uns vor ihnen zu bewahren?

Nach jedem solcher Unglücksfälle ertönt in der gesamten Kulturwelt ein Schrei nach Verbesserung der Rettungsmittel. Hauptsächlich sind es zwei Wünsche, die laut werden, vergrößerte Schwimmfähigkeit der Schiffe durch erweitertes Schottensystem und umfangreicheres Rettungsbootsmaterial. Ist der Glaube berechtigt, daß Verbesserungen der geforderten Art von wesentlichem Einfluß auf die Ziffer der geretteten Passagiere sein werden?

Vor zwei Jahren traten dank der Initiative des Kaisers unsre Schiffahrtsinteressenten im Reichsamt des Innern zusammen, um über die Sicherheitsmaßregeln für die überseeische Personenbeförderung zu beraten. Das Ergebnis der Konferenzen war kurz das folgende. Hinsichtlich der Sicherheit gegen das Sinken havarierter Dampfer schreiben die Schottvorschriften der Seeberufsgenossenschaft vor, daß die großen Schnelldampfer noch schwimmfähig bleiben müssen, wenn zwei beliebige benachbarte Abteilungen überflutet werden. Im allgemeinen wird das als genügend angesehen. Bezüglich der Rettungsboote wurde festgestellt, daß bereits für hinreichenden Bootsraum Bedacht genommen ist, und daß eine weitere Anhäufung von Booten nicht empfehlenswert scheint. Betreffend die Handhabung der drahtlosen Telegraphie wurde die Verbesserungsbedürftigkeit eingeräumt. Endlich wurde über die Fahrgeschwindigkeit verhandelt. Die schon bestehende Vorschrift, daß bei unsichtigem Wetter mit „gemäßigter" Geschwindigkeit gefahren werden müsse, wurde als hinreichend erachtet. — Man vermißt unter den zur Beratung gekommenen Themen eins, das bisher freilich noch kaum zur Diskussion stand, das aber nichtsdestoweniger der Beachtung wert dünkt. Für die Menschenopfer, die Schiffskatastrophen meist kosten, wird immer nur das Material, und allenfalls werden die Schiffsoffiziere verantwortlich gemacht. Es liegt nahe, sich die Frage vorzulegen, tragen nicht die Passagiere selbst einen Teil der Schuld?

Digitized by Google

Wenn man die Berichte über Schiffsuntergänge verfolgt, so ist unleugbar, daß die Panik, die meist unter den Passagieren herrschte, erst das Unglück recht vergrößerte und die Rettungsarbeiten erschwerte. Diese Panik ist verständlich. Man kann nicht von Menschen, die kaum in ihrem Leben zuvor die See sahen und ein Schiff betraten, erwarten, daß sie dem Tod des Ertrinkens mit Gelassenheit ins Auge schauen. Jedoch lassen sich mancherlei Maßnahmen treffen, um einer solchen Panik vorzubeugen und ihre Wirkungen abzuschwächen.

Mit der „Empreß" ertranken viele Passagiere, die sich unter Deck befanden. Fast alle, die ins Wasser sprangen, hatten keine Rettungsgürtel umgelegt. Dieses Beispiel mag zur Erläuterung der nachstehenden Auslassung dienen. Wie kam es, daß zahlreiche Passagiere in den unteren Schiffsräumen vom Tode ereilt wurden? Es heißt in den Berichten, „sie konnten den Weg nach dem Oberdeck nicht finden". Zu berücksichtigen ist, daß die „Empreß" bereits wenige Minuten nach dem Zusammenstoß in die Tiefe sank. Wie viele Minuten es waren, wurde nicht mit Sicherheit festgestellt. Die Aussagen schwanken zwischen drei und zehn Minuten. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen. — Der Passagier, der in seinem Schiff Bescheid weiß, wird, falls er nicht alt und gebrechlich oder ein Kind ist, bequem in fünf Minuten aus seiner Kabine auf das Oberdeck zu gelangen wissen. Freilich, wer kennt sich heute auf den Riesendampfern mit ihren endlosen Gängen, ihren zahllosen Treppen usw. aus?

Ferner, warum verließen so viele Passagiere die „Empreß", ohne vorher einen Rettungsring übergestreift zu haben? Die Vorschrift besagt, daß für jede an Bord befindliche Person ein Gürtel vorhanden sein muß. Die Passagiere finden sie in ihren Kabinen vor. Allerdings, welcher Passagier würdigt diese an der Bordwand aufgehängten oder unter den Kojen verstauten Rettungsgürtel eines Blicks?

Ich bin mir bewußt, daß ich schon mit dieser Fragestellung bei manchem Leser ein unwilliges Achselzucken hervorrufe. Um so mehr wird es der Fall sein bei den folgenden Ausführungen. Immerhin scheint es mir angebracht, auf Grund von Tatsachen die heutigen Verhältnisse der Sicherheit der Passagiere auf See zu beleuchten, um zu einer klareren Stellungnahme des Laienpublikums beizutragen. Tatsache ist, daß die meisten Schiffahrtsgesellschaften und ihre Angestellten im eignen Interesse alle nur denkbaren Maßnahmen treffen, um das Leben der Passagiere sicherzustellen. Ich sage „die meisten", nicht alle. Was das Interesse erheischt, hängt nämlich ab von Ansichten, individuellen und völkischen Eigenschaften u. a. m. Ich habe auf verschiedenen Passagierdampfern großer Linien recht mangelhafte Vorbereitungen für die Rettung der Passagiere im Fall der Havarie festgestellt. Die Rettungsboote waren nicht im Stand. Wären sie zu Wasser gelassen worden, so hätten die von der Sonne völlig ausgetrockneten Planken so stark gespackt, daß die Boote sogleich versunken wären. Die Davits mit ihrem Fier- und Taljengerät — Flaschenzüge zum Niederlassen der Boote — waren verrottet, des schönen Aussehens wegen so stark mit Farbe übermalt, daß sie unbrauchbar waren. Weiter: zweimal passierte es mir, daß, als ich nachts an Deck weilte, dicker Nebel aufkam, und trotzdem das Schiff seine hohe Fahrt beibehielt, und auch nicht einmal die Sirene vorschriftsgemäß ertönte. Ich stieg auf die Kommandobrücke, um den Schiffsführer auf die Gefahr aufmerksam zu machen und um nach dem Grund des Nichteinhaltens der gesetzlichen Vorschriften zu forschen. Die Antwort war: „Was soll ich tun? Fahre ich langsam und komme später im nächsten Hafen an, als im Plan vorgesehen ist, so ist es den Passagieren nicht recht, und von der Direktion meiner Gesellschaft erhalte ich Vorwürfe. Und mit der Sirene soll ich jetzt heulen, mitten in der Nacht, damit die Passagiere aufwachen und unruhig werden? Kein Gedanke. Man soll für eine angenehme Ueberfahrt sorgen. Dazu gehört ungestörter Schlaf. Na, und hier wird uns doch kein Gegensegler in den Kurs laufen." Dieser kurze Ausschnitt aus dem Leben charakterisiert die Schwierigkeiten der Innehaltung gesetzlicher Vorschriften.

Digitized by Google

Wie ist hierzu Stellung zu nehmen? Gänzlich verkehrt ist es, die Sirenen bei Nebel nicht in Betrieb zu setzen. Es geht nicht an, unter Umständen tausend Menschenleben dem Schlaf einiger nervenschwacher Passagiere zu opfern. Anders ist es mit der Geschwindigkeit. Extreme Rekordsucht ist verwerflich. Aber die Schnelligkeit des Verkehrs ist von höchster wirtschaftlicher Bedeutung. Wir wünschen die möglichste Beschleunigung auf der Eisenbahn, im Auto usw. Soll das für die Schiffahrt nicht gelten? Jedoch ist auch die gegenteilige Ansicht berechtigt. In der Praxis wird trotz aller Vorschriften — darüber besteht kein Zweifel — keine Aenderung des jetzt bestehenden Gebrauchs erzielt werden.

Nun zu dem, was die Passagiere im besonderen angeht, was sie zu ihrer Sicherheit selbst leisten können. Jeder, der auf ein Schiff geht, sollte sich baldigst darüber klar werden: „Was machst du, wenn eine Havarie eintritt?" Der Laie wird lächeln und sagen: „Was verstehe ich davon?" Im allgemeinen wohl herzlich wenig! Aber sollte einfacher Menschenverstand nicht genügen, um mancherlei Vorbeugungsmaßregeln ergreifen zu können? Vom Oberstewart in die Kabine geführt, überzeuge man sich, daß Rettungsgürtel vorhanden sind, und probiere sie an. Ferner ist es nötig, den Weg, namentlich den von seiner Schlafstelle, also von seiner Kabine, nach dem Oberdeck kennen zu lernen. Möglichst auch im Dunkeln. Ist man im Speisesaal usw., so kann man sich auf die anwesenden Personen der Schiffsbesatzung verlassen. Außerdem liegen die Kabinen meist tiefer im Schiff. Endlich, man sehe sich die Boote mit ihrem Fiergerät an und versuche, sich den Weg in sie wenigstens in Gedanken zu vergegenwärtigen. Hiermit komme ich zu dem, was die Schiffsführer in besagter Richtung unternehmen könnten. Auf einem französischen Dampfer wurde den Passagieren beim Anbordsteigen ein Kärtchen ausgehändigt, auf dem vermerkt war, in welchem Boot im Fall des Schiffsuntergangs der Betreffende untergebracht werden würde, wo das Boot hing usw.

Was ist vorzuziehen, allabendliche Tanzerei, wie es auf den Riesendampfern, jenen schwimmenden Märcheninseln mit ihren Wintergärten, Turnhallen, Schwimmbassins u. a. m. üblich ist, oder etwas seemännische Unterweisung, in der die Passagiere darüber belehrt werden, daß auch unter Umständen in der Nacht einmal die Sirene ertönen muß, wo und wie sie in die Rettungsboote gelangen usw.

Warum rettet sich meist die seemännische Besatzung havarierter Schiffe? Weil sie mit den Sicherheitsvorrichtungen Bescheid weiß. Kann nicht der Passagier sich einiges von den nötigen Kenntnissen aneignen?

Ich weiß, daß ich mit meinen Anregungen auf geringes Verständnis bei dem Gros der Passagiere stoßen werde, und mir vielleicht den Unwillen der Schiffahrtskreise zuziehe, die begreiflicherweise jeden Hinweis auf die Gefahren der Seefahrt vermieden sehen möchten. Ich bin im übrigen keineswegs der Ansicht, daß Schottensystem, Rettungsbootswesen usw. nicht noch verbesserungsbedürftig sind. Aber die gründlichste Schotteneinteilung kann auch den größten Passagierdampfer nicht vor dem Untergang bewahren, wenn der Gegensegler an unglücklicher Stelle rammt. Dann versagt eben unsre heutige Technik noch. Und häufig lassen sich viele der Boote überhaupt nicht benutzen. Zum Beispiel dann, wenn das Schiff nach dem Zusammenstoß, wie es fast stets der Fall sein wird, Schlagseite bekommt, sich stark nach einer Seite überlegt. Selten ist zudem die See so ruhig, daß die Boote sich sicher zu Wasser fieren lassen. In allen diesen Fällen wären kleine Rettungsflöße, die von geringer Menschenkraft regierbar sind, besser verwendbar. Wenn auch die Besserung der technischen Vorrichtungen zur Sicherheit der Schiffahrt noch ein weites Feld vor sich sieht, so bleibt dennoch die Mitarbeit der Passagiere ein wesentlicher Faktor, den Gefahren auf See zu begegnen. Ohne sie werden die genialste Schiffskonstruktion, das ausgebildetste Pflichtgefühl der Besatzung und die weitgehendsten gesetzlichen Vorschriften zuweilen versagen. L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Erlebtes und Erstrebtes. Erinnerungen von Prof. Dr. E. Heinrich Kisch, k. k. Regierungsrat. Geheftet M. 5.50, gebunden M. 7.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Selbstbiographie eines Arztes wendet sich so wenig wie die Erinnerungen manch andrer bedeutender Mediziner, z. B. Kußmauls oder E. v. Leydens, ausschließlich an die Berufsgenossen des Verfassers. E. Heinrich Kisch, der, jetzt im Ruhestand lebend, auf eine halbhundertjährige Tätigkeit als medizinischer Forscher und Schriftsteller, als beliebter, hochangesehener Badearzt von Marienbad zurückblickt, gehört zu jenen Aerzten, die ihrem beruflichen Wirken dadurch noch besonderen Wert zu geben wissen, daß sie nicht ganz in ihm aufgehen, sondern sich bei hingebendster Pflichterfüllung Herz und Geist doch auch für allgemeine geistige Interessen, für künstlerische und nationale Ideale frei und offen zu erhalten wissen. Der erste Abschnitt seiner Erinnerungen, der uns ungemein lebhafte und anschauliche Bilder aus dem jüdischen Ghettoleben und aus dem Gymnasialwesen der nachmärzlichen Reaktionszeit bietet, hat dadurch ebenso kulturhistorischen Wert wie der zweite Abschnitt, der den medizinischen Studienjahren des Autobiographen gewidmet ist, reichen Stoff voll intimer und drastischer Einzelheiten zur Geschichte der praktischen und theoretischen Medizin des neunzehnten Jahrhunderts enthält. Der dritte Abschnitt berichtet von der „journalistischen Lebensepisode" des vielseitigen und unermüdlich tätigen jungen Mediziners und führt uns mitten hinein in das Getümmel des in den fünfziger und sechziger Jahren ausbrechenden deutsch-tschechischen Nationalitätenkampfes, in dem Kisch nach seiner ganzen Gesinnung und Bildung ohne Zögern auf die deutsche Seite treten mußte. Der vierte, umfangreichste Abschnitt endlich beginnt mit dem Eintritt Kischs in die badeärztliche Laufbahn, die ihm einerseits im Laufe der Jahrzehnte eine unübersehbare Zahl von Patienten, darunter gar viele Persönlichkeiten von hoher menschlicher und historischer Bedeutung, zuführte, anderseits ihm reichen Stoff für seine auch literarisch sehr ergiebige Spezialforschung zuführte. Die gründliche und feine Bildung dieses ausgezeichneten Arztes, seine liebenswürdige und echt menschliche Gesinnung und — last, not least — sein frisches, ohne alle literarischen Prätentionen den Leser fesselndes und erwärmendes Erzählertalent machen die Lektüre des inhaltreichen Buches zu einem wirklichen Genuß.

Das Recht in Goethes Faust. Juristische Streifzüge durch das Land der Dichtung. Von Georg Müller, Oberlandesgerichtsrat in Naumburg a. S. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 372 Seiten. M. 12.—.

In umfassender Weise werden alle rechtlichen Verhältnisse, die in Goethes Faust vorkommen, erörtert. Auch Kenner werden sich an der Hand dieses Werkes mit Erstaunen zum Bewußtsein bringen, wieviel Juristisches in der Dichtung steckt. Wir sehen diese hier gleichsam als Beispielsammlung für alle Rechtsgedanken und Rechtsgebilde: Personen- und Sachenrecht, Staats- und Kirchenrecht werden abgehandelt. Wir prüfen mit dem Verfasser die einzelnen Vorgänge der Handlung von ihrer rechtlichen Seite sowohl in der kleinen Welt der persönlichen Erlebnisse und Taten wie in der großen Welt des Staats und der Gesellschaft. Endlich untersucht der Verfasser eingehend als „die beiden Leitmotive" der Dichtung — als solche überschätzt er sie doch wohl — die angebliche Wette Gottes mit dem Teufel, die nur als Gestattung, nicht als Wette angesehen wird, und den Pakt zwischen Faust und Mephisto. Mit Recht tritt Müller dafür ein, daß Faust seine Wette gewonnen hat. Das mit doppelter wissenschaftlicher Rüstung — juristischer und philologischer — wohl versehene Werk ist ein höchst wertvolles und künftig unentbehrliches Hilfsmittel für die Faustforschung und zugleich eine auch für weitere Leserkreise willkommene Gabe voll reicher Anregungen.

Br.

Der Bund der Freimaurer. Von August Horneffer. Jena, E. Diederichs. Brosch. M. 2.50.

Daß ein solches Buch, das gleichzeitig aufklärend und apologetisch wirken will, einer Generation dargeboten wird, der die Notwendigkeit neuer Formen des gemeindlichen Zusammenschlusses, der sozialen Vereinheitlichung immer stärker zum Bewußtsein kommt, ist nur zu begrüßen. Der Freimaurerbund ist heute wieder eine Macht, er sucht seine mysteriöse Isolierung zu durchbrechen, er scheint so etwas wie eine Reformation, eine Neubelebung zu erfahren. Hier wird von authentischer und ernst zu nehmender Seite eine ideale Zeichnung der weitreichenden Tendenzen des Bundes gegeben, das Wissenswerte von seiner Geschichte, Symbolik und Verfassung in einer klaren, äußerst übersichtlichen Form berichtet und so manche feinsinnige Ausführung, z. B. über Gemeinschaftsbildung im allgemeinen

Digitized by Google

oder die Entwicklung des geistigen Bundeswesens, zeigen den modernen Religionspsychologen und erhöhen die Bedeutung des Buches. Doch trotz verheißungsvoller und sympathischer Sätze wie dem von einem „neuen Idealismus, der den Materialismus und Okkultismus von innen her überwindet und beide in eins faßt", gelingt es dem Verfasser doch nicht, den hier ausgesprochenen Lösungen einen objektiven Wertcharakter zu verleihen. Zweifellos hat der Bund seine große Mission gehabt und wird sie sicher noch lange behalten, da er einer tiefen, allgemein-menschlichen Sehnsucht zum Recht verhilft, aber trotz der aufstrebenden Linien, die in ihm zusammenfließen, vermißt man das Schöpferische einer „neuen Rangordnung", für die eine Auswirkung persönlicher, sittlicher Macht eine innere Notwendigkeit wäre, während man hier mit neuen Dogmen und Verfassungsregeln der „Gesamtseele", der „Genialität der Masse" zu entsprechen sucht. Und dann bleibt doch die prinzipielle Frage, ob ein Geistesbund, der auf Universalität, ins Weite und Freie gerichtet ist, überhaupt eine Form historisch-bedingter Realisierung vertragen kann, ob nicht das merkwürdige Ineinander von Freiheit und Gebundenheit nur Kompromißgebilde erzeugen kann. — Doch trotz des Vielen an dieser geistigen Bewegung, was der moderne Mensch nicht mehr verträgt, muß ein Verstehenwollen, ein gerechteres Urteil gerade heute möglich werden; dazu beizutragen, ist Horneffers Buch hervorragend geeignet, und dies dürfte sein schönster Erfolg sein. Oskar Beyer.

Rolf Tanner. Erzählung von Rudolf Blümel. Geheftet M. 2.50, in Pappband M. 3.50. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein Erstlingswerk von ebenso ausgeprägter wie liebenswürdiger Eigenart ist diese Geschichte einer Jugend. Die Entwicklung des jungen Rolf Tanner von den Schülerjahren bis zur vollen inneren Reife und Klärung wird uns nicht sowohl in episch fortlaufender Erzählung als in knapp gefaßten, fast dramatischen Situationsbildern vor Augen geführt. Eigentümlich herb und reizvoll ist die Technik des Dichters, der nie von seinen Personen spricht, immer nur sie selbst sprechen und so sich selbst charakterisieren läßt, und erstaunlich, wie klar und fest die so gezeichneten Gestalten sich voneinander abheben und unsrer Anschauung einprägen. Von der ruhigen Sicherheit in der Zeichnung der Personen abgesehen, spricht vielleicht nichts deutlicher für die echt dichterische und künstlerische Art des Verfassers als die Abwesenheit jeglicher Tendenz im landläufigen und „aktuellen" Sinn. Endlich einmal wieder eine literarisch und psychologisch ernste Jugendgeschichte, die weder in sexuellen Problemen wühlt, noch den bekannten mehr oder minder flammenden Protest erhebt gegen die angebliche Vergewaltigung der Jugend durch das Alter, sondern ohne in oberflächlichen Optimismus zu verfallen, sehr zur rechten Zeit uns daran erinnert, daß gerade in rechten Jungenherzen nicht nur Freiheitsbedürfnis und Auflehnung gegen das Alter, sondern auch Verehrungsbedürfnis und Pietät liegt.

Die Völkerschlacht bei Leipzig. Von Generalmajor z. D. W. v. Voß. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 60 Pfg.

Unter den „Volksbüchern der Geschichte", die der Verlag erscheinen läßt, verdient das vorliegende Bändchen besondere Beachtung. Es bringt eine lebendige und lichtvolle Darstellung des blutigen Ringens, die bei aller gebotenen Knappheit in hohem Grade anschaulich ist und keines der für den Ausgang entscheidenden Momente außer acht läßt. Besonderes Lob gebührt den nach authentischen Vorlagen ausgeführten Abbildungen.

Fr. R.

Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Fünf Vorlesungen von J. H. Rose, E. C. K. Gonner, M. E. Sadler und C. H. Herford. Mit einem Geleitwort von Viscount Haldane. Berlin, Karl Sigismund.

Trotz des modernen Verkehrs, der die Völker einander näherbringt, stehen sich auch heute die Nationalitäten fremd gegenüber. Der Beginn einer Verständigung, der durch Gefühlsakte nicht möglich ist, weil die Verschiedenheiten der Völker gerade in der Verschiedenheit ihres Fühlens — einem der fesselndsten Probleme der Volkstumswissenschaft — beruhen, ist nur auf intellektuellem Wege zu erreichen: besseres Wissen, bessere Kenntnisse über den „westlichen Nachbar" oder den „Vetter jenseits des Kanals" können allein zu gerechter Beurteilung führen. Darum ist es dankbar anzuerkennen, daß es vier der angesehensten englischen Gelehrten unternahmen, in zahlreich besuchten Vorträgen über den Werdegang und die Ziele des modernen Deutschland aufklärend zu wirken und die politische Entwicklung wie das geistige Leben Deutschlands ihren Landsleuten verständlich zu machen. Alle sprechen in deutschfreundlichem Sinne und bemühen sich aufrichtig, in großzügiger Weise einen Einblick in die geschichtliche, volkswirtschaftliche, erziehliche und geistige Entwicklung des deutschen Volkes im letzten Jahrhundert zu geben, auf den Wert seiner Leistungen auch für Nichtdeutsche Gewicht zu legen, die zu überwindenden Schwierigkeiten zu betonen und gewisse, dem Mißverständnis besonders ausgesetzte Seiten des deutschen Wesens und Tuns vorurteilsfrei zu erklären. Sie verdienen mit

Digitized by Google

ernster Aufmerksamkeit gehört zu werden, besonders da, wo sie nicht bloß loben. Die Uebertragung ins Deutsche hat Karl Breul, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Cambridge, besorgt, zugleich das Werk für deutsche Leser durch Zusätze und Erläuterungen in Form von Anmerkungen am Schluß des Buches wertvoll ergänzt. Seine „kurze Uebersicht" am Anfang ersetzt das fehlende Register nur zum Teil. Dr. Hans Zimmer.

Geschichte des Feldzuges in Rußland im Jahre 1812. Von Friedrich Steger. Nach den neuen geschichtlichen und militärischen Forschungen umgearbeitet von Major a. D. Ernst Moraht. Hamburg, R. Hermes. Geb. M 5.—.

Das mit 100 Bildern sowie 6 Karten und Plänen reich geschmückte Werk räumt in der vorliegenden neuen Gestalt mit allen „Histörchen" auf, die unsre heutige Kenntnis von den Vorgängen des denkwürdigen Jahres als unhaltbar zurückweisen muß. Die von vaterländischem Geiste durchwehte Darstellung hebt besonders auch den gewaltigen Anteil hervor, den deutsche Tapferkeit an dem Ruhme der französischen Adler genommen hat. Man darf die Arbeit als ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes willkommen heißen. Fr. R.

Eine gesunde Jugend, ein wehrkräftiges Volk! Von Dr. med. Ferd. Schmidt-Gründler. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 1.40.

Mit ernster Mahnung tritt der Verfasser für eine Neugestaltung der körperlichen Erziehung des heranwachsenden Geschlechts ein. Er weist die dringende Notwendigkeit einer solchen Reform nach durch statistische Angaben über die durchaus mangelhafte, aber bisher viel zu wenig beachtete Gesundheit unsrer Jugend, zumal im Vergleich mit der englischen, und besonders über die wahrhaft erschreckende Anzahl jugendlicher Selbstmörder. Als Mittel zur Durchführung einer solchen Reform empfiehlt er für die Jugend der höheren Stände die Vermehrung der Stundenzahl (wöchentlich sechs) und des Freiluftbetriebes in unserm Gymnastikunterricht; für die der niederen Stände dasselbe Mittel und außerdem Besserung der allgemeinen hygienischen Verhältnisse. Die folgenden Abschnitte der allgemeiner Beachtung würdigen Schrift erörtern in sachverständiger Weise eingehend die praktische Durchführung dieser Mittel und die von ihnen zu erwartenden guten Wirkungen, sowie die Bedenken, die etwa dagegen gemacht werden können, und ihre Beseitigung. E. M.

Freiheit. Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor 100 Jahren. Gesammelt und eingeleitet von Prof. Dr. Karl Berger. Mit 16 Bildnissen. Leipzig, J. M. Meulenhoff. Geb. M. 1,50.

Das Buch zerfällt in die drei Teile: „Sänger der Befreiungskriege", „Historische Volkslieder" und „Patriotische Prosa". Die Auswahl ist sehr geschickt getroffen. Nicht weniger als 23 Dichter und 11 Prosaisten kommen in dem Buch zum Wort, und 22 historische Volkslieder sind darin abgedruckt. Die Einleitungen Bergers orientieren aufs beste; Druck und Ausstattung sind bei dem billigen Preis des Buches zu loben. Dr. E. M.

Gerhart Hauptmann. Von Dr. H. Spiero. Mit 34 Abbildungen. Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 65. Preis 60 Pf.

Eine liebevolle, sorgfältige Darstellung von Hauptmanns Leben und Werken, die zur raschen Orientierung sich sehr empfiehlt. Die Illustrationen sind alle gut ausgeführt. E. M.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus dem Tagebuche eines Sportmillionärs. Erzählung aus dem Pariser Sport- und Nachtleben von ... Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Bamberg, Walter, Die Verwendung des Monologs in Goethes Dramen unter Berücksichtigung der Technik bei Goethes unmittelbaren Vorgängern. Leipzig und Hamburg. Leopold Voß. M. 1.80.

Bauer, Dr. Friedrich, Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte. Heft 55: Das Wollgewerbe von Eßlingen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Berlin und Leipzig, Dr. Walther Rothschild. M. 5.—.

Boger-Langhammer, Margot, Das Kind — Ein Gruß. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Bohle, Hermann, Weltanschauung, Begriffe und Ideen. Philosophisches Gedicht eines Ingenieurs. Dresden und Leipzig, „Die Sonne". M. 2.—.

Bornhak, Conrad, Bd. 1: Preußisches Staatsrecht. Bd. 2: Verwaltungsrecht, allgemeiner Teil. Bd. 3: Verwaltungsrecht, besonderer Teil. Breslau, Alfred Langewort.

Bredt, Joh. Viktor, Die Mecklenburgische Ständeverfassung und das Reichsrecht. Eine staatsrechtliche Studie. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 1.80.

Digitized by Google

Cohen, Gustav, Das Leben in der Hölle. Eine humoristische Phantasie. Dresden, E. Piersons Verlag. M. 1.—.

Das Werk vom Haag, Zweite Serie. Die gerichtlichen Entscheidungen. Erster Band: Die Judikatur des Ständigen Schiedshofs von 1899—1913. Dritter Teil. Herausgegeben von Walther Schücking. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 10.—.

Dejean, Georges, Die deutsche Drohung (La Menace Allemande). Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 1.—.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn, Heft 35—37. Wien, Carl Fromme. à M. 1.—.

Garcia-Calderon, F., Die lateinischen Demokratien Amerikas. Ins Deutsche übertragen von Max Pfau. Leipzig, K. F. Koehler. M. 6—.

Geigel, Alois, Andwaranaut. Ueber Wissen und Glauben. Würzburg, Curt Kabitzsch. Gebunden M. 3.50.

Goldscheid, Rudolf, Monismus und Politik. Vortrag. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 50 Heller (50 Pf.).

Graevenitz, G. v., Geschichte des Italienisch-Türkischen Krieges. 3. Lieferung. Bis zum Friedensschluß von Lausanne vom 18. Oktober 1912 (unter Berücksichtigung der Kämpfe des Jahres 1913). Berlin, R. Eisenschmidt. M. 5.—.

Heinze, Dr. Wolfgang, Reform im Vollzug des Reichstags-Wahlrechts. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Hellmann, Oskar, Napoleon im Spiegel der Dichtung. Glogau-Leipzig, Verlag Hellmann. M. 2.—.

Herke, Dr. Karl, Hebbels Theorie und Kritik poetischer Muster. Mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung seiner Lyrik unter Uhlands Einfluß. Berlin, H. Lonys. M. 6.20.

Heyne, Arthur, Geschichten und Schwänke aus dem Orient. Aus dem Persischen übersetzt. Dresden und Leipzig, „Die Sonne".

Kammerer, Paul, Sind wir Sklaven der Vergangenheit oder Werkmeister der Zukunft? Anpassung, Vererbung, Rassenhygiene in dualistischer und monistischer Betrachtungsweise. Vortrag. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky. 50 Heller (50 Pf.).

Keller, L., Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und ihre Geschichte. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Kern, Fritz, Dante. Vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geb. M. 3.—.

Kühl, Thusnelda, Die junge Margarete Haller. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 2.50.

Lehen, Dr. Alfred von der, Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Berlin, Julius Springer. M. 6.—.

Major, Erich, Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Versuch einer neuen Aesthetik. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 5.—.

Mann, Fritz Karl, Der Marschall Vauban und die Volkswirtschaftslehre des Absolutismus. Eine Kritik des Merkantilsystems. München und Leipzig, Duncker & Humblot. M. 12.—.

Molo, Walter v., Die Freiheit. Ein Schillerroman. Berlin, Schuster & Loeffler. M. 4.—.

Monistenbund in Oesterreich. Wilhelm Ostwald, Festschrift aus Anlaß seines 60. Geburtstages, 2. September 1913. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Müller-Pohritz, Karl, Blütenzweige. Gedichte. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 1.—.

Pilar, Prinzessin von Bayern, Meine zweite Autoreise nach Spanien. Tagebuchblätter. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Geheftet M. 3.50.

Preyer, A. Th., Lebensänderungen. Das Problem der Veränderung lebender Strukturen. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). M. 2.40.

Richter, Helene, Schauspieler-Charakteristiken. Leipzig und Hamburg, Leopold Voß. M. 7.20.

Roloff, G., Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Runze, Georg, Essays zur Religionspsychologie. Berlin, Deutsche Bücherei, Otto Koobs. M. 1.—.

Schmidt, Prof. Dr. Max Georg, Natur und Mensch. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 1.25.

Schriften der Wheelergesellschaft zur Erörterung von Fragen des deutschen und ausländischen Bildungswesens. 1. Heft: Die politische Erziehung des jungen Amerikaners, von Prof. Dr. William H. Sloane. M. 1.—. 2. Heft: Pädagogik als Wissenschaft und Professuren der Pädagogik von Dr. Paul Ziertmann. M. 2.—. 3. Heft: Verhandlungsberichte über die Sitzungen vom 6. Mai 1910 bis zum 30. September 1913. M. 2.80. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Sloane, William Milligan, Die Parteiherrschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Entwicklung und ihr Stand. Leipzig, K. F. Koehler. M. 5.—.

Thoramm, Karl, Durch Kampf zum Sieg. Roman. Dresden, „Die Sonne". M. 4.—.

Ziegler, Theobald, Goethes Welt- und Lebensanschauung. Berlin, Georg Reimer. M. 2.40.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Georg Müller Verlag, München und Berlin

Oskar A. H. Schmitz

Die Weltanschauung der Halbgebildeten

Geheftet Mk. 3.— gebunden Mk. 4.—

In diesem neuerschienenen Werk führt der bekannte Kulturpsychologe eine scharfe Klinge gegen den Monismus und seine verderblichen Folgen, geißelt in treffenden Ausführungen das heutige Kulturmilieu und die Halbbildung unserer Tage und enthüllt in vernichtenden Kritiken die „geistige Verranntheit" all der Ismen-Lehren.

Früher erschienen vom selben Verfasser:

Das Land ohne Musik

Englische Gesellschaftsprobleme

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.50, Luxusausgabe Mk. 16.—

und

Das Land der Wirklichkeit

Französische Gesellschaftsprobleme

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.50, Luxusausgabe Mk. 16.—

In den nächsten Tagen erscheint:

Schule des Reisens

von W. Fred

Geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—, Luxusausgabe Mk. 16.—

Zu rechter Zeit kommt ein Buch, das sicher nützlich ist, selbst wenn man nicht übertreibend sagen will: es füllt die berühmte Lücke aus. Jeder spricht gern mit einem Weitgereisten, einem denkenden und fühlenden Globetrotter; wer sollte also nicht anteilnehmender Leser eines Buches sein wollen, in dessen Kapiteln die Erfahrungen von vielen Reisen gesammelt sind und aus ihnen allerlei gute Lehren gezogen, allerdings nicht die des Schulmeisters und nicht die des Snobs!

Gleichzeitig weist der Verlag auf das in dritter und vierter Auflage erscheinende, erfolgreiche Werk Freds hin:

Lebensformen

Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.50, Luxusausgabe Mk. 16.—

Digitized by Google

Dresden ▭ Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe **mit Garten** und Terrasse; gegenüber dem Kgl. Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw.
Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Auto-Garage, abgeschlossene Abteile. **R. Ronnefeld,** Direktor.

Unentbehrliches Nachschlagewerk
für jeden, der sich mit technischen Fragen zu beschäftigen hat

Luegers Lexikon
der gesamten Technik
und ihrer Hilfswissenschaften

2., neu bearbeitete und vermehrte **Auflage**

9 Bände (einschließlich des Ergänzungsbandes)
Jeder Band in Halbfranz gebunden M 30.–

Nach langen, sorgfältigen Vorarbeiten ist soeben

ein Ergänzungsband

gebunden in Halbfranz zum Preise von M 30.–

erschienen, womit dieses monumentale technische Nachschlagewerk wieder ganz auf der Höhe der Zeit steht und allen Anforderungen des Fachmannes und des Laien nach jeder Hinsicht gerecht wird.

Luegers Lexikon enthält in 8 Bänden ca.	Der Ergänzungsband enthält über
25000 Stichwörter mit über	**1700 Stichwörter** mit nahezu
14000 Artikeln und zirka	**1300 Artikeln** und über
15000 Illustrationen und Konstruktionszeichnungen.	**1600 Illustrationen** und Konstruktionszeichnungen.

„Dieses großartig angelegte Werk ist einzig in seiner Art, dem kein anderes ähnliches deutsches oder ausländisches Werk zur Seite gestellt werden kann. Die angesehensten Fachmänner der verschiedensten technischen Gebiete haben sich vereinigt, um nach einheitlichen Gesichtspunkten alle Sondergebiete der Technik zu erschließen und ein Gesamtbild des heutigen Standes der Technik zu geben." (Deutsche Techniker-Zeitung, Berlin.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Firma **G. Rüdenberg jr.** in **Hannover** beigegeben, der hiermit gefl. Beachtung empfohlen wird.

Digitized by Google

Neununddreißigster Jahrgang **September 1914** Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

HARVARD COLLEGE LIBRARY CAMBRIDGE, MASS.

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Prof. Dr. **Theodor Schiemann**: Wir und sie 257
Generalleutnant **v. Görtz**: Deutschlands Erhebung 260
Prof. Dr. **Kuno Francke**: Die deutschen Klassiker und das amerikanische Geistesleben 262
Germain Bapst (Paris): Die Affäre Regnier. V. 266
Prof. Dr. **Arnold Hiller**: Ueber Kriegsseuchen 274
General der Infanterie **v. Goßler**: General Konstantin v. Alvensleben vor Le Mans 278
Graf Cavour auf der Bühne und in der Volksseele Italiens 284
Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischer Ministerpräsident a. D.: Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg (Fortsetzung) 294
Friedrich v. Duhn: Ein Rückblick auf die Gräberforschung 318
Dr. **Johannes Heldwein**: Erinnerungen an Stiftspropst Dr. Ritter v. Türk . 337
W. J. Holland, Sc. D., LL. D. etc.: Ein vor kurzem entdeckter Brief von Alexander v. Humboldt 344
August Kestner, Rom: Aus dem Buche der Kunst und Literatur 352
Oscar Montelius: Germanische Opferschalen aus Gold 362
Prof. Dr. **R. Süring** (Potsdam): Atmosphärische Gefahren für die Luftfahrt . 364
Fürstin **Schahovskoy-Strecneff**: Die Legende der Martha Boretzky (Schluß) . 370
Berichte aus allen Wissenschaften
Strahlentherapie. Dr. med. **Adolf Schnée** (Frankfurt a. M.): Die therapeutischen Wirkungen der Röntgen- und Radiumstrahlen . 375
Literarische Berichte 378
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 380

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig
1914
Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wiesbaden ✱ Hotel Vier Jahreszeiten
Vornehmes Haus I. Ranges
Badehaus mit direkter Zuleitung von der Quelle

Ostseebad Zinnowitz
D-Zug-Station
Prospekt durch die Badeverwaltung.

Grimmialp ob Spiez ✦ Die Idylle des Berner Oberlandes.
(Schweiz), 1260 m ü. M. Beliebte Sommerfrische für Ruheliebende.
Grand Hôtel. Haus von vornehmer Einfachheit. 150 Betten. Warmwasserheizung.
Elektr. Beleuchtung. Pension von Frs. 8.— bis Frs. 15.—.
Kurarzt. Illustr. Prospekt durch **Joh. Ch. Poltera**, Dir.

Carl Georgi in Bonn
Universitäts-Buchdruckerei
Druck und Verlag
gediegener Werke aus allen Gebieten, insbesondere Geschichte, Philosophie, Sprachwissenschaft, populäre Bücher. Auch gute Romane und Schauspiele.

Ein Ritt ins Franzosenland
Bilder aus dem Kleinleben im Felde 1870/71. Von
Adolf Fausel.
2. Aufl. Geh. M 2.50, geb. M 3.50
(Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)
„Der Inhalt ist geeignet, manchen guten Keim in junge Herzen zu legen und diese, dem alten württembergischen Wahlspruch gemäß, furchtlos und treu zu machen."
(Nordd. Allgemeine Zeitung, Berlin.)

Führende Zeitschrift für die gesamten Interessen v. Schiffahrt u. Schiffbau
Bezugspreis vierteljährlich Mark 3,—.
:: Probenummern :: durch d. Geschäftsstelle Berlin-Halensee Hektorstrasse 20

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit
ZEITUNGS-NACHRICHTEN
für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten
Diese liefert über jeden beliebigen Gegenstand in Original-Ausschnitten sachgemäß ausgewählt und schnell das
Zeitungs-Ausschnitt-Bureau C. Freyer,
Prospekte und Tarife gratis. **BERLIN-Südende.**

Digitized by Google

OCT 5 1914

Wir und sie

Von

Prof. Dr. Theodor Schiemann

Nun haben sie den Krieg mit Deutschland, den sie so lange herbeigesehnt haben, der den Knaben in Rußland und Frankreich als die notwendige patriotische Aufgabe dargestellt wurde, an die sie ihr Leben zu setzen hätten. Mit dem Tage, da der Frankfurter Friede unterzeichnet ward, begann die Arbeit, ihn zu zerreißen, und mit dem Tage, da im Spiegelsaal zu Versailles verkündigt wurde, daß das geeinigte Deutschland fortan im Deutschen Kaiser ein Oberhaupt habe, verwandelte sich die Mißgunst, mit der man von jeher gewohnt war, auf den preußischen Nachbar zu blicken, in Haß. Die Deutschen, die auf russischem Boden jene Tage erlebt haben, wissen ein Lied davon zu singen. Schon 1866 war trotz der Freude, die Rußland an den Niederlagen Oesterreichs hatte, jene Mißgunst handgreiflich an den Tag getreten. Von da ab wurde alles, was auf russischem Boden Deutsch redete und dachte, verdächtig. Eine ungeschriebene „Loi des suspectes“ nahm sie unter Aufsicht, und der Eindruck, der von dieser Gesinnung ausging, war so überwältigend, daß die russische Regierung, trotz der verwandtschaftlichen Bande, die damals noch Hohenzollern und Holstein-Gottorper fast zu einer Familie zusammenschlossen, von da ab die Politik verfolgte, aus ihren deutschen Untertanen nationale Russen zu machen. Dieser Politik ist sie treu geblieben bis auf den heutigen Tag, und die Revolution, welche die lettischen und estnischen Bauern 1905 gegen die deutschen Bürger und Gutsbesitzer des Baltikums raubend, mordend und brennend vorgehen ließ, war die Frucht dieser Bestrebungen. Wenn schließlich die Regierung sich veranlaßt sah, nach langem Zögern einzuschreiten und diesem unerhörten Treiben ein Ende zu machen, geschah es nur, weil die Revolution ihr selbst an Hals und Kragen ging und mit den Schranken staatlicher Ordnung auch die Dynastie selbst fortzufegen unternahm. Es ist erstaunlich, daß die Lehre, welche Rußland aus diesen Ereignissen zog, dahin führte, den russischen Nationalismus in all seiner Unduldsamkeit weiter anzuspornen und die panslawistische Doktrin zur offiziellen Staatsdoktrin zu machen. Wie die deutschen Balten wurden auch Finnländer, Litauer, Kleinrussen und Polen Objekte einer Russifizierungspolitik, die zugleich den Charakter einer konfessionellen Propaganda annahm. Denn als wirklich russisch

Copyright 1914 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

galt fortan nur, wer auch zum russisch-griechischen Ritus übertrat. Dabei darf jedoch nicht verkannt werden, daß dieses Treiben Symptome einer viel weitergehenden, über die Grenzen des Reiches hinausgreifenden Tendenz war, die sich in den Anspruch verkörperte, daß alle Slawen der Welt bestimmt seien, Angehörige des russischen Reiches zu werden. Der Anspruch ist offiziell niemals in dieser krassen Form proklamiert worden, aber die praktische Politik Rußlands orientierte sich um so mehr danach, als die Vertreter Rußlands in Staaten mit zum Teil oder ganz slawischer Bevölkerung stets aus Anhängern der extrem panslawistischen Doktrin gewählt wurden.

Von diesen Tagen datiert die bewußte Aufreizung aller Instinkte der Slawen in und außerhalb Rußlands gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Ueber Berlin und Wien ging der Weg, der zur Verwirklichung der Utopien führen sollte, die das politische Ideal der Panslawisten bildeten. Die Balkanhalbinsel ein Slawenstaat unter russischem Protektorat und bald unter russischer Herrschaft, Konstantinopel die dritte Residenz des russischen Zaren und zugleich das Ausfalltor ins Mittelmeer hinein, Oesterreich zertrümmert und Deutschland, dem seine östlichen Provinzen und die Küstenländer des baltischen Meeres entrissen werden sollten, zurückgeführt auf den Standpunkt des Tilsiter Friedens! Zu diesem Programm suchte Rußland die Bundesgenossen und fand sie in Frankreich, das sich offen anschloß, und in England, das heimtückisch und hinterhaltig demselben Ziel nachging, um den Rivalen zu beseitigen, der allein ihm fähig schien, der britischen Uebermacht auf den Weltmeeren Schranken zu setzen. Die Geschichte dieser ad hoc Allianzen bis in ihre Anfänge zu verfolgen, wird hier nicht beabsichtigt. Diese Anfänge sind oft genug, wenn auch nicht in aktenmäßiger Vollständigkeit erzählt worden. Ganz neuerdings hat Sir Thomas Barclay für sich das zweifelhafte Verdienst in Anspruch genommen, die englisch-französische Entente, aus der heute die Allianz geworden ist, vorbereitet zu haben. Er wird sich nicht verhehlen, daß ihn damit ein Teil der Schuld trifft an dem Weltenbrande, dessen Flammen über Deutschland zusammenzuschlagen bestimmt, von dem wir aber hoffen, daß sein Feuer nicht uns, sondern die Rotte Korah verzehren wird. Der französische Revanchegedanke hat ja nie geruht. Er schien zeitweilig zu schlummern, als in den Jahren 1897 bis 1904 der säkuläre Gegensatz zwischen der englischen und der französischen Politik wieder lebendig wurde. Aber die Revancheparole ist allezeit der Hebel gewesen, der dem politischen Ehrgeiz dazu half, sich emporzuarbeiten, bis das Ziel, ein Sitz in der Kammer und von dort aus der Sprung in die regierenden Kreise hinein, erreicht war. Das ist die Geschichte aller der Streber, die seit der Präsidentschaft Grevys Frankreich regiert haben: Journalisten und Advokaten, geriebene Finanzmänner, die sehr wohl wußten, daß es ein gutes Geschäft ist, Frankreich zu regieren. Ist es doch für Frankreich höchst bezeichnend, daß die französischen Ministerien sich meist aus vielfachen Millionären zusammensetzen. Man wird dabei eine merkwürdige Parallele mit Rußland feststellen können, und das ist vielleicht derjenige Punkt, an welchem das russische und das französische Ingenium sich einander am nächsten

Digitized by Google

kommen. Sie differieren in ihren Methoden, aber das Ergebnis ist dasselbe. Es ist aber eine klägliche Wahrheit, daß die französischen Zeitungen Werkzeuge dieser Streber sind, und daß ein gegenseitiges Sichbestechen die einen wie die andern charakterisiert. Das Resultat ist das Miles gloriosus, der meist selbst kein Soldat ist, aber mit den Opfern renommiert, die er auf die Schlachtbank führt in majorem Dei gloriam.

Nicht viel anders steht es in letzter Hinsicht mit den Engländern. Wie sie ihre Kriege im Orient mit Indern führen, so bemannen sie ihre Flotte mit Irländern und Schotten und mit Fremden, die sie durch hohe Löhnung anlocken, und die in den schwimmenden Festungen ihrer Dreadnoughts tatsächlich Gefangene sind, die mit dem Schiff, an welches sie gebunden sind, um ihr Leben kämpfen.

Wie kann da von Begeisterung und Vaterlandsliebe die Rede sein! Iren und Schotten sind in ihrem Herzen Gegner der Engländer, und jenes Schlagwort des „Home rule all round" gibt ganz richtig der Empfindung Ausdruck, daß ihr Ideal eine von England gelöste Sonderexistenz wäre.

Wer ist Englands Freund? Russen und Franzosen gewiß nicht. Ebensowenig Aegypter und Inder, und selbst die großen englischen Kolonien Südafrika, Kanada, Australien und Neuseeland harren der Stunde, da sie selbständige Politik, ihren mit England nicht identischen Interessen folgend, treiben können. Was sie noch an England bindet, ist ihre Sprache. Je stärker sie werden, um so mehr lockert sich das Band.

Aufrichtig gesucht hat die Freundschaft Englands das Deutsche Reich. Nicht nur durch seinen Kaiser, sondern durch weite Kreise seiner Geschäftswelt und seiner Gelehrtenrepublik. Man hatte bei uns nicht die Vorstellung, daß unversöhnliche Interessengegensätze zwischen uns lägen. Wir haben es sehr aufrichtig gemeint, als wir ihnen die Hand treuherzig entgegenstreckten. Noch wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges haben wir ihre Flotte gastlich in Kiel empfangen und ihre Schiffsriesen durch den Nordostseekanal geleitet. Damals aber war der Verrat Englands bereits bis in das Detail hinein fertiggestellt. Ihre Flottenrevue in Spithead war eine gegen Deutschland gerichtete Probemobilisierung der englischen Marine, mit Frankreich und Rußland hatten ihre Generalstäbe bis in das Detail ausgearbeitete Aktionspläne fertiggestellt, mit Rußland über einen heimtückischen Anschlag verhandelt, nach dem, in noch währendem Frieden, englische Handelsschiffe russische Truppen an die Küsten Pommerns fahren sollten. Der große Lügner und Verräter, der hinter dem Rücken des englischen Parlaments, mit nur wenigen Mitwissern im Kabinett, diese Ränke schmiedete, war Sir Edward Grey, an dessen Namen für alle Zeit der Makel haften wird, daß jedes Wort, das aus seinem Munde kam, Heuchelei war und Betrug. So Gott will, aber wird das alles sich gegen ihn und gegen das englische Volk wenden, das sich durch seine Zustimmung die ruchlose Politik Greys zu eigen gemacht hat. Das Schlimmste aber steht noch bevor. Es besteht bereits kein Zweifel mehr, daß Japan sich auf Englands Ruf den Feinden Deutschlands

Digitized by Google

anschließen wird, und wenn diese Zeilen dem Leser zu Gesicht kommen, wird es eine vollendete Tatsache sein. Daß dieses englisch-japanische Bündnis sich schließlich im Effekt gegen England und seinen asiatischen Besitz wenden wird, muß jedem einleuchten, der aus der Vergangenheit in die Zukunft zu blicken vermag. Erst jetzt wird die „gelbe Gefahr" Wirklichkeit, und zwar nicht nur für Englisch-Indien und Australien-Neuseeland, sondern ebensogut für Amerika, wenn es den Entschluß nicht findet, seine Flotte den Japanern entgegenzuwerfen und ihnen ein donnerndes „Hands off!" zuzurufen, wenn sie daran gehen, sich zu Herren der Südsee zu machen und sie — was die Folge wäre — dem freien Welthandel zu Japans Gunsten zu verschließen. Die Verbindung der Haifischpolitik Englands mit der Wolfspolitik Japans und mit der französisch-russischen Kombination stellt wohl die unsittlichste Gemeinschaft dar, die sich je zu einem Beutezuge verbunden hat.

Deutschland und sein österreichisch-ungarischer Bundesgenosse stehen dieser Allianz bisher allein gegenüber. Aber Gott ist mit ihnen, und zu ihnen stehen ihre Völker mit einer einmütigen, auf alles gefaßten Opferwilligkeit, die ihresgleichen bisher in der Geschichte der Menschheit nicht gehabt hat. Wer die großen Tage, da das deutsche Volk sich auf den Ruf seines Kaisers erhob, miterlebt hat, wird sie nimmermehr vergessen. So sehr schwand vor dem Entschluß, alles für das Vaterland einzusetzen, jeder Gegensatz, der in den langen Friedensjahren im Ringen der Parteien erwachsen war. Die stolze Zuversicht, daß es galt, unter allen Umständen, mit Einsetzung aller Kraft die Feinde niederzuwerfen, ließ alles zurücktreten, was uns getrennt hatte. Und wenn die Welt voll Teufel wär', und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es muß uns doch gelingen! Es ist, als hätte Luther sein stolzes Lied von der festen Burg für uns und für heute gedichtet.

Deutschlands Erhebung

Von

Generalleutnant v. Görtz

Wer deutsch empfindet, wird im Monat August helle Freude gehabt haben. Es war wahrlich reichlicher Grund vorhanden. Der Deutsche Reichstag von rechts bis links einig und die Bevölkerung begeistert! Alle Zweifel über die Haltung der breiten Volksmassen sind verstummt. Ein hochpatriotischer Zug geht durch das ganze Deutsche Reich, eine Zentenarfeier, die aber die Erhebung und Bewegung in den Befreiungskriegen vielleicht noch übertrifft. Kinder verkaufen ihre Spielsachen und opfern den Erlös, Dienstboten verzichten auf Lohn zugunsten der Angehörigen der Ausgerückten, Frauen opfern ihren Schmuck, Einzelne, Gesellschaften, Firmen liefern Waren unentgeltlich oder bares Geld,

Digitized by Google

die Kriegsfreiwilligen melden sich in Scharen und lassen sich, wenn sie als weniger tauglich zurückgestellt werden, nicht abweisen, springen in den verladenen Zug. Einzige Söhne und acht, zehn, elf Brüder aus derselben Familie ziehen mit. Wer das erste Drittel des August in Berlin verlebt hat, wird die Eindrücke nie vergessen. Der Soldat — Offizier und Gemeine — wurde vom Zivilpublikum mit ausgesuchter Freundlichkeit und Höflichkeit behandelt. Die Verkehrsanstalten standen auch dem Einzelnen unentgeltlich zur Verfügung. Der hiesige Brennpunkt war natürlich die Umgebung des Schlosses. Tausende und Tausende standen dort stundenlang in der Hoffnung, dem Kaiser huldigen zu können, und nach den beiden Ansprachen Seiner Majestät vom Balkon brach ein Jubel los, der unbeschreiblich war. Die eintreffenden Ergänzungsmannschaften waren von musterhafter Haltung. Der ehemalige Offizier, der Uniform und vielleicht das Eiserne Kreuz trug, wurde von den ihm begegnenden Transporten durch Hutabnehmen und Hurraruf begrüßt. Die aktive Mannschaft erwies ihre Ehrenbezeigung vielleicht noch korrekter als im tiefen Frieden. In den Geschäftszimmern der höchsten Kommandobehörden (Großer Generalstab, Generalkommandos) herrschte eine Ruhe und Sicherheit, die bewundernswert war. Ausgesuchte Höflichkeit überall. Keine Spur von der sehr beschäftigten Männern sonst leicht eignen nervösen Hast.

Und woher dieser Ausdruck von Entschlossenheit und festen Willen bei allen? Weil ein jeder das Gefühl hat, daß es diesmal „ums Ganze" geht. Der Kampf von Kultur gegen Unkultur, von Germanentum gegen Slawentum, von Monarchie gegen Republik, um den „Platz an der Sonne" und wie die Kriegsursachen unseren Gegnern gegenüber im einzelnen Falle heißen mögen — wird als heiliger Krieg empfunden, der uns aufgezwungen ist. Nicht ein jeder hätte die Langmut besessen, durch Jahrzehnte die Herausforderungen der Mißgünstigen zu ertragen. Dieses Gefühl verleiht ganz natürlich das Bewußtsein an der Gerechtigkeit der eignen Sache und der Begeisterung für die Verteidigung. Die gegnerische Seite reizte durch Ueberhebung, Chauvinismus, Falschheit und Wortbruch, Mord und Gemeinheit aller Art. Den Beschluß machte der Versuch zur Ueberrennung Deutschlands im Turenneschen Stile. Der freilich ist gründlich mißglückt! Wer sich in den letzten Jahren ein wenig mit der französischen Presse beschäftigt hat, mußte den Eindruck haben, daß Rußland und Frankreich bereit seien. Mit verblüffender Zuversicht rechnete die französische Chauvinistenpresse darauf, daß das Einrücken des französischen Heers in die Reichslanden mit Sehnsucht erwartet werde. Nun, diejenigen unsrer Offiziere aus dortigen Regimentern, welche die Gesinnung der Bevölkerung als eine durchaus gute bezeichneten, haben glänzend recht behalten. Der Erlaß des kommandierenden Generals des XV. Armeekorps erkennt die ausgezeichnete Haltung an. Was aber ist aus der „dem Zeitalter der aviatischen Triumphe, der Radfahrervirtuosität und der Automobilrekords entsprechenden Offensive" geworden, von der General Langlois sprach?

Digitized by Google

Die deutschen Klassiker und das amerikanische Geistesleben

Von

Prof. Dr. Kuno Francke,

Kurator des Germanischen Museums der Harvard-Universität, Cambridge, Mass.

Es gab eine Zeit, wo die Schöpfungen der klassischen deutschen Literatur von den Führern des geistigen Amerika als Offenbarungen höheren Lebens, als Verkündiger einer neuen, beglückenden und veredelnden Weltanschauung begrüßt und gefeiert wurden.

Das war um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit der Emerson, Margaret Fuller, Longfellow, Hedge und Bayard Taylor. Damals gab es nicht, wie heutzutage, Millionen amerikanischer Staatsbürger deutscher Abstammung, deren überwiegende Mehrzahl ganz andern Zielen nachstrebt als den Idealen Goethes und Schillers. Damals war in Deutschland selbst das Zeitalter der Realpolitik und der Massenarbeit noch nicht angebrochen. Deutschland erschien damals der geistigen Elite Amerikas als ein Land feinster Persönlichkeitskultur und edelster Gedankenfreiheit. Wilhelm Meister und Faust, Jean Pauls Titan und Flegeljahre, Fichtes Bestimmung des Menschen, Schleiermachers Reden über die Religion wurden damals mit Ehrfurcht und Inbrunst in kleinen, aber einflußreichen und hochgebildeten Kreisen Bostons, Neuyorks und Philadelphias gelesen und wieder gelesen. Und die wenigen Deutschen, die damals Amerika aufsuchten, meist als politische Flüchtlinge und Märtyrer des Liberalismus, erschienen als lebendige Zeugen der Menschheitsideale, auf denen das politische Glaubenssystem der Vereinigten Staaten beruht, und fanden daher überall achtungsvolles und herzliches Entgegenkommen.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Dinge heutzutage wesentlich anders liegen.

Freilich, das Rietschelsche Doppelstandbild unsrer beiden größten Dichter steht heute nicht nur vor dem Weimarer Theater, sondern blickt auch, in trefflicher Nachbildung, auf Tausende von Amerikanern am Goldenen Tor bei San Franzisko, im Stadtpark von Cleveland und in den Anlagen der Universität von Syracuse herab; und eins der bedeutsamsten Monumente, die je dem dichterischen Genius gesetzt wurden, das Hahnsche Goethedenkmal, ist vor einigen Wochen im Lincoln-Park zu Chicago feierlich enthüllt worden. Aber sind diese Denkmäler in Wahrheit Ausdruck eines weiten und tiefgehenden Einflusses unsrer Klassiker auf das amerikanische Volk? Sind sie wirklich Siegeszeichen deutscher Kultur in der Neuen Welt? Sind sie nicht in erster Linie Mahnrufe? Sind sie nicht Mahnrufe an die Deutschen der Vereinigten Staaten, dessen eingedenk zu bleiben, was die eigentliche Größe Deutschlands ausmacht, treu zu bleiben der deutschen Gewissenhaftigkeit, Zucht, Innerlichkeit und Tiefgründigkeit? Sind

Digitized by Google

sie nicht Mahnrufe an die Amerikaner, sich aufs neue dessen bewußt zu werden, was für kostbare Schätze auch für sie das deutsche Geistesleben in sich birgt?

Denn leider, von einer Sehnsucht des Amerikaners nach deutscher Lebensanschauung — von der man gelegentlich gesprochen hat — oder gar von einer Durchtränkung amerikanischer Kultur mit deutschen Idealen ist in dem heutigen Leben der Vereinigten Staaten herzlich wenig zu verspüren. Keiner der führenden amerikanischen Schriftsteller, Maler oder Bildhauer der jüngeren Generation steht unter deutschem Einfluß; kein deutscher Schriftsteller, Maler oder Bildhauer könnte genannt werden, der in dem Amerika der letzten fünfzig Jahre ähnlich Epoche gemacht hätte wie etwa Zola oder Corot oder Rodin. Viele der besten Namen unsrer Literatur des neunzehnten Jahrhunderts — ein Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Keller, Raabe, Fontane — sind dem amerikanischen Publikum so gut wie unbekannt. Selbst Nietzsche ist nicht viel mehr als ein oft genannter Name; hypnotisierend oder Schule machend hat er nicht gewirkt. Nur deutsche Musik und deutsche Wissenschaft behaupten noch ihre herrschende Stellung, aber auch sie nicht mehr so unangefochten und unumschränkt wie noch vor fünfundzwanzig Jahren.

Wie erklärt sich dieser für uns Deutsche keineswegs erfreuliche Umschwung?

Abgesehen von der rapiden Eigenentwicklung nationalen Lebens, die den Amerikaner heutzutage überhaupt viel weniger geneigt macht, sich fremder Anschauung unterzuordnen, liegt die Hauptursache dieser Entfremdung von deutschem Wesen doch wohl vor allem in den Nachwirkungen des materialistischen Umschwunges, der sich in Deutschland selbst nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts vollzog. Von Deutschland erwartet der Amerikaner idealistischen Schwung, innere Beseelung. Wo er dies beim Deutschen entweder überhaupt nicht oder, wie in so vielem der modernen deutschen Literatur, nicht in seiner Reinheit findet, bleibt er kalt, ist er geneigt, technische Mängel aufzudecken und verwirft er leicht das Ganze als unwahr oder brutal. Diese beiden Worte enthalten in der Tat die beiden Haupteinwände, die von der amerikanischen Kritik gegen zeitgenössische deutsche Literatur und Kunst erhoben werden. Und so ungerecht auch ein solches Urteil ist, wenn es den Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt, sind nicht solche Tatsachen, wie der erstaunliche Erfolg von Jörn Uhl und Hilligenlei, die Knalleffekte Wedekinds, der Massenabsatz der Simplizissimusliteratur, das tragische Erlahmen des Hauptmannschen Genius, dazu angetan, uns empfinden zu lassen, daß Unwahrheit und Brutalität in Wirklichkeit die beiden Grundübel und Hauptgefahren der heutigen deutschen Literatur ausmachen?

Das Fortleben der klassischen deutschen Literatur in Amerika ist also weniger eine Tatsache als eine Aufgabe, eine Aufgabe, die vor allem den Erziehungsanstalten der Vereinigten Staaten zufällt. Und da ist es denn nun freudig anzuerkennen, daß auf dem Gebiet der Erziehung wenigstens die Aussichten der deutschen Literatur in Amerika keineswegs schlecht stehen.

Es gibt keine Universität und kein College im ganzen Lande, auf denen

Digitized by Google

das Studium deutscher Literatur nicht mit Ernst und Eifer betrieben würde. Allerdings, die Zahl wahrhaft bedeutender Lehrer und Literaturforscher ist gering; aber dem Mangel an Originalität und geistiger Tiefe steht bei diesen amerikanischen Vertretern deutscher Literaturgeschichte eine Liebe zur Sache und eine pädagogische Geschäftigkeit gegenüber, die für uns Deutsche wirklich etwas Rührendes an sich hat. Diesen amerikanischen Lehrern ist es zu verdanken, daß innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre sich eine wahre Hochflut von Schulausgaben unsrer Klassiker über das Land ergossen hat — Schulausgaben, die nicht selten in ihren Anmerkungen und Einleitungen wertvolle Beiträge zum Verständnis unsrer Meisterwerke enthalten, und die alljährlich vielen Tausenden von jungen Leuten das Beste unsrer Literatur vermitteln. Wie zu erwarten, begann diese ganze Tätigkeit mit den Großen des achtzehnten Jahrhunderts. Aber nach und nach hat sie sich auch auf das neunzehnte Jahrhundert erstreckt, so daß heutzutage auch solche Werke wie Kleists „Prinz von Homburg", Grillparzers „Medea", Hebbels „Maria Magdalene", Ludwigs „Erbförster", Freytags „Soll und Haben", Scheffels „Ekkehard", Storms „Schimmelreiter", Fontanes „Grete Minde", Roseggers „Waldschulmeister", Wilbrandts „Meister von Palmyra", Fuldas „Talisman", Hauptmanns „Versunkene Glocke" und viele, viele andre der studierenden Jugend zugänglich gemacht sind und weiteste Verbreitung gefunden haben. Vielleicht eine noch weitergehende Wirkung wird ein Unternehmen ausüben, welches eben jetzt sich seinem Abschluß nähert: die zwanzig Bände der German Classics of the XIX and XX Centuries, ein Versuch, das Bedeutsamste der deutschen Literatur von Goethe bis zur neuesten Gegenwart in englischer Uebersetzung, historisch gegliedert und von biographischen Einleitungen begleitet, dem amerikanischen Publikum vor Augen zu führen. Auch dies Unternehmen steht unter akademischer Leitung und zählt Vertreter fast aller Universitäten des Landes zu seinen Mitarbeitern.

Alle diese Bestrebungen haben nun in den letzten Jahren einen neuen Schwung erhalten durch den Professorenaustausch und die damit in Verbindung stehende Tätigkeit der „Germanistischen Gesellschaft von Amerika". Und da hat es sich von neuem gezeigt, daß Deutschlands werbende Kraft fürs Ausland vor allem in dem Idealismus unsrer Klassiker wurzelt.

Denn wer von all diesen Abgesandten aus der Heimat, seien sie nun Austauschprofessoren oder Missionare der Germanistischen Gesellschaft, hat die amerikanische Jugend und das amerikanische Volk am stärksten gepackt und am tiefsten gerüttelt? Das sind die Männer, die, wie Cleman, von der hohen Kunst Deutschlands erzählten; die uns Beethovens Lebenswerk vorführten, wie Friedländer; die, wie Fulda, den idealistischen Zug in der Literatur der Gegenwart vertraten; die die Versöhnung des Menschen mit sich selbst, die innere Weihe der Persönlichkeit predigten, wie Eucken; die den unvergänglichen Wert des Menschheitsideals des goldenen Zeitalters von Weimar und Jena auch für unsre Zeit verkündeten, wie Kühnemann, Petersen, von der Leyen. Von den andern bedeutenden Vertretern deutscher Wissenschaft, die übers Meer kamen, hat man

Digitized by Google

gelernt; diesen Männern hat man zugejubelt, in ihnen fühlte man die Seele Deutschlands.

Wenn diese Männer nun selber unter sich entscheiden sollten, wer von ihnen in dieser Arbeit für die vaterländische Sache den höchsten Preis errungen, ich glaube, sie würden selber zwei aus ihrer Mitte krönen: Eucken und Kühnemann.

Eucken, an der Schwelle des Greisenalters noch der gleiche Jüngling wie vor dreißig oder vierzig Jahren, erschien uns allen hier wie die Verkörperung des Geistes, der Deutschland groß gemacht. Welch ein Genuß, diesen Mann mit den unendlich gütigen Zügen, dem leuchtenden Auge und der hohen Stirn, die das weiße Haupthaar wie ein Lichtschein umflatterte, auf dem Katheder zu sehen: wie er sich in die Probleme des Daseins versenkte, sich gewissermaßen loslösend von seiner Zuhörerschaft, hinabsteigend in sein eignes Innere, den Konflikt zwischen Stoff und Form, Welt und Geist immer aufs neue an sich selbst erlebend und aus dem Tiefsten seiner Seele den Glauben an die siegreiche Kraft des sittlichen Entschlusses zutage fördernd.

Und neben ihm Kühnemann, die Verkörperung der deutschen Sehnsucht; eine Tassonatur, liebenswert selbst in ihren Schwächen; eine reine Seele, empfänglich für alles Hohe und Große; ein Traumdeuter und ein Herzenskünder; ein Nachklang des Herrlichen aller Vergangenheit und ein Vorklang der Schönheit, die die Zukunft im Schoße trägt. Keiner hat es so verstanden wie er, die Brücke zu schlagen zwischen amerikanischen und deutschen Idealen; keiner hat solche Freundschaften in Amerika geschlossen; keiner hat seine Zuhörerschaften mit so unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortgerissen.

Vor kurzem hat er ja in seinem prächtigen Buche „Vom Weltreich des deutschen Geistes" sich aufs neue in seiner schönen Eigenart offenbart. Fast die ganze Gedankenwelt wird in diesem Buch umspannt, die daran mitgearbeitet hat, die deutsche Kultur zu befruchten und auszugestalten. Sokrates als der Vater des Idealismus; Plato als Vorläufer von Kant und Fichte; die antiken Elemente in Friedrichs des Großen Gedankenwelt; die Umbildung des Rousseauschen Menschheitsideals in die Sittlichkeitswerte unsrer Klassiker; dann diese Klassiker selbst: Herders Deutschtum und Weltbürgertum, Kants Begründung der Erscheinungswelt auf das menschliche Bewußtsein, Schillers Kulturbotschaft, Goethes Wirklichkeitserfassung, Fichte als nationaler Erzieher; die nationalen Leistungen des deutschen Dramas; Tolstoi als Menschenschöpfer und Menschheitserwecker; Gerhart Hauptmanns wechselvolles Ringen nach echter Dichtung — alles dies und vieles andre leuchtet in dem köstlichen Buche auf, vielfach nur wie in schnell aufflackernden, züngelnden Flammen, aber auch dann die tiefe innere Glut und das stille, reine Feuer offenbarend, aus dem diese Geistesfunken hervorbrechen. Und daran reihen sich frische, lebenswahre Schilderungen von Kühnemanns eignen Missionsfahrten für den deutschen Geist, vor allem aus seinen amerikanischen Wanderungen und Erlebnissen; und auch hier erkennen wir dieselbe unerschöpfliche Empfänglichkeit, denselben ungetrübten Sinn für alles Wirkliche, dieselbe freudige Anerkennung aller Mitstrebenden und Mitarbeitenden und den-

Digitized by Google

selben hohen Glauben an Deutschlands Zukunft. Es ist ein Buch, welches in den Händen aller derer sein sollte, die für echtes Deutschtum kämpfen, einerlei, ob in der Heimat oder im Ausland, und die es nach einem Begeisterungstrunk gelüstet zur Stärkung gegen öde Wortklauberei und gelehrten Formelkram.

Wir aber, die wir berufen sind, in der Ferne für die Gedankenwelt unsrer Klassiker und ihrer Geistesverwandten zu arbeiten, können uns nichts Besseres wünschen, als daß die kommenden Jahre uns Mitstreiter und Führer wie Eucken, Kühnemann und die andern Gäste des letzten Jahrzehnts übers Meer schicken mögen. Dann wird die Arbeit der hier Angesiedelten nicht erlahmen; und eine Zeit wird kommen, wo wieder, wie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, deutscher Idealismus das führende Wort in Amerika haben wird.

Die Affäre Regnier

Von

Germain Bapst (Paris)

V

Fortsetzung und Ende der Machenschaften Regniers

Wir haben Herrn Regnier in dem Augenblick verlassen, wo er, von Herrn v. Bismarck aus dem deutschen Hauptquartier in Ferrières fortgeschickt, sich nach Belgien begab. Nachdem er die Grenze überschritten hatte, hielt er sich in Libramont auf und sandte dort folgendes Telegramm ab:

„An Herrn Regnier,

Marine-Hotel
Hastings.

Ich werde Montag um 8 Uhr abends ankommen und am darauffolgenden Abend mit Vollmachten abreisen. Die zu Rate zu Ziehenden benachrichtigen. Keine Minute verlieren. Letzter Augenblick. Telegraphieren Sie an meine Tochter, daß sie Geld bringt. Wenn Sie können, kommen Sie zu mir nach Ashford.

Regnier."

Warum telegraphierte er an sich selbst, und was bedeuteten diese Weisungen?

Die Erklärung dafür ist die, daß er überzeugt war, General Bourbaki habe seine Instruktionen befolgt und gebe sich überall und für alle als Regnier aus.

So war denn seine Enttäuschung groß, als er bei seinem Eintreffen im Marine-Hotel zu Hastings sein Telegramm vorfand, das General Bourbaki nicht abgeholt hatte. Trotzdem ließ er sich nicht aus der Fassung bringen und begab sich am andern Tag, den 4. Oktober, nach Chislehurst.

Die Kaiserin hatte bei seiner Ankunft gerade eine Unterredung mit den Herren Henri und Léon Chevreau. „Schicken Sie ihn fort," sagte sie, als

Digitized by Google

man ihr seine Anwesenheit meldete. Aber nach einigem Nachdenken bat sie Herrn Léon Chevreau, zu ihm zu gehen und ihn auszufragen: „Versuchen Sie zu erfahren, aus welchem Grunde er den General Bourbaki veranlaßt hat, aus Metz herauszugehen. Versuchen Sie seine Ideen zu ergründen und sagen Sie ihm hauptsächlich, wie unzufrieden ich darüber bin, daß er in meinem Namen zu handeln vorgibt, ohne eine Vollmacht zu haben."

„Ich fand," so hat Herr Léon Chevreau berichtet, „in dem kleinen Salon des Erdgeschosses einen Mann von fünfundvierzig Jahren mit weißen Haaren, der einen grauen Anzug und Handschuhe trug und einen anständigen Eindruck machte."

„Ich möchte wissen, ob Herr Regnier hier ist?" begann der Besucher.

„Was soll das heißen," unterbrach ihn Herr Léon Chevreau, „sind Sie denn nicht selbst Herr Regnier?"

„Ich bin Regnier II. Aber Regnier I ist der General Bourbaki ... Er ist also nicht hier?"

„Ich verstehe Sie nicht ... General Bourbaki kann sich Ihre Rolle nicht erklären. Sie haben ihn mißbraucht, und er ist sehr erzürnt. Sie haben ihm gesagt, daß die Kaiserin ihn rufen lasse, und er hat bei seiner Ankunft hier erfahren, daß an all dem, was Sie ihm gesagt hatten, kein wahres Wort gewesen ist."

„Das ist unglaublich. Er hat also nichts verstanden. Ich hatte ihm doch alles klar auseinandergesetzt. Ich hatte ihm meine Papiere gegeben. Er sollte unter meinem Namen reisen und bei allen den Glauben erwecken, daß er ich selbst sei. Ich nahm an, daß er begriffen habe; ich komme an in der Ueberzeugung, daß er alles vorbereitet habe, und ich sehe, daß er nichts getan hat."

„Aber wie konnten Sie sich des Namens der Kaiserin bedienen? Ihre Majestät ist empört!"

„Ich sehe, daß ich einem ernsthaften Manne gegenüberstehe," und damit begann er sich ausführlich über seine Pläne zu verbreiten, wobei er sich von Zeit zu Zeit selbst unterbrach, um zu wiederholen: „Ist es nur möglich, daß Bourbaki nichts verstanden hat?"

Um 12½ Uhr verabschiedete ihn Herr Léon Chevreau und bestellte ihn wieder auf 2 Uhr; da er aber wissen wollte, was Regnier tun würde, ließ er ihn von zwei Beamten der Palastpolizei beobachten, die der Kaiserin nach England nachgefolgt waren.

Um 2 Uhr kamen die Agenten zurück und meldeten, Herr Regnier habe in einem Hotel gegessen, Briefe geschrieben und sie dann selbst zur Post gegeben und komme eben wieder.

Beim Dejeuner hatte Herr Léon Chevreau erzählt, was er von den Faseleien des Herrn Regnier behalten hatte, und die Kaiserin, die ihm zuhörte, unterbrach ihn mehrere Male mit den Worten: „Wie hat er etwas so Abscheuliches tun können?" Nach Ansicht Chevreaus war Herr Regnier ein preußischer Agent. Die in seiner Brieftasche vorgefundene Karte von Frankreich, auf welcher der

Digitized by Google

von Herrn v. Bismarck geforderte Teil des Gebietes bezeichnet war, schien ihm ein Beweis zu sein.

Herr Regnier hatte beim Essen einen Artikel der „Pall Mall Gazette" vom 3. Oktober gelesen, in dem das Entweichen des Generals Bourbaki aus Metz berichtet wurde. Er dachte, dieser Artikel, in dem er nicht geschont war, müsse von irgend jemand aus der Umgebung der Kaiserin inspiriert worden sein. „Wie," sagte er, „ich habe seit vierzehn Tagen, ohne zu rechnen, meine Zeit, mein Geld, mein Leben für die Kaiserin hingegeben, und ich bin in den Augen ihrer Berater ein Individuum, das man opfern muß, um ihre eigne Eitelkeit zu schützen, weil sie einen Namen und sonst nichts haben."

Nachdem er auf der Post gewesen war, begab er sich zu einem Apotheker und übergab ihm ein versiegeltes Paket mit seinen Papieren, weil er, wie er sagte, fürchtete, bei der Kaiserin ausgeplündert zu werden.

Als er in Chislehurst erschien, wurde er wieder in das kleine Gemach im Erdgeschoß geführt, und Herr Léon Chevreau empfing ihn dort. Sein Blick war verstört, und er konnte sich nicht ruhig auf seinem Platze halten: „Niemals bin ich so große Gefahr gelaufen ... Die Kaiserin will mich umbringen lassen ..." sagte er mit stockender Stimme; „ich habe mein Leben oft aufs Spiel gesetzt, aber niemals so sehr wie dadurch, daß ich hierherkam ..."

Herr Léon Chevreau sprach ihm nachdrücklich zu, und fast augenblicklich wurde er wieder ebenso zuversichtlich, wie er eben vom Schrecken beherrscht gewesen war.

„Wenn meine Pläne scheitern," wiederholte er, „wenn der Friede nicht geschlossen, wenn das Kaiserreich nicht wiederhergestellt wird, so ist das die Schuld des Generals Bourbaki. Er hat einer Menge von Leuten ein Geheimnis verraten."

Sodann verlangte er seine Papiere zurück. Herr Léon Chevreau versprach, sie ihm zurückerstatten zu lassen, und Herr Noel Desvergers brachte sie ihm in der Tat am übernächsten Tage zurück.

Er verabschiedete sich mit dem Bemerken, daß er zu Herrn Rouher ginge. Tatsächlich läutete er an seiner Türe, wurde aber nicht empfangen. Er blieb noch drei Tage in London und kam am 8. Oktober nach Chislehurst zurück.

Er hatte im „Daily Telegraph" gelesen, daß die Kaiserin nach Wilhelmshöhe abgereist sei, und wollte seinen Paß, den er dem General Bourbaki übergeben hatte, wieder haben, um sich ebenfalls zum Kaiser zu begeben und zu versuchen, auf ihn einzuwirken.

Als Herr Regnier das Gittertor des Parkes von Chislehurst durchschritten hatte, kam ihm in der Avenue von der entgegengesetzten Seite Herr de Persigny entgegen, hielt ihn an und sprach lange mit ihm.

Man hat oft behauptet, Regnier sei ein Agent des Herrn de Persigny gewesen, der von diesem entdeckt und inspiriert worden sei. Unsrer Ansicht nach ist das nicht richtig. Wir glauben, daß sie sich vor ihrer Begegnung am 8. Oktober in der Avenue von Chislehurst noch nicht gesehen hatten. Herr

Digitized by Google

de Persigny und Herr Regnier waren beide exaltierte Naturen und mußten sich verstehen. Sie trafen sich in der Folge mehrere Male wieder. Herr de Persigny setzte große Hoffnungen auf Regnier, und dieser fand, daß Herr de Persigny das einzige tatkräftige und junge Element in der Umgebung der Kaiserin war, auf dessen Anschauungen man etwas geben konnte.

Herr de Persigny, der zwanzig Jahre vorher bevollmächtigter Gesandter in Berlin gewesen war, suchte alte Beziehungen wieder anzuknüpfen, um Herrn v. Bismarck Vorschläge machen zu lassen, die identisch waren mit denen des Herrn Regnier; aber Napoleon III., der davon Kenntnis erhielt, bat ihn schriftlich, damit aufzuhören.

Während Herr Regnier mit Herrn de Persigny sprach, wurde ihm gemeldet, daß Ihre Majestät ihn erwarte, und er wurde in einen Salon geführt, in dem sich mehrere Personen befanden. Regnier verlor beim Anblick dieses Auditoriums seine Sicherheit, stotterte einige Worte, sagte, daß er sich unwohl fühle, und bat, sich setzen zu dürfen. Die Kaiserin ließ ihm ein Glas Zuckerwasser reichen, und er, der für gewöhnlich so weitschweifig, so emphatisch war, blieb verwirrt und sprach nur einige zusammenhangslose Worte. Hierauf erhob sich die Kaiserin und erklärte ihm, daß sie in keiner Hinsicht ihm seine Pläne erleichtern wolle: „Es wäre ein Verbrechen," sagte sie, „in diesem Augenblick die Lage Frankreichs zu komplizieren. Was übrigens Sie selbst betrifft, so habe ich gar kein Vertrauen zu Ihnen. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Ich habe allen Anlaß, Sie für einen Agenten Preußens zu halten und nicht für einen seiner Dynastie ergebenen Franzosen, und ich will in keiner Weise mit Ihnen verhandeln."

Diese mit fester Stimme und mit ausdrucksvoller Gebärde gesprochene Erklärung brachte Herrn Regnier zu der Erkenntnis, daß er in Chislehurst nichts zu tun habe. Er verabschiedete sich und kam nicht wieder.

Während eines Aufenthaltes in London und in Brüssel beschäftigte er sich mit der Veröffentlichung einer Broschüre: „Quel est votre nom?", in der er seine Abenteuer erzählte. Er schildert darin die Vorgänge in ihrem ganzen Zusammenhang, so wie sie sich zugetragen hatten. Doch frönt er darin mit Behagen seiner Eitelkeit und sucht sich eine wichtige Rolle beizulegen. Im großen und ganzen sagt er die Wahrheit, und wenn man Gelegenheit hat, seine Behauptungen zu prüfen, kann man deren Richtigkeit feststellen.

Während er seinen Text ausarbeitete und seine Korrekturabzüge durchsah, wurde er wieder aufgeregt. Eines Tages begab er sich nach Walmer Castle, und es gelang ihm, bis zu Lord Granville vorzudringen, der ihn höflich hinauskomplimentierte.

Ende Oktober war Herr Regnier noch in London, aber sobald die Kapitulation von Metz unterzeichnet war, ging er nach Brüssel und suchte am 1. November Herrn Tachard auf.

„Als einfacher Landedelmann habe ich nach Sedan den Plan gefaßt, Frankreich durch die Armee Bazaines zu retten ..." so erklärte er ihm. Er erzählte

Digitized by Google

ihm auch, daß ihn die Kaiserin für einen preußischen Agenten gehalten habe ... „Ich mußte zu Bismarck zurückkehren, bei dem allein ich nahe daran war, Erfolg zu haben, trotz Moltke und Prinz Friedrich Karl, die auf die baldige Kapitulation von Metz wegen der Hungersnot rechneten. Die schlechte Abfassung der Depesche Bismarcks an Bazaine ist allein schuld an dem Mißlingen."

„Trotz aller seiner Mißerfolge," telegraphierte Herr Tachard, „hat Regnier noch einen Plan, zu dessen Ausführung er heute nach Wilhelmshöhe reist, wohin er mehrere Persönlichkeiten zusammenberufen hat. In fünf Tagen wird er zu mir zurückkehren und mir seinen Plan darlegen, wenn er damit keinen Erfolg gehabt hat, was wahrscheinlich ist.

„Soweit es möglich ist, einen Mann nach einem Gespräch von einigen Minuten zu beurteilen, ist Regnier ein dilettierender Vitrolles, ein bürgerlicher Machiavell. Ich habe in ihm eher einen politischen Philosophen als einen bezahlten Intriganten gefunden. Er hat Angst vor der Demagogie und sieht Frankreich vollständig verloren, seine Lage täglich schlimmer werden.

„Er gibt zu, daß die Regierung vom 4. September das Elsaß nicht abtreten kann. Er hält diese Abtretung für unumgänglich notwendig und möchte die unter einer militärischen Diktatur ernannte und abstimmende nationale Vertretung eingreifen lassen. Regnier wird in seiner Broschüre die Wahrheit über Bazaine sagen. Er stellt Bourbaki das Zeugnis diplomatischer Unfähigkeit aus. In dieser Hinsicht mit Boyer einer Meinung, sagt er, daß Canrobert jede Einmischung abgelehnt habe, da er keine Politik treiben wollte."

Acht Tage später telegraphierte Herr Tachard noch: „Der Intrigant Regnier ist gestern gekommen, um mich von dem endgültigen Mißlingen seines Planes zu einem militärischen Pronunciamiento in Kenntnis zu setzen. Die Haltung der Generale und die republikanischen Ansichten unsrer gefangenen Offiziere haben ihn gelähmt ... Meine Meinung über ihn hat sich geändert: er führt seine Rolle als uninteressierter Vermittler nicht durch. Seine politische Broschüre wird ein buchhändlerisches Geschäft, und die ganze Unterhandlung scheint sich mir auf eine von Bismarck bezahlte Intrige zu reduzieren."

Regnier war, nachdem er Brüssel verlassen hatte, nach Köln gefahren, wo er sich am 2. November morgens befand. Als er dort die Hauptleute Niox und Pozzo di Borgo traf, sagte er zu ihnen, daß er der Onkel der beiden Majore Regnier vom Generalstabe sei — was nicht der Fall war — und lud sie zum Dejeuner in den „Holländischen Hof" ein.

„Haben Sie von Regnier sprechen hören?" fragte er sie.

„Nein."

„Nun, das bin ich ... ich habe es dahin gebracht, daß Bourbaki und Boyer herausgekommen sind ..."

Dann sprach er von der Abtretung des oberen Elsaß und der Rückkehr des Kaisers auf den Thron unter dem Schutz der gefangenen Armee. Hier unterbrachen ihn die beiden Offiziere, die bisher erstaunt und schweigend zugehört hatten. „Niemals," sagten sie. Das Dejeuner war beendet, und man trennte sich.

Digitized by Google

Am andern Tage, den 3. November, war Regnier in Kassel. Er speiste im „Hotel du Nord" und suchte mit dem Marschall Bazaine ins Gespräch zu kommen, der ihm zum erstenmal durch den General Boyer sagen ließ, daß er ihn nicht mehr sehen wolle. Als er den Versuch nochmals erneuerte, wiederholte Hauptmann de Mornay-Soult ihm in noch bestimmterer Weise den Entschluß des Marschalls.

Da es ihm auch nicht gelang, in Wilhelmshöhe empfangen zu werden, kehrte er jetzt nach Brüssel zurück, wo er mit Herrn Tachard eine Unterredung hatte, über die der Minister in der uns bereits bekannten Weise berichtete. Auch Prinzessin Mathilde, die durch das, was die Zeitungen von ihm erzählten, neugierig gemacht worden war, empfing ihn. Er sagte ihr eine Menge Dinge, von denen sie nichts verstand, und sie blieb überzeugt, daß er an Halluzinationen litte.

Ende November reiste er nach England hinüber und schickte an alle Zeitungen eine mit „Jacques Bonhomme" unterzeichnete Schrift, in der er lebhaft für die Ernennung einer konstituierenden Versammlung eintrat, die über die Fortführung des Krieges oder den Friedensschluß entscheiden und eine definitive Regierung für Frankreich wählen sollte. Der „Moniteur Allemand" von Versailles veröffentlichte Teile dieser Schrift. Daher entstand die Legende, daß er Redakteur dieses Blattes sei. Gegen Anfang Dezember wohnte er in Richmond. Eines Tages begab er sich nach Yorkhouse, meldete sich beim Grafen von Paris und übergab seine Broschüren mit dem Bemerken, wenn man sie ihm nicht wiederschicke, würde er am nächsten Tage wiederkommen und rechne darauf, empfangen zu werden. Er kam wieder, wie er gesagt hatte. Der Graf von Paris war ausgegangen, und Regnier traf nur Herrn Chevalier, den treuen, ergebenen Diener des Prinzen. Er mußte wieder fortgehen; binnen vierundzwanzig Stunden wurden ihm seine Broschüren eingeschrieben zurückgesandt, und der Graf von Paris hörte nicht mehr weiter von ihm sprechen.

Regnier bat, nochmals nach Versailles kommen zu dürfen; Graf Hatzfeldt erteilte ihm schriftlich die Erlaubnis dazu, und er hielt sich dort vom 19. Dezember bis zum 23. Januar auf. Doktor Baringer besuchte ihn und lud ihn zum Diner ins Hôtel des Réservoirs ein, wo eine große Anzahl deutscher Offiziere von der Umgebung des Königs und des Großen Generalstabes speisten.

Am 18. Februar 1871 besuchte er Herrn Soulié, den Konservator des Museums von Versailles, Schwiegervater des Dichters Sardou, und hatte eine verrückte Unterredung mit ihm, die wiederum die Eitelkeit und die Zusammenhangloſigkeit seiner Ideen deutlich erkennen ließ.

„Ich werde Ihrer Beerdigung beiwohnen ... Sie müssen von mir ... Regnier ... reden gehört haben ... von dem, was ich getan habe, um dem Krieg Einhalt zu tun ... um den Frieden herbeizuführen ..." Dann zog er seine Broschüre aus der Tasche. „Ich kann sie Ihnen nicht leihen," sagte er, „aber ich werde ins Hôtel des Réservoirs gehen, und wenn ich heute abend keinen Befehl habe, abzureisen, werde ich sie Ihnen morgen wiederbringen."

Digitized by Google

Einige Augenblicke später war er wieder zurück, übergab Herrn Soulié seine Schrift und verschwand.

„Einige sonderbare Worte," erklärte Herr Soulié, „hatten mich an der Gesundheit seines Gehirnes zweifeln lassen. Ich hielt ihn für einen politischen Narren, dessen krankhafte Initiative Herr v. Bismarck offenbar ausgenützt hatte. Die weiteren Unterredungen bestärkten mich in dem Gedanken, daß er unter dem Druck einer Geistesstörung stand."

Als Herr Thiers das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt in Versailles war, suchte Regnier sich an ihn heranzudrängen.

Am 17. März 1871 traf ihn der Hauptmann de Mornay-Soult bei Herrn Grangier de la Marinière, dem Sekretär des Herrn Thiers. Er bat, im Kabinett des Präsidenten angestellt zu werden. „Es hat nur sehr wenig gefehlt," sagte er zu Herrn Grangier de la Marinière, „daß durch meine Vermittlung der Friede geschlossen worden wäre."

Statt aber einen Platz im Bureau des Präsidenten der Republik zu erhalten, wurde er am 6. April 1871 verhaftet und erst am 22. Juli, nach 108 Tagen Haft, aus Mangel an Beweisen wieder in Freiheit gesetzt.

Als im März General Castelnau sich nach Berlin begab, um über die Abreise des Kaisers von Wilhelmshöhe zu verhandeln, fragte ihn Graf Bismarck: „Kennen Sie Regnier? Ich hatte gewisse Eigenschaften an ihm entdeckt und benützte ihn. Wenn Marschall Bazaine in Metz sich für das Kaiserreich hätte aussprechen wollen ... zum Beispiel bei einer Revue die Armee dazu aufgerufen hätte, so wäre die Wiederherstellung des Kaiserreiches fertig gewesen."

Anläßlich des Prozesses des Marschalls Bazaine wurde Herr Regnier von dem General de Rivière lange verhört. Am Tage vor dem Beginn der Verhandlungen suchte seine Tochter den General Pourcet auf, der als Prokurator fungierte, und erklärte ihm, ihr Vater werde sich nach Trianon begeben, um seiner Vorladung zu folgen, „wenn er sein Wort gäbe, daß er nicht verhaftet würde; im andern Falle dagegen würde er nicht kommen." Da der General sich zu nichts verpflichten wollte, ging Herr Regnier am folgenden Tag zwischen 1 und 2 Uhr im Jagdanzug mit einem Hund, eine Flinte über der Schulter, von seinem Hause in Boissise-la-Bertrande weg und kehrte am Abend nicht zurück.

Er wurde in Anklagezustand versetzt und am 18. September 1874 in contumaciam zum Tode verurteilt, 1. weil er zwecks Förderung seiner Unternehmungen mit dem Feinde Verständigungen gepflogen habe; 2. weil er das Verbrechen der Spionage begangen habe, indem er sich in eine Festung eingeschlichen habe, um sich dort Dokumente und Nachrichten zum Vorteil des Feindes zu verschaffen; 3. weil er sich im Einverständnis mit den Feinden des Staates befunden habe, um ihnen Ortschaften, Festungswerke, Magazine und Arsenale der Festung Metz auszuliefern.

Als im Jahre 1876 der Krieg zwischen Rußland und der Türkei auszubrechen drohte, war Regnier in Konstantinopel, wo er abermals eine große, aber ergebnislose Geschäftigkeit entwickelte, unruhig hin und her lief und sich an

Digitized by Google

die Paschas herandrängte, um die Feindseligkeiten zu verhüten und, als sie begonnen hatten, ihnen Einhalt zu tun.

Im Jahre 1883 hatte er eine andre fixe Idee: nämlich den Papst und den König von Italien auszusöhnen. Zu dem letzteren konnte er nicht gelangen, aber von Leo XIII. wurde er empfangen. Beim Verlassen des Vatikans äußerte er wiederholt, daß nichts zu machen sei. „Es ist schade; wenn mir der Papst Vollmacht gegeben hätte, wäre mein Plan gelungen," sagte er immer wieder.

Er starb im Herbst des Jahres 1886 in Ramsgate. Er hatte dort eine Wäscherei betrieben, die er eingerichtet hatte, nachdem ein Teil seines Vermögens durch die Versuche, seine humanitären und pazifistischen Träume zu verwirklichen, aufgebraucht war.

In seinem bescheidenen Heim hatte er die Photographien des Herzogs von Aumale und des Generals Pourcet. „Sie haben mir Böses getan, aber ich trage es ihnen nicht nach," sagte er, wenn er sie zeigte.

„Ich büße die Katastrophe von Metz," sagte er auch, „Gott weiß aber, daß ich unschuldig bin!"

Heute, da ein halbes Jahrhundert seit diesen Ereignissen verflossen ist, kann man die Rolle Regniers leidenschaftslos betrachten und mit kühlem Blute darüber urteilen.

Uns ist es unverständlich, daß man ihn zum Tode verurteilt hat, „weil er die Unternehmungen des Feindes begünstigt, spioniert, sich Dokumente und Auskünfte im Interesse der Deutschen verschafft und ihnen Metz auszuliefern versucht hat".

Regnier hat dem Feind nur wiederholt, was Marschall Bazaine ihn beauftragt hatte zu sagen. Uebrigens hätte er nur eine einzige Auskunft von Wert geben können, nämlich die über das Vorhalten der Lebensmittel bis zum 18. Oktober.

Diese Tatsache indes mußte er sorgfältig verbergen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Wir wissen heute anderseits durch die zahlreichen deutschen Veröffentlichungen, daß man im Stabe des Prinzen Friedrich Karl über die mögliche Dauer des Widerstandes von Metz in keiner Weise unterrichtet war, jedoch durch aufgefangene Briefe genaue Angaben über den Mangel an Fleisch und Salz und über die Preissteigerung der Lebensmittel erhalten hatte.

Regnier war ein Schwärmer, der sich zu einer hohen Friedensmission berufen glaubte.

„Es war," so schrieb er, „die Pflicht eines guten Bürgers, die Gelegenheit herbeizuführen und als Vermittler zu dienen zwischen dem Feind, der den Frieden zu unterzeichnen wünschte, und dem Vertreter der rechtmäßigen Regierung, die bereit war, ihn zu unterzeichnen ... Wenn Sie ein Kind sehen," schreibt er weiter, „das nahe daran ist, unter den Rädern eines Wagens zermalmt zu werden, und Sie stürzen hinzu, um es wegzureißen, was würden Sie dann demjenigen antworten, der sich über Ihr Tun wundern und Sie fragen würde,

Digitized by Google

warum Sie so gehandelt haben, Sie, der Sie weder der Vater noch der Vormund dieses Kindes waren?

„Nun, der Wagen des Staates war ohne wirklichen Lenker. Ich habe mich umsonst vorgestürzt, um ihn aufzuhalten; aber meine Antwort ist die Ihrige, wenn man mich um den Grund meines fruchtlosen Versuches fragt."

Wir glauben an die Aufrichtigkeit dieser Zeilen. Wir sind von der Uneigennützigkeit Regniers überzeugt.

Die Schwärmer, die ein absolutes Vertrauen auf ihren Stern haben, die sich mit einer höheren Mission betraut glauben, exaltierte Wahnwitzige oder Apostel, kennen keine Hindernisse, die Schranken versinken vor ihnen, sie gehen vorwärts und dringen da durch, wo die ernsthaftesten Geister nicht zum Ziele gelangen könnten.

In den kritischsten Augenblicken, wo die bedeutendsten Interessen auf dem Spiel stehen, wo die Verantwortlichkeiten am stärksten engagiert sind und die Gefahr unmittelbar droht, suchen selbst die skeptischsten Männer sich an die geringste Hoffnung anzuklammern, die Vernunft arbeitet nicht mehr, es bleibt nur noch der Instinkt übrig, der den Schiffbrüchigen antreibt, die Planke zu ergreifen, von der er sich die Rettung erhofft.

Ueber Kriegsseuchen

Von

Prof. Dr. Arnold Hiller

Die Kriegserfahrung aller Zeiten hat gelehrt, daß nichts so sehr die Durchführung strategischer Aufgaben erschwert und die Erreichung militärischer Erfolge hindert als eine starke Schwächung der Kopfstärke durch Kranke und Marode. Insbesondere sind ansteckende Krankheiten, welche bisher alle länger dauernden Kriege begleitet haben, von jeher der gefürchtetste Feind der kämpfenden Truppen gewesen. Stolze, siegesgewohnte Armeen wurden durch die Kriegsseuchen wehrlos dahingerafft, glänzende militärische Errungenschaften durch sie vereitelt oder abgeschwächt.

Die Kriegsgeschichte aller Zeiten ist reich an Beispielen hierfür. So endete im Jahre 24 v. Chr., wie Cassius Dio berichtet, der Heereszug des römischen Feldherrn Aëlius Gallus von Aegypten nach dem gesegneten Arabien kläglich, da der größte Teil seines Heeres durch Krankheiten zugrunde ging. Ebenso wurden die Alemannen im Jahre 555, nach der Eroberung Roms, durch tödliche Erkrankungen, welche ihre Reihen lichteten, zur Umkehr gezwungen. Das Heer der Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon, welches beim Aufbruch am 15. August 1096 700000 Mann stark war, schmolz durch Krankheiten, Strapazen und Seuchen bis zum Uebergang nach Kleinasien im Mai 1097 bis auf 400000 Mann zusammen und langte nach weiteren Verlusten durch Kämpfe und verheerende Seuchen mit nur 20000 Mann am 6. Mai 1099 vor Jerusalem an.

Im Mittelalter waren es vornehmlich die Pest und der Flecktyphus, welche ganze Länderstriche Europas entvölkerten und auch von den Heeren zahlreiche Opfer forderten. Nach Hecker sollen in Deutschland allein $1^1/_4$ Millionen Menschen an der Orientalischen

Digitized by Google

Pest (Beulen- oder Bubonenpest), welche im vierzehnten Jahrhundert von China aus als „Schwarzer Tod", den Karawanenstraßen folgend, ganz Europa durchzog, gestorben sein. Im Jahre 1528 wurden von einem französischen Heere vor Neapel 30000 Mann durch Flecktyphus dahingerafft. Während des Dreißigjährigen Krieges sollen, wie Pringle[1]) berichtet, neben jenen beiden Seuchen besonders die Ruhr, der Unterleibstyphus, die Pocken und die Malaria (Wechselfieber) geherrscht haben. Bekannt ist, wie das Kriegsglück Napoleons I. schließlich an der furchtbaren Macht der Seuchen scheiterte; nachdem er in Aegypten 2500 Mann an der Ruhr verloren hatte, wurde sein starkes Heer 1812 in Rußland durch den Flecktyphus auf ein Fünftel seines Bestandes herabgesetzt. Nicht viel besser erging es den Engländern in Indien, woselbst im Jahre 1817 in der Provinz Bengalen die englische Division Hastings durch die Cholera fast völlig vernichtet wurde.

Auch in der Neuzeit, welche über bessere Verkehrsverhältnisse und sorgfältigere Statistik verfügt, sind die Verluste der Kriegsheere durch Seuchen nicht minder schreckenerregend. Im Krimkriege 1854/56 scheiterte die Belagerung von Sebastopol vom 9. Oktober 1854 bis Frühjahr 1855 durch die Verbündeten an den furchtbaren Verheerungen, welche die infolge schlechter Unterkunft, Ernährung und Witterungseinflüsse entstandenen Krankheiten unter den französischen, englischen und türkischen Truppen anrichteten; erst die im Frühjahr eintreffenden bedeutenden Verstärkungen ermöglichten eine Weiterführung des Krieges. Das französische Heer allein verlor während des Krieges durch Ruhr, Flecktyphus, Malaria, Cholera und andre Krankheiten über 75000 Mann. Im amerikanischen Sezessionskriege 1859/63 erkrankten laut Sanitätsbericht an der Ruhr und Darmkatarrh nicht weniger als 287000 Mann mit rund 10000 Todesfällen. Die preußische Armee verlor in dem kurzen Feldzug 1866 in Böhmen an der Cholera 6427 Mann. Von den deutschen Truppen in Frankreich 1870/71 erkrankten mehr als 74000 Mann am Unterleibstyphus und etwa 5000 an den Pocken. Selbst der kurze Nordamerikanisch-Spanische Krieg 1898/99 forderte nach dem amerikanischen Bericht siebenmal mehr Todesfälle an Malaria, Ruhr und Gelbem Fieber als durch Verwundungen. Auch im Südafrikanischen Kriege 1899/1901 starben von 1000 Mann der englischen Kopfstärke an Verwundungen 6,5, an Krankheiten 44,4 Prozent.

Diese Zahlen genügen, um zu beweisen, daß die Verluste einer Feldarmee durch Krankheiten, insbesondere durch Seuchen, weit schwerer wiegend sind als die Verluste durch die Waffen des Feindes.

Solche enormen Verluste waren nur möglich durch den Umstand, daß die Aerzte und die Heeresleitung bis dahin den Kriegsepidemien fast ratlos gegenüberstanden. Erst die Entdeckung Jenners 1776 von der Schutzkraft der Kuhpockenimpfung gegen die Pockenerkrankung zeigte einen Weg, wie man sich gegen eine dieser Seuchen schützen könne. Darauf folgten die bahnbrechenden Untersuchungen Robert Kochs (1876 bis 1910) und seiner Schüler, welche uns die Krankheitserreger des Milzbrandes, der Septichämie, der Cholera, der Tuberkulose, der Ruhr, der Malaria, des Unterleibstyphus, der Pest, der Diphtherie und einiger Tropenkrankheiten kennen lehrte. Die genaue Erforschung der Lebensbedingungen dieser Mikroparasiten und der Wege ihrer Uebertragung auf den Menschen lehrte uns die Methoden kennen, die Entstehung von Massenerkrankungen zu verhüten.

Das seit dem Jahre 1905 geübte und bereits vielfach erprobte Verfahren der Seuchenbekämpfung, wie es im Deutschen Reichsgesundheitsamt unter Mitwirkung Robert Kochs ausgearbeitet worden ist, zerfällt in drei Arten von Maßnahmen, nämlich 1. die frühzeitige Ermittlung der ersten Krankheitsfälle, 2. strenge Absonderung der zuerst Erkrankten von den Gesunden und erforderlichenfalls auch Absonderung der Mitbewohner des Erkrankten, 3. sorgfältige Desinfektion aller Gegenstände, welche mit dem Kranken in Berührung gekommen sind.

---

[1]) John Pringle, Observations on the diseases of the army. London 1752.

Digitized by Google

Die frühzeitge Ermittlung der ersten Fälle gründet sich teils auf die bakteriologische Diagnose des Arztes, teils auf die rechtzeitige Anzeige dieser Fälle an die sanitätspolizeiliche Behörde. Zu diesem Zwecke werden die Studierenden der Medizin bereits in den bakteriologischen Methoden ausgebildet; außerdem werden für praktische Aerzte alljährlich Kurse zur Erlernung dieser Methoden abgehalten. Für die Militärärzte der Armee besteht am Sitze jedes Sanitätsamtes ein hygienisch-chemisches Laboratorium mit einem bakteriologisch ausgebildeten Sanitätsoffizier, an welches die zur Feststellung der Diagnose erforderlichen Objekte eingesandt werden. Solche Laboratorien würden auch im Kriegsfalle den mobilen Truppen folgen. — Durch das Reichsgesetz vom 30. Juni 1900 (Reichsseuchengesetz) besteht für die Aerzte, Pfleger und Haushaltungsvorstände die Anzeigepflicht jedes Falles von Cholera, Flecktyphus, Pest, Pocken, Lepra (Aussatz) und Gelbfieber, auch wenn nur der Verdacht dieser Krankheiten besteht. Es sind dies diejenigen Krankheiten, welche durch Uebertragung von Person zu Person eine schnelle (epidemische) Ausbreitung erfahren können. Bei andern, auf einzelne Gemeinden beschränkt bleibenden (endemischen) Seuchen, wie Unterleibstyphus, Ruhr, Diphtherie, Scharlach und Masern, bleibt die Anordnung der Anzeigepflicht den Ortsbehörden überlassen. Von großer Wichtigkeit für das deutsche Heer ist ferner die durch Bundesratsbeschluß vom 22. Juli 1902 angeordnete wechselseitige Benachrichtigung der Militär- und Polizeibehörden über das Auftreten übertragbarer Krankheiten, für Garnisonen und Ortschaften im Umkreise von 20 Kilometern. Hierdurch werden die Militärbehörden und die Landratsämter sofort in die Lage versetzt, Abwehrmaßregeln gegen die Seuche zu ergreifen. Für die Truppen ist diese Maßregel nicht nur in der Garnison bzw. in der Kaserne, sondern auch bei allen größeren Uebungen im Gelände von großem Werte.

Die Absonderung der zuerst Erkrankten von Gesunden erfolgt in den sog. Isolierbaracken, wie sie alle größeren Lazarette und Krankenhäuser gegenwärtig besitzen. Andernfalls können transportable, zerlegbare Krankenbaracken nach Döckerschem Muster, welche die Vereine vom Roten Kreuz, viele Krankenhäuser und Garnisonlazarette vorrätig halten, innerhalb sechs Stunden aufgeschlagen werden. In kleinen Orten genügt auch die Absonderung in einem verschlossen gehaltenen Hause oder Zimmer, welches die zur Krankenpflege erforderlichen Utensilien enthalten muß.

Die Desinfektion muß sich erstrecken auf die vom Kranken bisher bewohnten Zimmer und die darin enthaltenen Gegenstände, was nur durch fachmännisch ausgebildete Desinfektoren erfolgen kann; ferner auf Wäsche und Kleidungsstücke (einschließlich Bettwäsche), auf Eß- und Trinkgeschirr, Stechbecken, Speigläser, Nachtgeschirre und Waschutensilien. Auch die Ausscheidungen des Kranken (Stuhl, Urin, Lungenauswurf) müssen vor ihrer Beseitigung unschädlich gemacht werden. Abgenommene Verbandstoffe, alte schadhafte Kleidungsstücke und Strohsäcke werden am besten verbrannt. Auch die Hände, das Gesicht und die Kleidung des behandelnden Arztes und des Pflegepersonals bedürfen sorgfältiger Reinigung und Desinfektion. Zweckmäßig werden beim Umgang mit solchen Kranken von dem ganzen Personal weiße, waschbare Leinenkittel getragen.

Im Fall eines Transports, z. B. aus der Wohnung in das Isolierzimmer, muß auch der Tragkorb nebst Matratze und Decken einer Desinfektion unterzogen werden. Nach überstandener Krankheit erhält der Genesene ein warmes Reinigungsbad mit Seife, während das Krankenzimmer mit dem Mobiliar desinfiziert wird.

Daß es tatsächlich gelingt, durch eine sorgfältige Ausführung dieser drei Maßnahmen die Weiterverbreitung eingeschleppter Seuchen zu verhindern, dafür haben die Erfahrungen der letzten zehn Jahre bereits vollgültige Beweise geliefert.

Im Jahre 1903 erkrankten in Wien und in Berlin zwei Aerzte, welche sich bei der Obduktion einer Pestleiche und in Laboratoriumsversuchen mit Ratten infiziert hatten, an der Orientalischen Pest. Die sofort vorgenommene Isolierung und Desinfektion

Digitized by Google

verhinderte, trotz tödlichem Ausgange beider Erkrankungen, eine Weiterverbreitung der Seuche. So oft in den letzten zehn Jahren die Cholera asiatica an den Grenzen Deutschlands, besonders im Weichselgebiet, erschien, gelang es den energischen, vom Chef des Zivilmedizinalwesens Martin Kirchner meist persönlich geleiteten prophylaktischen Maßnahmen, die Seuche auf ihre ersten Fälle zu beschränken und ein Umsichgreifen zu verhindern.

In dem letzten großen Kriege, dem Russisch-Japanischen Kriege 1904 in der Mandschurei,[1]) war der Gesundheitszustand der russischen Armee, trotz der Ungunst des Geländes und des Klimas, der Trinkwasser- und Unterkunftverhältnisse, ein auffallend guter. Nach offiziellen Berichten sind allerdings Fälle von Unterleibstyphus, Flecktyphus, Rückfallfieber, Pocken, Milzbrand und etwas häufiger von Diarrhöe, Gastroenteritis und Ruhr in der Feldarmee eingeschleppt worden. Aber nirgends wuchsen diese Krankheiten zu gefahrdrohenden Seuchen heran.

Dieses aufsehenerregende Ergebnis ist im wesentlichen die Wirkung der „Seuchenbekämpfungsdetachements" und der „fliegenden Desinfektionskolonnen", welche von der russischen freiwilligen Privathilfe gebildet und nach dem Kriegsschauplatze gesandt wurden. Das größte Seuchenbekämpfungsdetachement hat die Moskauer therapeutische Aerzte-Gesellschaft nach dem fernen Osten entsendet. Der Charkower Aerzteverein rüstete gleichfalls eine „bakteriologische Kolonne" aus. Das Institut für Experimentalmedizin in Petersburg sandte mehrere von ihm ausgebildete und ausgerüstete „Desinfektionskolonnen" nach dem Kriegsschauplatz ab. Die Detachements hatten die Aufgabe, bakteriologische Stationen zu errichten, alle hygienischen und bakteriologischen Untersuchungen auszuführen und Maßregeln zur Eindämmung und Tilgung der ausgebrochenen Erkrankungen zu ergreifen. Nach allen gefährdeten Orten wurden fliegende Desinfektionskolonnen entsandt. Ferner übernahmen die Detachements auch den gesamten Gesundheitsdienst der Truppen, wie die Begutachtung des Trinkwassers, der Soldatenkost, der Unterkunftsräume und der Salubrität der Biwakplätze. Endlich führten die Detachements alle gebräuchlichen Impfstoffe und Heilsera (Pockenlymphe, Typhusvakzine, Dysenterievakzine, Tetanusheilserum u. a.) für die Prophylaxis und Therapie mit sich. Nach dem Urteil der deutschen Aerzte, welche den Feldzug mitmachten, soll namentlich die reichliche Darbietung von warmem Tee an Stelle von Branntwein auf den Gesundheitszustand der russischen Soldaten von Einfluß gewesen sein.

Somit ist als glänzendes Resultat der Wissenschaft der Beweis geliefert, daß es tatsächlich möglich ist, in einem künftigen längeren Kriege die Infektionskrankheiten trotz häufiger Einschleppung in die Reihen der Truppen in ihrem Keime zu ersticken, ihre Weiterverbreitung als verheerende Seuchen zu verhüten und die kämpfende Armee vor schweren, tückischen Verlusten an Menschenleben zu bewahren.

---

[1]) Vom Balkankriege liegen zuverlässige Sanitätsberichte noch nicht vor. Nach Zeitungsberichten soll die wiederholt im türkischen Lager aufgetretene Cholera keine epidemische Verbreitung gefunden haben.

Digitized by Google

General Konstantin v. Alvensleben vor Le Mans

Von

General der Infanterie v. Goßler

Selten ist es großen Heerführern beschieden, nach ruhmvollen Taten sich eines befriedigenden Lebensabends zu erfreuen. York zog sich verbittert nach Schlesien zurück; Gneisenau verblieb als kommandierender General einige Jahre in Koblenz, um dann in die damals wenig bedeutungsvolle Stellung eines Gouverneurs nach Berlin überzusiedeln; Bülow starb im Jahre 1816. — Auch nach 1870/71 ist mancher große General frühzeitig von der Bühne des öffentlichen Lebens abgetreten. Es ist nicht leicht für jemanden, welcher in ernsten Momenten bei höchster Entwicklung der eignen inneren Kräfte vor schwerwiegenden Entscheidungen gestanden hat, später im Frieden dem Gleichmaß der Tage, des Dienstes immer gleichgestellter Uhr sich einzufügen. General v. Alvensleben war keine für den Frieden geschaffene Natur. Die Gründe, welche ihn bestimmten, im Jahre 1872 sein Abschiedsgesuch einzureichen, sind mit Sicherheit nicht anzugeben. Er erhielt den Abschied nach längerem Zögern des Kaisers und Königs Wilhelm I. und lebte in Verborgenheit noch ungefähr zwanzig Jahre, die längste Zeit in der anhaltischen Stadt Gernrode am Harz. — Veröffentlicht hat er über seine eigenen Taten fast nichts; ein kurzer Abriß über seine Führung am 16. August 1870 ist in den Einzelschriften des Großen Generalstabes erschienen. Wenige Wochen vor seinem Tode wurde sein Name noch einmal in der breiten Oeffentlichkeit genannt, als ihm durch die Gnade des jetzigen Kaisers und Königs der hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen wurde, eine Auszeichnung, welche die Taten dieses großen Führers auch äußerlich krönte.

Sein scharfer Verstand, sein trotz vielen Studiums für das Reale nicht getrübter Blick, seine rasche Auffassung und Entschlußfreudigkeit, seine eiserne Ruhe in der Schlacht lassen ihn als einen der bedeutendsten Heeresführer der Jahre 1870/71 erscheinen. Mit seinem Namen sind die Erfolge bei Spichern, Mars-la-Tour, Le Mans aufs innigste verwoben. Die französischen Offiziere schätzen Alvensleben besonders hoch ein; sie sagen, hätten sie mehrfach Führer wie Chanzy und Alvensleben gehabt, wäre das Ende des Krieges anders verlaufen.

Ein neues französisches Buch von Alwrod: „Die Schlacht bei Le Mans" hebt die Verdienste des Generals v. Alvensleben unparteiisch hervor und sucht zu beweisen, daß das fortgesetzte Angreifen des III. Korps die Franzosen so erschüttert hätte, daß sie am 12. Januar 1871 auch ohne das umfassende Eingreifen des X. Korps abgezogen wären.

Es soll hier nicht abgewogen werden, wer mehr zum Schlußerfolg beigetragen, sondern was Alvensleben mit dem III. Korps geleistet hat.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß Alvensleben in den Tagen von

Digitized by Google

Le Mans, entgegen der modernen Theorie, einen oder möglichst beide Flügel des Feindes zu umfassen, vermittelst des Durchbruchs durch die Mitte siegte. Prinz Friedrich Karl wollte eigentlich mit dem X. und dem XIII. Korps den Feind doppelt umfassen. Da die Nebenkorps aus verschiedenen Gründen weit zurückblieben, riß Alvensleben die Initiative an sich und schob sich weit vorwärts als Keil in die Stellung der Franzosen hinein.

Es ist richtig, daß General v. Alvensleben am 12. Januar früh dem Oberkommandierenden melden ließ, daß das III. Korps einen Ruhetag brauche. Manche Schriftsteller stellen die Sachlage so dar, als ob durch die Gewährung dieser Bitte der Erfolg der Operation in Frage gestellt worden wäre. Alwrod behauptet, daß am 12. Januar der Widerstand der Franzosen in der Mitte der Stellung gebrochen war.

Für den 11. Januar war dem III. Korps nur eine Erkundung auf Le Mans durch das Oberkommando befohlen. Das Korps sollte endlich einmal geschont und das Herankommen des Flügelkorps abgewartet werden. Es stand auf drei Seiten vom Feinde umgeben, hatte vom 6. bis 10. Januar drei feindliche starke Divisionen einzeln geschlagen und namentlich am 10. bei Changé und Champoyné sehr erhebliche Verluste erlitten. Aus dieser Erkundung wurde nichts, denn der Oberkommandierende Prinz Friedrich Karl hatte am 11. früh ungünstige Nachrichten über die Lage des XIII. Korps auf dem rechten Flügel erhalten; das Korps war in die Defensive zurückgeworfen und meldete das Vorhandensein starker feindlicher Reserven. Der Prinz schickte daher um 9 Uhr früh einen Befehl an General v. Alvensleben, zur Unterstützung des XIII. Korps mit „letzter Kraft" gegen Le Mans vorzugehen. Der General, welcher die Genehmigung erbeten hatte, mit der Erkundung erst um $^1/_2$9 Uhr früh beginnen zu dürfen, trat nunmehr zum Angriff um 11 Uhr vormittags an, da er erst das Herankommen seiner 12. Brigade abwarten wollte, deren Platz rechts die 18. Division einnehmen sollte.

Es war nach langem Nebel und Schneegestöber der 11. Januar endlich ein klarer Wintertag. Der Tertre (Hügel) von Changé lag einen Kilometer südwestlich klar vor den Augen des Generals, welcher in Changé dicht am Feinde genächtigt hatte. Der Tertre war vom Feind stark besetzt, es mußte allerdings die letzte Kraft angewendet werden, um diese Stellung dem Feinde zu entreißen, der sie mit mehr als drei Infanteriebrigaden verteidigte. Der Oberkommandierende Prinz Friedrich Karl hielt sich in der Mitte der Schlachtlinie hinter der 18. Division auf; die 25. vom IX. Korps war in Orleans geblieben. Als der Prinz in der Mitte nur langsame Fortschritte sah und das heftige Gefecht beim III. Korps hörte, gab er um 12 Uhr mittags den schwerwiegenden Befehl, das X. Korps solle vom äußersten linken Flügel hinter das III. gezogen werden. Er gab damit die Absicht der doppelseitigen Umfassung auf. Vor Einbruch der Nacht konnte der Anfang des X. Korps keinenfalls heran sein. Das III. Korps blieb also am 11. auf sich selbst angewiesen.

Der Kampf um den Tertre war sehr schwer; der erste Angriff wurde ab-

Digitized by Google

gewiesen. Um 5 Uhr nachmittags war sogar Alvensleben dafür, da es dunkel geworden war, den Angriff heute aufzugeben. Der Divisionskommandeur v. Stülpnagel sprach dagegen und sagte, er würde noch das Leibregiment (Nr. 8) einsetzen. Dieses Regiment warf im Verein mit den andern Truppen der 5. Division den Feind in blutigem Kampf aus der Stellung heraus.

Ein entscheidender Erfolg war für die Zweite Armee auch damit nicht erzielt; das III. Korps und die 18. Division waren zwar vorwärts gekommen, aber vom Generalkommando des XIII. Armeekorps traf im Laufe des Nachmittags die Meldung ein: „Es ist heute nicht möglich gewesen, eine Entscheidung herbeizuführen, und sie ist auch morgen nicht zu erwarten." Vom X. Korps war überhaupt keine Meldung eingelaufen, auch links vom III. Korps war nichts von ihm zu spüren.

Wie lagen die Verhältnisse beim III. Armeekorps am 12. Januar früh? Eine Unterstützung hatte das Korps von keiner Seite erhalten, im Gegenteil mußte noch die 12. Infanteriebrigade zur Unterstützung der 18. Division nach Norden Front machen. Vor dem rechten Flügel des III. Korps floß der mit dünnem Eis bedeckte Huismefluß, an dessen gegenüberliegendem Ufer sich ansehnliche Höhen erhoben. Die davor sich hinwindende Chaussee war mit krenelierten Mauern, mit Schützen dahinter, eingefaßt; vor dem linken Flügel auf Le Mans zu ein dichter Wald, dessen Rand stark besetzt war. Der Feind hatte sich am 11. gut geschlagen, von einer Erschütterung war nichts zu merken gewesen. Das III. Korps hatte bis dahin das Doppelte verloren wie die gesamte andre Armee, 102 Offiziere, 1670 Mann. Seit drei Tagen hatte die regelmäßige Verpflegung aufgehört, viele Truppenteile hatten kein Fleisch mehr erhalten. Die Kämpfe endeten in der Dunkelheit, ein Unterkommen war oft nicht zu finden. Einen Ruhetag hatte es seit dem 6. nicht gegeben, die Kämpfe waren täglich schwerer geworden. Die Kopfstärke der Infanterie war gering, im Durchschnitt 100 Mann für die Kompagnie, und dabei kam eigentlich nur die Infanterie zum Gefecht; Artillerie und Kavallerie waren in dem durchschnittenen, vereisten Gelände nur selten zu verwenden. Am 9. war Glatteis eingetreten, in der Nacht vom 10. zum 11. wurde es sehr kalt. Nebel, Schneegestöber, das mit Hecken durchzogene Gelände hatte die Uebersicht vielfach verhindert. Erprobte Krieger versicherten, diese Tage vor Le Mans seien viel schlimmer als der von Vionville.

Der Prinz-Feldmarschall war, wie schon erwähnt, während des 11. beim III. Korps nicht gewesen; von der Schwere des Kampfes hatte er keine Vorstellung, obgleich ihm Alvensleben gemeldet hatte, daß sehr überlegene Kräfte ihm gegenüberständen. Der Prinz hatte bei der 18. Division sich aufgehalten, welche einen Teil des Plateaus bei Champoyné in Besitz genommen hatte, und hatte dort einen günstigen Eindruck gewonnen.

Während vor Alvenslebens Front der Kampf noch unentschieden tobte, erließ das Oberkommando am 11. 4 Uhr 15 nachmittags folgenden Befehl: „Nachdem der heutige Tag ohne Entscheidung verlaufen, bestimme ich, daß das

Digitized by Google

III. Korps heute abend noch seine rechte Flügelbrigade bis zur Chaussee Le Mans—Ardenay und das Korps so disloziert, daß es morgen nach Bedarf nach dem rechten Flügel der Armee verwendet werden kann. Dem X. Korps, welches angewiesen war, von Grand Lucé auf das Gefecht zu marschieren und von dem bis jetzt keine Meldung eingegangen, ist dieser Befehl mitzuteilen . . ."

Wie gesagt, erhielt das Generalkommando des III. Armeekorps diesen Befehl, als es noch im heftigsten Kampf gegen die Mitte des Feindes stand. Der Befehl war zu früh ausgegeben und ließ einiges Tatsächliche vermissen. Eine gewisse Entscheidung war beim III. Korps wohl eingetreten, es hatte dem Gegner eine hartnäckig verteidigte Stellung fortgenommen; die Flügelbrigade hatte längst die Front bis zur genannten Chaussee nehmen müssen. Das Korps nach rechts zu dislozieren war ganz ausgeschlossen; es stand mit drei Brigaden 1 Kilometer vom Feinde entfernt. Wo das X. Korps sich befand, wußte das Generalkommando ebensowenig wie das Oberkommando; wenn das X. Korps von der Straße Le Mans—Tours von Süden heranmarschierte, konnte es erst in der Nacht eintreffen.

Das Oberkommando hatte seine Ansicht über die einzuschlagende Operation geändert; am 6. Januar glaubte dasselbe den Feind hinter Le Mans auf dem westlichen Sartheufer suchen zu sollen; jetzt schien er auf dem nördlichen Ufer des Huisneflusses zu stehen, rechter Flügel Le Mans. Das war ein Irrtum, der rechte Flügel dehnte sich bis zur Straße Le Mans—Tours aus, bis Tuilerie; das III. Korps stand vor der Mitte des Feindes, vor Le Mans; der Lage nach durfte und konnte es sich nicht nach rechts schieben. Die Schwierigkeiten wurden dadurch einigermaßen gehoben, daß für den 12. um 7 Uhr 30 früh Befehlsempfang beim Oberkommando angesetzt war, und die Truppen erst um 8 Uhr früh bereitstehen sollten.

Der Befehlsempfang fand statt in der Ferme St. Hubert, 7 Kilometer östlich von Changé, dem Hauptquartier des Generals v. Alvensleben. Er selbst ritt nicht hin, er schickte jedoch den Chef des Generalstabs, Oberst v. Voigts-Rhetz, welcher die Bitte um einen Ruhetag auszusprechen hatte. Beim Oberkommando war in der Nacht die Meldung vom X. Korps eingegangen, daß es den Befehl, hinter das III. Korps zu rücken, nicht befolgt habe, sondern auf der großen Straße Tours—Le Mans auf die Stadt weiter vorgehe. Generalmajor v. Stiehle, Chef beim Oberkommando, war unter diesen Umständen ganz gegen die Bewilligung eines Ruhetages oder ein defensives Verhalten des III. Korps. Der Oberst v. Voigts-Rhetz wollte sich mit diesem Bescheide nicht beruhigen und ritt zum Prinzen Friedrich Karl; diesen auf dem Wege treffend, ritt er mit ihm nach St. Hubert zurück. Im Verlauf des Gesprächs sagte General v. Stiehle dort: „Wenn ein so sicherer Faktor, wie das III. Korps, auf das so fest zu rechnen ist, ausfällt; wenn ein General wie Konstantin v. Alvensleben dem zustimmt, muß man nachgeben und auf das Vorgehen gegen Le Mans verzichten." Der Prinz-Feldmarschall wurde erregt und rief: „Ich habe noch niemals Kehrt gemacht; ich tue es auch heute nicht. Was soll aus der Einschließung

Digitized by Google

von Paris werden?" Der erste Generalstabsoffizier des III. Korps, Major v. Kretschman, war herzugekommen und sagte richtigerweise, es handle sich nicht um Aufgeben der Operation, sondern um einen Tag Ruhe. Inzwischen wurde das Infanteriefeuer beim III. Korps, das schon um 7 Uhr früh begonnen hatte, immer heftiger; die Offiziere des Generalkommandos baten, zurückreiten zu dürfen. Der Prinz gab ihnen die Worte mit auf den Weg: „Reiten Sie zu Ihrem General zurück und sagen Sie ihm, daß ich meine Infanterie kenne, ihre Zähigkeit, ihr Vertrauen auf den Erfolg. Wo sie anbeißt, da ist auch der Sieg." Die ganze Diskussion war eigentlich gegenstandslos gewesen, denn um 7 Uhr früh war das III. Korps durch Alvensleben alarmiert worden, da einzelne feindliche Abteilungen vorgingen; um 9 Uhr früh wurde das III. Korps vom Feinde angegriffen. Das preußische Generalstabswerk schildert das Endergebnis mit den Worten: „Der durch sechstägige Märsche und Gefechte erschöpften, in ihren Reihen gelichteten und unzureichend verpflegten Infanterie durfte ein weiteres Vorgehen gegen diese Höhen nicht zugemutet werden. General v. Alvensleben beschloß daher, im Einverständnis mit dem Oberkommando, den rechten Flügel sich verteidigungsweise verhalten, den linken aber, unter möglichster Ausnutzung der Artillerie, den Angriff gegen Le Mans fortsetzen zu lassen, sobald die Mitwirkung des X. Korps gesichert war." Es sprach sich hierin die Absicht des Generals aus, auf eine endlich auftretende Unterstützung eines andern Korps zu warten, ganz gleichgültig, ob dieses Korps hinter ihm oder links neben ihm auftrat. Von einem Aufgeben des Marsches gegen Le Mans war nicht die Rede; allein konnte das III. Korps den Kampf nicht weiterführen. Prinz Friedrich Karl hatte den Gefechten um Changé nicht beigewohnt; er erkannte nach der Einnahme von Le Mans, nach dem Bereiten des Gefechtsfeldes, die ungewöhnliche Energie des III. Korps ausdrücklich an.

Es ist interessant, festzustellen, wie es auf französischer Seite am 12. Januar früh dem III. Korps gegenüber aussah. Der Kommandierende des XVI. Korps, Admiral Jauréguiberry, telegraphierte 12 Uhr 30 nachts an Chanzy: „Es scheint, daß nach Beendigung des Kampfes der General Jouffroy mit seinen Truppen nicht die Stellung hat behaupten können, denn der General Roquebrune benachrichtigt mich, daß der Tertre gegenwärtig von den Preußen besetzt und seine linke Flanke bedroht sei." Die Division de Jouffroy hatte am 11. gegen das III. Korps unglücklich gefochten; die Division war nicht allein erschüttert, sondern auch die rechte Nachbardivision. Allein hätte das III. Korps Le Mans nicht nehmen können, es konnte sich nicht bis La Tuilerie ausdehnen, aber es ist dem französischen Schriftsteller Alwrod recht zu geben, daß mit dieser Erschütterung der Mitte der Franzosen der Zug gegen Le Mans zugunsten der Deutschen entschieden war.

Um 9 Uhr früh griff die Division de Jouffroy, unterstützt durch eine Infanteriebrigade, um den Rückzug zu decken, die Front der 5. Division ziemlich matt an, um 10 Uhr 30 vormittags hörte der Angriff der Franzosen auf. Als der Abzug des Gegners festgestellt worden war, folgte die 10. In-

Digitized by Google

fanteriebrigade um 1 Uhr 30 nachmittags. Chanzy verließ erst eine Stunde später die Stadt.

Links von dem X. Korps waren keine weitere Meldungen angekommen. Niemand wußte, daß es mit dem Anfang um 2 Uhr nachmittags vor den Toren von Le Mans angelangt war. Es hatte damit das ohne sein Verschulden vorhergehende langsame Herankommen glänzend wettgemacht.

Die Entscheidung gegen den an der Straße Le Mans—Tours bei Tuilerie stehenden französischen rechten Flügel war dem X. Korps infolge des energielosen Verhaltens der Franzosen allerdings wesentlich erleichtert worden.

Die Ereignisse beim X. Korps hatten sich vom 11. nachmittags ab folgendermaßen abgespielt: Um 4 Uhr 45 nachmittags hatte am 11. Januar der vom Oberkommando abgeschickte Leutnant v. Dieskau das Generalkommando des X. Armeekorps in Mulsanne auf der Straße Le Mans—Tours, 10 Kilometer von Le Mans, getroffen, mit dem Befehl, das X. Korps solle mit allen Kräften auf dem nächsten Wege auf das Schlachtfeld hinter das III. Korps rücken. Seit einer Viertelstunde war die Vorhut nach Le Mans zu im Gefecht. Der Chef des Generalstabs des Korps, Oberstleutnant v. Caprivi, schlug vor, den Marsch auf Le Mans fortzusetzen, damit helfe man dem III. Korps am meisten, das X. Korps würde doch das Gefechtsfeld heute nicht mehr erreichen. Infolgedessen marschierte die Vorhut weiter auf die Tuilerie, $2^1/_2$ Kilometer vor der Stadt; in der Ziegelei stand der rechte Flügel des Feindes. Daß das X. Korps noch am Abend in den Besitz dieses Gehöfts kam, war ganz unerwartet. Dort kommandierte General Lalande 6 Bataillone mobilisierter Bretonen. Sechs Wochen lang notdürftig ausgebildet, gegen 40 Jahre alt und mehr eigentlich Nationalgarde unter selbstgewählten Offizieren, Gambetta feindlich gesinnt, nur ein Haufen Menschen, welche schlechte Vorderlader und Patronen wenige Stunden vor dem Gefecht erhalten hatten! Als Admiral Jauréguiberry diese Bataillone am 11. früh besichtigte, sagte ihm General Lalande: „General, zählen Sie nicht auf uns." Chanzy hatte nicht geglaubt, daß der Feind auf der Straße Tours—Le Mans herankommen werde. Er glaubte zuerst mit diesen Schattenbildern von Soldaten auskommen zu können. Indessen befahl er der Division Barry und der Division Deplangue, von Westen und Osten her Truppen an die Straße zu schieben. Das geschah auch, aber die Straße selbst erhielt keine der Divisionen zugewiesen. Das an der Straße am weitesten vorgeschobene bretonische Bataillon St. Malo ging vor den Deutschen sofort zurück. Als der Oberleutnant v. Casimir sich mit der 4. Kompagnie Regiment Nr. 17 der Tuilerie näherte, schossen die bretonischen Bataillone Redon ihre Gewehre auf 1000 Meter ab und verschwanden im nächstgelegenen Walde; drei deutsche Bataillone (I. 17, I. 56, II. 92) gingen im Dunkel des Abends bis in Höhe der Tuilerie vor und wiesen einen schwachen Nachtangriff des Feindes mit Leichtigkeit ab. Dies veranlaßte den Kommandierenden des rechten französischen Flügels, Admiral Jauréguiberry, an Chanzy zu melden: „Ich erhalte verzweifelte Nachrichten. Es ist nicht gelungen, die Tuilerie wiederzunehmen. Die Mannschaften sind nach den ersten

Digitized by Google

Schüssen auseinandergelaufen." Mit diesem Mißerfolg und dem Verlust des Tertres von Changé war die Niederlage der Franzosen besiegelt.

Die meisten Divisionen des rechten französischen Flügels, als Deplangue, Roquebrune, de Jouffroy, hatten schon vorher erfolglos gegen das III. Korps gefochten, ihre Widerstandskraft war erschüttert; sie konnten dem X. Korps auch nicht mehr standhalten.

Das unparteiische Urteil wird dahin gehen, daß General v. Alvensleben mit dem III. Korps durch das fünftägige Hämmern gegen die Mitte des Feindes den Schlußerfolg mit dauernd größter Energie vorbereitet hat. Das Korps war am 12. früh durch Gefechtsverluste und Entbehrungen so mitgenommen, daß es endlich der Unterstützung wenigstens auf einem Flügel dringend bedurfte. Daß das Generalkommando des X. Korps diese Unterstützung so rasch und rechtzeitig brachte, beruhte auf der großen Entschlußkraft, der durch Niederlagen geschwächten Energie des Feindes und auf Glück.

Graf Cavour auf der Bühne und in der Volksseele Italiens

Der berühmteste italienische Schauspieler hat in den großen Theatern Italiens einem Drama, „Il Tessitore", in dem Graf Cavour auftritt, zu einem glänzenden Erfolg verholfen. Das Stück spielt in der kritischsten Periode von Cavours Leben, die zugleich eine der entscheidendsten in der Geschichte des neuen Italien war: in jener, die dem Kriege von 1859 unmittelbar vorherging und ihn vorbereitete. Der Schauspieler — Ermete Zaccone — übt stets eine gewaltige Macht auf das Publikum aus, und wenn auch die Zeit nicht spurlos an ihm vorübergegangen ist, so erzielt er doch — begünstigt auch durch seine äußere Erscheinung, die, geschickt hergerichtet, die dargestellte Persönlichkeit in großer physischer Aehnlichkeit verkörpert — Wirkungen, denen die kühle Ueberlegung nicht widerstehen kann und die selbst die strengsten Kunsttheoretiker zum Beifall hinreißen. Der Dichter — Domenico Tumiati — ist ein großgearteter Geist, der immer ein hohes Streben zeigt, und dem, auch wo er sein Ziel nicht erreicht, immer, wenn nicht ein bedingungsloses Lob, so doch eine aufrichtige Achtung gebührt und zuteil wird. Er hat, nachdem er in dem „melologus" eine neue oder erneuerte poetisch-musikalische Kunstform ins Leben zu rufen versucht hatte, und nachdem er in den Gefilden der phantastischen Legende und der mittelalterlichen Ueberlieferung umhergeschweift war, sich der Geschichte unseres „Risorgimento" gewidmet; von dessen typischen Anfängen bis zum Jahre 1860 hat er es in einer Reihe von Dramen geschildert, von denen mehrere schon vollendet und aufgeführt, andre noch in Vorbereitung, aber schon entworfen und angekündigt sind, alle gleichsam Ringe ein und derselben Kette.

Digitized by Google

Verfasser und Darsteller sind also schon zwei Elemente, die für sich allein genügen würden, den Erfolg zu rechtfertigen. Doch allein würden sie nicht ausreichen, mehr als einen augenblicklichen Erfolg zu erzielen. Und da man vorhersehen kann, daß der gegenwärtige Erfolg von Dauer sein wird, so muß man seine organische Ursache außerhalb ihrer Persönlichkeiten suchen. Nun, man braucht nur Italiener zu sein und einer der Vorstellungen beigewohnt zu haben, um diese Ursache mehr noch als im Wert des Dramas selbst in der historischen Gestalt der Hauptfigur zu finden.

In der Tat ist das Drama nicht ohne Fehler, weder als Kunstwerk noch als Darstellung einer großen Persönlichkeit. Historisch durch den Stoff und die großen Ereignisse, von denen darin gesprochen wird, ist es als Bühnenwerk geradezu ein Intrigenstück, das in mancher Hinsicht an die kühnen Mittel erinnert, durch die Scribe seine Erfolge zu erzielen pflegte, auch in denjenigen seiner Werke, deren Stoffe er der Geschichte entnahm, wie z. B. im „Glas Wasser"; und es könnte fast scheinen, als müßte jene Intrige die Ueberlegenheit eines Mannes bis zum Verschwinden verringern, der gewiß nicht allein durch die Schlauheit, die er zur rechten Zeit und am rechten Ort zu entfalten wußte, den Sieg errang, sondern weil er mit jener Schlauheit die Begeisterung eines hohen Idealismus vereinigte, in dem die Seele eines ganzen Volkes aufging.

Einschneidender, eindrucksvoller, entsprechend dem Bild der traurigen Tage von Novara und derer, die ihnen folgten, ist Tumiati im „Re Carlo Alberto". Lange Zeit in die Nebel des Mißtrauens und des Zweifels gehüllt, auch für diejenigen, die sich immer vor dem Unglück neigen, beginnt die Gestalt dieses geringschätzig beurteilten, wiewohl verdienstvollen Fürsten sich im nationalen Bewußtsein zu erhellen. Ein damals noch sehr junger Mann, der die Ehre hatte, mit dem Grafen v. Cavour zu arbeiten, und der später im Jahre 1870 vom Ministerium des Aeußern zum Oberkommando des Heeres, das Rom einnahm, beordert wurde, dann wieder Botschafter der neuen Regierung in Washington und in Konstantinopel und Minister in der Consulta war, der Baron Blanc, war freilich schon im Jahre 1859 in das psychologische Geheimnis des Mannes eingedrungen, den Giosuè Carducci später als den „italischen Hamlet" bezeichnen sollte, und hatte in einer Studie über die Schrift „La Monarchia rappresentativa in Italia"[1]) von Cesare Balbo Enthüllungen von höchstem Interesse über die verschiedenen Einflüsse, die in entgegengesetzter Richtung auf den Geist des Königs Karl Albert gewirkt hatten, und über die Mittel gemacht, deren jene Einflüsse sich bedient hatten, um ihn zu beherrschen. Einige Jahre später hatte einer unsrer großen Schriftsteller, Giuseppe Rovani, mit Bezugnahme auf jenes gewichtige Zeugnis in einem Roman, der den ganzen Wert einer historischen

[1]) In dieser Studie hat Baron Blanc, obwohl damals die Zeit des französisch-sardinischen Bündnisses war, ein Bündnis zwischen einem neuen Italien, das noch in der Bildung begriffen war, und einem neuen Deutschland, das noch nicht vorhanden war, schon als natürlich und unvermeidlich vorausgesehen.

Digitized by Google

Darstellung besitzt,[1]) jene Enthüllungen bekräftigt, indem er Einzelheiten hinzufügte, die unglaublich hätten erscheinen müssen, wenn sie nicht wahr gewesen wären. Und durch die Worte der so verschiedenen und doch gleichermaßen beachtenswerten Publizisten war die Gestalt Karl Alberts gleichsam gereinigt worden von jenen Anschuldigungen, die schon Giuseppe Giusti veranlaßt hatten, ihn „den von Gewissensbissen bleichen Savoyarden" zu nennen.[2]) Aber jene Rehabilitation war auf einen sehr engen Kreis von Forschern und Lesern beschränkt; für die Masse war Karl Albert noch eine im allgemeinen wenig sympathische, unbekannte Größe geblieben und wurde immer mehr in den Schatten zurückgedrängt durch das Licht des Ruhmes, das dafür die Erscheinung des Sohnes umfloß, jenes Viktor Emanuel, dem das Glück und das Verdienst vorbehalten blieb, den großen Traum zu verwirklichen, dem Karl Albert nach so vielen Jahren des Schwankens und der Widersprüche die Krone und das Leben geopfert hatte.

Doch nach und nach verbreitete sich, man kann sagen, dank jenem Geiste des Wohlwollens, der die Völker wie die Individuen dazu führt, gerecht, billig, duldsam zu sein, wenn es ihnen gelungen ist, ihre heißesten Wünsche zu verwirklichen, auch um die Gestalt Karl Alberts ein weithinstrahlendes Licht der Sympathie und ehrfurchtsvollen Mitleids. Man hat zu erkennen begonnen, daß er sich in der denkbar schwierigsten Lage befunden hatte, zuerst als jüngerer Sohn und präsumtiver Erbe unumschränkter Herrscher, die ihn wegen seiner Herkunft und wegen seiner halbrevolutionären Erziehung nicht liebten und nicht lieben konnten; dann als Offizier eines Heeres, in dessen höchsten Sphären noch die napoleonischen Echos widerhallten, und zugleich als Mitglied einer Aristokratie, die die rückschrittlichste, die reaktionärste von Europa war, in einem Lande, das zu den rückständigsten von Italien gehörte. Man erkannte, daß in seinem ganzen Wesen notwendig der Widerspruch herrschen mußte, weil er in dem ganzen Milieu herrschte, das ihn umgab; daß seine Jugendlichkeit und jene Umgebung genügen würden, diese Widersprüche zu erklären, auch wenn er stärker veranlagt gewesen wäre, als er war; daß er ferner, als er den Thron bestiegen hatte, sich auf seinem von dem Mißtrauen aller Herrscher Europas umgebenen, stets von Oesterreich bedrohten, nach innen von den revolutionären Bestrebungen untergrabenen Posten ohne jene Strenge gegen seine früheren Gefährten, die ihm so sehr zum Vorwurf gemacht wurde, nicht hätte halten können. Er, der eine noch mittelalterliche Gesetzgebung und Gesellschaft vorgefunden hatte, benutzte die Jahre, die von seiner Thronbesteigung bis zur Gewährung der Verfassung verstrichen, dazu, den bürgerlichen Boden vorzubereiten, auf dem der neue politische

[1]) „La Libia d'Oro", ein Teil der „Cento Anni". Die „Cento Anni", ein zyklischer Roman, der zwischen 1750 und 1850 spielt, werden jetzt in der „Collezione dei Classici", die von Ferdinando Martini, einem hervorragenden Literaten, vormaligem Unterrichtsminister, der dann Gouverneur von Erythräa war und jetzt Kolonialminister ist, herausgegeben wird.

[2]) In „L'Incoronazione".

Digitized by Google

Vertrag eine sichere, dauerhafte, populäre Grundlage finden konnte; zu diesem Zwecke führte er eine Reihe von aufeinanderfolgenden und harmonierenden Reformen ein, um die Physiognomie des Staates zu ändern, ehe er ihm jene Freiheit gab, zu deren Gebrauch das Volk sich sollte fähig zeigen können. Als er dann schließlich den Augenblick gekommen glaubte und die Umstände ihn durch die Erhebung Pius' IX. auf den päpstlichen Stuhl begünstigten, warf er sich mit entschlossenem Mut in das Kampfgewühl, hielt dem neuen Glauben unerschütterliche Treue, obwohl er vorhersehen konnte oder vorhersah, welches Ende ihm vorbehalten sein würde, und nahm mit sich in das ihm bereits nahe Grab die bittere Ungewißheit darüber, welche Frucht sein Opfer jenem Italien tragen würde, das — wie man dann sah — das Ziel war, dem er immer, auch irrend, zugestrebt hatte.

So wenden sich denn heute alle, die in Rom, am Quirinal vorübergehend, mit berechtigtem Nationalstolz an die beiden Könige, die hier ihren Herrschersitz gehabt haben, und an den andern denken, der jetzt dort die Liebe des ganzen Volkes und die Verehrung der ganzen gesitteten Welt vereinigt, mit Sympathie und Wehmut auch dem Bilde des Mannes zu, der ihnen in der Geschichte vorausgegangen ist und dessen Gestalt dort nahebei aufragt, mit feiner Psychologie von dem Bildhauer Romanelli nachgebildet.

Gewiß jedoch ist, daß, wenn die begreifliche, aber nicht zu rechtfertigende Antipathie Karl Alberts gegen den jungen Cavour nicht fortgedauert hätte, sich zwar das Geschick Italiens damals noch nicht, auch nicht durch ihn, erfüllt hätte — es war von zu vielen andern Koeffizienten abhängig —, aber das Schicksal von Piemont weniger hart gewesen wäre. Und wenn der junge Cavour sich seinen Freunden gegenüber beklagte, daß er abseits gehalten und nicht ins Ministerium berufen werde, wo, wie er mit Recht annahm, er Besseres ausrichten könnte als diejenigen, die ihm vorgezogen wurden, so rühmte er sich gewiß nicht ohne Grund.

Er gehörte wahrlich nicht zu den Menschen, die zu viel von sich halten, aber er besaß stets ein bestimmtes und sicheres Selbstbewußtsein, und das war nicht der letzte Grund seines Erfolges. Sein Erfolg beruhte mehr noch als auf den Umständen, die ihn begünstigten, und der Geschicklichkeit, mit der er sie zu benutzen wußte, auf dem Vertrauen, das er gerade durch dieses Selbstbewußtsein zuerst den Piemontesen, dann nach und nach den andern italienischen Patrioten einflößte. Stets bekämpft von dem ersten unter den Urhebern des Risorgimento, Mazzini; nicht immer einig mit dem zweiten, Garibaldi, der ihn schließlich — begreiflicherweise — wegen der Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich heftig bekämpfte; unterstützt durch die Klugheit und das Vertrauen Viktor Emanuels, des „gekrönten Revolutionärs", aber einerseits der Reaktion, anderseits der Revolution gegenüberstehend, hatte Graf Cavour jedenfalls von Anfang an die Seele des Landes für sich, das nur unter seiner Führung sich sicher fühlte, auch wenn es den Anschein hatte, als ob die Ereignisse sich gegen ihn verschwören wollten; und wenn der Krimkrieg, wenn der Pariser Kongreß natürlich

Digitized by Google

die Begeisterung des Volkes ihm zuwenden mußten, so vermochten weder der Friede von Villafranca noch die harten Bedingungen, die Frankreich für seine militärische Hilfe stellte und die eine Verstümmelung des alten Staates mit sich brachten — eine Verstümmelung, die um so schmerzlicher war, als dadurch die Gräber der Könige und die Wiege des Helden und Befreiers vom Nationalkörper getrennt wurden — jene Sicherheit zu verringern. So kam es, daß sein unvorhergesehener jäher Tod von allen als ein schreckliches Unglück angesehen und er von allen mit einer Trauer, die nicht hätte größer sein können, beweint wurde.

Der Verfasser des vorliegenden Artikels war damals ein Kind; aber jene Trauer war so tief, so allgemein, kam in so ergreifender Weise zum Ausdruck, daß der von jenem Schauspiel in ihm hervorgerufene Eindruck einer der stärksten seines Lebens blieb und bleibt.

Und doch war den Massen, die den Toten voll Kummer beweinten, nicht nur aus Dankbarkeit, sondern auch aus jener Angst, die den plötzlich ohne Führung zurückgebliebenen Blinden überfällt, nur der Staatsmann bekannt; von dem Menschen wußte man wenig oder nichts, und dieses wenige hätte nicht genügt, ihm einen Glorienschein zu verschaffen. Aber der Staatsmann war und erschien so bedeutend, daß er allein genügt hätte und auch genügte, die denkbar weitestgehende Zustimmung aller Volkskreise, zuerst in Piemont, dann in ganz Italien zu finden.

In Piemont wußte man wohl, und späterhin wurde es nach und nach auf der ganzen Halbinsel bekannt, daß er, der jüngste Sohn einer aristokratischen und reaktionären Familie, von seiner frühesten Jugend an sich von den Fesseln der häuslichen und sozialen Umgebung freizumachen gewußt hatte, um sich seine ganz eigne, neue und moderne Persönlichkeit zu schmieden; daß er, obwohl er für sich nicht an die Möglichkeit einer Betätigung im öffentlichen Leben glaubte, sich auf dieses mit dem größten Ernste vorbereitete und, ohne dem Vergnügen zu entsagen, als Nationalökonom und Landwirt sich schwere und mühevolle Aufgaben gestellt hatte; daß er seine Reisen ins Ausland und seine verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen dort benützt hatte, um sich eine Reihe in intellektueller Hinsicht förderlicher Beziehungen zu schaffen, denen er es mit zu verdanken hatte, daß er in kurzer Zeit imstande war, sich als Schriftsteller zu betätigen. Er schrieb jedoch in französischer Sprache, die die Sprache des Hofes und des Adels von Piemont war — wenn es auch ein etwas phantastisches Französisch war —, denn dieser große Bejaher der italienischen Einheit, dieser werdende Staatsmann, der einige Jahrzehnte später die Sache Italiens auf dem Pariser Kongreß vor der ganzen europäischen Diplomatie, ja gegen sie vertreten sollte, kannte die italienische Sprache noch nicht. Es war nicht die geringste Merkwürdigkeit unsers „Risorgimento", daß die offizielle Initiative zu unsrer Einigung gerade von derjenigen Gegend Italiens ausging, die am wenigsten italienisch erschien — eine Merkwürdigkeit, die jedoch in Anbetracht der piemontesischen Eigenart vom größten Vorteil war, wie denn oft dem Risorgimento selbst sogar die Fehler, sei es der Regierungen, sei es der

Digitized by Google

Bevölkerung, zum Nutzen gereichten. Man wußte von seinem zugleich stolzen und gutmütigen Charakter, von seiner großen, unermüdlichen Tatkraft, von seiner Beharrlichkeit im Verfolgen seiner Ziele und der Vielfältigkeit der Mittel, deren er sich bediente, um sie zu erreichen. Seitdem er seine Kraft erprobt sah, hatten seine hervorragenden Fähigkeiten von Tag zu Tag immer mehr zugenommen und sich geläutert, so daß die Opposition, auf die er im Parlament stieß, im Lande kein Echo gefunden hatte und fand. Dies um so mehr, als man gesehen hatte, daß er, das offizielle Haupt der gemäßigten Partei, in der Praxis nicht davor zurückscheute, sich radikal zu zeigen und es zu werden. Und wenn seine Beziehungen zu diesen und jenen Elementen der parlamentarischen Linken nicht genügt hätten, so hätte es deutlich gegenüber den Befürchtungen der Aengstlichen, dem Schwanken der Katholiken und der Opposition der Klerikalen jene Proklamation über „Roma Capitale" bewiesen, bei der er einen andern hervorragenden Italiener gegen sich hatte, der sich doch mit der genialen Beweglichkeit seines Geistes hätte fortschrittlicher zeigen müssen als er: Massimo d'Azeglio, für sich dagegen die Stimme Alessandro Manzonis.[1]) Und „Roma Capitale" war das politische Testament, das er dem Bewußtsein des italienischen Volkes, der Weisheit seiner Nachfolger hinterließ.

Doch wenn auch im italienischen Volke von 1861 bis 1870 jenes Bewußtsein niemals versagte, wie Aspromonte, Villa Glori, Mentana bewiesen, so zeigten sich dagegen die Nachfolger des Grafen Cavour in der Regierung ihm gegenüber ebensoviel kleiner, als sich nach dem Tode Alexanders des Großen die mazedonischen Generale im Vergleich mit ihm gezeigt hatten. So nahm die Gestalt des Staatsmannes Cavour immer mehr an Größe zu; und als nach vielen, vielen Jahren der Organisator des Zuges der Tausend, der Gesetzgeber der garibaldinischen Diktatur, Francesco Crispi, endlich die ersten Proben seiner Tüchtigkeit in der Regierung Italiens ablegen und alle seinen Wert erkennen konnten, beim Tode Viktor Emanuels II. und Pius' IX., bei der Thronbesteigung des Königs Humbert und der Wahl Leos XIII. und später, war die Oeffentlichkeit einmütig der Ansicht, daß das Geschick Italiens sich ganz anders und viel großartiger gestaltet hätte, wenn Cavour nicht so früh gestorben und Crispi nicht so spät ans Ruder gekommen wäre, wenn sie die Zeit gehabt hätten, sich einander zu nähern, sich kennen und sich in dem, was jeder bedeutete, gegenseitig würdigen

---

[1]) Alessandro Manzoni, der bereits in vorgeschrittenem Alter stand und von schwacher Gesundheit war, reiste heimlich von Mailand ab, um sich den Einwänden seiner Familie zu entziehen, die für ihn die Beschwerden der Reise fürchtete; und in Turin erfuhr Massimo d'Azeglio, sein Schwiegersohn, von seiner Ankunft erst, als Manzoni im Senat unter begeisterten Ehrfurchtsbezeigungen der ganzen Versammlung erschien. Der Katholizismus hatte den Patriotismus in Manzoni nicht im geringsten beeinträchtigt. Er befand sich mit Cavour zusammen unter den ersten Verfechtern des Grundsatzes: „Eine freie Kirche in einem freien Staate" und war, auch in den Zeiten der Illusionen, kein begeisterter Freund des Papstes Pius IX., von dem er zu sagen pflegte, daß er zuerst Italien gesegnet, dann es geheißen habe, sich segnen zu lassen.

Digitized by Google

zu lernen, so daß der Aeltere dem Jüngeren direkt seine Nachfolgerschaft hätte übertragen können.

Als aber Cavour gestorben war und im Volke die liebevolle Ehrfurcht vor seinem Andenken fortdauerte, ja immer inniger wurde, ließen diejenigen, die die Möglichkeit hatten und die Aufgabe übernahmen, seine Aufzeichnungen zu durchforschen und seine Briefe zu veröffentlichen, sich durch die falsche Auffassung leiten, daß man nur den großen Mann zeigen dürfe, als wenn wir noch in der Zeit lebten, in der die Skulptur an den öffentlichen Denkmälern die modernen Figuren mit dem klassischen Mantel bekleidete. Hätten sie ihn doch literarisch ohne weiteres ebenso nackt dargestellt, wie Canova physisch Napoleon dargestellt hatte! — er wäre viel wahrer und anziehender erschienen! Chiala und Berti machten allerdings viele Einzelheiten bekannt, die alle dem Staatsmanne zur Ehre gereichten; aber was den inneren Menschen betrifft, so mußten noch Jahre und Jahre vergehen, ehe man von ihm mehr erfuhr, als bereits über seinen sinnlichen Hang zum weiblichen Geschlecht bekannt war, dem man sogar die Ursache seines Todes zuschreiben wollte.

In einer ausgesprochen realistischen Zeit jedoch mußte der Tag kommen, an dem man dem Grafen von Cavour die Uniform auszog, um ihn im Schlafrock oder gar in Hemdärmeln zu sehen. Man begann vor einer Reihe von Jahren ihn mit Viktor Emanuel auf Du und Du zu stellen, indem man einen Teil der Korrespondenz veröffentlichte, die während des Krieges von 1859 zwischen dem König, der seine Truppen im Felde und in der Schlacht befehligte, und dem Ministerpräsidenten, der in Turin allem und allen die Stirn bot, geführt wurde. Diese Korrespondenz, die dem einen wie dem andern die denkbar größte Ehre macht, bildet eine außerordentlich lohnende Lektüre; und man könnte sich heute, obwohl die offizielle Demokratie inzwischen einen so weiten Weg zurückgelegt hat, einen so vertraulichen Ton zwischen einem Herrscher, selbst einem konstitutionellen, und einem wenn auch noch so angesehenen Minister nicht auch nur als möglich vorstellen.

Cavour, der an Viktor Emanuel die Tapferkeit des Soldaten und die Klugheit des Politikers schätzte, hatte anderseits kein großes Vertrauen auf seine Fähigkeit als General; er hatte das durchaus nicht verhehlt und verschwieg es nicht während der militärischen Operationen. Der König gab sich, statt es übelzunehmen, die größte Mühe, ihn von seinem Irrtum zu überzeugen, und als er ihm schließlich durch die Tatsache die Wirklichkeit beweisen und ihm den Erfolg seiner Talente berichten konnte, rühmte er sich ihm gegenüber damit wie ein junger Mensch, der sich nach bestandenem Examen freut, bei seinem Mentor die guten Punkte, die er erzielt hat, zur Geltung bringen zu können. In diesen und andern intimen Einzelheiten wurden die beiden Gestalten immer größer in den Augen der Italiener; denn wenn es wahr ist, daß es für einen Kammerdiener keinen großen Mann gibt, so erscheint die wahre Größe um so mehr bei den Herrschern der Völker, je mehr die Völker selbst in die genaue Kenntnis ihres täglichen Lebens eindringen. So kommt es, daß die Italiener, die dem

Digitized by Google

König Viktor Emanuel niemals seine Unbeständigkeit in der Liebe zu den Frauen zum Vorwurf machten, ihn um so mehr bewunderten und liebten, je mehr sie wahrnehmen konnten, daß er gerade, weil es nicht den Anschein hatte, als wollte er einen Druck auf den Willen einer Nation ausüben, die ihm als dem „Re Galantuomo", dem „Re liberatore", dem „Re liberale" zugejubelt hatte und zujubelte, seine politische Tätigkeit immer unter dem Anschein einer derben, an Jagden, Zigarren und Frauen ihr Genüge findenden, nur durch höchste Rechtlichkeit und militärische Tüchtigkeit geadelten Gutmütigkeit zu verstecken und zu verbergen gesucht hatte.

Was aber vollends in unsern Augen der Gestalt des Grafen von Cavour einen hinreißenden Zauber verliehen hat, ist die Erkenntnis, zu der wir in neuester Zeit, besonders durch die Veröffentlichungen des Turiner Universitätsprofessors Ruffini, gelangt sind, daß Cavour nicht nur eine sinnliche Natur, sondern auch und vor allem ein Gefühlsmensch war. Nicht umsonst sind wir Italiener das leidenschaftlichste Volk der Erde, bei dem die Liebe den ersten Platz einnimmt, sowohl im individuellen Leben wie in dem der Gesamtheit. Das hat bei uns oft starke Männer geschwächt, hat untätige Männer zu tätigen gemacht, aber es hat auch zur Folge gehabt, daß in der vorbereitenden und in der entscheidenden Periode unsers „Risorgimento" die Frau einen Einfluß ausgeübt und eine Rolle gespielt hat, die im Widerspruch zu dem der Italienerin allgemein zugeschriebenen Wesen zu stehen scheinen, die aber gerade deshalb um so verdienstlicher gewesen sind. Die Mutter der Brüder Cairoli ist sprichwörtlich geworden als Verkörperung des weiblichen Patriotismus; aber schon lange vor ihr und mit ihr haben andre mit ihr gewetteifert, wenn sie sie auch nicht an moralischem Heldenmut, an opferfreudigem Sinn übertroffen haben. Uebrigens war bei der Italienerin auch der physische Mut, der soldatische Mut traditionell. So besiegte im Jahre 1400 eine Caterina Sforza die forlinesischen Rebellen durch ihre Unerschrockenheit, die so weit ging, daß sie unbeugsam ihren Sohn opferte; in die Felsen eingeschlossen, gab sie auf die Drohungen der Feinde, daß er getötet werde, wenn sie sich nicht ergebe, stolz zur Antwort: „Hier ist der Stempel, um andre zu prägen", und in der Tat gab sie später wieder einem Sohne das Leben, der kein Geringerer als Giovanni dalle Bande Nere war. Im Jahre 1500 verdankte Nizza seine Rettung vor den Franzosen und Türken einer andern Frau, diesmal einer Frau aus dem Volk, Caterina Segurana, die durch ihre Kühnheit die Niederlage in einen Sieg zu verwandeln wußte. Und so kommt man Schritt für Schritt in unsrer Geschichte bis zu den Heldinnen der fünf Tage von Mailand, denen diejenigen ihrerseits vorhergingen, die sich seit 1821 verschworen hatten, und jene nachfolgten, die bis zum Jahre 1870 auf den Schlachtfeldern durch ihre Fürsorge die Wunden unsrer Soldaten weniger schmerzhaft, ihren Tod sanfter machten.

Von andrer Art als diese war die Frauengestalt, die heute in dem Herzensroman des Grafen Cavour in einem ganz neuen Lichte erstrahlt, aber nicht weniger schön an Reinheit der Seele, an Adel des Wesens und Empfindens.

Digitized by Google

Diese auserlesene Frau brachte es trotz der leidenschaftlichen Liebe, von der sie erfüllt war, doch fertig, ihrem Herzen Gewalt anzutun und eine treue Gattin zu bleiben. Doch so sehr wir an ihr die weibliche Tugend bewundern, noch mehr müssen wir an dem Manne, dessen Herz ihr gehörte, die Selbstbeherrschung, mit der er jene Tugend zu ehren wußte, und jene Treue der Seele lieben, die ihn auf Kinder und das Glück der Ehe verzichten ließ, aber auch auf andre Frauen, z. B. die schönen Pariserinnen, die glücklich gewesen wären, ihn trösten zu dürfen, die aber nur seine mehr oder minder verschwiegenen Vertrauten wurden. Und heute ergänzt der platonisch liebende Cavour auf eine für uns noch anziehendere Weise die Gestalt jenes Cavour, der die nationale Einheit begründete.

Es war natürlich, daß jetzt in dem Drama Domenico Tumiatis der verliebte Cavour nicht auftrat; im Jahre 1859 waren viele Jahre verflossen, seitdem jene Leidenschaft sich in seinem Herzen verschlossen hatte, das sich der wahren Leidenschaft niemals wieder erschloß; und Tumiati war von einem richtigen Gefühl geleitet, wenn er nicht andre Frauen neben ihn stellte, die seine Sinne flüchtig gefangennahmen, denn sie verdienten nicht erwähnt zu werden; und ein glücklicher Gedanke war es auch von ihm, daß er jene Gräfin di Castiglione auf die Bühne brachte, die, damals im ganzen Glanze ihrer wunderbaren Schönheit, dem Minister, ihrem Vetter, in Wahrheit als politisches Werkzeug diente, um dann nach der Zeit des Glanzes aus der Welt zu verschwinden und verborgen vor den Augen aller in demselben Paris zu leben, das sie einst so sehr bewundert hatte. Die Rolle, die Tumiati sie spielen läßt, ist ohne Zweifel viel größer, als sie sie in Wirklichkeit gespielt hat; aber augenscheinlich wollte der Dichter an dieser Gestalt die verschiedenen Mittel zeigen und zusammenfassen, die der Graf v. Cavour anwendete, um sich auch der Frauen zur Förderung seines patriotischen Werkes zu bedienen. Wenn er auch noch kurze Zeit vor 1859 in einem Brief an Daniele Manin, der als Flüchtling in Paris lebte, die italienische Einheit in einem Augenblicke berechneter Verstellung oder unbesiegbarer Verzagtheit einen Traum nannte — ein Beweis, wie sehr der ihm so wenig ähnliche Diplomat recht hatte, der sagte: „Geben Sie mir vier Zeilen von einem Ehrenmann, und ich bringe ihn an den Galgen" —, gab es doch kein Mittel, dessen er sich nicht zum Nutzen für diese Einheit bediente; und bediente er sich Mazzinis, der ihn immer bekämpfte, wie Garibaldis, der ihn oft unterstützte, so war ihm auch irgendeine berühmte Schauspielerin für diesen Zweck ebenso von Wert wie eine vornehme Dame; hielt er vor dem Kriege das Bündnis mit Napoleon III. für unentbehrlich, so würde man ihn wahrscheinlich nach Villafranca sich gegen ihn haben wenden sehen, wenn ihm die natürliche Entwicklung der von ihm klug begünstigten Ereignisse in den Herzogtümern und den Marken nicht diese Notwendigkeit erspart hätte. Und wer weiß, was man noch von ihm gesehen hätte, wenn ihn nicht der Tod vor der Zeit dahingerafft hätte! Sicherlich hätte er, wenn der französische Widerstand gegen den Einmarsch der Italiener in Rom angedauert hätte, nicht gezögert, und

Digitized by Google

wenn Rom nicht schon durch ihn unser geworden wäre — was man sehr wohl annehmen darf —, so hätte er sehr wahrscheinlich im Jahre 1870 mehr getan, als sich der preußischen Siege zu bedienen, um es in Besitz zu nehmen. Eine Verbindung Cavour-Bismarck wäre dem Einvernehmen vorausgegangen, das dann so viele Jahre nachher zwischen Bismarck und Crispi bestand.

Man kann vielleicht von Cavour nicht sagen, daß er seiner Zeit oft vorausgeeilt sei; gewiß ging er immer mit ihr, verstand sie und leitete sie, in Italien und außerhalb Italiens; er konnte sie leiten, weil er auf die verschiedensten Wendungen, die mit ihr hätten eintreten können, gleicherweise vorbereitet war. Hätten wir nicht schon längst die klarsten und überzeugendsten Beweise dafür gehabt, so wäre jetzt einer ans Licht gekommen in einem Briefe, den zu erwerben in Paris einem mit praktischem Sinn begabten Idealisten gelungen ist, der, Deutscher von Geburt und Italiener aus Wahl, zugleich dem Lande seiner Geburt und seinem Adoptivvaterland Ehre macht, indem er sich beiden durch Harmonisierung ihrer Interessen nützlich erweist. Stets auf der Suche nach schönen Dingen und guten Menschen, hat er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich jenes höchst interessante, unerwartet und unvermutet aufgetauchte Dokument zu verschaffen, um es einem italienischen Politiker zum Geschenk zu machen, der sich rühmen kann, noch Mitarbeiter Cavours gewesen zu sein.

Der in Paris geschriebene Brief stammt aus dem Jahre 1835, aus einem Jahre also, in dem Cavour dem Anschein nach es nicht nötig hatte, sich mit militärischen Dingen zu beschäftigen; und doch sehen wir ihn hier im Einvernehmen mit einem Offizier des sardinischen Heeres eifrig darauf bedacht, sich über die militärischen Einrichtungen, die ihm vor die Augen kamen, klar zu werden und sein Land darüber zu unterrichten. Sah er die Zukunft vorher? Wer kann es wissen? Sicher ist, daß bei Menschen, wie er einer war, der Skeptizismus gegenüber den Ereignissen, den Völkern, den Individuen niemals absolut und vollständig ist; meistens geben sie sich als Skeptiker, den andern gegenüber entweder in der Ueberzeugung, nicht verstanden zu werden oder um ihre eignen Gedanken zu verbergen, sich selbst gegenüber, um sich vor gefährlichen Illusionen zu bewahren; aber in ihrem geistigen Bewußtsein regt sich und arbeitet das Vorgefühl dessen, was geschehen kann, was geschehen muß, und der Wille, darauf vorbereitet zu sein. Sonst ließe es sich bei ihm wie bei andern großen Männern nicht erklären, wie ihrem Leben von der ersten Jugend an eine bestimmte Richtung gegeben ist, und sicherlich würde dazu auch ihre Rücksicht gegen sich selbst nicht ausreichen, die Männer in einer würdevollen Reserve hält, welche fähig wären zu handeln, aber durch die Umstände verurteilt sind, untätig zu bleiben.

Gewiß war er vom Glück begünstigt, da er im Augenblick der Vorbereitung auf den Plan trat und gerufen wurde, als seine Kräfte und der entscheidende Moment, in dem sie sich am besten betätigen und nutzbringend entfalten konnten, am besten zueinander paßten. Doch das Glück — das freilich oft dem fehlt, der es verdienen würde — hilft, wo es sich darbietet, nur dem Genie; jeden-

Digitized by Google

falls haben die Nachfolger Cavours die günstigen Gelegenheiten, die sich ihnen später boten, jenes Italien groß zu machen, zu dessen Einigung er so viel beigetragen hatte, nicht zu benutzen verstanden, und Italien lebte nach seinem Tode lange Jahre hindurch ohne Ruhm und ohne Gewinn dahin, bis nach einer kurzen Periode, in der ein Staatsmann von außergewöhnlichen Fähigkeiten seiner Zeit vorangeeilt war und daher bei dem Lande keine Unterstützung fand — das ihn später betrauerte —, zwischen dem Bewußtsein des Volkes und dem Willen der Regierenden jene Harmonie des Strebens und des Handelns sich bildete, aus der mehr und Besseres als die Eroberung Libyens, aus der die Erneuerung des ganzen nationalen Geistes hervorgegangen ist.

Doch damit diese Erneuerung von Dauer sei, ist es gut, immer und immer wieder zu den ersten Anfängen zurückzukehren. Alle fühlen es intuitiv, und darum erregt die nicht nur in den Büchern und in den Zeitungen wieder zum Leben erweckte, sondern auch mehr oder weniger getreu auf die Bühne gebrachte Gestalt des Grafen Cavour, heute mehr als je, eine Begeisterung, die der Dankbarkeit, der Liebe, dem Schmerz über sein frühzeitiges Hinscheiden und zugleich der Hoffnung auf eine seiner würdige Zukunft entspringt. X X X.

Die Entwicklung Rumäniens unter König Carol und der Balkankrieg

Aus den Erinnerungen

von

Demeter A. Sturdza, Königlich rumänischem Ministerpräsidenten a. D.

(Fortsetzung)

Am 6./18. Oktober hat Rußland die drei Distrikte jenseits des Pruth ganz übernommen; die Uebergabe hat sich vollzogen ohne die Unterschrift des Fürsten.

Am Sonntag, den 8./20. Oktober, feierten der Fürst Carol und die rumänische Armee ihren feierlichen Einzug in Bukarest.

Den 9./21. Oktober empfängt der Fürst ein Schreiben des deutschen Kronprinzen aus Potsdam vom 7./19. Oktober: „Daß ich Deiner während des Kongresses und dann inmitten der wahrlich harten Zeit der Verhandlungen über die Abtretung Bessarabiens sehr viel gedachte, weißt Du. Absichtlich schrieb ich Dir nicht, weil ich nicht wußte, wie ich mich angesichts solcher Vorgänge ausdrücken sollte. Daß Du die Verhältnisse ruhig zu erfassen und die Dinge, wie sie waren, zu nehmen wissen würdest, davon war ich im voraus überzeugt. Doppelt hart aber traf Dich der Ländertausch, da nur zu viele danach trachteten, Dich als „Eingewanderten" des Mangels „an patriotischen Gesinnungen" zu verdächtigen. Gottlob scheint Deine Landesvertretung sich mit der notwendigen

Digitized by Google

Resignation gefügt zu haben, so daß Du einer wahren Sorge enthoben bist. Möge Rumänien nun rasch alle Vorteile geltend machen, die aus der wenig bietenden Dobrudscha immerhin noch gezogen werden können, und Brücken-, Kanal- und Hafenbauten eine neue Aera Deiner Regierung bezeichnen! Gelingen dergleichen Unternehmungen, dann ist wirklich Ersatz für das Preisgegebene geschaffen, und vielleicht der Vorteil einst auf eurer Seite. Das wünsche ich von Herzen. Rußlands Verhalten, nachdem ihr dem kolossalen Reich den Retterdienst geleistet, fand allgemeinen Tadel. Ich begreife auch nicht, was ihm an jenem Stück Landes gelegen sein konnte . . ."

Da Rußland seinen Generalkonsul in Bukarest zum Ministerresidenten ernannt hat, erhält General Fürst Jon G. Ghika in Petersburg Rang und Titel eines Gesandten. Den 10./22. Oktober hat General Ghika beim Fürsten Carol Audienz, da er nach Livadia geht, um sein Kreditiv als Gesandter zu überreichen. Der Fürst beauftragt ihn, dem russischen Kaiser zu sagen, daß Fürst Carol in alter Anhänglichkeit die Hoffnung hege, daß nun, nach Beendigung der Differenz wegen Bessarabiens, die guten Beziehungen zwischen Rußland und Rumänien wiederhergestellt werden müssen. Die Besetzung der Dobrudscha werde ohne Schwierigkeit verlaufen. Hoffentlich werde der russische Ministerresident bald den Gesandtenrang erhalten.

Den 15./27. Oktober empfängt Fürst Carol in feierlicher Audienz Baron Stuart, der ihm einen Brief des Kaisers Alexander überreicht, der in der französischen Uebersetzung lautet wie folgt: „Désirant consolider de plus en plus les relations amicales qui ont existé invariablement entre nos Etats, Nous avons jugé à propos de nommer au poste de Notre Ministre Résident près Votre Altesse Notre Conseiller d'Etat Actuel Baron Dimitri Stuart. En l'accréditant par les présentes, en la dite qualité, Nous prions Votre Altesse de lui accorder foi et créance entière en tout ce qu'il aura l'honneur de Lui exposer en Notre nom. De cette occasion, Nous le chargeons de présenter à Votre Altesse l'assurance de Notre parfaite amitié." Baron Stuart hebt in seiner Anrede hervor, daß die letzten Ereignisse für Rumänien eine neue politische Aera eröffnet hätten, „en combattant à côté de la Russie, la Roumanie a acquis son Indépendance". Um diese zu begrüßen, hat der Kaiser die Initiative ergriffen, ihn zum Ministerresidenten zu ernennen, in der Hoffnung, daß die Beziehungen der beiden Länder sich auf dem Fuße, „de la plus franche et de la plus cordiale amitié" konsolidieren würden. Fürst Carol antwortet erfreut über die sympathische Initiative des Kaisers und hofft, die Freundschaftsbande mit dem mächtigen russischen Reiche, „qui ont reçu une si belle sanction sur le champ de bataille", immer inniger werden würden.

Den 21. Oktober/2. November wird der österreichisch-ungarische Gesandte Graf Hoyos-Sprinzenstein offiziell empfangen. Der Brief des Kaisers Franz Josef, den er überbringt, ist in lateinischer Sprache vom Kaiser unterschrieben und vom Grafen Andrássy gegengezeichnet.

Digitized by Google

Fürst Carol präsidiert den 10./22. November einem Ministerrate, in dem die Normen für die Besitzergreifung der Dobrudscha festgesetzt werden. Außerdem wird beschlossen, daß Cogalniceanu dem Baron Stuart mitteilen soll, daß die Besitzergreifung nicht länger hinausgeschoben werden kann, sondern daß Rumänien vor Eröffnung der Kammern die Dobrudscha besetzt haben müsse, zumal da ohne die Kammern kein neuer Durchgangsvertrag abgeschlossen werden könne.

Der rumänische Gesandte Balaceanu hat in Pest dem Kaiser Franz Josef den Stern Rumäniens überreicht. Der Kaiser hat ihn sehr gnädig empfangen und ihm seine Hoffnung ausgedrückt, daß Rumänien in der Dobrudscha nicht dieselben Schwierigkeiten zu überwinden haben werde wie seine Truppen in Bosnien und der Herzegowina.

Den 11./23. November empfängt Fürst Carol die russischen Generale Tscherkassow und Nikitin, die sich verabschieden. Der ganze Stab der Okkupationsarmee verläßt Rumänien, um sein Hauptquartier nach Bessarabien zu verlegen; ebenso wird die ganze Etappenlinie verlegt.

Abends trifft die Nachricht ein, daß man in Livadia die rumänischen Wünsche angenommen und die russischen Behörden in der Dobrudscha den Befehl erhalten haben, die Verwaltung den Rumänen zu übergeben. Minister v. Giers hat nämlich an den Baron Stuart folgendes Telegramm gerichtet: „N'ayant en vue que la stricte exécution du Traité de Berlin, sans aucune arrièrepensée, et supposant qu'il en est de même du côté du Gouvernement Roumain, consentons à amendement proposé par Cogalniceanu, lorsque la question sera reglée par échange de notes. Informez Belozeskowitz qu'il peut procéder à remise de la Dobroutcha."

Fürst Carol begibt sich den 13./25. November mit dem Ministerpräsidenten Bratianu nach Braila, um die faktische Besitzergreifung der Dobrudscha zu vollziehen.

Den 14./26. November langt Fürst Carol morgens 9 Uhr in Braila an, wo er erwartet wird von General G. Anghelescu, Kommandeur der zur Besetzung der Dobrudscha bestimmten Division, sowie von allen höheren Offizieren und Verwaltungsbeamten des Distrikts und von einem zahlreichen Publikum.

Der Fürst steigt zu Pferde und reitet mit seinem Stabe die Front der Besatzungsdivision ab. Dann wird den Truppen folgender Tagesbefehl verlesen:

„Soldaten! Die europäischen Großmächte haben durch den Berliner Vertrag diesen alten Besitz unsrer früheren Fürsten mit Rumänien vereint. Heute werdet ihr euren Fuß auf den Boden setzen, der wieder rumänische Erde wird! Doch betretet ihr die Dobrudscha nicht als Eroberer, sondern als Freunde und Brüder der Bewohner, die von jetzt ab eure Mitbrüder sind.

„Soldaten! In diesem neuen Rumänien werdet ihr eine Bevölkerung finden, die zum größten Teile schon rumänisch ist; aber ihr werdet auch Bewohner finden andern Stammes, andern Glaubens. Alle diese, die jetzt Glieder des rumänischen Staates werden, haben das gleiche Anrecht an euren Schutz, eure

Digitized by Google

Liebe! Unter ihnen werdet ihr Mohammedaner finden, deren Religion, Sitte und Familienleben sich von den unsrigen unterscheiden. Diese zu achten, lege ich euch besonders ans Herz.

„Seid inmitten eurer neuen Mitbürger das, was ihr bis jetzt in Friedenszeiten wie auf dem Felde der Ehre gewesen seid: das, als was euch — mit Stolz bestätige ich es — jetzt ganz Europa kennt, nämlich Muster von Tapferkeit und Disziplin, Verteidiger des Rechtes Rumäniens und Vorkämpfer der Gesetzlichkeit und der Zivilisation Europas.

„Guten Weg also, Soldaten, und Gott schütze euch. Mein herzliches Gedenken begleitet euch unausgesetzt! Es lebe Rumänien!"

Im Hafen sind die umfassendsten Vorbereitungen zum Uebersetzen der Truppen auf das rechte Donauufer getroffen worden. Um 12 Uhr geht Fürst Carol an Bord seiner Jacht „Stephan der Große", begleitet vom Ministerpräsidenten, dem Bischof Melchisedek, den Zivilbehörden und Notabilitäten der Stadt, sowie den Vertretern der österreichischen Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die der Regierung zur schnellen Ueberfahrt der Truppen Schiffe zur Verfügung gestellt hat. Um 1 Uhr ist ein Detachement Roschiori, eine Kompagnie Jäger, eine Batterie und das 5. Linieninfanterieregiment auf dem jenseitigen Ufer: da lichtet auch der „Stephan der Große" die Anker, und bald darauf setzt Fürst Carol in Ghecet unter dem Jubel seiner neuen Untertanen zum erstenmal seinen Fuß auf ein Stück transdanubischen Landes, das ihm gehört. Er wünscht seinen Truppen, die mit flatternden Fahnen und unter den Klängen der Nationalhymne nach Matschin abmarschieren, „glücklichen Weg"; Bischof Melchisedek erteilt den Segen. Dann fährt der Fürst nach Braila hinüber und sodann nach Bukarest.

Am selben Tage richtete Cogalniceanu an Baron Stuart ein Schreiben folgenden Inhalts: „Rußland habe in der Note vom 29. Oktober/10. November den Wunsch ausgedrückt, sich vor der Besetzung der Dobrudscha durch die rumänischen Truppen mit der fürstlichen Regierung über die Verkehrswege der russischen Armee in dieser Provinz zu verständigen. Nach mündlicher Abrede sei er nunmehr im Namen der fürstlichen Regierung zu der Erklärung ermächtigt, daß die Bestimmungen der noch heute in Kraft stehenden Konvention für den Durchzug des russischen Heeres durch Rumänien auch auf die Dobrudscha anzuwenden sei — „conformément à l'article 22 du Traité de Berlin". Baron Stuart hat hierzu die Zustimmung seiner Regierung erklärt, durch eine Paraphrase der soeben erhaltenen Note Cogalniceanus.

Den 15./27. November eröffnet Fürst Carol persönlich die Kammern und wird mit besonderer Begeisterung empfangen. Die Thronrede bespricht die äußere und innere Lage Rumäniens und hebt hervor, daß jede Kriegsgefahr geschwunden, und daß Rumänien jetzt in die europäische Staatenfamilie aufgenommen ist, arbeitet doch ein rumänischer Delegierter neben den Delegierten der Großmächte in der Kommission, die für die Freiheit und Entwicklung der Donauschiffahrt zu sorgen hat. Und gestern haben unter des Fürsten Augen die rumänischen Truppen von der Dobrudscha Besitz ergriffen. Die Nachbarstaaten haben ihre

Digitized by Google

diplomatischen Vertretungen den neuen Verhältnissen angepaßt, die Beziehungen zur Hohen Pforte sind auf das freundschaftlichste wiederhergestellt, und was die diplomatischen Beziehungen zu den andern Großmächten angeht, so hängt deren Regelung von den Kammern ab: nur diese können die Wahl einer Konstituante, zur Revision und Abänderung der betreffenden Artikel der Konstitution, beschließen. Auf konstitutionellem Wege also können die Kammern dem Lande die Möglichkeit geben, den Erwartungen Europas zu entsprechen und aus dem Fundamentalpakt des Landes die politische Ungleichheit aus Glaubenssätzen ausmerzen, welche diesem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr angemessen ist. Außerdem wird eine neue Verteilung von Grund und Boden an die Bauern vorzunehmen sein, die um so nötiger ist, als die Landbevölkerung im Frieden die Quelle des Reichtums, im Kriege aber die Stütze und der Stolz des Volkes ist. Ferner sollen Friedensrichter eingeführt und die Unabsetzbarkeit der Richter weiter ausgedehnt werden. Auch zum Schutz der Waldungen und zum Betrieb von Bergwerken sind neue Gesetze erforderlich. Desgleichen sind Verbesserungen in der Organisation des Heeres in Aussicht genommen. Wünschenswert ist ein schleuniger Anschluß der Eisenbahn Tschernavoda—Küstendsché an das rumänische Netz. Die Thronrede schließt mit einem Appell an den Patriotismus der Volksvertreter und einer Erinnerung an alles, was im vergangenen Jahre vollbracht und erreicht worden ist.

Den 25. November/7. Dezember telegraphiert Fürst Carol dem Großfürsten Nikolaus nach St. Petersburg: „A l'occasion de la fête de l'ordre de St. Georges, et pénétré du souvenir impérissable des événements glorieux au milieu desquels il m'a été donné de célébrer cette solennité avec les augustes membres de la Famille Impériale sur les champs de bataille de Bulgarie, je viens prier Votre Altesse Impériale en mon nom et en celui des Chevaliers de St. Georges appartenant à mon armée, d'exprimer à Sa Majesté l'Empereur nos bien sincères félicitations et notre plus vive reconnaissance. Agréez de même, Monseigneur, pour Vous personnellement nos meilleurs vœux pour le premier anniversaire que Votre Altesse Impériale célébre comme Chevalier de la Grande Croix d'un des plus beaux ordres militaires."

General Stolypin hat im Namen der Georgsritter des IX. russischen Korps, das er kommandiert, aus Philippopel Glückwünsche an den Fürsten gesandt.

Den 26. November/8. Dezember antwortet Großfürst Nikolaus dem Fürsten Carol durch zwei Telegramme. Im ersten wünscht er ihm und allen „Chevaliers de l'Ordre de St. Georges de la jeune et brave armée roumaine" Glück zum heutigen Tage. Im zweiten sagt er: „L'Empereur me charge de transmettre à Votre Altesse Royale ses plus sincères remercîments de Votre aimable attention à l'occasion de la fête anniversaire de Son Ordre Militaire de St. Georges, et des bonnes paroles contenues dans le télégramme que Vous avez bien voulu m'adresser. Il me tient à cœur de Vous exprimer en même temps combien je suis touché du bon souvenir que Vous gardez de nos relations et de notre service commun pendant l'époque mémorable

Digitized by Google

de la dernière campagne, et de Vous prier, ainsi que tous nos frères d'armes de Votre Armée de croire à la réciprocité de ces sentiments de ma part."

Den 27. November/9. Dezember antwortet der Fürst dem General Stolypin nach Philippopel: „Les félicitations qu'à l'occasion de la fête de l'Ordre les Chevaliers de St. George, appartenant au 9me Corps, me font parvenir, m'ont vivement touché. Je Vous remercie particulièrement de me les avoir transmises, et je prie Votre Excellence d'être mon interprête auprès des braves Chevaliers du vaillant corps qui, dans la dernière guerre, a commencé sa carrière de gloire sous les murs de Nicopoli, l'a consacrée devant Plewna et l'a continuée au-delà des Balkans. C'est avec un double plaisir que je me souviens des héros du 9me Corps aujourd'hui, 1er anniversaire de Plewna, où ce corps a été constamment côte à côte avec mes troupes et a partagé fraternellement avec elles les gloires et les périls de ce siège mémorable."

Am 28. November/10. Dezember, dem Jahrestage von Plewna, erläßt Fürst Carol folgenden Tagesbefehl: „Soldaten! Heute ist ein Jahr vergangen, seitdem euer Mut und eure Ausdauer alle Gefahren und Schwierigkeiten überwand und ihr als Sieger in Plewna einzoget. Ihr habt gesehen, mit welchem Stolz, welcher Freude und Dankbarkeit das Land euch empfing, als ihr vom Kampfe heimkehrtet: in allen Städten, in allen Dörfern war Feiertag, besonders aber die Hauptstadt, das Herz des Landes, zeigte euch, wie die Nation die Vorteile zu schätzen weiß, die ihr für sie durch euer Blut errungen, und das von jetzt ab mit Liebe sich mehr denn je über euch ausbreiten wird! Soldaten! An dem heutigen feierlichen Tage möge jeder von euch dem Allmächtigen danken, daß Er ihm den Arm gestärkt hat zur Verteidigung des Vaterlandes, und sich geloben, daß das Land, sobald es seiner bedarf, ihn und, wie vor Plewna, mich an eurer Spitze finden wird!"

Dem Kaiser von Rußland telegraphiert der Fürst seine Glückwünsche: „Je prie Votre Majesté d'agréer mes sincères félicitations à l'occasion du premier anniversaire de la prise de Plewna, conquise sous les yeux de Votre Majesté par les vaillants soldats et par mes jeunes troupes qu'eurent le bonheur d'y recevoir le glorieux baptême militaire. Ce sera pour mon pays et pour moi une date mémorable que celle où Votre Majesté entre en vainqueur dans la formidable citadelle, et la confraternité qui s'est établie entre l'armée Impériale et l'armée roumaine restera à jamais gravée dans les pages de l'histoire. Je garderai éternellement le souvenir des bontés que Votre Majesté m'a témoignées ainsi qu'à mon armée!"

Der Kaiser antwortet dem Fürsten: „Je Vous remercie sincèrement d'avoir pensé au glorieux anniversaire d'aujourd'hui, où Vos braves troupes ont contribué au succès définitif. Puisse cette confraternité d'armes rester pour toujours un lien entre nos deux armées et nos deux pays."

Den 3./15. Dezember wird der türkische Gesandte Suleiman-Bei in feier-

Digitized by Google

licher Audienz vom Fürsten empfangen. Der Akkreditivbrief des Sultans drückt den Wunsch aus, „de rendre de plus en plus intimes les rapports de bonne amitié et de parfaite entente entre les deux Etats."

Am 10./22. Mai wird dem Fürsten Carol von der Armee ein in Gold getriebener Säbel überreicht. Auf dem Bügel der Waffe sind die Namen der Schlachten eingraviert, an denen das rumänische Heer teilgenommen hat; auch die rumänischen Orden und Kriegsmedaillen sind ihm nachgebildet. Die Widmung lautet: „Dem ruhmreichen Führer im Kriege 1877/78 sein dankbares Heer"; außerdem trägt die Klinge die Inschriften: „Virtus Romana Rediviva" und „Unserm gnädigen Herrscher". Der Griff zeigt das nationale Emblem, den Adler mit dem Kreuz im Schnabel und im Email die Worte: „Ruhm den gefallenen Helden." Fürst Carol ergreift den Säbel und dankt: „Mit Stolz nehme ich diese Waffe entgegen als ein Zeichen der Hingebung meiner treuen Armee, die durch ihren Heldenmut die ruhmreichen Zeiten der Vergangenheit neu belebt hat! Ich nehme sie an in Erinnerung an die große Epoche, die wir zusammen durchkämpften, indem wir Sorgen und Leiden, Gefahren und Hoffnungen teilten, und aus der wir ehrenvoll hervorgegangen sind! Wenn uns das Herz lauter schlägt bei dem Gedanken an die gefallenen Helden, so wollen wir doch nicht klagen, denn aus ihren Gräbern ist die Unabhängigkeit des Landes erblüht! Möge Gott der Herr geben, daß dieser Säbel eine Reihe von Jahren in tiefem Schlafe ruhe! Sollte er aber dereinst zum Kampfe gezogen werden, so möge es sein, um ein Heer von Helden zum Siege zu führen! Es lebe unsre tapfere Armee!"

*

Am 15./27. Mai ist der neuernannte Gouverneur von Ostrumelien, Fürst Alexander Vogorides, Aleko-Pascha, in Philippopel eingetroffen.

Am 16./28. Juli 1879 überreicht Major Corvin in offizieller Audienz die Notifizierung der Thronbesteigung des Fürsten Alexander von Bulgarien.

Das Notifizierungsschreiben hat folgenden Wortlaut: „Monseigneur! Elu Souverain de la Principauté de Bulgarie par un vote national et arrivé dans ma capitale, je m'empresse, Monseigneur, de faire part à Votre Altesse Royale de mon avénement au trône de cette Principauté. C'est avec le plus grand sentiment de satisfaction et de sympathie personnelle, Monseigneur, que j'accomplis ce devoir envers le Souverain d'un pays limitrophe, auquel ma nouvelle patrie est liée par tant d'intérêts communs, aussi bien que par tant de souvenirs d'hospitalité politique et de reconnaisance. Nos rapports mutuels contribueront, j'en suis convaincu, à développer et à fortifier de plus en plus les bonnes relations de voisinage qui doivent exister entre les deux pays destinés l'un et l'autre de prendre une large part dans l'œuvre glorieuse de la civilisation en Orient. Veuillez agréer, Monseigneur, l'assurance de mes sentiments de plus haute estime et de ma sincère amitié. Alexandre."

Digitized by Google

Auf die Ansprache des Barons Corvin antwortet Fürst Carol: „Personne ne pouvait se réjouir autant que moi de l'élection du Prince Alexandre, auquel je porte une sincère amitié et qui peut compter sur toute ma sympathie. Je suis convaincu que les meilleurs rapports s'établiront entre nos deux pays, d'autant plus que les Bulgares se rappelleront avec plaisir de l'hospitalité qu'ils ont toujours trouvé en Roumanie, et mes troupes ont combattu à côté de la vaillante armée russe pour leur autonomie!"

Den 6./18. Dezember 1879 wird Graf Tornielli als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Italiens vom Fürsten Carol in feierlicher Audienz empfangen.

*

Am 15./27. Januar 1880 wird der Rückkauf der rumänischen Eisenbahnen von den Kammern votiert, und sämtliche Eisenbahnen Rumäniens werden somit Staatsbahnen.

Den 8./20. Februar 1880 wird die identische Note, durch welche das Deutsche Reich, England und Frankreich die Unabhängigkeit Rumäniens anerkennen, von den Vertretern der Westmächte dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rumäniens eingehändigt.

Sie lautet:

„Le Soussigné (Gérant du Consulat Général d'Allemagne — Représentant d'Angleterre — Secrétaire d'Ambassade Gérant l'Agence et le Consulat Général de France) a reçu l'ordre d'adresser au nom du Gouvernement (d'Allemagne — d'Angleterre — de France) à Monsieur le Ministre des Affaires Etrangères de Roumanie la communication suivante:

„Le Gouvernement (Impérial — de Sa Majesté Britannique — de la République Française) a été informé par les soins de l'Agent de Son Altesse Royale le Prince de Roumanie (à Berlin — à Londres — à Paris) de la promulgation, sous la date du 25 Octobre 1879, d'une Loi votée par les Chambres de Révision de la Principauté et destinée à mettre le texte de la constitution roumaine en accord avec les stipulations insérées dans l'article 44 du Traité de Berlin.

„Le Gouvernement (Impérial — de Sa Majesté la Reine — de la République) ne saurait considérer comme répondant entièrement aux vues qui ont dirigé les Puissances Signataires du Traité de Berlin, les dispositions constitutionnelles nouvelles dont il lui a été donné connaissance, et, en particulier celles, d'où resulte pour les personnes de rite non chrétien domiciliées en Roumanie, n'appartenant d'ailleurs à aucune nationalité étrangère, la nécessité de se soumettre aux formalités d'une naturalisation individuelle.

„Toutefois, confiant dans la volonté du Gouvernement Princier de se rapprocher de plus en plus, dans l'application de ces dispositions, de la pensée libérale dont s'étaient inspirées les Puissances, et prenant acte des assurances formelles qui lui ont été transmises, le Gouvernement (Impérial

Digitized by Google

— de Sa Majesté Britannique — de la République), afin de donner à la nation roumaine un témoignage de ses sentiments d'amitié, a décidé de reconnaître sans plus de retard la Principauté de Roumanie, comme Etat Indépendant. En conséquence le Gouvernement (Impérial — de Sa Majesté Britannique — de la République Française), se déclare prêt à rentrer en relations diplomatiques régulières avec le Gouvernement Princier.

„Le Soussigné, en donnant avis à Monsieur le Ministre des Affaires Etrangères de la résolution adoptée par son Gouvernement, a l'honneur de Lui renouveler l'assurance de sa haute considération."

White überreicht dem Fürsten Carol in feierlicher Antrittsaudienz sein Beglaubigungsschreiben als Gesandter und bevollmächtigter Minister Großbritanniens. In dem Briefe der Königin wird der Fürst zum ersten Male von ihr als „Brother" angeredet. Nach englischer Gepflogenheit überreicht White auch der Fürstin einen Brief der Königin Viktoria.

Der neuernannte deutsche Gesandte Graf Wesdehlen überreicht dem Fürsten Carol am 26. Februar/9. März folgenden Brief des Deutschen Kaisers vom 5. März 1880:

„Bester Vetter!

„Endlich sind wir am Ziele unsrer so lang gehegten Wünsche angelangt! Schwere und unerfreuliche Kämpfe hat es gekostet, um dahin zu kommen, Dich selbständig in der Welt dastehen zu sehen! Möge das Sprichwort in Erfüllung gehen: „Was lange währt, wird gut!"

„Die Sympathien, die ich stets für Dich als Hohenzoller und für Deine Person empfunden, habe ich nie verleugnet; aber wo viele zum Ziele gelangen wollen und jeder seinen Weg geht, bis man endlich sie alle unter einen Hut bringt, das erfordert Zeit und manches Opfer! Daher mußte auch ich temporisieren, um Dich endlich vor der Welt anerkennen zu können.

„Gott gebe seinen Segen zu Deiner nunmehr selbständigen Regierung, und segne Dich, Deine Gemahlin und Dein Land!

„Dein treuer Vetter und Freund Wilhelm."

Das offizielle Beglaubigungsschreiben des Kaisers Wilhelm lautet:

„Durchlauchtigster Fürst, freundlich lieber Vetter!

„Von dem Wunsche geleitet, für die diplomatische Vertretung des Deutschen Reiches bei Eurer Königlichen Hoheit und Liebden Sorge zu tragen, habe Ich Mich bewogen gefunden, den bisherigen ersten Sekretär Meiner Botschaft in Paris, Legationsrat v. Wesdehlen, zu Meinem außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister bei Eurer Königlichen Hoheit und Liebden zu beglaubigen. Der von dem Grafen v. Wesdehlen stets bewiesene Diensteifer berechtigt Mich zu der Erwartung, daß es ihm in der übertragenen ehrenvollen Stellung gelingen werde, sich Eurer Königlichen Hoheit und Liebden Wohlwollen und Vertrauen zu erwerben. Eure Königliche Hoheit und Liebden ersuche Ich demnach, den Grafen v. Wesdehlen gütig aufzunehmen, ihm auch sonst Zutritt zu

Digitized by Google

Dero Person und geneigtes Gehör zu verstatten und ihm in allem, was er in Meinem Namen und im Auftrage Meiner Regierung vorzutragen berufen sein wird, vollen Glauben beizumessen. Derselbe ist auch angewiesen, Eurer Königlichen Hoheit und Liebden bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit die Versicherung der vollkommenen Hochachtung und aufrichtigen Freundschaft zu erneuern, womit ich verbleibe Eurer Königlichen Hoheit und Liebden freundwilliger Vetter Wilhelm.

Berlin, den 21. Februar 1880. v. Bismarck."

„An den Fürsten von Rumänien
Königliche Hoheit und Liebden."

Den 26. März/7. April überreicht Graf Wesdehlen dem Fürsten Carol in feierlicher Audienz den Schwarzen Adlerorden, zusammen mit folgendem Handschreiben des Deutschen Kaisers vom 2. April 1880: „Eure Königliche Hoheit haben die große Güte gehabt, mir mittels Ihres Schreibens durch Minister Bratianu Ihren Orden des Rumänischen Sterns mit Schwertern zu verleihen. Dieser Beweis Ihrer stets gleichbleibenden Freundschaft für mich ist mir unendlich wert, und ich sage Ihnen hiermit meinen aufrichtigsten Dank. Daß Sie mich darauf aufmerksam machen, daß Sie die Schwerter dem Orden beigefügt haben, gilt mir als teurer Beweis, daß Sie sich der großen Zeit erinnern, in welcher die Vorsehung sichtlich meine Waffen gesegnet hat und mächtige Ereignisse durch dieselben herbeiführen wollte. Ich gedenke dabei der siegreichen Taten Ihrer Armee, die mir die Freude gewährte, Ihnen meinen Militärorden damals verleihen zu können. Zugleich ergreife ich nunmehr die so hocherfreuliche Veranlassung Ihrer anerkannten Stellung als selbständiger regierender Fürst, um Ihnen meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler zu verleihen, den dritten in Ihrer und meiner hohenzollernschen Familie. Indem ich von Gott Seinen Segen über Sie, die Fürstin und Ihr aufblühendes Land erflehe, verbleibe ich Eurer Königlichen Hoheit treu ergebener Vetter und Freund Wilhelm, Imp. Rex."

Den 2./14. August ernennt der Kaiser Franz Josef den Fürsten Carol zum Oberstinhaber seines Infanterieregiments Nr. 6.

Den 18./30. August wird dem Fürsten folgende Kabinettsordre des Kaisers Wilhelm überreicht: „Durchlauchtigster Fürst, freundlich lieber Vetter! Eure Königliche Hoheit Mich herzlich erfreuende Anwesenheit hierselbst bietet Mir die Veranlassung, Ihre frühere Zugehörigkeit zu Meiner Armee zu erneuern, indem ich Sie bitte, die Stelle als Chef des 1. hannoverschen Dragonerregiments Nr. 9 annehmen zu wollen. Ich habe das genannte Regiment zur vorschriftsmäßigen Einrichtung des Rapports und der Offizierrangliste anweisen lassen, und darf hoffen, daß es Eurer Königlichen Hoheit Wünschen entsprechen wird, wieder dem Verbande einer Armee anzugehören, die Eurer Königlichen Hoheit Vater und zwei Ihrer Herren Brüder zu ihren Mitgliedern zählen darf, und die den Namen Ihres dritten Herrn Bruders auf den Ehrentafeln derjenigen bewahrt,

Digitized by Google

die den Heldentod vor dem Feinde fanden. Ich verbleibe jederzeit mit besonderer Wertschätzung und Anhänglichkeit Euer Königlichen Hoheit freundwilliger Vetter

Wilhelm."

*

Die Sukzessionsfrage wird im Jahre 1880 durch folgende vier Aktenstücke geregelt.

Brief des Fürsten Carol an seinen Vater vom 11./23. Oktober:

„Monseigneur et très cher Père,

„Après mon retour en Roumanie, mon Conseil des Ministres m'a soumis de nouveau la nécessité de régler par un acte formel la question de la succession au trône. Cette question a été vivement agiteé dans les derniers temps dans le pays, et Votre Altesse Royale n'ignore pas l'importance que les hommes d'Etat de la Roumanie attachent à son réglement, qu'ils considèrent comme une puissante garantie de stabilité pour l'avenir. Connaissant les bonnes dispositions de Votre Altesse Royale et le vif et sincère intérêt qu'Elle porte au pays qui m'a confié ses destinées, je n'hésite pas à faire appel, en mon nom et au nom de mon Gouvernement, à ces sentiments, et à La prier de donner Sa pleine et entière adhésion aux prescriptions constitutionnelles, qui règlent l'ordre de succession au trône de Roumanie dans la maison de Hohenzollern.

„Bien que les articles de notre loi fondamentale soient d'une grande précision à cet égard, Votre Altesse Royale reconnaîtra cependant la nécessité de faire tout d'abord et pour écarter toute incertitude, une déclaration formelle signée par tous les Membres de Notre Famille Princière, constant qu'ils acceptent éventuellement la Succession au Trône de Roumanie, avec toutes les prérogatives et les restrictions qui y sont attachées. Les Chambres roumaines seront appelées à prendre acte de cette importante décision; je suis persuadé qu'elles l'accueilleront avec une vive satisfaction, et qu'elles y verront l'accomplissement des vœux maintes fois exprimés par les représentations legales du pays. Dans l'espoir que Votre Altesse Royale partage pleinement notre manière de voir, et dans l'attente d'une réponse favorable, je saisis avec bonheur cette occasion pour Vous renouveler, Monseigneur et très cher Père, l'expression du respect filial et de toute la tendresse avec lesquels je ne cesserai d'être

de Votre Altesse Royale

le fidèlement dévoué fils

Charles."

Den 14./26. November langen auf des Fürsten Carol offiziellen Brief in der Sukzessionsfrage folgende zwei Schreiben und eine Urkunde an, welche den Kammern vorlegt werden sollen:

Digitized by Google

„Monseigneur et très cher Fils,

„J'ai reçu la lettre par laquelle Votre Altesse Royale a bien voulu M'exprimer Son désir ainsi que celui de Son Conseil des Ministres, sur la nécessité de régler par un acte formel la question de la succession au trône de Roumanie.

„Bien que Nous n'ayons pas abandonné un seul instant la douce espérance de voir l'union de Votre Altesse Royale bénie par la naissance d'un héritier direct, Nous ne pouvons pas cependant Nous refuser au devoir de contribuer à la stabilité de l'avenir d'un pays dont les intérêts touchent de si près à Notre cœur, et de Nous rendre aux vœux légitimes de Votre Altesse Royale et de Son Peuple. C'est dans ces sentiments que Nous donnons Notre entière adhésion aux prescriptions constitutionnelles qui règlent l'ordre de succession au trône de Roumanie, dans la Maison Princière des Hohenzollern. A cet effet Nous avons dressé l'acte que Nous remettons ci-joint entre les mains de Votre Altesse Royale. Il Nous est bien agréable de pouvoir témoigner, par cette adhésion, tout l'attachement que Nous portons au souverain bien-aimé de ce pays, pour le bonheur et la prospérité duquel Nous formons les vœux les plus ardents. A l'expression de ces vœux, Je joins celle des sentiments paternels les plus affectueux avec lesquels Je ne cesserai d'être, Monseigneur et très cher Fils,

de Votre Altesse Royale

le très affectionné Père

Charles Antoine.

Sigmaringen, le 21 Novembre 1880."

*

„Monseigneur et très cher Frère,

„J'ai reçu communication de la lettre que Votre Altesse Royale a adressée à Son Altesse Royale Notre Père bien-aimé, concernant le désir exprimé par les différentes représentations légales du pays, ainsi que par Votre Altesse Royale personnellement, de voir réglées et confirmées les dispositions constitutionnelles relatives à la succession au trône de Roumanie par la déclaration formelle des Princes Majeurs de Notre Maison. C'est donc à Moi, comme au plus âgé des frères de Votre Altesse Royale, qu'il appartient de Me prononcer à l'égard des droits éventuels à la succession.

„Bien que Nous ne puissions abandonner encore la douce espérance qui remplit Nos cœurs et se confond avec les vœux de la nation roumaine, de voir naître l'héritier direct si ardemment désiré; toutefois Nous accédons aux désirs de Votre Altesse Royale afin de contribuer ainsi à écarter toute incertitude dans cette question si importante pour la stabilité et la sécurité du pays à l'avenir.

„Etant le frère aîné de Votre Altesse Royale, je ne me trouverai point dans le cas, selon les prévisions humaines, de continuer la tâche

Digitized by Google

pleine de responsabilités que Votre Altesse Royale a conduite avec un si brillant succès; il n'est pas besoin d'autres motifs pour justifier ma renonciation personnelle; cependant, pour le cas où Notre commune espérance serait déçue, et où il plairait à la Divine Providence d'appeler un de Mes fils à cette haute mission, je ne manquerai pas de les y préparer dès maintenant, en développant dans leur cœur l'amour de cette noble et vaillante nation qui, après tant de siècles de luttes et de souffrances a su, par ses propres forces, reconquérir une place honorable dans la grande famille des Etats souverains.

„Si telle était la volonté de Dieu qu'un de Mes fils fût appelé à monter sur le trône de Roumanie et à devenir un digne successeur de Votre Altesse Royale, Mon vœu le plus cher et qui les renferme tous, serait qu'il sût se conquérir dans le cœur des Roumains une place aussi grande que celle que Je lui garde dans Mon cœur paternel.

„Je suis heureux de pouvoir renouveler à cette occasion à Votre Altesse Royale l'expression de toute la tendresse, avec laquelle Je demeure, Monseigneur et très cher Frère,

de Votre Altesse Royale

le bien dévoué Frère

Leopold

Prince héréditaire de Hohenzollern.

„Sigmaringen, le 22 Novembre 1880."

„Nous, Charles Antoine, par la grâce de Dieu Prince de Hohenzollern, Burgrave de Nuremberg, Comte de Sigmaringen, Veringhen et Bergh, etc. etc.,

„Agissant en Notre propre nom et, en Notre qualité de Chef de la Famille Princière de Hohenzollern, au nom de tous les membres de cette Famille,

„Désirant faciliter la réalisation des vœux exprimés par les différentes représentations légales du peuple roumain et écarter toute incertitude en donnant formellement Notre adhésion aux prescriptions constitutionelles qui règlent l'ordre de succession au trône de Roumanie, formant toutefois des vœux ardents pour que la Divine Providence daigne accorder au Prince et à la Princesse de Roumanie, Nos enfants bien-aimés, le Fils Héritier direct, si vivement désiré aussi bien par la nation entière que par Notre propre famille, ainsi que la grâce de longues années, pour conduire les destinées du peuple dont Ils ont conquis l'amour et la confiance;

„Prenant d'autre part, en considération la lettre que Son Altesse Royale le Prince de Roumanie Nous a adressée, en date du 11/23 Octobre dernier, par laquelle Il nous communique l'avis de Son Conseil des Ministres sur la nécessité de régler, par un acte formel, la question de la succession au trône; voulant donner suite au désir qui vient de Nous être

Digitized by Google

exprimé par le Souverain de Roumanie et contribuer ainsi à assurer une garantie de stabilité pour l'avenir;

„Répondant en même temps, à Notre vœu le plus cher, de voir continuer par un Membre de Notre Famille la grande et glorieuse tâche entreprise par Notre cher Fils, le Prince Charles de Hohenzollern, et conduite avec tant de succès, grâce à l'appui patriotique et dévoué de la vaillante nation qui L'a élu pour son souverain:

„Nous déclarons et faisons savoir, tant en Notre nom qu'en celui des Membres de Notre Famille Princière, que Nous adhérons et souscrivons pleinement et formellement à l'article de la constitution roumaine qui règle l'ordre de la succession au trône, à défaut d'héritiers directs, avec tous les droits, devoirs, prérogatives et restrictions y contenus, dont la teneur Nous a été communiquée officiellement et qui est, en traduction, la suivante:

„Art. 83. A defaut de descendants mâles en ligne directe de Son Altesse Royale Charles I de Hohenzollern-Sigmaringen, la succession au trône reviendra au plus âgé de ses frères ou à Leurs descendants, selon les règles établies à l'article précédent. — Si aucun des frères ou de leurs descendants n'étaient en vie, ou s'ils déclaraient d'avance qu'ils n'acceptent pas le trône, alors le Prince pourra nommer son successeur dans une des dynasties souveraines de l'Europe, avec l'assentiment de la Représentation Nationale, donnée dans la forme prescrite par l'article 84. — Si aucune de ces éventualités n'a lieu, le trône est vacant.

„En foi de quoi, Nous et les Membres de Notre Famille avons dressé et signé la présente déclaration et y avons apposé Nos sceaux princiers, en regard de nos signatures.

„Fait à Sigmaringen, le 12 Novembre 1880.

„Charles Antoine, Prince de Hohenzollern.
„Leopold, Prince héritier de Hohenzollern.
„Frédéric, Prince de Hohenzollern."

Den 19. November/1. Dezember hat der Ministerrat dem Fürstenpaar eine Adresse überreicht, worin derselbe seinen tiefempfundenen Dank für die Regelung der Erbfolgefrage ausspricht. Bratianu verliest die Adresse mit bewegter Stimme: „Als der Fürst mit seinem Heere ausgezogen, um die rumänischen Fahnen mit Ruhm und Ehre zu bedecken, habe er eine heroische und patriotische Tat vollbracht; als die Fürstin Gesundheit und Leben eingesetzt, um die Verwundeten zu pflegen, habe sie gleichfalls ein großes und hohes Werk getan — aber die Höhe des Heldenmuts und der Selbstverleugnung hätten sie erklommen, als sie, obwohl noch beide in der Blüte des Lebens und mit sehnsüchtigem Hoffen auf Nachkommenschaft, das ein ganzes Land teile — dennoch nicht zögerten, diesem Lande jede Bürgschaft seiner Sicherheit und Stabilität zu geben und die Frage der Thronfolge zu erledigen. Ganz Rumänien hoffe mit den Ministern, daß

Digitized by Google

soviel Tugend, die unvergänglich in der dankbaren Erinnerung gegenwärtiger und zukünftiger Generationen eingegraben bleibe, noch belohnt, und dem häuslichen Glücke des Fürstenpaares das einzige, was noch fehle, gewährt werden möge zum Glück und Segen eines ganzen Volks!"

Der Fürst antwortet gerührt, daß die Fürstin und er glücklich seien, in der Erbfolgefrage dem Lande einen neuen Beweis ihrer Liebe haben geben zu können; ferner dürfe er die Versicherung abgeben, daß die fürstliche Familie Hohenzollern, seitdem 1866 eines ihrer Mitglieder nach Rumänien gegangen sei, aus ganzem Herzen am Wohl und Wehe des Landes teilnehme und auch jetzt nicht gezögert habe, die vom Lande gewünschte Lösung der Erbfolgefrage anzunehmen und herbeizuführen.

Am 4./16. Dezember überreicht der Senat dem Fürsten Carol die Adresse, die in sehr warmen Worten die Befriedigung des Senats über die Erfüllung auch des letzten Wunsches der Versammlungen von 1857, die Stabilität des rumänischen Thrones, ausspricht. — Der Fürst dankt für die ihm und der Fürstin dargebrachten Huldigungen und erklärt, daß, was er und seine Familie für Rumänien tue, kein Opfer, keine Selbstverleugnung sei, sondern einfache Pflichterfüllung gegen ein Land, mit dem er sich untrennbar vereint fühle, dessen Geschicke die seinigen, dem sein ganzes Leben geweiht sei!

Am 7./19. Dezember nimmt Fürst Carol die Kammeradresse entgegen und empfängt darauf, gemeinsam mit der Fürstin, den obersten Gerichts- und Kassationshof, die gleichfalls ihre Glückwünsche zur Regelung der Erbfolgefrage darzubringen wünschen. Beiden Körperschaften hat der Fürst in längerer Rede geantwortet: Das Band zwischen Thron und Land, das eine ereignisreiche Vergangenheit unlöslich geknüpft habe, könne auch in Zukunft nur noch inniger werden; er hoffe, daß Rumänien nunmehr, nachdem es all die Stürme der vergangenen Jahrhunderte überstanden, endlich in einen sicheren Hafen eingelaufen sei und sich ganz der friedlichen Entwicklung werde widmen können ...

Den 2./14. Dezember, als der Ministerpräsident Bratianu sich von der Kammer nach Hause begeben will, fällt ihn ein unbekannter Mann mit dem Messer an und versetzt ihm Stiche in den Kopf und Arm; zum Glück ist die Wunde nicht gefährlich. Der moralische Eindruck dieses Attentats ist aber groß, auf Bratianu selbst, der sich bewußt ist, einen solchen Racheakt durch nichts hervorgerufen zu haben, wie auf die ganze liberale Partei und das ganze Publikum überhaupt.

Den 29. Dezember/10. Januar hat Fürst Urussow seine offizielle Audienz als russischer außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter Minister beim Fürsten Carol. Sein Beglaubigungsschreiben hebt hervor, daß der Kaiser von Rußland die Freundschaftsbande zu Rumänien noch inniger zu gestalten wünsche, und der Gesandte selbst spricht in seiner Anrede von den altbewährten Sympathien zwischen Russen und Rumänen, deren Ursprung liege in dem gemeinsamen, jahrhundertealten Kampfe zur Befreiung der Christen des Morgenlandes: „Ces sympathies ont été cimentés sur les champs de bataille où la vaillante

Digitized by Google

armée roumaine a glorieusement combattu a côté de l'armée russe. La Roumanie a dû à ces luttes son émancipation graduelle, son existence nationale et, en dernier lieu, la conquête de son indépendance. De pareils souvenirs sont impérissables. Ils créent entre les peuples des liens indissolubles que les fluctuations accidentelles de la politique ne sauraient ébranler." — Der Fürst entgegnet: „Les sentiments d'affection et de sympathie que vous m'exprimez au nom de l'Empereur, pour lequel j'ai une profonde vénération et un sincère attachement, me sont bien chers et infiniment flatteurs pour la Roumanie. Aussi suis-je heureux de pouvoir Vous assurer combien nous sont précieux les bons rapports avec le puissant Empire voisin, et combien nous désirons resserrer les liens d'amitié si heureusement établis entre nos deux pays, et qui ont été consacrés par la confraternité de nos armées, dans une guerre victorieuse, remplie de vicissitudes et de difficultés."

Den 5./17. Januar 1881 kommt, wie alljährlich am Vorabende der Wasserweihe, der Metropolitprimas mit den Heiligenbildern ins Palais. Der Fürst Carol benutzt die Gelegenheit, um eingehend mit ihm über die vollständige Loslösung der rumänischen Kirche vom griechischen Patriarchat zu sprechen, nach deren Vollziehung das heilige Oel nicht mehr in Konstantinopel, sondern von der rumänischen Synode selbst geweiht werden könnte.

Den 19./31. Januar erhält Fürst Carol vom russischen Kaiser folgenden Brief: „J'ai reçu la lettre que Votre Altesse Royale m'a adressée en m'envoyant la nouvelle médaille qu'Elle a instituée pour la valeur militaire et qu'Elle m'avait conférée devant Plewna. Je l'avais accepté avec plaisir et la porterai de même dans sa nouvelle forme, comme un souvenir de notre glorieuse confraternité d'armes. Tous les membres de ma famille et de mon armée qui ont reçu cette distinction militaire, seront autorisés à en revêtir les insignes tels qu'ils viennent d'être arrêtés par Votre Altesse Royale. Je saisis cette occasion pour Lui renouveler les assurances de haute estime et de sincère amitié. — Alexandre. — St. Pétersbourg, le 3 Janvier 1881."

Den 2./14. Februar überreicht Graf Wesdehlen dem Fürsten Carol im Namen des Deutschen Kaisers die Kette zum hohen Orden vom Schwarzen Adler. Dies geschieht mit Feierlichkeit. Die im Schloßhofe vor der Wache aufgestellte Musik intoniert die preußische Nationalhymne, als der Gesandte vorfährt. Fürst Carol, in der Uniform seines preußischen Dragonerregiments und umgeben von allen seinen Hofstaaten, empfängt den Grafen im Thronsaale. Der Brief des Kaisers, der mit der Kette überreicht wird, ist aus Berlin vom 18. Januar, dem Tage des Ordensfestes, datiert und sagt, daß diese Verleihung ein neuer Beweis seiner freundlichen Gesinnung sein solle.

Am 1./13. März 1881 erhält das Fürstenpaar von General Ghika die Schreckensnachricht, daß in Petersburg ein neues Attentat auf den Kaiser begangen und dieser schwer verwundet worden ist. Eine Viertelstunde später

Digitized by Google

meldet eine zweite Depesche, daß Kaiser Alexander II. nicht mehr ist; unter furchtbaren Qualen hat er seinen Geist aufgegeben. Die Attentäter hatten Bomben gegen den vorüberfahrenden Wagen geschleudert.

Fürst Carol telegraphiert sofort an den neuen Kaiser Alexander III.: „Profondément bouleversé par l'horrible nouvelle, nous prions Dieu d'avoir Votre Majesté en Sa sainte garde et de Vous donner la force nécessaire pour supporter la lourde tâche qu'Il a mise sur Vos épaules. — Charles. Elisabeth."

Auf das Beileidstelegramm des Fürstenpaares antwortet Kaiser Alexander III.: „Les sentiments que Votre Altesse Royale et la Princesse Elisabeth m'expriment dans ma profonde affliction, me touchent vivement. M'inclinant devant les impénétrables décrets du Seigneur, c'est en Lui que je place mon espoir! — Alexandre."

Den 4./16. März sendet Fürst Carol General Cernat und Oberst Candianu-Popescu, beide Georgsritter, mit drei Unteroffizieren, die das Goldene Kreuz des Georgsordens besitzen, zur Teilnahme an den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Rußland.

Den 5./17. März findet in der Metropolie für den ermordeten Kaiser ein Trauergottesdienst statt, dem das Fürstenpaar beiwohnt. Fürst Carol trägt bei dieser Gelegenheit die Kette des Andreasordens mit Schwertern, die der verstorbene Kaiser ihm persönlich in Poradim übergeben hatte.

Den 14./26. März schlägt General Lecca folgende Motion vor: „Um einen lang gehegten Wunsch der Nation zu stärken, um Beständigkeit und Ordnung im Lande zu stärken und eine Bürgschaft mehr dafür zu liefern, daß in Rumänien die Monarchie unter denselben Bedingungen lebt wie in den übrigen Staaten Europas und dasselbe Vertrauen einflößen muß, ruft die Kammer der Abgeordneten kraft des Souveränitätsrechts der Nation Seine Königliche Hoheit den Fürsten Carol I. zum König von Rumänien aus."

Der Vorschlag wird unter unbeschreiblicher Begeisterung einstimmig angenommen, und in kürzester Zeit ist das Gesetz formuliert. General Lecca verliest als Berichterstatter den nur zwei Artikel enthaltenden Antrag: „Art. 1. Rumänien wird zum Königreich erhoben; Fürst Carol I. nimmt für sich und seine Erben den Titel eines Königs von Rumänien an. — Art. 2. Der Thronerbe wird den Titel Kronprinz von Rumänien führen."

Zuerst ergreift, von Rührung überwältigt, C. A. Rosetti, der in republikanischen Anschauungen ergraute Präsident der Kammer, das Wort: „Er stehe am Ende seines Lebens, und niemand könne an der Wahrhaftigkeit seiner Gefühle zweifeln! Schon mit den Vätern vieler der Anwesenden habe er für seines Landes Größe gekämpft und gelitten, und wenn Rumänien jetzt das erreicht habe, was andre Völker in Hunderten von Jahren nicht erreicht hätten, so danke es das nur der Einigkeit des Volkes in allen nationalen Fragen, vor denen die Verschiedenheiten der Anschauungen und Gefühle jetzt zurückgetreten wären. Ein

Digitized by Google

einiges Volk, sei es auch noch so klein, könne nimmer zugrunde gehen! Er danke der Vorsehung, daß sie ihm gewährt habe, die Krönung seines ganzen Lebens und Strebens noch zu erblicken!" — Hierauf spricht Lahovari im Namen der Minorität: „Wenn auch die der Krone selbstlos ergebene konservative Partei in dieser Kammer wenig bedeute, so könne sie doch eins beitragen zur Größe des heutigen Beschlusses; erst durch ihre Stimmen erlange der Antrag die Einstimmigkeit der Volksvertretung, und sie, die Minorität, bringe diese Einstimmigkeit huldigend der Krone dar." — Noch mehrere Redner verleihen der allgemeinen Begeisterung Ausdruck. Dann faßt Bratianu den Inhalt aller Reden zusammen. Er erinnert daran, wie die Rumänen schon zur Zeit der Diwans ad hoc für die Vereinigung der Moldau und Walachei zu einem Königreich ihre Stimme erhoben hätten, sowohl in London als Paris; jetzt endlich, nach Jahrzehnten, sei dieses hohe Ziel erreicht, das niemals aufgehört habe, Gegenstand der Sehnsucht aller Patrioten zu bilden.

Minister Dabija hat den Gesetzentwurf ins Palais gebracht, damit der Fürst durch seine Unterschrift die Genehmigung erteile, ihn dem Senate vorzulegen.

In der Sitzung des Senats verliest Dabija die fürstliche Botschaft, mit welcher dieses aus der Initiative des Hauses der Abgeordneten hervorgegangene Gesetz dem Senate vorgelegt wird. Hierauf verliest der Ministerpräsident Bratianu den Gesetzentwurf, den er, dem allgemeinen Wunsche entsprechend, für dringlich erklärt. In vereinigten Sektionen wird er votiert. Der Berichterstatter Jon Ghika hebt in kurzer Rede die Bedeutung dieses Gesetzes hervor, das den bestehenden staatlichen Verhältnissen erst die Weihe gebe. In gleichem Sinne reden G. Cantacuzino, Lascar Catargiu und Vasile Alecsandri. Nachdem dann der Senatspräsident Demeter Ghika tief bewegt Gott gedankt hat, daß er ihn diesen Augenblick hat erleben lassen, brechen die Senatoren gemeinsam mit den schon im Senatssaale versammelten Deputierten nach dem Palais auf, um ihre Huldigungen darzubringen ihrem neuen König.

Bratianu ist vorangefahren und hat dem Fürsten mitgeteilt, daß das Gesetz nur noch seiner Unterschrift bedarf, um rechtskräftig zu werden, und daß Senat und Kammer mit ihren Präsidenten es ihm sogleich vorzulegen wünschen.

Als in langem Zuge die Senatoren und Deputierten, die Metropoliten mit allen Bischöfen an der Spitze, sich zu Fuße dem Palais nähern und das Fürstenpaar am Fenster erblicken, brechen sie in lauten Jubel aus. Fürst und Fürstin grüßen bewegt wieder.

Die Volksvertreter versammeln sich im Thronsaal.

Um 6 Uhr betreten Fürst und Fürstin den Saal. Die Erregung und Begeisterung der Volksvertreter macht sich in nicht endenwollenden Zurufen Luft. Das Fürstenpaar tritt auf die Estrade vor den Thron, und Demeter Ghika, der Senatspräsident, ergreift, zum Fürsten gewandt, das Wort: „Stolz und glücklich bin ich, daß mich das Schicksal auserlesen, im Namen des Senats und der Kammer Eurer Königlichen Hoheit das Gesetz vorzulegen, welches heute in beiden

Digitized by Google

Gesetzgebenden Körperschaften votiert worden ist und durch welches die Wünsche des ganzen Landes ihrer Erfüllung entgegengeführt werden!" Hierauf verliest er das kurze Gesetz, und alle Anwesenden brechen in den stürmischen Jubel aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!"

Fürst Carol, tief bewegt von der Bedeutung dieses geschichtlichen Vorganges, entgegnet: „Groß und feierlich ist der Augenblick, wo die Vertreter der Nation Mir nahen, um den einstimmigen Beschluß der Gesetzgebenden Körperschaften Mir zu unterbreiten. Mit ihm beginnt ein neues Blatt im Lebensbuche Unsers rumänischen Volkes, mit ihm endet eine Zeit, die reich war an Kampf und Schwierigkeit, aber auch an männlichem Streben und heldenhaftem Tun! Und in diesem Augenblicke will Ich wiederholen, was Ich so oft ausgesprochen: Stets war es Wunsch der Nation, der Meinem Handeln Richtung und Ziel gegeben hat! Seit fünfzehn Jahren bin Ich Fürst dieses Landes; seit fünfzehn Jahren umgibt Mich die Liebe und das Vertrauen des Volkes: diese Liebe und dieses Vertrauen hat die guten Tage Mir zu besseren gemacht, hat in bösen Tagen Mich gestärkt und gekräftigt! Stolz war Ich deshalb auf Meine Fürstenwürde, teuer war Mir dieser Name, um den sich schon in ferner Vergangenheit Ruhm und Größe gewoben! Das Land ist jedoch der Ansicht, es stünde ihm besser an, in seiner jetzt errungenen Stellung, in seiner durch Taten erwiesenen nationalen Kraft, daß es zum Königreich sich erhöbe. So nehme Ich denn — nicht für Mich, sondern für die Größe Rumäniens — den Königstitel an, sicher, daß er nichts an den Banden lösen wird, die Mich so eng verschlungen haben mit Meinem Volke durch alles, was Wir gemeinsam durchkämpft und durchlebt! Möge der erste König Rumäniens sich derselben Liebe erfreuen, die den letzten Fürsten über alles Ungemach hinweggetragen hat! Mir gilt die Hingabe dieses edlen, tapferen Volkes, dem Ich Mein ganzes Sein geweiht habe, mehr als alle Größe, aller Glanz einer Krone!"

Oft durch Zurufe unterbrochen, hat die Rede des Fürsten die Erregung noch vermehrt; viele brechen vor freudiger Rührung in Tränen aus. Als der Fürst geendet, hebt abermals der Jubel an, und als er dann die Stufen der Thronestrade hinabgeschritten ist und im Angesicht der beiden Kammern das Gesetz unterzeichnet hat, ertönt aufs neue der brausende Zuruf: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!"

Beim Empfange der Abordnungen des Offizierkorps am 17./29. März, welche die Glückwünsche des Heeres darbringen, antwortet König Carol folgendermaßen: „Die Armee kennt Meine Liebe für sie, weiß auch, wie glücklich Ich immer bin, wenn Ich Mich inmitten Meiner Soldaten befinde; heute empfinde Ich eine besondere Befriedigung, Abordnungen der Armee um Mich versammelt

Digitized by Google

zu sehen: die von der Nation proklamierte Erhöhung, durch die Tapferkeit und die Hingabe meiner Krieger ist sie vorbereitet und ermöglicht worden, und aus dem edlen Blute, das sie vergossen haben, ist die Saat von Rumäniens Größe aufgesprossen, die Unabhängigkeit wiedergeboren und das Königtum erblüht! Gebe der Herr allen Landen, besonders aber uns, lange Jahre des Friedens und der Ruhe, deren wir bedürfen zu unserm Gedeihen und unsrer Entwicklung. Sollte jedoch unser Land, die gemeinsame Mutter unser aller, je unser Blut, unser Leben von uns heischen, so werdet ihr, des bin Ich sicher, Rumäniens König folgen und mit dem gleichen Vertrauen und Opfermut wie bisher dem Fürsten, eurem Kriegsherrn, der niemals gezweifelt hat an eurer Hingabe und ererbten Tapferkeit! Was Ich heute sage von der Höhe des Thrones und angesichts dieser Fahnen, der Sinnbilder unsrer Waffenehre, unsers Ruhmes, Ich sage es durch euch allen Kameraden, der ganzen Armee, die sich stets mit Mir vereinen wird zu dem kräftigen Ruf: „Es lebe das Königreich Rumänien!"

Die Notifikationsschreiben an alle Souveräne sind abgesandt worden.

Den 21. März/2. April ist der verdienstvolle rumänische Gesandte General Fürst Jon Ghika gestorben. Eine Lungenentzündung hat ihn dahingerafft, die er sich durch eine Erkältung bei der Beisetzung des Kaisers zugezogen hatte. Seinen Tod empfindet der König um so schmerzlicher, als seit dem Jahre 1866, wo Ghika des Fürsten erster Kriegsminister war, sowohl er selbst wie auch seine Gemahlin in nahen Beziehungen zu ihrem Herrscherpaar gewesen sind.

Am 22. März/3. April hat die Türkei das Königreich sofort anerkannt; England und Italien folgten nach.

Den 27. März/8. April telegraphiert der Deutsche Kaiser: „Mit diesem verspäteten Dank für Deine so lieben Wünsche vom 22. März verbinde ich nun nochmals meinen Glückwunsch für Euch beide zu dem großen Ereignisse, das hoffentlich Deine Stellung für immer befestigen wird. — Wilhelm."

König Carol antwortet: „Auf das tiefste gerührt durch Euer Majestät liebevolle Teilnahme und herzliche Wünsche, beeilen wir uns, unsern wärmsten Dank und unsre innige Freude auszusprechen. Die Tragweite des bedeutungsvollen Aktes ist um vieles vergrößert durch die rasch erfolgte Anerkennung, die in meinen Augen auch die Anerkennung mühevoller Arbeitsjahre in sich schließt. Wir bitten Eure Majestät und die Kaiserin mit den Gefühlen unwandelbarer Anhänglichkeit und treuer Dankbarkeit, uns stets das gütige Wohlwollen zu bewahren, mit dem wir bisher in so reichem Maße verwöhnt wurden. — Carol."

Den 1./13. April überreicht der französische Gesandte dem König die französische Militärmedaille mit einem Handschreiben des Präsidenten Jules Grévy (die Anrede lautet: Grand ami), worin es heißt: „Ces modestes insignes, réservés à nos simples soldats, seront dignement placés sur la poitrine de Votre Altesse Royale qui les a valeureusement mérités à la tête de Son armée. Nous nous persuadons que Vous les accepterez comme un témoignage de notre sincère désir d'affermir entre la République Française

Digitized by Google

et la Principauté de Roumanie les relations de bonne amitié qui les unissent." Das beigefügte Diplom ist von General Faidherbe unterschrieben.

Durch Verordnung des Kaisers von Oesterreich hat das 6. Infanterieregiment „Fürst Carol von Rumänien" nunmehr den Namen „König Carol von Rumänien" erhalten. König Humbert von Italien drückt in warmen Worten dem König von Rumänien seine Sympathie aus. General Ernroth überbringt ein Schreiben des Fürsten von Bulgarien.

Den 3./15. April empfängt König Carol den General Sasow in feierlicher Audienz, um die Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. zu notifizieren, und überreicht ein kaiserliches Handschreiben, das die Glückwünsche zur Erhebung Rumäniens zum Königreich ausspricht.

Den 5./17. April reicht Jon Bratianu dem König seine Demission ein, die in so dringender Weise mit seinem Ruhebedürfnis motiviert wird, daß der König es nicht ablehnen kann. Jon Bratianu schlägt seinen Bruder Demeter Bratianu, den Gesandten in Konstantinopel, zu seinem Nachfolger vor.

Am 10./22. April trifft Demeter Bratianu aus Konstantinopel ein und übernimmt die Bildung des neuen Ministeriums, in dem er selber sich das Portefeuille des Aeußern reserviert. Der Kriegsminister General Slaniceanu und der Minister der öffentlichen Arbeiten Oberst Dabija sind geblieben, während die übrigen Ministerien von E. Statescu, D. Sturdza, M. Ferechidi und Urechia übernommen werden. Sämtliche Minister legen den Eid ab.

Den 7./19. Mai fährt der König seinem Bruder, dem Erbprinzen von Hohenzollern, bis Titur entgegen. Erbprinz Leopold, der seine beiden jüngeren Söhne Ferdinand und Karl mitgebracht hat, ist hocherfreut, seinen geliebten Bruder wiederzusehen und durch seine Anwesenheit den Glanz der Feierlichkeiten erhöhen zu können. In der Begleitung des Erbprinzen befinden sich Kabinettsrat v. Werner, Kammerherr v. Arnim und die beiden Gouverneure der jungen Prinzen, Hauptmann v. Schilgen und Hofrat Gröbbels.

Fürst Karl Anton schreibt aus Sigmaringen vom 16. Mai: „Glück, Heil und Segen zum wichtigsten Abschnitt Deines reichen Lebens! Ich fühle doppelt die Entbehrung, mich denen nicht beigesellen zu können, welche Zeugen des großen Momentes sein werden, der Deine ganze Stellung heiligt und zu einer festen und dauernden umgestaltet. Liebe und Vertrauen sind das sicherste Fundament für die Spitze des Staates, und ein weihevolleres als alle geschriebenen Gesetze! Ich werde mit Dir und Elisabeth an dem großen Tage geistig vereint sein, und die Donau soll unsre wärmsten Wünsche hinabtragen."

Den 9./21. Mai wird in der Kammer die Stiftung eines neuen Ordens beschlossen, der zur Erinnerung an die Krönung des ersten rumänischen Königs „Kronenorden" benannt wird.

Der König empfängt in der Uniform seines österreichischen Regiments den Feldmarschalleutnant Bauer, Militärkommandanten von Siebenbürgen, der mit seinem Generalstabschef Oberst Pfeiffer v. Ehrenstein und zwei Offizieren aus

Digitized by Google

Hermannstadt vom Kaiser Franz Josef gesandt ist, um den Krönungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Er überreicht ein Glückwunschschreiben seines Kaisers.

Abends um 6 Uhr werden die beiden Königskronen vom Ministerpräsidenten und allen Ministern in Hofgalawagen unter Militärbedeckung aus dem Ministerium nach der Metropolie übergeführt. Der Aufbruch des Zuges wird durch 21 Kanonenschüsse angezeigt. In dem ersten Wagen nehmen der Ministerpräsident und der Finanzminister Platz, welche die Kronen auf rotem Samtkissen halten; in dem zweiten die Minister des Krieges, des Innern, der Justiz und der öffentlichen Arbeiten; der Kultusminister erwartet den Zug vor der Tür der Kirche, während unter dem Portal der Metropolit, umgeben von der hohen Geistlichkeit, die Kronen in Empfang nimmt und an die geweihte Stätte trägt. Eine aus Militärschülern gebildete Ehrenwache mit vier Fahnen, die mit dem Stern von Rumänien dekoriert sind, die des 3. und 6. Infanterie- und des 9. und 13. Dorobanzenregiments, erwarten sie hier. Der Metropolit vollzieht die Zeremonie der Kronenweihe, und in allen Kirchen des Landes werden in diesem Augenblick dieselben Weihgebete verlesen.

Um $^1/_2$9 Uhr abends werden alle Fahnen der Armee unter klingendem Spiel ins Palais gebracht. Alle höheren Offiziere sowie die Minister und auch Feldmarschalleutnant Bauer mit seiner Suite sind ins Palais geladen, um von hier aus dem schönen militärischen Schauspiele beizuwohnen. Das Königspaar und der Erbprinz von Hohenzollern mit seinen Söhnen treten zu öfteren Malen auf den Balkon und werden von der Menge mit Jubel begrüßt.

Den 10./22. Mai in der Frühe trifft der Glückwunsch des Deutschen Kaisers ein: „Empfangen Eure Majestät sowie Ihre Majestät die Königin meinen herzlichsten Glückwunsch zum heutigen Feiertage, welcher der Thronbesteigung Eurer Majestäten unter dem Beistande des Allmächtigen eine neue Befestigung zum dauernden Wohle Ihres Landes verheißt. — Wilhelm, Imperator Rex."

Der Anbruch des 10. Mai wird der Hauptstadt mit 21 Kanonenschüssen angekündigt.

Um $^3/_4$11 Uhr fahren die Herrschaften von Cotrocens auf der Verbindungsbahn nach dem Nordbahnhofe, wo der Krönungszug seinen Anfang nimmt.

Der König besteigt sein Pferd, die Königin aber einen achtspännigen, von einer Krone überragten Wagen; neben der Königin nimmt der Erbprinz von Hohenzollern Platz, ihnen gegenüber die beiden jungen Prinzen.

Darauf setzt sich der Zug in Bewegung. Auf der ganzen Via triumphalis wird der imposante Zug von der ungeheuren Menschenmenge mit unbeschreiblicher Begeisterung begrüßt.

Um 12 Uhr langt der Zug am Fuße des Metropoliehügels an. Hier werden die Majestäten begrüßt vom Metropolitenprimas und vom Metropoliten der Moldau sowie von sämtlichen Bischöfen und der hohen Geistlichkeit, von den Ministern und den Präsidenten der beiden Kammern. Die Hofstaaten Ihrer Majestäten und des Erbprinzen ordnen sich hier dem Zuge ein, der sich dann zu Fuß in Bewegung setzt, voran die hohe Geistlichkeit, zum Schluß die Fahnen

Digitized by Google

der Armee, unter Glockengeläute und Chorgesang. Den Metropoliehügel hinauf, zu den beiden Seiten der Straße sind aufgestellt die Delegationen der Distrikte und Kommunen des ganzen Landes (6000 Personen).

König und Königin, Erbprinz Leopold und seine Söhne, geleitet von beiden Metropoliten, treten in die Kirche ein und verrichten ihr Gebet an den Heiligenbildern, vor denen die Kronen aufgestellt sind. Hierauf verlassen sie die Kathedrale wieder durch das Hauptportal und begeben sich auf die schön geschmückte königliche Tribüne, vor welcher unter freiem Himmel der Gottesdienst zelebriert wird. Auf einer andern Tribüne zur Rechten hat das Diplomatische Korps Aufstellung genommen, an seiner Spitze Feldmarschalleutnant Bauer, der außerordentliche Abgesandte des Kaisers von Oesterreich. Zur Linken der Kassationshof und alle Oberbehörden des Staates. Um die königliche Tribüne gereiht sind die Minister und Hofstaaten, und hinter den Allerhöchsten Herrschaften die Damen der Staatswürdenträger und der Wohltätigkeitsgesellschaft „Regina Elisaveta".

Vier Generale, begleitet von den Fahnen des 4. und 6. Infanterie- und des 9. und 12. Dorobanzenregiments, tragen die Kronen vor die Majestäten; die beiden Metropoliten nehmen unter Assistenz der Bischöfe und der hohen Geistlichkeit die feierliche Einsegnung der Kronen vor; 101 Kanonenschüsse verkünden dies Ereignis.

Der Ministerpräsident unterbreitet dem Königspaare ein Pergamentblatt zur Unterschrift, auf dem zur Erinnerung für ferne Zeiten die Daten der Wahl des Prinzen Carol von Hohenzollern durch Plebiszit zum Fürsten der geeinigten Fürstentümer, seines Einzuges in die Hauptstadt, seines Schwures auf die Konstitution, seiner durch seine Truppen in Bulgarien erfochtenen Siege sowie endlich seiner Proklamierung zum Könige durch das rumänische Volk aufgeführt sind. Das mit bildlichen Darstellungen reich geschmückte Dokument wird außer von dem Königspaar auch von dem Erbprinzen von Hohenzollern, dem Metropoliten, den Ministern, den Präsidenten des Kassationshofes der Gesetzgebenden Körperschaften und dem Ersten Präsidenten des Kassationshofes unterzeichnet, unter Beidrückung des großen Staatssiegels, und sodann dem Kultusminister zur Aufbewahrung in das Staatsarchiv übergeben.

Nachdem nunmehr die Zeremonie der Kronenweihe beendet ist, schreitet der feierliche Zug wiederum den Metropoliehügel hinab und kehrt von dort in derselben Ordnung, in der er gekommen, zum Palais zurück, unterwegs enthusiastisch von der Menge begrüßt.

Um 12 Uhr langt der Zug im Palais an.

Die Kronen sind inzwischen gleichfalls von der Metropolie nach dem Palais unter Geleit gebracht worden.

Im Palais legen die Generale die Kronen vor dem Throne nieder, um den die Fahnen der Armee aufgestellt sind. Umgeben von sämtlichen Würdenträgern des Staates, erscheinen die Majestäten mit ihren Verwandten samt Gefolge im Thronsaale. Das Königspaar nimmt auf dem Throne Platz, während auf den

Digitized by Google

Stufen desselben, neben der Königin, der Erbprinz, neben dem König die Prinzen Ferdinand und Karl sich aufstellen. Hierauf überreichen die Präsidenten des Senats und der Kammer ihrem Herrscherpaare die Kronen, und der erstere hält eine schwungvolle Ansprache.

Der König, die Krone ergreifend, antwortet folgendermaßen:

„Durch die heutige Feier wird der an schweren Kämpfen und Großtaten so reiche Abschnitt von fünfzehn Jahren glanzvoll abgeschlossen! Unter dem Schutze seiner Verfassung und seiner Gesetze hat Rumänien sich herrlich entfaltet, die rastlose Arbeit seiner Staatsmänner, die Tapferkeit seines Heeres und Mein festes Vertrauen zu der Kraft des Volkes haben den heißen Wunsch aller in Erfüllung gebracht: das Königreich, ein sicheres Unterpfand für die Zukunft, ist heute aufgerichtet!

„Mit Stolz nehme ich darum diese Krone an — **sie ist geschmiedet aus dem Metall eines Geschützes, das mit dem Blute unsrer Helden benetzt und von der Kirche geweiht ist.** Ich nehme sie an als ein Symbol der Unabhängigkeit Rumäniens! Wie ein kostbares Kleinod wird sie Zeugnis ablegen von schweren und ruhmreichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, und spätere Generationen an den Heldenmut ihrer Vorväter erinnern und an die Einigkeit, die zwischen Fürst und Volk geherrscht. Die schönste Krone aber für die Königin wie für mich wird sein und bleiben die Liebe und das Vertrauen des Volks, dem all unser Leben und Fühlen gehört. Angesichts dieser Fahnen, welche auf dem Schlachtfelde wehten, angesichts dieser Kronen, den Emblemen des Königtums, um welches das Volk sich scharen möge, wie sich die Krieger um jene Fahnen scharen, angesichts der großartigen Huldigungen, zu denen das ganze Volk in die Hauptstadt geeilt, um Zeuge dieses denkwürdigen Tages zu sein — vereinigen wir uns zu dem Rufe, der unserm Herzen teuer ist und der auch heute in diesem durch die historischen Erinnerungen Meines Lebens bereits geweihten Raume einen mächtigen Widerhall finden wird: **Unser geliebtes, heute durch sein eignes Verdienst gekröntes Königreich Rumänien — es lebe hoch!**“

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Ein Rückblick auf die Gräberforschung[1]

Von

Friedrich v. Duhn

Wir leben in diesen Jahren in einer Zeit der Rückblicke, stellen manche mehr oder minder dankbare Betrachtungen an über den Weg, der unser Volk von 1812 zu 1912 geführt hat, empfinden meist mit stolzer Freude die gewaltige Veränderung unsers äußern Seins und Könnens, lassen uns aber nicht gern daran erinnern, daß sich leider immer mehr verflüchtigt jene feine Geistesblüte des achtzehnten Jahrhunderts, welche noch bis tief in das vorige Jahrhundert hinein unser Wesen durchdrang, so kräftig mithalf, unserm Volk den freiheitlichen Schwung und starken Idealismus zu verleihen und doch gleichzeitig das Zeitalter der Kritik und der entwicklungsgeschichtlichen Weltanschauung mit heraufzuführen. Eine unzufriedene Stimmung, die sich unter anderm gern in scheltenden Betrachtungen über unsern Schulbetrieb äußert und ihn — gewiß nicht immer ganz ohne Grund — in erster Linie verantwortlich machen möchte für manches, was uns an der Jugend von heute nicht mehr so recht gefallen will. Zurückdrehen können wir das Rad nicht, wollen das auch nicht; aber aus Rückblicken lernen und aus ihnen Hilfe holen bei unsern Versuchen, in der Gegenwart die Dinge befriedigender zu gestalten, das können wir, wenn wir nur wollen.

Es war das klassische Altertum, in welchem unsre vor hundert Jahren führenden Geister jenes Lichtbild sahen, das der Gegenwart vor Augen zu halten, in dessen Wirkung die Jugend zu erziehen ihnen als heilige Pflicht erschien. Und solange unsre damaligen Führer Goethe und Schiller, Kant und Humboldt noch nicht durch länger leuchtende Sterne späterer Zeiten ersetzt sind, solange noch die von ihnen als Endziel hingestellte Erhöhung und Vervollkommnung unsers inneren Menschen das ideale Ziel auch unsrer Jugendbildung bleiben soll, werden auch wir wohl gut tun, ihrem Beispiel und ihren Weisungen Aufmerksamkeit zu schenken. Wir sind bisher beim Humanismus nicht schlecht gefahren und werden es auch fernerhin nicht tun.

Gerade jetzt vor hundert Jahren tat unsre Erkenntnis vom klassischen Altertum einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts und betrat einen neuen Weg eigentlich zum erstenmal, der uns neue weite Gefilde öffnete, neuen Methoden, zu historischer Erkenntnis zu gelangen, die Bahn wies. Es war das der Weg der wirklich wissenschaftlichen Ausgrabung. Wenigstens einen Teil dieser Bahn möchte ich einer kurzen besonderen Betrachtung unterziehen.

Um den Wirrnissen im napoleonischen Europa zu entgehen, zog eine Gesellschaft deutscher, dänischer und englischer Freunde von Rom aus hinüber nach

[1] Neubearbeitung einer akademischen Rede.

Digitized by Google

Griechenland, wo die Weltgeschichte unter türkischer Hoheit damals noch stillstand und eine Ruhe herrschte, die man noch nicht als die Ruhe vorm Gewitter erkannte. Während der künstlerisch und poetisch hochbegabte Freiherr Otto Magnus v. Stackelberg mit den beiden dänischen Freunden sich zunächst den historischen Stätten Kleinasiens zuwandte, um selbst zu schauen, was englische und französische Altertumsfreunde dort gesehen, auch teilweise veröffentlicht hatten, faßten der Nürnberger Architekt Freiherr Haller v. Hallerstein und der Schwabe Linkh in Verbindung mit dem englischen Architekten Cockerell und seinem Begleiter Foster den Plan, den bis dahin nur mangelhaft bekannten Tempel von Aegina, dessen Säulen nach Athen verheißungsvoll hinüberwinkten, architektonisch zu studieren, woraus dank einem zufälligen Skulpturenfunde eine erste wirkliche Ausgrabung wurde. Sie gelang glänzend; die Aegineten wurden gefunden und damit zum erstenmal eine sichere Reihe von Originalbildwerken, welche älter waren als die früher nur durch Umrißzeichnungen, seit kurzem jedoch auch durch Elgins Ueberführung nach England im Original bekannt gewordenen Marmorwerke des Parthenon. Zum erstenmal schaute man etwas von jener altertümlichen griechischen Kunst, deren Charakter Winckelmann mühsam hatte erraten müssen aus ägyptischen Vorstufen und etruskischen Nachklängen. Auch eine Vorstellung vom Werden griechischer Baukunst erschloß sich den glücklichen Entdeckern. Hallers sorgsame Zeichenblätter und Cockerells von Haller vielfach abhängiges Tagebuch nahmen vieles auf, das zu verstehen und geschichtlich richtig zu verwerten erst viel späteren Zeiten, ja zum Teil erst der jüngsten Gegenwart vorbehalten blieb, zumal der hochverdiente Haller bald darauf eines frühen Todes starb. Diese Entdeckung zog den Vorhang fort vor einem kleinen, ganz kleinen Stück Griechenland. Die geschichtlich überlieferte Verschiedenheit der griechischen Staaten und Stämme, ihre reiche Gliederung und hochentwickelter Individualismus des Einzelstaats, Quelle ihrer politischen Schwäche, aber geistigen Höhe, wurde durch diese eine Entdeckung mit einem Male wieder lebendig, stand da in einem kleinen, aber glänzenden Beispiel. Kein Wunder, daß es Böckh, der noch als jugendlicher Heidelberger Professor diese Entdeckung erlebte, für den Philologie Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes wurde, gelang, seinen größten Schüler K. O. Müller zu bestimmen, lockende religionswissenschaftliche Forschungen zurückzustellen und sich zunächst dem Studium der Lebensbedingungen, des Wesens und Wachsens der griechischen Stämme und Staaten zu ergeben und damit den Grund zu legen zu einer wirklichen Geschichte Griechenlands. Müllers Aeginetika, erschienen 1817, sind der Ausgangspunkt jener weitgreifenden Studien, die ihn bis an sein frühes Lebensende begleiteten und in seinen Etruskern ein glänzendes Gegenstück für Italien erhielten. Diese Arbeiten wurden maßgebend für die Stellung der Philologie zur Kenntnis der klassischen Länder. Ernst Curtius war wieder Müllers Schüler, er, dem wir die schöne historische Topographie des Peloponnes, dann aber die Aufdeckung Olympias unmittelbar, mittelbar auch diejenige der Akropolis von Athen und Pergamons verdanken. Nur in ungenügenden Künstlerbeschreibungen Wagners, mit wenig ausgiebiger

Digitized by Google

Schellingscher Aesthetik verbrämt, waren Müller die äginetischen Bildwerke damals zugänglich; aber man ahnt in dem Ereignis doch die eigentliche Anregung der bedeutsamen Arbeit des damals Einundzwanzigjährigen.

Das folgende Jahr 1812 brachte eine schöne Einzelentdeckung, auch wieder durch jene internationale Privatgesellschaft, an deren Spitze diesmal ihr eigentlicher Spiritus rector, Stackelberg, selber stand. Es war die unter großen materiellen Schwierigkeiten durchgeführte Untersuchung des Apollotempels von Phigalia und die Auffindung des fast vollständigen Frieses, dessen großartig dahinrauschende Komposition die glücklichen Entdecker, wie noch heute die meisten Beschauer, hinwegtäuschte über die mangelhafte Ausführung. Wiederum war unsre Kenntnis von der Geschichte des griechischen Tempelbaues beträchtlich erweitert, und zum erstenmal lernte man attische plastische Kunst im provinziellen Gewande kennen. Die rings um die einsame, sturmumbrauste arkadische Berghöhe gelagerte unberührte Landschaft, das neugriechische Volksleben dieser abgeschiedenen Gegend, in dem schon damals viel Altes wiedergeahnt wurde, erweckte in Stackelberg den Propheten apollinischen Griechentums und einen der ersten bewußten Philhellenen. In Erinnerung an diese griechischen Erlebnisse gründeten die Genossen später in Rom unter Zuzug römischer Freunde die hyperboräisch-römische Gesellschaft, deren Seele Stackelberg und der hannöversche Geschäftsträger August Kestner wurden: der erste Ausdruck jenes Zusammenschlusses nordischer Altertumsfreunde in Rom, woraus einige Zeit später unter dem wuchtigen Eindruck der großen Vasenfunde in Etrurien das internationale Institut für archäologische Korrespondenz auf dem Kapitol in Rom wurde, die Mutteranstalt des jetzigen Archäologischen Instituts des Deutschen Reiches. Somit wurden jene beiden, schönem Zusammenwirken begeisterter Männer verschiedener Nationen verdankten ersten Ausgrabungen auf griechischem Boden ein wichtiger Ausgangs- und Wendepunkt für die ganze Entwicklung der philologisch-archäologischen Forschung im neunzehnten Jahrhundert. Aber noch ein drittes Arbeitsgebiet Stackelbergs muß hier angegliedert werden. Es waren namentlich zwei Unternehmungen, mit denen er an die Spitze einer andern, besonders wichtig gewordenen Richtung der Grabungs- und Forschungstätigkeit getreten ist. Beide galten der Untersuchung und Veröffentlichung antiker Gräber. Denn es war eigentlich Stackelberg zuerst, der in den Gräbern nicht nur Fundstätten künstlerisch bzw. kunsthändlerisch wertvoller Kunstgegenstände sah, sondern eine unendlich wichtige Quelle für die Erkenntnis von altem Glauben und Brauch und daneben von mancherlei wertvoller künstlerischer Uebung, die sich nicht händlerisch verwerten läßt, wissenschaftlich jedoch hohe Bedeutung haben kann. Die eine von Rom aus gemeinsam mit Kestner betriebene Arbeit galt den Wandgemälden der etruskischen Gräber, die namentlich bei Corneto, dem alten Tarquinii, in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in großer Zahl durch Oeffnung der Gräber bekannt wurden, das merkantile Interesse der Ausgräber jedoch nicht befriedigen konnten und daher rascher Zerstörung anheimfielen. Seit durch Napoleons ägyptische Expedition die Gräber des Nillandes

Digitized by Google

anfingen bekannt zu werden und man begann, die dortigen Gemälde zu beachten und abzubilden, war das Interesse für derartige Malereien auch in Rom, neben Paris, der künstlerischen Hauptstadt des damaligen Europa, wach geworden bei den wenigen, welche anfingen, künstlerische Werke auch als geschichtliche Dokumente zu werten. Leider blieb der mit großen Opfern, auch an Gesundheit, begonnene groß gedachte Versuch Stackelbergs und Kestners, die sämtlichen ihnen damals erreichbaren Wandgemälde etruskischer Gräber abzuzeichnen und herauszugeben, unvollendet, ja wurde kaum bekannt infolge buchhändlerischer Mißgeschicke. Erst in unsern Tagen hat auf Helbigs Anregung und mit seiner starken Unterstützung der hochverdiente dänische Bierbrauer und Kunstfreund Jacobsen es unternommen, durch planmäßig begonnene und der Vollendung nahegeführte Sammlung farbiger Kopien sämtlicher etruskischer Grabgemälde in der Glyptothek in Kopenhagen die Erfüllung von Stackelbergs Beginnen zu ermöglichen. Der etruskischen Gräberarbeit Stackelbergs ging eine griechische voran, gab für jene den Anstoß. Seine „Gräber der Hellenen" sind auch erst nach Stackelbergs Tode an die Oeffentlichkeit gekommen, 1837; aber Jahrzehnte vorher gingen in Rom die schönen Blätter, sei es noch in Zeichnungen, sei es schon gestochen, im Freundeskreise von Hand zu Hand und wirkten anregend nach allen Seiten. Es ist, als habe Stackelberg in diesem für damalige Zeit außerordentlich schönen Prachtwerke in Bild und Wort zeigen wollen, was Goethe empfand, als er in Verona zum erstenmal vor griechische Grabreliefs trat: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel. Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben dar." Es wurde kein gelehrtes oder gar erschöpfendes Werk in modernem Sinne, aber eine feine Auswahl alles dessen, was in Athen zu seiner Seele sprach. Auch wurde ihm schon klar, daß nicht nur die Grabeskunst, sondern auch die Grabessitte und damit die hellenischen Vorstellungen vom Wesen des Todes ihre Wandlungen erlebt haben, daß also für die Geschichte antiken Geistes- und Empfindungslebens in den Gräbern eine Quelle reichen Wissens zum Fließen gebracht werden könne.

Im Gegensatz zu dem Raubbau, der damals — und leider auch noch später, ja vielfach bis auf den heutigen Tag — in den klassischen Ländern getrieben wurde, um den Gräbern ihren Inhalt, soweit er Handelswerte darstellte, zu entnehmen, hat Stackelberg während seines athenischen Aufenthalts begonnen, den Fundumständen nachzugehen, sie in Wort und Bild festzuhalten, und angefangen, aus diesem so Zusammengefundenen wichtige Schlüsse zu ziehen für die Zeitbestimmung der Kunstwerke, die Art des Totenkultes und der religiösen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode. Ist er auch noch weit entfernt von dem Bestreben, eine möglichst vollständige zusammenhängende Entwicklungsreihe darzustellen, so fehlt ihm doch nicht der Sinn für den Reiz, z. B. auch des noch Unvollkommenen, der Epoche des Werdens. Jedenfalls gibt uns, was er in seinen „Gräbern der Hellenen" geleistet, das Recht, ja macht es uns zur Pflicht, ihm den Ehrenplatz anzuweisen an der Spitze einer Forschung, welche

Digitized by Google

dank namentlich auch den von ihm im römischen Freundeskreise gegebenen Anregungen bei den Gräberöffnungen des Fürsten von Canino in Vulci und Umgegend zuerst zu jener wirklich wissenschaftlichen Beschreibungstätigkeit führte, mit der der Name Eduard Gerhards und die Erinnerung an die glückverheißenden Anfangsjahre des Archäologischen Instituts in Rom dauernd verknüpft sind.

Stackelberg empfand innig und warm wie Goethe, als Dichter und Künstler, was die Gräber der Alten ihm zu sagen hatten. Der Philologe Gerhard stand als Gelehrter vor den unendlichen Reihen bemalter Vasen, welche den Gräbern Vulcis entstiegen, sah in ihnen zweifellose Zeugen der Vorstellungen, welche die griechische Blütezeit von der Sagenwelt hatte, stellte im einzelnen fest, was schon zwei Menschenalter vorher Winckelmann teils sah, teils ahnte, daß hier echte Werke griechischer Hand vor ihm standen. Trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Darstellungen erkannte er das Gesetzmäßige in ihnen und überzeugte sich und andre von der Notwendigkeit, solche unverfälschte Zeugen möglichst vollständig zu sammeln, sie nach festen Gesichtspunkten zu ordnen und durch eine auf möglichst große Reihen gebaute Vergleichung richtig zu erklären und sachlich zu verwerten zum Ausbau einer Geschichte der griechischen Sagenwelt, griechischer Mythologie und Religion. Die Denkmäler in diesem Sinne zu nutzen, hatte schon Zoega gefordert, Welcker gelehrt, andre später fortgesetzt. Sie wurden bald geschätzt als wichtige Hilfsmittel der Schriftstellererklärung — was ja schon ein beliebter Gesichtspunkt Winckelmanns gewesen war —, gewertet als Brücke, die über manche klaffende Lücke der literarischen Ueberlieferung hinüberhelfen konnte. Aber trotz aller gelegentlich durchbrechenden Freude am Formalen war die Zeit noch nicht gekommen, welche diese den Gräbern entnommenen feinen Werke mit vollem Bewußtsein verwertet hätte, um daran die Gesetze des künstlerischen Sehens und Schaffens zu ergründen, darin eine wichtige Ergänzung zu sehen des Bildes, das man begann sich aufzubauen, indem man die erhaltenen Werke der Plastik mit der trümmerhaften literarischen Ueberlieferung in vielfach recht gezwungene und willkürliche Verbindung setzte. Um so merkwürdiger, als schon die Kunst des Empire und der Restauration, namentlich in Frankreich und England, die hohen künstlerischen Werte erkannt und vielfach benutzt hatte, welche in diesen bescheidenen, aber originalen Werken beschlossen liegen.

Gerhard stand an manchem offenen Grabe. Er und sein geistvoller, aber zerfahrener und undisziplinierter Freund Panofka mühten sich wiederholt ab, aus den Darstellungen auf den Vasen zu ermitteln, in welchen Beziehungen sie zu den Menschen gestanden hätten, deren Resten sie mit ins Grab gegeben waren; manch abstruser, uns heute unverständlicher Gedankengang wurde durch solche Bemühungen zu kurzem Leben gefördert, außerordentlich viel gelehrtes Wissen aufgewendet und verschwendet. Aber niemals, trotz all seiner Freude am Sammeln und Ordnen der Fundstücke kam Gerhard der Gedanke, eine Statistik der Gräber zu geben, den Inhalt der Gräber Grab für Grab aufzuzeichnen und auf diesem Wege festzustellen, was zu den verschiedenen Zeiten und in den verschiedenen Gegenden und wie und wo es in die Gräber gelegt wurde, wie weit

Digitized by Google

der persönliche Gedanke, wie weit der Zwang religiöser Tradition dabei maßgebend war, Zusammenstellungen, aus denen dann wieder als Nebenfrucht auch weittragende Folgerungen sich ergeben hätten für die zeitliche Ansetzung der den Gräbern entnommenen Kunstwerke, für die einzelnen Gräber selbst, für die Geschichte der Nekropolen und für die historischen und sozialen Verhältnisse der dazugehörigen Orte, Städte und Landschaften, schließlich auch für die ethnischen Verhältnisse der Bestatteten. Zwar sammelte das Bullettino des Archäologischen Instituts fleißig Einzelberichte, und auch vereinzelte topographische Karten besonders wichtiger Nekropolen fanden Aufnahme in die Monumenti des Instituts. Aber die eigentliche Gräberforschung kam damals noch nicht recht vorwärts; in Griechenland wurde sie zunächst durch die politischen Ereignisse, welche der Befreiung vorangingen, sie begleiteten und ihr folgten, alsdann durch andre sich herandrängende, zunächst wichtiger erscheinende Aufgaben zurückgehalten, trotz Stackelbergs weitblickendem Anfang; in dem politisch zerrissenen und ungleich entwickelten Italien wurde sie dagegen in so sprunghafter Weise vorgenommen, entweder immer noch durch berufsmäßige Spekulanten oder — im besseren Fall — durch philologisch und technisch ungeschulte, an der ihnen allein bekannten Oertlichkeit klebende Dilettanten, daß von einer Organisation der Arbeit, von Zusammenschmelzung der Einzelforschung, von ergebnisreichem gegenseitigem Lernen und Befruchten nicht die Rede sein konnte.

Wie die Fülle der aus dem Altertum überkommenen literarischen Ueberlieferung lange blendete, bis durch ihre Sichtung und Wägung die kritische Geschichtsforschung erkannte, wie vieles verloren sein müsse und wie vieles auf indirekter oder täuschender Ueberlieferung beruhe und nach andern festen Stützen verlange, so war auch die ungeheure Menge der antiken Bauten und erhaltenen Kunstwerke lange Zeit einer Durchforschung des Untergrundes im Wege. Auch die Ausgrabungstechnik wollte erst gelernt, der Blick geschärft sein. Es war das heraufziehende naturwissenschaftliche Zeitalter, das auch unsrer Forschung neue Wege, neue Methoden wies und ihr die scharfe und objektive Beobachtung der Realitäten beibrachte, sie lehrte, nicht am Schreibtisch und am gedruckten Buch oder geschriebenen Buchstaben zu kleben, sondern Kopf, Augen, Hände freizumachen und die Grenzpfähle des Arbeitsfeldes weiter zu stecken.

Die unmittelbaren Lehrmeister kamen aber vom germanischen Norden. Dort, wo der Schatten ferner Frühzeit oftmals noch über die Schwelle der Gegenwart zu fallen scheint, konnte man sich nicht der schönen und bequemen Selbsttäuschung hingeben, mit Hilfe mehr oder minder zusammenhängender geschriebener Ueberlieferung bis in die Wurzeln oder wenigstens alten Verästelungen der eignen Geschichte aufzusteigen oder deren auf Steine geschriebene oder in mächtigen Bauten oder schönen Werken der bildenden Kunst greifbar erhaltene Urkunden zu benutzen, um einer fernen Vergangenheit Körperlichkeit zu verleihen oder auch nur ihre Trümmer mit schön rankendem Efeu malerisch zu verhüllen. Was spätere Berichte und Heldenlieder ahnen ließen, die Zeiten, welche vor dem heroischen Alter lagen, die eigentliche Werdezeit der Völker und ihre ethnischen

Digitized by Google

Zusammenhänge untereinander, das mußte mit geduldiger Arbeit dem schweigsamen Boden abgerungen werden, unscheinbare Ansiedlungsspuren und Abfallreste, namentlich aber die im Boden unberührt liegenden Gräber mußten geöffnet und auf das sorgsamste nach Anlage und Inhalt, nach Abfolge und Riten, nach Kunstfertigkeit und Lebensgewohnheiten ihrer Toten befragt werden. Diese Notwendigkeit erkannten zuerst hochverdiente nordische Forscher: ich nenne namentlich Thomsen, Steenstrup, Worsaae, denen viele andre diesseits und jenseits des Oeresunds folgten und folgen. 1843 erschien Worsaaes „Danmarks Oldtid oplyst ved Oldsager og Gravhöie". Und sechs Jahre später las Jakob Grimm vor der Berliner Akademie seine Abhandlung über das Verbrennen der Leichen, jenes völkerpsychologische, poesiegetragene Meisterstück, in der er zum erstenmal die Scheidung von Verbrennen und Bestatten grundsätzlich angefaßt und das Verbrennen als ein Zeugnis für eine höhere und freiere Auffassung von menschlichem Sein gerühmt hat, nach der Ynglingasaga von Odin eingeführt als Gesetz der Asen. Jakob Grimm selbst hielt damals eine Wiederkehr der schönen Brandsitte für ausgeschlossen, legte aber in markigen Sätzen auch seine persönliche Ansicht fest. Zwei derselben seien hier ausgehoben: „Für die angemessenste, das Andenken am längsten sichernde Bewahrung unsrer Ueberreste wird die gelten müssen, welche den geringsten Raum kostet und die vergehende Gestalt zu erhalten aufgibt," und der andre: „Für ein Sakrament der Christenwelt kann weder das Begraben gelten noch das Verbrennen für ein Hindernis der Seligkeit, welche niemand den sonst in Flammen oder im Wasser Umgekommenen abspricht." Das war 1849. Und zur Stütze seiner Ansicht erinnert er an die ein halbes Jahrhundert älteren Worte des Herzogs in der „Natürlichen Tochter":

O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Tätigkeit zu lösen.
Und wenn die Glut mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob, und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittich deutend sich bewegte,
Da trocknete die Träne, freier Blick
Der Hinterlassenen stieg dem neuen Gott
In des Olymp verklärte Räume nach.

Wem gesellt sich nicht zu diesen tief gedachten Versen die köstliche Schlußstrophe der „Braut von Korinth", gleicher Stimmung des Dichters in gleicher Zeit entsprungen! So führt ein anregender Hauch, der sich immer mehr zu festem Band verdichtet, von Goethe zu seinen römischen Verehrern Stackelberg und Kestner, von diesen weiter, durch die Tätigkeit des römischen Instituts für Italien immer mehr gefestigt. Auch Grimm wandte seine Augen suchend südwärts: aber verzweifelnd klagt er, „die Bestattungsgebräuche der italischen Völker sind uns verschollen", während er vom Norden und aus Deutschland schon aus Fundtatsachen manche Stütze für seine aus Märchen und Sagen, Bräuchen und

Digitized by Google

Sitten, namentlich auch aus der Sprache gewonnenen Ergebnisse beibringt, freilich auch mit der Klage „oft scheinen die Beobachtungen ungenügend". Ihm waren Nord- und Südgermanen eins. Von dem ersten bedeutsamen Schritt, den Wilhelm Grimm unternahm, als er wiederum gerade jetzt vor hundert Jahren die altdänischen Heldenlieder herausgab und Achim v. Arnim und Klemens Brentano bezeichnenderweise widmete, gleichsam als ein neues nordisches Wunderhorn, bis zu Jakob Grimms berühmter Widmung der Mythologie an Dahlmann mit ihren Feststellungen über das Verhältnis nordischer zu deutscher Götter- und Heldensage und weiterhin zu jener Abhandlung über das Verbrennen ist die starke und berechtigte Augenwendung der Brüder Grimm nach Norden eine äußerst wichtige Anregung für die deutsche Forschung gewesen, sorgsam zu verfolgen und lernend zu beachten, wie des Nordländers sich scharf schulender Blick begann, dem Boden seine stillen Schätze abzugewinnen, und zu verstehen, was er dabei tatsächlich fand. England und Frankreich folgten dem nordischen Beispiel. Trat in der Schweiz die Gräberforschung anfänglich noch zurück, so gab doch die Entdeckung der Pfahlbauansiedlungen der Bodenforschung einen so überaus kräftigen Antrieb, daß die Ausläufer dieser Bewegung auch über die Alpen schlugen.

Dort, im Norden Italiens, begann mit Gastaldis Arbeiten 1861 eine der Schweiz und dem skandinavischen Norden abgelauschte Methode den Boden zu befragen, welche von größter Bedeutung geworden ist für unsre Kenntnis der Werdezeit des Landes und nunmehr jener vorher erwähnten Klage Grimms jede Berechtigung genommen hat. Denn wohl von keinem Lande kennen wir jetzt die Schichtungsverhältnisse der Gräber und damit der Stämme und der älteren Geschichte so genau wie von Italien. In Deutschland kommen wir diesem Ziel glücklicherweise immer näher dank vieler leider noch recht ungleich verteilter und ungleich betriebener Einzelforschung und der konzentrierenden Arbeit namentlich in den Museen von Mainz und Berlin. Im Osten haben unsern überraschten Blicken erst Schliemanns mutige Entdeckungen gelehrt, was alles der Boden noch birgt. Vixere fortes ante Agamemnona multi! Und diese Bestrebungen, durch geduldige Spatenarbeit tief in die Vorzeit hinaufzudringen, haben auch die Peripherie unsers alten Europa, Spanien und Rußland, auch die Mittelmeerländer im Osten und Südosten gründlich erfaßt. In Aegypten, dem scheinbar so uralten, haben wir staunend gesehen, daß es immer noch Aelteres gibt, Gräber, die, weit voraufliegend dem Beginn der Dynastienzählung, gewiß schon vor dem bis jetzt ältesten sicher ermittelten historischen Datum der Menschengeschichte, 4241 v. Chr., begonnen haben, ihre in liegender Hockerstellung bestatteten Toten aufzunehmen. Vorderasien beginnt immer mehr und in seiner ganzen Ausdehnung bekannt zu werden, als Mutterland für manches Europäische immer mehr hervorzutreten; geheimnisvolle Fäden scheinen sich zu spinnen zum Beispiel zwischen Kappadozien und Indien, zwischen dem fernen Elam und Südrußland und Nordgriechenland.

Doch ich greife zu weit aus. Ich wollte einen Rückblick werfen auf etwas

Digitized by Google

mir Naheliegendes, die Gräberforschung in beiden klassischen Mittelländern. In Griechenland hatte Stackelbergs Vorgang zunächst wenig Nachfolge. Verhältnismäßig wenige und meist zufällige oder mangelhaft bekannt gewordene Funde ermöglichten kein zusammenhängendes Bild der Gräbersitte, nicht einmal für die noch am besten bekannte attische Landschaft. Grabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft im Jahre 1870 vor dem Dipylon, an der vornehmsten Gräberstraße Athens, vermehrten die Zahl schöner attischer Grabreliefs, jener köstlichen Blüten edelsten gehobensten Menschentums, lehrten uns auch einiges über die Anordnungen, ließen aber viele wichtige Fragen unbeantwortet, weil man es damals noch nicht für nötig hielt, sich von den Schichtungsverhältnissen eine ausreichende Vorstellung zu schaffen. So wurden weder die Anlage noch die Ausstattung der Gräber genügend geklärt, auch nicht die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse. Man war eben vor vierzig Jahren noch nicht hinreichend gerüstet, um die Lösung zu finden, welche erst unsern Tagen, der vorzüglichen Arbeit Brückners vorbehalten blieb. Auch einem benachbarten Gräberfeld aus viel früherer Zeit wurden damals in beträchtlicher Zahl Gefäße entnommen, die, in eigenartig steifer Weise vorwiegend linear dekoriert, schon Stackelbergs Aufmerksamkeit nicht entgangen waren und nun bei ihrer ziemlich zahlreichen Auffindung als Vertreter der Anfänge griechischer Kunst begrüßt wurden und zu bedeutsamen Studien Anlaß gaben. Aber erst dreiundzwanzig Jahre später konnten zwei junge deutsche Gelehrte durch eine kleine Nachgrabung feststellen, wie eigentlich diese Gräber aussahen, was die großen und kleinen Gefäße, die man in und über den Gräbern gefunden hatte, im Grabritus bedeutet hatten, wie es sich statistisch und zeitlich mit der eminent wichtigen Frage nach Bestattung oder Verbrennung verhielt, u. a. m. Erst durch diese Arbeit von Brückner und Pernice wurde 1893 dieser alte Grabplatz des Solonischen Athen eine geschichtlich brauchbare Tatsache.

Ebenfalls von 1870 an begann auf dem Kunstmarkt die liebenswürdige Welt der Terrakotten von Tanagra zu erscheinen. Kein Zweifel, daß sie aus Gräbern stammten. Aber noch viele Jahre mußten vergehen, bis man an eine wissenschaftlich brauchbare Feststellung der Fundtatsachen ging. Es waren die trüben Künste der Fälscher, welche der griechischen archäologischen Gesellschaft den Spaten in die Hand zwangen. — Wie große stumme Rätsel aus einer nicht näher zu bestimmenden Vorzeit erhoben sich bei Mykene unterhalb des damals ebenfalls geschichtlich dunklen Löwentors jene Kuppelgräber, die schon die Bewunderung der Alten erregt hatten. Diese gewaltigen Bauwerke von Burg und Unterstadt Mykene reizten Schliemanns homergläubige Phantasie. Seine wunderbare Entdeckung der goldreichen Fürstengräber auf der Vorderterrasse der Burg gab 1876 einen Anstoß, der nach allen Seiten mächtig weiterwirkte. Die Tatsache, daß Homer nur die Verbrennung seiner Helden kennt, wenn auch die Bestattung als einstige Sitte noch vielfach durchschimmert, mußte alsbald zeigen, daß wir hier, wo pietätvolle Einbettung der Leichen, verbunden mit dem Streben, den Körper zu konservieren, herrschte, wo ein treu gedenkender

Digitized by Google

Opferkult durch Generationen fortgesetzt wurde, vor Zeugen einer andern Zeit standen. Es mußte eine wesentlich ältere Zeit sein, eben die Zeit, deren Klänge ins Epos hinübertönten, wie die Taten Attilas, der Burgunden, Theodorichs, in das so viele Jahrhunderte jüngere germanische Heldenlied. Die überreichen Beigaben ermöglichten bald festere Zeitansätze, die wir wesentlich der ägyptischen Synchronistik verdanken, d. h. ägyptischen Funden hüben, mykenischen drüben in festen sicheren Horizonten. Damit war für uns das zweite Jahrtausend, das Jahrtausend vor der griechischen Völkerwanderung, entdeckt. Funde auf Funde folgten, im ganzen ägäischen Meergebiet, großartig namentlich auf Kreta, wo glücklicherweise früher nicht hatte gegraben werden können: aber auch weit über dies engere Gebiet hinaus in Ost und West bis nach Italien und Spanien, nach der einen Seite, bis tief nach Südost und Ost nach der andern. Mit den neuen großen Aufgaben kamen auch die ihnen gewachsenen Männer, durch deren rastlose Arbeit sich der Kreis der Tatsachen immer fester schließt, aber auch sich nach allen Seiten, nach oben und nach unten immer weiter ausdehnt. Und wo sich eine so große und reiche, in vielfacher Hinsicht fremdartige, ja überreife Kultur vor unsern erstaunten Blicken auftat, da mußten die Vorstufen gesucht werden. Auch sie wurden gefunden, wenn auch der sichere Ariadnefaden der Gräber uns namentlich im kretischen Labyrinth noch nicht so ununterbrochen begleitet, wie wir es wünschen möchten. Aber auch hier mehren sich die Funde und lehren uns vieles. Mehr jedoch zunächst anderswo. Jener Zeit, als die Herren der Burg von Mykenä ins Grab sanken, um im epischen Liede weiterzuleben, war eine andre vorangegangen, welche in der späteren Erinnerung nur in dunklen Sagen und in sonderbaren, völlig ungriechischen Namen von Orten, Bergen, Flüssen, aber auch in Eigennamen, ja in manchen Namen späterer griechischer Götter und Helden ein geheimnisvolles Dasein führte. Rings um das Aegäische Meer und auf den Inseln saßen diese Urbewohner, aber auch bis tief in das Innere hinein beginnen wir jetzt ihren Spuren mit Spaten und Hacke zu folgen. Und staunend gewahren wir, daß wenigstens einige ihrer Schwärme, z. B. solche, die sich an den nördlichen und östlichen Abhängen des Parnaß und in den vorgelagerten Ebenen niederließen, in einer Zeit, die der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. vorausliegt, bereits die Sitte hatten, ihre Toten zu verbrennen, stets an derselben Stelle, so daß die sich auftürmenden mächtigen Scheiterhaufen im damals noch waldreichen Lande ganze Hügel bildeten, die später wieder für andre Geschlechter erwünschte Wohnstätten darstellten. Vereinzelte Ausnahmen, Bestattung statt Verbrennung, scheinen eine besondere Auszeichnung des Toten gewesen zu sein. Ob diese frühe Brandsitte, zu der vielleicht bis jetzt vereinzelte Erscheinungen im mittleren Kreta treten, sich bis zu einem andern, ähnlich frühen Gebiet derselben, Südrußland, durch die Balkanhalbinsel wird verfolgen lassen, etwa an jenes anknüpfen, wird hoffentlich noch ergründet werden. Könnten wir nur erst in Epirus, Mazedonien, Thrazien graben! Das ist ein Wunsch, mit dem jeder historisch denkende Forscher die vor unsern Augen sich vollziehende Befreiung dieser Landschaften begleiten

Digitized by Google

wird. Dann werden wir auch, schon jetzt bedeutsamen Fingerzeigen folgend, die Brücke nach Italien hinüber schlagen können.

So sehr früh hatte sich auch diese für uns bis jetzt älteste Bevölkerung nicht in Griechenland festgesetzt; denn sie scheint schon bei ihrem Einrücken aus der völlig metallosen Zeit heraus gewesen zu sein. Ihr folgte um die Mitte des dritten Jahrtausends eine andre, vermutlich bereits hellenischen Stammes, welche ihre Toten ausschließlich bestattete und diese ihre Sitte auch wohl der Urbevölkerung mitteilte. In dieser neuen Völkerfamilie werden wir die direkten Vorfahren der Erbauer der Burgen von Mykenä, Tiryns usw. zu erkennen haben, jene Achäer, von denen das epische Lied zu singen und zu sagen weiß, noch zu einer Zeit, als eine abermalige Völkerwelle über manche Teile der griechischen Welt wieder eine andre Schicht, jedoch ebenfalls hellenischen Stammes, gelagert hatte. Die ganze Szenerie der Heldenzeit und der voraufgehenden fängt jetzt an klar zu werden durch die treue Arbeit deutscher, griechischer, englischer und italienischer Gelehrter: ich nenne namentlich Dörpfeld und Tsuntas, Soteriadis, Evans und Halbherr für solche Grabungen, die uns auch zu den Toten führen. Schon tasten wir uns hinauf bis an die Ausgangsschwelle etwa des vierten Jahrtausends, wie wir glauben sagen zu dürfen bis an die Zeit, wo die ersten Vorfahren der Hellenen in ihr späteres Land hinabzogen und andre Völker wurden. Kein Schriftdenkmal erzählt uns mehr von diesen fernen Zeiten: aber die unscheinbaren Töpfe und Scherben aus Ton sowie die zähen religiösen Vorstellungen, welche sich im Gräberbrauch und Totenkult ausprägen, sind leise wegweisende Lichter im großen Dunkel jener Zeiten, wo die Völker Europas sich formten und ihre späteren bleibenden Sitze einnahmen.

Und wie aufwärts, so gaben uns die Gräber der kretisch-mykenischen Epoche auch vielfachen Anlaß, abwärts zu blicken, auch da die Anknüpfungen aufzusuchen an die hellen Zeiten literarisch bezeugter Geschichte. Mit der letzten großen griechischen Völkerwanderung — die Alten nannten sie die dorische — um die Wende vom zweiten zum ersten Jahrtausend, rückt zum zweitenmal die Sitte ein, die Toten zu verbrennen. Daß sie absolut herrschend wird in einigen südlichen und südöstlichen Gebieten des Aegäischen Meeres, ist ungemein beachtenswert. Auf der jetzt so ganz und gar holzarmen Insel Thera, jenem Juwel unter den griechischen Inseln, deren gründliche Kenntnis wir dem Opfermut und der Sachkenntnis des Freiherrn Hiller v. Gärtringen verdanken, wurde im neunten bis siebenten Jahrhundert ausschließlich verbrannt, jedesmal dicht bei dem Familienplatz, wo die Urne hernach in den Felsboden gesenkt wurde. Ebenso gegenüber auf dem karischen Festland und an der Nordküste Kretas. Es fehlt noch die Durchforschung der übrigen südöstlichen Zykladen und Sporaden. Dagegen mehren sich jetzt die Anzeichen, daß in den Gegenden, woher die Theräer ihre älteste griechische Siedelung (Minyer) leiteten, im südöstlichen Thessalien, an der Westküste des pagasäischen Meerbusens, in der benachbarten Phthiotis, und dem gegenüberliegenden Euböa, schon in letzter mykenischer und dann weiter in geometrischer Zeit, die Brandsitte herrschend

Digitized by Google

wurde. Und so viel können wir jetzt schon sagen, daß nur die Gegend gesucht werden darf, wo eine solche Verbrennung, wie das Epos sie schildert, selbstverständlich war, die Homerische Dichtung die Sitte allgemeiner Totenverbrennung aufgenommen haben kann. In Jonien wurden die Toten in dieser alten Zeit, der Zeit, wo die homerischen Gedichte in ihre jetzige Form gegossen wurden, bestattet: das haben uns Untersuchungen Böhlaus und Wiegands in Neonteichos und Larisa, in Milet und Samos gelehrt, uns eigentlich schon seit lange die Tonsarkophage von Klazomenä gesagt. Auffällig ist dagegen, vielleicht eine Anpassung an dort alteinheimische Sitten, daß die ionischen Kolonisten an und vor der Nordküste des Schwarzen Meeres, so zum Beispiel auf der vom siebenten bis fünften Jahrhundert von ihnen besiedelten Insel Beresan, durchweg verbrennen.

Im siebenten Jahrhundert drang die Sitte dann langsam ein auch im übrigen europäischen Griechenland, wurde zum Beispiel in Attika vom siebenten bis fünften Jahrhundert in immer steigendem Maße geübt, zweifellos unter dem immer mächtiger werdenden Einfluß der Homerischen Dichtung. Aber sie verdrängte nie die Bestattung vollkommen. In entlegenen, der feineren Kultur weniger geöffneten Gegenden von Hellas scheint die Bestattung sogar feste Sitte geblieben zu sein. — Es war ursprünglich vielleicht nur eine vereinzelte, aber kulturell hochstehende und einflußreiche Stammesgruppe, durch welche die Sitte der Verbrennung gerade in jene Teile Griechenlands kam, wo sie ihren edelsten dichterischen Ausdruck durch Homer so früh finden durfte. Schwerlich ist sie dorthin übertragen worden durch große, breite Völkerzüge, die sie, wie einstmals jene Urbewohner der sog. Steinkupferzeit, als ihre eigne Sitte mitgebracht haben, so wie in die meisten andern Länder, wie nach Italien, wie durch die Germanen in die keltischen Teile Deutschlands. Die in Südrußland, wie wir oben sahen, schon im dritten Jahrtausend geübte Sitte wanderte im dritten und zweiten Jahrtausend durch viele Teile Europas, als manche der mitteleuropäischen Völker noch auf Steinwerkzeuge angewiesen waren, die meisten jedoch schon den Gebrauch des Erzes kennen gelernt hatten. Vor dem Balkan machte sie jedoch damals noch halt, so scheint es wenigstens. Erst weitere Forschung auf der Balkanhalbinsel kann und wird uns Bescheid auf solche Fragen geben, welche wir bis jetzt nur auf ratendem, nicht sicher begehbarem Wege beantworten könnten. Nur das dürfen wir mit Sicherheit behaupten, daß die Sitte auf griechischem Boden nicht autochthon entstanden ist, also alle Erklärungen in die Irre gehen, welche solche Entstehung zur Voraussetzung haben. Die Sitte muß übertragen sein von einer Gegend, wo sie schon länger in Uebung war, kann dort auch wirkliche Fortsetzung jener entlegenen Urbewohnersitte sein.

Ganz anders, viel klarer, liegen die Verhältnisse für Italien. In musterhafter Weise haben hier einige norditalienische Forscher, allen voran Chierici und Pigorini, ihrerseits geschult durch das Beispiel der Schweiz und Skandinaviens, seit bald einem halben Jahrhundert der Arbeit ihre Wege gewiesen und die Methode sorgsamster Bodenforschung bis zu solchem Grade der Verfeinerung getrieben, daß, was diese Meister, ihre Arbeitsgenossen und Schüler für ihr

Digitized by Google

Vaterland geleistet haben, wiederum vorbildlich geworden ist für die Arbeit in andern Ländern. Auch die italienischen Museen lehrten neue Methoden: so das Museum von Bologna, wo zuerst Zannoni begann, vollständige aus dem Boden gehobene Gräber in ihrem ganzen Zusammenhange in historischer Reihe auszustellen, oder die Museen der Emilia, von Florenz, von Syrakus, wo teils ganze Gräber, teils der Inhalt ganzer Gräber sorgsam Grab für Grab geschieden vor uns steht, so daß an Stelle der rein ästhetischen Aufstellung alter Zeiten oder der typologischen, die nützlich, aber in vielen Fällen doch nur ein Notbehelf ist, wirkliche historische, im engeren Sinne auch topographische Bilder sich vor uns aufbauen, welche nicht nur die Phantasie auch des Laien mächtig anregen, sondern für die eigentlich wissenschaftliche Forschung die Stelle eines Urkundenbuches einnehmen. Es ist sehr erfreulich, daß neuerdings auch nordische Museen diesem leuchtenden Beispiel folgen, in Deutschland und der Schweiz schon manche, in Frankreich das Nationalmuseum von St. Germain. So liegen in Italien die Grundlinien überall schon fest, wenn auch in einzelnen Gegenden, namentlich im Innern und im festländischen Süden des Landes noch manches fehlt. Und die vorzügliche Berichterstattung, für die Frühzeit im Bullettino di Paleontlogia, für die späteren Perioden namentlich in den Veröffentlichungen der Accademia dei Lincei, aber auch, besonders für Etrurien, in denjenigen des Deutschen Archäologischen Instituts und andrer Organe, gestattet uns, aus den Gräbern und Siedelungsresten die Geschichte des Landes und seiner so verschiedenartigen Stämme abzulesen, die Urzustände ebenso zu erkennen wie die allmählichen Ueberschiebungen neuer Völkerschichten. Vor unsern Augen baut sich nunmehr jenes Italien auf, dessen zahlreiche Einzelströme ihr sehr verschiedenartiges Wasser schließlich zu dem einen Hauptstrom Rom vereinigen. Roms eigne Geschichte, Roms Gewalt über das ganze Land erklärt sich aus seiner Lage am Kreuzungspunkt der wichtigsten Stämme der Halbinsel, aus dem einigenden Bande, das liegen muß in der sukzessiven Aufnahme des fremden Blutes in das eigne, der Amalgamierung mit demselben: ist doch sicher manches von dem, was uns die Alten aus der Königszeit und ferner aus der Entwicklungsgeschichte der Republik und ihren Verfassungskämpfen berichten, zum guten Teil Spiegelung von Tatsachen, die in der verschiedenartigen Zusammensetzung der Bevölkerung Roms ihre letzte Erklärung finden mögen.

In Griechenland liegen die ethnischen Verhältnisse einfacher. Neben und über eine vorgriechische dünne Urbevölkerung tritt bereits die griechische, in Stämme gespalten aber unter sich so nah verwandt, daß trotz der geographischen Zertrennung des Landes und trotz mancher lange bestandener Einzelunterschiede doch bald jene Einheit sich ausbildete, welche so früh zu fester Gestaltung des nationalen Lebens und seiner Formen, der nationalen Sprache, schließlich auch des nationalen Götterglaubens und einer nationalen Kunst führte. Trotzdem, zum Teil wohl gerade infolge der gleichmäßig raschen Entwicklung seiner Einzelstämme, soweit sie überhaupt auf eine führende Rolle Anspruch machten, ist Hellas nie zu einer politischen Einheit gelangt.

Digitized by Google

Umgekehrt bietet das zur Einwanderung lockendere Italien das bunteste Bild. Merkwürdig zäh halten die verschiedenen Völker des Landes an ihren Eigenheiten fest. Aeltere und nichtlateinische Ueberlieferung ist ja leider lückenhaft und wenig ausgiebig; deutlicher jedoch als alles andre, mit jedem Jahre bestimmter, lehren uns die Gräber diese auseinanderstrebenden Frühzustände kennen. Trotzdem hat Roms starke Hand ein Land zusammengezwungen, dessen geistige Brennpunkte lange Jahrhunderte hindurch nicht in Rom lagen. Um uns das Verständnis einer derartig merkwürdigen Erscheinung anzubahnen, müssen wir schon, bei aller gebührenden Bewertung geographischer und historischer Faktoren jeder Art, eine eigentümlich wirksame Zusammensetzung des Römers annehmen. Der Römer wurde Herrscher, weil jeder der so unendlich verschiedenen Stämme vom eignen Blut und der eignen Bildung, unbewußt, im Römer etwas wiederfand, sich, wenn auch meist nach hartem Widerstande, schließlich doch romanisieren ließ, weil aus der römischen Art manch Atom eignen Wesens ihm unmerklich wieder zuströmte.

Sicheren Schrittes folgen wir jetzt auf der Spur der Gräber den Völkerbewegungen in Italien. Wir finden eine dünn verteilte Urbevölkerung, welche im Süden nach Afrika zu weisen scheint und über Sizilien weit nach Nordost, bis an die Adria sich hinaufgezogen, auch über Sardinien sich ausgebreitet hat. Dieser einen durchs ganze Altertum, ja bis heute kenntlichen Gruppe stehen mehrere im nördlichen und mittleren Italien gegenüber, die besonders im Norden und Osten sich noch lange aus den späteren Ueberströmungen scharf abheben. Sehr materielle Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, Niederlegung der Toten zuerst in natürlichen, dann in künstlich hergestellten Höhlen, dann in nach Höhlenart aufgerichteten Grabbauten, in verschiedenen Stellungen, gestreckt oder als liegende Hocker, oder zu gemeinsamem häuslichen Mahle sitzend vereinigt, so eine zeitlang in Sizilien, ausgestattet mit allem, was zur Notdurft des einfachen Lebens gehörte, sogar mit roter Farbe zum Tätowieren und Schminken, mit reichlichen Spuren des über der Leiche ihr zu Ehren gehaltenen Opfermahles, so zum Beispiel in Ligurien, wo das Feuer mitunter und vielleicht absichtlich den Toten mitangeröstet hat; in der Lombardei ruhen sie in Flachgräbern, die Beine angezogen wie das Kind im Mutterleibe, ein schon von Jakob Grimm gezogener, von Dieterich fein ausgebauter, freilich schwerlich zur Erklärung verwendbarer Vergleich, umgeben von ihren Waffen aus Stein oder schon Kupfer, mit Steinperlen oder Muscheln geschmückt: dieses eine Beisetzungsform, die sich zum Beispiel in Picenum bei den Nachfahren eines dieser Urstämme bis in das vierte Jahrhundert gehalten hat.

Ganz anders das Volk, welches die Sitte des Leichenbrandes mitbrachte und wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends in die Halbinsel einzog. Es kam über die Alpen herein in das italienische Seengebiet. Es brachte schon die Kenntnis der Bronze mit und errichtete mit Hilfe metallischer Werkzeuge regelrecht angelegte Ansiedlungen auf Pfählen, zuerst in Seen und Mooren, dann auch auf dem festen Lande; es verstand das Wasser kunstvoll

Digitized by Google

um die Wohnplätze zu leiten und auch sonst geschickt zu nutzen, trieb Jagd, Viehzucht und Ackerbau in geordneten Formen und verbrannte seine Toten. Die Asche ward nach strengem hartem Ritus ursprünglich ohne alle Beigaben in Tontöpfen einfachster Art beigesetzt, in Reihen ein Topf neben dem andern, oftmals mehrere Reihen hart übereinander, wahrscheinlich jeweils gleichzeitig an einem bestimmten Zeitpunkt des Jahres, der dadurch natürlich zu einem Totenfest der Gesamtgemeinde wurde. Die Asche in den Töpfen blieb vermutlich zugänglich, durch einfaches Abheben der Deckel, für sakrale Erinnerungshandlungen. Die einzige Angleichung der Existenz der Toten an die der Lebenden fand man darin, daß den Toten gewissermaßen der ideale Schutz der Lebenden übertragen war, indem man für sie eine kleine, ebenfalls auf Pfählen ruhende, von einem Wall umgebene Totenstadt anlegte, derjenigen der Lebenden im kleinen vergleichbar, dicht außerhalb des Eingangs in die Hauptansiedlung, an einer oder zu beiden Seiten jenes Eingangs. Die ersten wirklichen Friedhöfe!

Eine hohe ernste Auffassung vom Wesen des Todes neben einem hochausgebildeten Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit kennzeichnet diese Vorläufer derjenigen Italiker, die später berufen waren, der entscheidende Herrscherstamm Roms zu werden. In der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends breiteten sie sich weiter aus, zunächst nach West und nach Ost, unter allmählicher Aufgabe der mitgebrachten Pfahlbausitte, mit ihren strenggereihten, vielfach auf sicherer Höhe erbauten Hüttenansiedlungen den ersten Grund legend zu mancher noch heute blühenden Stadt. Sie hielten auch in diesem Stadium streng fest an ihrer Verbrennung, jedoch unter Aufgabe der alten starren Riten, welche auf alle Beigaben verzichteten. Das Persönlichkeitsgefühl ließ sich unter der stillen Einwirkung der unterworfenen Urbevölkerung nicht mehr zurückdrängen. Diese statteten ihre Toten reich aus, wie ich vorher darlegte, und so wurde auch bei dem Herrenvolk die Empfindung sinniger Sorge um den Toten geweckt und gestärkt. Schon im östlichen Poland, wo ihre Gräber bis zum Rubikon herabreichen, mehr noch in Etrurien und Latium bis zu den Volskerbergen, finden wir die Brandgräber dieser allmählich südwärts gezogenen Italiker ausgestattet mit immer reicher werdenden Beigaben, auch solchen, die im beginnenden ersten Jahrtausend der leise anfangende Handel über See aus fernen südöstlichen Ländern brachte.

Ein andrer Zweig desselben Stammes, der jedoch mehr von Osten kommend die neue Sitte der Verbrennung und der kunstvollen Pfahlbauten nördlich der Alpen noch nicht übernommen oder sie wieder aufgegeben hatte, zog mehr in der Mitte und Ostseite Italiens herab, blieb im allgemeinen östlich vom Tiber, nahm dagegen weiter südlich, etwa von der Höhe des Volskerlandes ab, die ganze Breite der Halbinsel ein, schob sich schon weiter im Norden von den Sabinerbergen her in die Küstenebene Latiums vor, wo sich ein Neben- und Durcheinander mit den bis hierher gelangten verbrennenden Vettern ergab. Und zwar scheint sich das Mischungsverhältnis zuerst so gestaltet zu haben, daß die verbrennenden Leute ihrer auch weiter nördlich überall betätigten Neigung gemäß

Digitized by Google

zunächst die sicheren, gesunden und fruchtbaren Höhen des Albanergebirges besetzt hatten, während die aus dem sabinischen Gebirge Herabkommenden sich hier und da in der Ebene anbauten, z. B. bei Gabii, und weiter an den Tiber heranrückend dann auch auf einem der hügeligen Ausläufer sich hinsetzten, mit welchem die Ebene sich an der spätern historischen Stätte Roms dem Tiber nähert, auf dem Quirinal. Nähe des Wassers, auch der kleinen hier zum Tiber hinabrinnenden Bäche und die bequeme Verbindung mit der rückwärtigen Ebene waren für die Wahl dieses Hügels für die gewiß recht bescheidene Ansiedlung bestimmend, nicht etwa Naturfestigkeit. Diese erschien dagegen den verbrennenden Vettern wesentlich, ihrer ganzen eignen Vergangenheit — und wir dürfen hinzusetzen, Zukunft entsprechend —: und als auch sie in die Flußebene herabrückten, klar darüber, daß die rückwärtigen Verbindungen mit ihren engeren Stammesgenossen nördlich des Tiber für sie über die natürliche Furt bei Rom die einzig sichere und mögliche sei, und sie dafür zu sorgen hätten, daß dieser Punkt nicht ausschließlich in den Händen eines zwar verwandten, aber fremden Stammes sein dürfe: da besetzten sie zunächst den Palatin, dann das Kapitol, die beiden isolierten, dem Fluß nächsten und militärisch allein wichtigen Hügel. So wurden sie das herrschende Volk in Rom, wahrscheinlich in friedlicher Auseinandersetzung mit den Sabinern. Verklungene Erinnerungen an eine solche Zwiefältigkeit der Entstehung Roms durch Zusammenwirken der zwei großen italischen Stämme leben noch, umwoben vom Schleier poetischer Konstruktion, in später Ueberlieferung. Die Tatsächlichkeit wird uns aber, klarer, als sie den alten Römern sein konnte, erwiesen durch die Gräber dieser ältesten Bewohner von Roms klassischem Boden.

Der leicht sich erhebende Rücken der Velia bildet eine Naturbrücke zwischen dem Palatin und dem Quirinal, zugleich die Trennung zwischen der Senkung, in welcher späte Geschlechter den Riesenbau des Kolosseums errichteten, und jenem Tal, das durch Verwendung zum Forum Romanum berufen wurde, der weltgeschichtlich bedeutendste Platz Italiens zu werden. An den Abhängen von Velia und Quirinal nach der Forumsniederung zu und in deren nördlicherer höherer Hälfte haben die Leute vom Quirinal und die vom Palatin friedlich und schiedlich ihre Toten der Erde anvertraut, und zwar die einen als Leichen beigesetzt, sei es unter zusammengebauten großen Steinen, sei es, und dies wohl die Regel, in ausgehöhlten, in zwei Hälften zerschnittenen Eichenstämmen, wie wir sie auch von Gabii und andern Orten kennen, später auf römischem Stadtboden selber auch in Ton nachgebildet, gewissermaßen übersetzt. Die andern, welche ihre Toten zu verbrennen gewöhnt waren, taten die Asche in Tongefäße, in deren Innerem sich noch solche Gegenstände fanden, die im Augenblick der Verbrennung zur Ausstattung des Toten gehörten, Bronzefibeln u. dgl., während sonstige Beigaben, namentlich Tongeschirr mit Speiseresten, jedenfalls auch mit Wasser, sich ringsherum oder über dem Aschengefäß gestellt fanden. Das Gefäß für die Asche war augenscheinlich in vielen Fällen eigens für diesen Zweck geformt worden, namentlich dann, wenn es die Gestalt einer Wohnhütte im kleinen

Digitized by Google

zeigte, rund oder elliptisch, mit Tür und Türriegel, Dachsparren, Firstbalken und Strohdach, die Wände gedacht als mit hellem Stuck beworfen und mit Linearornamenten, vereinzelt auch wohl mit figürlichem Schmuck bemalt. Die großen Nekropolen Alba Longas und andrer Brandnekropolen des Albanergebirges, auch an dessen Südabhang, ferner die Brandgräber der italischen Bevölkerung des südlichen und westlichen Etruriens haben uns viele solcher Hausurnen geschenkt, alle einander so gleich, daß Gleichheit der Bevölkerung und der Wohnweise dadurch für diese ganzen Gebiete erwiesen wird. Im allgemeinen ist die Ausstattung der Bestattungsgräber und der Brandgräber gleich: aber es ist ein sehr beachtenswerter Umstand, daß in den tiefsten Schichten die Bestattungsgräber die tieferen, älteren, sind; daß die sehr bald darauf kommenden Brandgräber diese Bestattungsgräber respektieren, ebenso wie sie selbst wieder sorgsam respektiert werden von jüngern Bestattungsgräbern: wenn diese einmal ein rundes Brandgrab anschneiden, so sieht man deutlich, daß es versehentlich geschah und daß man sich bemühte, den Zusammenhang des Brandgrabes wieder herzustellen. Das Altertum wußte von dieser alten Forumsnekropole, deren glückliche Wiederaufdeckung durch Boni wohl die wichtigste Fundtatsache der letzten zehn Jahre in Italien ist. Als man jenes Tal trocken legte und herrichtete für die Bestimmung, der es für die zusammengewachsene Stadt Rom zu dienen hatte, da fand man zur eignen Ueberraschung solche Aschenurnen. Die Oertlichkeit wurde im Volksmund nach ihnen „Doliola" genannt und mit geheimer Scheu betrachtet: es galt für sündhaft, dort auf den Boden zu spucken. Und gewiß in ursächlicher Verbindung mit dieser ehrwürdigen Stätte ist die Errichtung des Vestatempels an der palatinischen Seite des nördlichen Forumtals zu verstehen, wo das heilige und ewige der Hut der Vestalinnen anvertraute Feuer brannte; bei einem so alten Heiligtum wäre die Lage außerhalb der Ansiedlungen, vor ihren Toren, auffällig, wenn nicht andres sie erklären würde: ich bezweifle nicht, daß das reine heilige Feuer von dort geholt wurde, um die in der Nachbarschaft, an der heiligen Stätte des Volcanus, lodernden Scheiterhaufen zu entzünden, und so das Vernichten der Toten gewissermaßen unter den Schutz doppelter göttlicher Autorität zu stellen, die Hinterbliebenen gegen die Rache des Toten zu sichern.

Gegen Ende des altrömischen Jahres, am 13. Februar, begann das staatliche römische Totenfest: es wurde eingeleitet durch die heilige Handlung einer vestalischen Jungfrau. Das hat tiefen Zusammenhang. — Volcanus, dem Feuergott, war jene Verbrennungsstätte heilig, jenseits der Bachsenkung, welche die Niederung durchschnitt, auf einer Vorterrasse des Kapitols. Hier ging der Leib des Toten in Flammen auf, hier wähnte auch das Volk den Stadtgründer und ersten König von Rom, Romulus, begraben. Und wo ihm und späteren Toten die Abschiedsrede gehalten wurde, vor versammelter Bürgergemeinde, da wurde es in der Folgezeit Sitte, auch andern die Grabreden zu halten, sich alsbald auch mit Reden andrer Art von hier an das Volk zu wenden: so erstand nahe dieser Stätte die spätere Rednerbühne, und hinter ihr, durch jene dem Romulus geweihte und neuerdings ebenfalls wiederentdeckte Grabstätte und den viereckigen

Digitized by Google

Volksversammlungsplatz getrennt, das erste der städtischen Verwaltung dienende Gebäude, die Curia Hostilia. Andre Wahrzeichen der Erinnerung und der Freiheit erhoben sich in der Nähe, die Rechtsprechung schlug dort ihren Sitz auf, und so wurde das Forum zum Forum Romanum, Mittelpunkt der Verwaltung erst der Stadt, später des Staates, schließlich der Welt.

Doch kehren wir zurück zu Italiens Anfängen und dem, was die Gräber uns lehren!

Rom war gewiß schon lange eine einheitliche Stadt, als die namhafteren Geschlechter je nach ihrer Herkunft an dem einen oder andern Ritus noch zäh festhielten: von den aus der Sabina stammenden Korneliern ist uns Festhalten an der für sie heimischen Bestattung bis auf Sulla zufällig bezeugt, auch durch ihr Erbbegräbnis zwischen der Via Latina und Appia mit seinen berühmten Sarkophagen bewiesen. Aber noch eine dritte Schicht legte sich in Rom über die beiden italischen, oder vielmehr sie trat neben sie. Das waren die Etrusker, jenes immer noch rätselhafte, hochveranlagte Herrenvolk, der Sauerteig Italiens bis in die Blüte der Renaissance hinein, obwohl kein Volk von indoeuropäischem Stamm, fremder Art und uns heute noch unverständlicher fremder Zunge. Sie waren während der Völkerwanderungszeit nach Italien durchgestoßen, ob zu Lande, ob zur See, ist noch immer strittig, wie es das schon für die Alten war. Sie hatten die im späteren Etrurien wohnenden verbrennenden Italiker unterjocht, auch einige der zu beiden Seiten des oberen Tiber festgesetzten bestattenden Umbrer und waren lange Zeit auch Herren von Rom, dem erst nach schweren Zuckungen die Befreiung gelang. Ja, zeitweise, im fünften Jahrhundert waren sie bis in das nördliche Kampanien südwärts, nordwärts bis an die Etsch und den Fuß der Alpen vorgedrungen. Es ist wohl keine Frage, daß es die gemeinsame Not war, welche die verbrennenden und bestattenden Italiker zusammenschmiedete, sie erst zu einem Volke machte, ihnen das italische Volksbewußtsein gab und den Typus des Römers geschaffen hat. Das etruskische Schwert und die etruskische höhere Kultur hatten zunächst gesiegt; sie waren dadurch auch geistig einer der wichtigsten Faktoren in der Ausgestaltung Roms geworden. Sie bestatteten ihre Toten, auch in Rom, und gingen zur Verbrennung erst in jüngerer Zeit und nur dort über, wo die Italiker in der Mehrzahl waren und ihre Kultur sich an die Stelle der etruskischen setzte, d. h. besonders im Norden und Osten ihres Landes. Sie müssen recht materialistische Vorstellungen vom Leben nach dem Tode gehabt haben: das lehren ihre Gräber und deren Ausstattung. Schon dadurch unterscheiden sie sich in stärkster Weise von der italischen Rasse.

Und wie wir in Rom in solcher Weise dem Boden seine Geschicke ablesen können, so weiter südlich, wo die Griechen ihre Begräbnisweisen mitbrachten, jede Kolonie gemäß ihrer Herkunft oder Mischung, wo namentlich in Sizilien, aber auch in Kampanien, in Tarent und an andern Orten, die zum Teil mit größter Sachkenntnis und Sorgsamkeit ausgehobenen Gräber uns in wundervoller Weise gestatten, die Geschichte dieser Städte, ihres Handels, ihrer Bildungshöhe, ihrer Kunst klar zu erkennen, uns von der hohen und tief eingreifenden

Digitized by Google

Bedeutung eine sichtbare und tastbare Vorstellung zu schaffen, die dies neue, über das Meer gekommene Element für ganz Italien, damit auch für Rom gewinnen mußte. Und in gleicher Weise heben sich durch ihre Gräber kleinere Volksgruppen scharf umgrenzt ab und lehren uns ihre Eigentümlichkeiten kennen und schätzen: so die Karthager in Sardinien und Westsizilien, die westgriechischen Messapier und die illyrischen Jazygier im Südosten, diese bestattend, dagegen verbrennend die große Gruppe der Veneter zwischen Etsch, Meer und Alpen, deren Gräberausdehnung sich mit den heutigen Grenzen des weichen venezianischen Dialekts noch deckt. Und dann später, etwa von 400 an, die Kelten, die ganz Oberitalien, mit Ausnahme Venetiens, überziehen bis in die Mark Ankona hinab und diesen Landschaften ein Gepräge aufdrücken, das sie bis auf den heutigen Tag vom übrigen Italien scharf scheidet; schließlich die ausgleichende Macht der Kaiserzeit, wo die alte Brandsitte des herrschend gewordenen latinischen Stammes in ganz Italien ziemlich allgemein wird, wenn auch die alten Bestattungsgegenden im Innern und im Süden dem alten Ritus nicht völlig entsagen. Die abermalige Rückkehr zur Bestattung vom zweiten und dritten Jahrhundert ab, wohl ein Symptom der beginnenden Orientalisierung Roms, wird vom ganzen immer noch nach Rom blickenden Lande mitgemacht und in die Provinzen übertragen. Den Schluß des Altertums bilden sodann interessante Reihen von Barbarengräbern, reich ausgestattet mit Waffen, schön verzierten Spangen, gold- und almandingeschmückten Zieraten. Sie zeigen uns unsre deutschen Vorfahren, die Goten und Langobarden u. a., welche als glanzvolle Sieger durch das ersehnte Land zogen, um dort im südlichen Wesen später klanglos unter- oder vielmehr aufzugehen. Mit dem Schwert in der Hand, ausgerüstet mit aller ihrer Herrlichkeit, wurden diese Nordlandssöhne in ihr Grab gelegt, selbst dicht unter den Mauern Roms, auf denen vielleicht noch die verzweifelten Verteidiger standen, um ihr italisches Volkstum zu verteidigen. So sieht das zur Rüste gehende Altertum ein gleichartiges Bild wieder, wie das beginnende: der Besitz schöner Waffen, kostbaren Schmucks aus Edelmetall und Edelgestein wird den vornehmen Männern und Frauen mit ins Grab gegeben, damit man sie auch im Jenseits als das erkenne, was sie im Diesseits waren und sie sich auch dort ihres Besitzes erfreuen können. Mächtige Kuppelräume für stimmungsvolle Begräbnis- und Erinnerungsfeiern erheben sich in Kreta und Mykene über den reich bestatteten Toten, während die misera plebs mit bescheidener Ausstattung in kleiner Felshöhlung oder engem, aus Steinen zusammengesetztem Gelaß zufrieden sein muß. Und ähnliche schroffe Gegensätze am Ende: tempelartige Grabsäle, mit Vorliebe auch wieder runde, und Kuppelräume für die Reichen und Großen dieser Erde, hochragende Grabmäler oft voll prunkenden Schmuckes und Grabsteine voll pomphafter Rede, kostbar geschmückte Marmorsarkophage — auf der andern Seite ein paar zusammengesetzte Dachziegel: darunter der namenlose Tote.

Aber zwischen diesen Endpunkten der Entwicklung welche Höhepunkte menschlichen Empfindens, wenn wir uns zum Beispiel an die Gräberstraßen Athens

Digitized by Google

versetzen! Auf dem Grabe wohl manch köstliches Marmorwerk, dessen stille, einfache Schönheit, Klarheit und Innigkeit der Empfindung von Herzen kommt und noch uns zu Herzen geht, die Inschrift faßt nur der Name. Und öffnest du erwartungsvoll solch schönes Grab: ein schmuckloses Aschengefäß, ein paar Väschen einfachster Art, um die Umgebung des Toten mit Wohlgeruch zu füllen. Völlige Gleichheit aller im Tode und nach dem Tode, die vollste reine Menschlichkeit! Und ähnliche Höhepunkte des Menschentums, wenn auch nicht durch solch edle hohe Kunst verklärt, kehren mehrfach wieder. Wie eine späte Erinnerung an jene jugendfrischen Italiker, die in ihr Land ziehend die Asche ihrer Toten ohne jede Beigabe einfachen Urnen anvertrauten, muten uns an die tönernen Aschenurnen und die kleinen, bescheiden geschmückten Marmorbehälter, in denen die Zeit des Augustus die Reste auch ihrer vornehmsten Toten barg und sie gemeinsam mit denjenigen der bescheidensten Sklaven ihres Hauses in jenen unterirdischen Totenkammern, den sog. Kolumbarien, beisetzte, und schließlich wieder die stillen, tiefen Gänge der Katakomben Roms: auch sie hoben sich empor zu jener hohen Vorstellung von der Majestät des Todes, die alle Gegensätze des Lebens ausgleicht und versöhnt. Lassen zum Beispiel die Katakomben Alexandrias die Standesunterschiede noch stark zur Geltung kommen, entsprechend der im Osten stärkeren Wirkung des altbegründeten Monarchismus, so versteht es in Rom das ungern geduldete Judentum, dann das Christentum, jene Religion der Armseligen und Bedrückten, in wundervoller Weise, in den Katakomben jene antike Einfachheit gleichen Fühlens und Denkens auch äußerlich zur Geltung zu bringen, gleichzeitig aber auch durch die antiker Sitte entsprechenden gemeinsamen Erinnerungsfeiern an die Toten das Gemeinsamkeitsgefühl zu stärken und der Dankbarkeit für die Werke des Toten stillen, weihevollen Ausdruck zu geben.

Erinnerungen an Stiftspropst Dr. Ritter v. Türk

Von

Dr. Johannes Heldwein

Dreikönigstag! In einem stillen Zimmer spiegeln die Strahlen der Mittagssonne in wertvollen Emailbildern aus Lyon. Zitternde Ringe ruhen auf dem Goldrahmen, der das Bild des Regenten umsäumt.

Einer der Hofgeistlichen hat gerade die jährlich übliche Räucherung in den Zimmern des Stiftspropsts vollzogen.[1]) Wehende Rauchschwaden sättigen den Raum. Ort und Sitte erinnern an die Zeit der Romantik. Ein Stück vergangener Geschichte bildet so den Grund, auf dem eine Persönlichkeit sich abhebt, deren natürlicher Einfluß als Mensch und deren berufliches Wirken als Priester

[1]) Eine alte katholische Sitte. Auch am königlichen Hofe wird jährlich durch zwei Priester diese Räucherung vorgenommen.

Digitized by Google

manchen, sogar nicht wenigen zum Anstoß geworden ist. Viele aber haben aus dem Reichtum und dem inneren Gehalte dieses Lebens für sich und andre den Segen geistiger Lebenswerte geschöpft.

Dieser aus der Romantik geborene Priester ist Stiftspropst v. Türk.[1])

Er war ein Sohn der alemannischen Erde, die unserm Volk seit den Tagen Alberts des Großen schon so viele der besten seiner religiösen Vorkämpfer geschenkt hat. Seiner geistigen Jugend leuchtete ein Doppelgestirn, dessen Kraft und Einfluß noch aus der Lebensführung des Greises widerstrahlte. Kaum eine andre Tatsache erhärtet besser die Wahrheit der an Zahl wenigen, an innerem Wert aber um so wichtigeren Lebensgrundsätze, die aus dem handschriftlichen Nachlasse Türks erhalten sind.[2]) „Von höchstem Einfluß für die ganze folgende Lebenszeit ist die Richtung, die man in der Jugend erhalten oder sich selbst gegeben hat." Die Werke des Bischofs Joh. Mich. Sailer und des Domherrn Christoph v. Schmid haben der Jugend Türks diese seine ganze Lebenszeit bestimmende Richtung gegeben.

Ein uns heute unbekannter Geist beseelte damals die Lehrer der Religion. Ehrwürdig galt das Christentum darum, weil es den Gemeingeist der Liebe unter allen Menschen lehrt und dem Menschenhasse so mächtig entgegenarbeitet. Der Geist der Stärke und der Geist der Liebe war der von Gott gegebene Geist, das Kennzeichen und Wesen des inneren lebendigen Christentums. In jenen Jahrzehnten gaben katholische Weltpriester noch Lehrbücher der christkatholischen Religion heraus.[3]) Und was heute unerhört und unmöglich wäre, ja mit den schwersten kirchlichen Strafen geahndet würde, erfreute sich noch vor einem Jahrhundert der Billigung katholischer Bischöfe.

„Seht, auf diesem Wege ist uns die Wahrheit erschienen.
Doch ist auch jener uns lieb, der sie noch anderswo sucht."

Dieses schöne Bekenntnis zierte ein vom Erzbischof von München gebilligtes Lehrbuch.[4])

Der ultramontane Gedanke lebte in jener Zeit noch in seinen Anfängen. Kaum gekannt und verstanden, hatte er innert der zahlreichen deutschen Kleinstaaten keinen genügenden Boden gefunden. Nationale Hoffnungen und völkisches Ringen standen höher im Wert als alle Streitkunst der Kirche. Die christlichen Bekenntnisse waren jedes für sich und alle miteinander gezwungen, ihre eignen schwer gefährdeten Geistesgüter gegen neue geistige Sturmfluten zu schützen. Solche Not schafft Eintracht. Gleichzeitig war die Leitung der katho-

---

[1]) Geboren am 12. April 1826 zu Burgau in Schwaben, gestorben am 29. September 1912 zu München.

[2]) Türk verwaltete durch 27 Jahre die Professur für Religionslehre am K. Kadettenkorps in München.

[3]) Cf. Fridolin Huber, Handbuch der christkatholischen Religion. Herdersche Buchhandlung 1813.

[4]) Fischer, Dr. Gottfried, Vollständiges katholisches Religionslehrbuch. München 1829.

Digitized by Google

lischen Kirche durch die Glaubenssätze des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht in Widerspruch mit dem Gefühl und der Ueberzeugung von Tausenden geraten.

Diesen Geistesfrühling lebte die werdende Psyche Türks mit all ihrer jungen, selbstbewußten Kraft. Und als dann der Jüngling in die akademischen Schranken eintrat, empfingen ihn dort die Gedanken eines Haneberg, Reithmayr und Döllinger.

Aus diesen Quellen der vorvatikanischen deutschen Theologie schöpfte Türk sich jenes Maß religiöser Grundanschauungen, die seinem ganzen künftigen Berufsleben das diesem eigne Gepräge verleihen. Türk war für jene Zeit einer der vielen. Denn bis weit in die achtziger Jahre herein hat, um ein altes levitisches Wort zu gebrauchen, ein Priesterstamm gelebt, der vielfach hochangesehen, in seinem Wirken treu und bewährt, bei aller Wirklichkeit dem König gab, was des Königs war. Gegen Ende seines Lebens ist Türk einer der wenigen, vielleicht der letzte aus jener Zeit gewesen. Ein neues Priestergeschlecht ist gekommen, das sich mit andern Gedanken und Hoffnungen trägt. Und der Geist dieser neuen Priesterkaste war dem innersten Wesen Türks um so fremder, je mehr diese Priester ihre Hoffnungen über die Berge schweifen ließen. In gleicher Weise hat die Rücksichtslosigkeit, mit der diese Priester das ihrem Nacken auferlegte Joch der absoluten Kirchenmacht durch ein bestimmtes Maß demokratischer Gesinnung gegenüber dem Staate auszugleichen wußten, der nationalen Gesinnung Türks widerstrebt. Als die Reichstagswahl von 1907 besonders im Süden unsres Vaterlandes die politischen Gegensätze verschärfte und das Machtwort zweier Erzbischöfe kaum imstande war, die demokratischen Priesterführer zur Besinnung zu bringen, ließ das Urteil Türks über diese beklagenswerte Verirrung priesterlicher Gewissen nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

Diese nationale Gesinnung führte schon früher zu den wichtigen Beziehungen, die Türk mit bedeutenden Männern, wie den Staatsministern Lutz und Fäustle und dem Staatsrat Pfistermeister, verbanden. Der heilsame Einfluß, den Türk im Verein mit diesen Männern und nach ihnen im Einverständnis mit andern nicht minder wichtigen Persönlichkeiten auf die Lösung kirchenpolitischer Fragen ausgeübt hat, steht heute noch zum großen Teil außerhalb der Erörterungen des Alltags. Türks Feinde und Gegner bewarfen ihn mit dem Schmähwort „Staatspfaffe". Eine Hochflut von Zeitungsartikeln zerrte die Absichten und Taten Türks in eine ihm unerwünschte Oeffentlichkeit. Der Angegriffene beklagt sich einmal in einem Briefe, daß er „das Objekt zu offenen und versteckten Angriffen" sei. In der Oeffentlichkeit selbst aber hat Türk zu allen Angriffen stets geschwiegen. Wohl klagte er im vertrauten Kreise: „Hier ist die Quelle, aus welcher mir viele Feindseligkeiten zuflossen: ich half einem — und machte mir zehn Gegner, ich trat als Vermittler auf — und erhielt den Lohn eines Vermittlers. Ich ließ mich benützen, ausnützen — und man ließ mich dann fallen!"

Die Stimmen des Neides wetteiferten durch lange Zeit mit den Stimmen

Digitized by Google

des Hasses, um den Einfluß Türks auf die maßgebenden Persönlichkeiten zu brechen. Es gelang dies aber so wenig, daß selbst Rom — freilich erst nach langem Zögern — den Verdiensten des Stiftspropstes durch wiederholte Auszeichnungen und Freundschaftsbeweise gerecht zu werden suchte. Die Freundesworte der Kardinäle Lorenzelli und Rampolla haben dem bewährten Vorkämpfer für echt religiöse Werte manche beglückende Stunde geschaffen. Und die katholische Kirche hatte gute Gründe zur Dankbarkeit!

Wenn nach einem historischen Gesetz die katholische Kirche dort am mächtigsten ist, wo ihre Schrittmacher, die Mönche, in zäher Kleinarbeit gerungen und die kirchlichen Gedanken verbreitet haben, wenn im andern Fall die Kirche dort verfällt, wo die Klöster entartet oder überhaupt aufgehoben sind, so hat auch der katholischen Kirche Deutschlands am Anfang der siebziger Jahre jene Schicksalsstunde geschlagen, die über Sein oder Nichtsein entscheidet. Damals erörterten deutsche Kabinette die Frage der Aufhebung sämtlicher Klöster. Und die Beschlüsse der Diplomaten gestalteten sich so ernst, daß der Erzbischof eines Tages am Münchener Franziskanerkloster vorfuhr und den rasch zusammengerufenen Mönchen die inhaltschwere Kunde brachte: Seine Majestät der König hat seine Zustimmung zur Aufhebung der Klöster gegeben. Die Provinziale der Kapuziner und Franziskaner eilten zu Türk. Die allerhöchste Zustimmung zur Aufhebung der Klöster war aber noch nicht erfolgt. Denn dem Bundesrat lag erst der Antrag auf Aufhebung vor. Damals ist der hervorragenden Ueberzeugungskunst Türks das Schwere gelungen, daß die Bevollmächtigten Bayerns bei der Abstimmung über den Antrag Limburg nur für die Ausweisung der Redemptoristen stimmten.[1])

Mit dieser Abstimmung war das Schicksal der übrigen Orden und dadurch auch die unmittelbare Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland entschieden. Denn die künftige Tätigkeit der Mönche in dem katholischen Lande Bayern war auch von bestimmendem Einfluß auf die übrigen Bundesstaaten.

Man mag über den Wert der Klöster für das Kulturleben unsrer Gegenwart und über die Bedeutung der Mönche für unsre völkische Zukunft je nach dem persönlichen Standpunkt verschieden urteilen; der Anteil, den Türk an der Gestaltung der Dinge damals genommen hat, sichert ihm, dem jungen geistlichen Rate von 1871, in der deutschen Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts einen Platz, der um so ehrenvoller sein wird, wenn einmal die übrigen Fäden bloßliegen, die Türk mit sicherer Hand und zielbewußtem Geist in das Gewebe seiner Zeit geflochten hat.

Zwei Dinge bestimmten Türk vor allem zum machtvollen Politiker. Selbstlosigkeit, die stets nur an den Vorteil der Sache dachte, die er vertrat — und diese Sache mußte gut sein — und Achtung vor der Ueberzeugung des Gegners, solange dessen Gesinnung lauter war.

---

[1]) Die Redemptoristen konnte Türk nicht vertreten, da vom König Ludwig I. ein Aufhebungsdekret aus dem Jahre 1848 vorlag.

Digitized by Google

Und von dieser Achtung vor der ehrlichen Ueberzeugung eines andern war naturgemäß auch der Mensch und der Priester Türk beseelt.

„Toleranz — ein vielgebrauchtes Wort! oft nur ein Schlagwort" — überschreibt Türk eine der wenigen Reden, die er auf der Höhe seines Berufs verfaßt hatte, und deren Niederschrift ihm bis in sein Alter teuer geblieben ist. Nach einer eingehenden Aufzählung jener Eigenschaften, durch die jede wahre Toleranz in ihr Gegenteil verkehrt würde, nennt Türk vor allem die Frage einer ernsten Erwägung würdig: Wie soll unser Betragen gegen Andersgläubige beschaffen sein? Und dann beantwortet er sich diese Frage durch folgende Punkte:

„1. Ehrfurcht jeder Religion, die dem Allerhöchsten Anbetung erweist.

2. Liebe jedem, wessen Religion oder Glaubensbekenntnisses er sein mag. Hat er nicht meine, so hat er doch eine Religion.

3. Behandle jeden Menschen ohne Rücksicht auf seinen Glauben, ohne Ansehung seines religiösen Bekenntnisses in echt christlichem Sinne.

4. Die Religion sei keine Scheidewand im Verkehre.

5. Man verachte niemand seiner Religion wegen, wenn sie für ihn Wahrheit, Ueberzeugung, Erbe seiner Väter ist. Man beachte jenes Vollmaß christlicher Liebe, welches den Frieden und die Eintracht gegenseitig sichert.

6. Man habe Ehrfurcht vor den gottesdienstlichen Gebräuchen Andersgläubiger.

Unbesonnener Tadel, Spott, Gelächter entehrt. Wenn der Israelite, der Bekenner des Korans seine religiösen Gebräuche vornimmt, wenn der Heide vor der Sonne niederfällt, so möge der Gleichgültige im christlichen Tempel erröten.

7. Man vermeide in Gesellschaften kränkende Gespräche, Streitigkeiten über Glaubenssachen.

Religionsstreitigkeiten rufen Anfeindungen, Gehässigkeiten hervor.

8. Man weiche extremen, fanatischen Leuten aus. Man hüte sich, solchen erregten Gemütern ebenfalls erregt entgegenzutreten.

9. Im Umgange, Gespräche kehre man nie die konfessionelle Seite heraus."

Diese knappen Sätze bildeten nicht nur ein brauchbares Lehrthema, sondern waren in ihrer Anwendung auf das innigste mit dem ganzen Leben Türks verwoben.

Als Türk noch im ersten Jahre seines Priestertums an einem Silvesterabende predigte, nahm im Chorgestühl der katholischen Kirche der protestantische Pfarrer an dem Jahresschlusse teil. Vorher hatte die katholische Geistlichkeit in der protestantischen Kirche der gleichen Feier angewohnt.

Wo findet sich heute zu gleicher Eintracht ein Gegenstück. In einer Abschiedsstunde sagte einmal Türk seinen Schülern das bezeichnende Wort: „Mit Anerkennung hebe ich hervor die konfessionelle Eintracht, welche durch Klugheit gepflegt unter Ihnen herrscht! Bewahren Sie sich für das Leben dieses teure Gut."

Dieser vornehme Standpunkt nötigte Türk gewissermaßen zur offenen Kritik an manchen Schäden der christlichen Kirche. „Die christliche Religion ist zu

Digitized by Google

erhaben, als daß sie durch Verfolgung verbreiten will. Solche also, welche sich zu unserem Glauben nicht bekennen, dürfen deshalb nicht verfolgt, fremde Religionsgenossen nicht zum Eintritt gezwungen, zum Uebertritte genötigt werden, solchen darf ein Liebesdienst nicht verweigert werden."

Bei dem Klange solcher Worte begreift es sich, daß in mancher stillen Stube, deren Bewohner nicht dem katholischen Bekenntnisse angehört, noch heute das Bild des Stiftspropstes an einem Ehrenplatze hängt, weil vielleicht ein gutes Wort, vielleicht eine selbstlose Handlung des Edlen eine lichte Erinnerung in das Leben des Besitzers geflochten haben.

Bei aller Ehrfurcht vor den verschiedenen religiösen Ueberzeugungen verirrte sich Türk doch niemals in jene geistigen Grenzgebiete, die gleich einem Sumpflande den gesunden Boden religiösen Fühlens mitunter schädigen. Wenn die Rede auf gewisse abergläubische Dinge kam, von denen die Vorstellungswelt so mancher nicht selten bestimmt war, hatte Türk dafür den ihm eignen feinen Spott. Ebensowenig huldigte Türk dem romanischen Ueberschwang, der seit geraumer Zeit im Gebetsleben der katholischen Kirche sich ausdehnt. Der Siegeszug, der das Traumbild einer französischen Hirtin in die katholischen Kirchen aller Welt stellt, mußte vor den Toren der Münchener Hofkirchen haltmachen. Um so eifriger sorgte der Stiftspropst für die Pflege der Aeußerungen deutscher Frömmigkeit. Die Pflege des deutschen Gesangs in seiner Kirche war für Türk ein Herzensbedürfnis. Gleiche Freude und gleichen Eifer widmete er den sinnig-gemütlichen Darstellungen der Weihnachtskrippe, bei deren Aufbau er an dem in diesem Fache hervorragendsten Kenner, Herrn Max Schmederer, einen geistvollen Berater besaß.[1])

Von Interesse sind auch die Urteile, die Türk über das Wesen der Frau fällte und seinen Schülern lehrte.

„Zur Gründung und Verbreitung des Christentums haben die Frauen hauptsächlich beigetragen."

Dieses geschichtliche Urteil ehrt in Türk den Priester, der im Gegensatz zur Auffassung weiter kirchlicher Kreise das Verhältnis der Frau zum Christentum richtig umschreibt. Erfahrungen aus der Schule des Lebens verraten zwei andre Sätze: „An Höfen haben die Frauen großen Einfluß und bestimmenden Ruf" und: „Nichts ist so vermögend einen Mann zu lenken — zu bessern als eine tugendhafte, vernünftige Frau."

Von feinster Beobachtung der weiblichen Seele reden aber die kurzen mit leichtem Sarkasmus gefügten Gedanken, wie: „Nie darf man ihren Verstand, ihre Schönheit in Zweifel ziehen. — Sie fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie zu Rate zieht. — Sie haben zwei Leidenschaften: Eitelkeit und Liebe. — Eine Geringschätzung vergessen sie nie. — Man sei artig, höflich, gefällig. —

---

[1]) Kommerzienrat Max Schmederer-München, der seine berühmten Krippensammlungen im Münchener Nationalmuseum aufgestellt hat. Auch im kaiserlichen Besitze befindet sich eine Krippe Schmederers.

Digitized by Google

Gesittung schätzen sie höher als Bildung. — Man rede lieber zu viel als zu wenig. — Eitelkeit ist ihre herrschende, wenn nicht stärkste Leidenschaft. — Frauen sind große Kinder."

Wer noch während des letzten Jahrzehnts mit Türk verkehren durfte, wunderte sich oft, wie dieser im Gegensatz zu einigen Altersgenossen an allem teil hatte, was an wichtigen Fragen aus dem politischen und religiösen Gebiete unsre Gegenwart in Atem hält. Vielleicht liegt der Schlüssel zu dieser Tatsache in dem Umstand, daß Türk während seines ganzen Berufslebens für jede ernste Tagesfrage ein offenes Ohr besaß. Denn nicht einzig das Talent erhält lebendig bis in das hohe Alter, sondern der mit dem Talente verbundene Mut zur Teilnahme an allem, was Menschenleben heißt und fordert.

„Zur Resignation soll man sich nicht zu früh herbeilassen." Diese Mahnung hat Türk gleich mancher andern Weisheitslehre nicht bloß andern gesagt, sondern selbst gewissenhaft befolgt.

Das hervorragendste Zeichen des Charakters dieses Mannes war die Tatkraft, die sich auf eine unbestechliche Ueberzeugung stützte. Das Lebenswerk Türks diente dem großen Probleme des Verhältnisses von Staat und Kirche. Die Lösung dieser Frage sah Türk in einem friedlichen Zusammenarbeiten der Kirche mit dem Staate. Türk verneinte die Unterordnung der Kirche unter den Staat, wie sie die alte Kirche duldete. Ebensowenig begeisterte er sich für die Gedanken eines Innocenz III. Ihm galt das alte: Quae sunt Caesaris, Caesari: et quae sunt Dei, Deo. (Matth. 22, 21.) In diesem einen Punkte war selbst das gereifte Alter Türks noch zu sehr von der Romantik seiner Jugend beeinflußt, als daß ihm die große Zukunftsforderung von der Trennung beider Mächte erquicklich und befreiend gegolten hätte.

Diese gerechte Forderung eines friedlichen Ausgleichs zwischen Staat und Kirche, dieses beharrliche Eintreten für die während der Gärung der siebziger und achtziger Jahre umstrittenen Rechte des Staates hat dem seiner Ueberzeugung treuen Stiftspropste im Urteil des übermächtig begehrenden Romanismus haß- und eifervolle Widerstände zugezogen.

Aus Lessings „Nathan" erinnern wir uns eines Wortes, das mit gutem Rechte auch Türk gebührt. Was der Dichter an dem geläuterten Wesen seines Helden rühmt, was diesen unterscheidet und vor andern adelt, gilt auch dem großen Propste des Münchener Hofstiftes:

„So gut als klug, so klug als weise."

Digitized by Google

Ein vor kurzem entdeckter Brief von Alexander v. Humboldt

Von

W. J. Holland, Sc. D., LL. D. etc.
Direktor des Carnegie-Museums in Pittsburgh

Zu den wohlbekannten und vornehmsten Einwohnern der Stadt Pittsburgh während des letzten Jahrhunderts gehörten die Herren Henry L. Bollman und Harvey F. Bollman. Henry L. Bollman war der Sohn des Herrn Ludwig (Lewis) Bollman, der in Pittsburgh in seinem siebenundvierzigsten Lebensjahre (1817?) starb; Henry L. Bollman war zu der Zeit noch ein Kind. Harvey F. Bollman war der einzige Sohn von Karl Bollmann, der in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre (1841) auch in Pittsburgh starb. Ein älterer Bruder von Ludwig und Karl Bollmann war der Dr. Eric Bollmann, welcher im Jahre 1793 mit Hilfe eines jungen amerikanischen Offiziers, Francis Kinloch Huger, einen tapferen Versuch, den General Lafayette von der Festung in Olmütz zu befreien, machte. Ludwig Bollmann war Student in der berühmten Handelsschule von Büsch und Ebeling in Hamburg, und da hat Alexander v. Humboldt, der dort auch im Jahre 1790 studierte, seine Bekanntschaft gemacht. Die Söhne von Ludwig und Karl Bollmann waren in Amerika geboren und scheinen sehr wenig Kenntnis der deutschen Sprache gehabt zu haben. Sie schrieben den Familiennamen ohne das letzte „n", einfach Bollman.

Im Besitz von Harvey F. Bollman war ein Brief, geschrieben von dem berühmten Naturforscher A. v. Humboldt im Jahre 1799 an seinen Oheim Ludwig Bollmann. Der Besitzer versuchte mehrmals umsonst, jemand zu finden, der diesen Brief für ihn übersetzen könnte. Endlich zeigte er den Brief Herrn John A. Harper, dem damaligen Schatzmeister der Bank von Pittsburgh, und Herr Harper versicherte ihm, daß sein Vetter, Dr. J. H. Long, Professor der Chemie in der Northwestern University von Chicago, den Brief für ihn übersetzen würde. Der alte Herr gab sofort den Brief in die Hände des Herrn Harper, und nach kurzer Zeit bekam er ihn wieder mit einer genügenden Uebersetzung.

Herr Harvey F. Bollman verpflichtete vor seinem Tode seine Testamentsvollzieherin, diesen Brief und die Uebersetzung davon seinem Freunde J. A. Harper als Zeugnis der Freundschaft zu überliefern. So geschah es. Vor einem Monate hat Herr Harper den Brief in den Archiven des Carnegiemuseums deponiert, und zur selben Zeit hat er dem Direktor Erlaubnis gegeben, den Brief zu veröffentlichen.

Der Brief ist in beinahe mikroskopischer Handschrift geschrieben, und da das Papier sehr alt und braun ist, war es eine höchst schwierige Unternehmung, ihn zu lesen. Der Direktor wünscht in dieser Verbindung die Hilfe, welche Herr

Digitized by Google

Professor Dr. Arnold E. Ortmann ihm geleistet hat, anzuerkennen. Ich habe im Texte des Briefes alle Abkürzungen und Eigentümlichkeiten beibehalten, gerade wie in dem Original. Was hier steht, ist punctatim et litteratim, was der Schriftsteller geschrieben hat. Der Direktor hat eine Anzahl historischer und biographischer Anmerkungen hinzugefügt. W. J. Holland.

Cumana[1]) in Südamerika, d. 15. Okt. 1799.

Acht od. neun Jahre liegen zwischen diesem Augenblick u dem Zeitpunkte da wir (in der Blühte unserer früheften Jugend) manchen schönen Wintertag an den Ufern der Elbe mit einander erlebten. Ich mag und kann nicht denken, lieber Vollmann, daß Sie mich ganz vergesen haben. Es gab eine Zeit in Hamburg,[2]) wo wir anfingen uns sehr nahe zu treten. Ich schmeichelte mir selbst daß ich Ihnen damals etwas war. Ich erinnere mich sehr glücklicher Stunden die wir einsam in Ihrem kleinen Zimmer zubrachten. Häusliche Verhältnisse, Elendigkeiten, deren Ursachen mir nicht gegenwärtig sind, haben diese Verbindung gestöhrt. Ich habe seitdem mir oft Vorwürfe darüber gemacht. Ich weiß daß die Schuld auf meiner Seite war, aber ich weiß auch daß ich abwesend mich oft mit Ihnen beschäftigte, daß das Andenken an Sie, an ihren edlen, gerathen, energischen Charakter, an Ihre Herzlichkeit mir immer ein werthes, theueres Andenken blieb. Ich weiß, daß ein arbeitsames, erfahrungsreiches Leben mich fester, beständiger, besser gemacht hat, als Sie mich kannten. Ich glaube Sie würden zufriedener mit mir sein, wenn das Schicksal uns jetzt zusammen führte! Seit 7 Jahren habe ich mir viele Mühe gegeben, Sie lieber Vollmann, mit Briefen zu erreichen. Ich habe 2 an Sie nach Hamburg geschickt, in der Hofnung, daß durch Voigt sie Ihnen in diesen Welttheil folgen würden. Vielleicht sind sie nie an Sie gelangt, od. haben mich Ihre Briefe verfehlt? Von meinen Schicksalen, die Ihnen wahrscheinlich unbekannt sind, soll dieses Blatt, das auch wahrscheinlich verloren geht, nichts enthalten. Ich habe bald des Bergbaus wegen,[3]) bald einem Gesandten in polit. Geschäften

---

[1]) Cumaná wurde zuerst von den Spaniern im Jahre 1512 gegründet, dann wieder verlassen, und im Jahre 1520 neu gegründet. Somit ist die Stadt älter als alle andern, die von Europäern in der Neuen Welt angelegt wurden. Die Stadt liegt am Fluß Manzanares, eine Meile von der Stelle, wo er in den Golf von Cariaco fließt. Es ist ein heißer, ungesunder Ort. Humboldts Aufenthalt in Cumaná dauerte vom 16. Juli bis zum 28. November 1799.

[2]) Nachdem Humboldt an den Universitäten Frankfurt und Göttingen studiert hatte, trat er im September 1790 in die Handelsschule in Hamburg ein und blieb dort bis zur nächsten Osterzeit, wo er einen Kursus an der Bergakademie in Freiberg begann. Er hatte sehr gesellige Neigungen und erwarb sich in Hamburg viele Freunde unter seinen Mitstudierenden, an die er sich im späteren Leben stets erinnerte. Einer derselben war Ludwig Vollmann, mit dem er aber, wie es scheint, einige Differenzen gehabt haben muß, deren Schuld sich Humboldt selbst zuschreibt.

[3]) Humboldt studierte an der Bergakademie in Freiberg vom 14. Juni 1791 bis zum Februar 1792, an welchem Tage ihm ein Abschiedsbankett von den Studenten und der

Digitized by Google

folgend,[1]) den größeren Theil von Europa mehrmals durchstreift; Frankreich, England, Holland, Italien, Pohlen, Ungarn ... Im Besiz eines ansehnlichen Vermögens nach dem Tode meiner Mutter,[2]) habe ich meine Stelle in Preuß. Diensten aufgegeben, um als Privatmann u als Bürger eines Staates von dessen Freiheit wir damals träumten, halb wachend oft noch träumt, ein menschliches, freies, hülfreich, nüzliches Leben zu führen. Ich brachte das letzte Jahr in Frankreich zu, wo ich auf das liebreichste aufgenommen, im Begrif meinem Freunde dem General Dessaix[3]) nach Oberägypten zu folgen, von dem Directorium zu einer Reise um die Welt unter dem Cap. Baudin[4]) berufen

---

Fakultät gegeben wurde. Drei Tage darauf erhielt er durch eine ministerielle Verfügung von Herrn v. Heinitz in Berlin seine Anstellung als „Assessor cum voto" in der Verwaltungsabteilung der Berg- und Hüttenschmelzwerke. Er trat seine Stelle in dem jugendlichen Alter von zweiundzwanzig Jahren an. Er war sehr erfolgreich und avancierte schnell von Stelle zu Stelle, und schließlich wurde ihm am 3. Februar 1795 vom Minister die Direktorstelle der Berg- und Hüttenwerke und Salinen in Schlesien angetragen. Er lehnte ab, aber auf wiederholtes Drängen nahm er die Stelle eines „Rates im obern Berggerichtshof" an, die er bis zum Jahre 1797 behielt. Durch die ganze Periode seiner Verbindung mit der Bergverwaltung hindurch machte er Reisen nach allen Richtungen, wobei er sich nicht nur mit der Technik des Bergbaues beschäftigte, sondern auch Geologie studierte. Er besuchte Italien, Oesterreich, Polen und alle deutschen Staaten. Früher, zu seiner Studentenzeit, hatte er andre europäische Länder, einschließlich England, besucht.

[1]) Als die Franzosen unter Moreau im Sommer 1796 ins Herzogtum Württemberg eingedrungen waren, veranlaßte Prinz Hohenlohe den König von Preußen, ihm zu gestatten, die Dienste A. v. Humboldts zu benutzen, um mit den Franzosen wegen der Wahrung der Neutralität der fränkischen Provinzen und des hohenloheschen Territoriums zu verhandeln. Hierin war Humboldt erfolgreich, und er wurde wohlbekannt mit den französischen Offizieren, unter denen ihn besonders General Dessaix anzog wegen seines Interesses für wissenschaftliche Untersuchungen.

In dieser Verbindung kann es sich der Verfasser nicht versagen, die Tatsache zu erwähnen, daß Moreau, der nach dem Fall Napoleons nach Amerika geflohen war, dort eine lange Zeit in Pittsburgh unter dem angenommenen Namen Chevalier Dubac lebte. Ruaud, ein andrer verbannter Franzose, beherbergte ihn, und mehrere Monate lang erhielt sich Moreau dadurch, daß er schmackhafte Würste fabrizierte, die Ruaud verkaufte, während der „Chevalier" die Gastfreundschaft hervorragender Bürger genoß. Sic transit gloria mundi!

[2]) Humboldts Mutter starb in Berlin am 19. November 1796. Am 16. Juni 1797 machte er eine Notiz in seinem Tagebuch, in der er angibt, daß sein ganzes Vermögen zu der Zeit „die Summe von 85375 Taler 4 Groschen" betrage, „wovon das jährliche Einkommen ungefähr 3476 Taler ausmache".

[3]) Joseph Marie Dessaix, geboren in Thonon (Savoyen), 24. September 1764, gestorben 26. Oktober 1834, war einer der Lieblingsgenerale von Napoleon, der ihm den Zunamen „L'Intrepide" gab und ihn zum Grafen des Kaiserreiches machte.

[4]) Nicolas Baudin war auf der Insel Ré 1750 geboren und starb am 16. September 1803. Der Forschungsreisende Bougainville, der sein siebzigstes Jahr erreicht hatte, rüstete für die Regierung eine Südpolexpedition aus. Das Direktorium beschloß, Bougainville wegen seines hohen Alters zu ersetzen, und stellte Nicolas Baudin an die Spitze des Unternehmens. Drei Korvetten wurden ausgerüstet und waren bereit, in See zu stechen. Der endgültig angenommene Plan war, das erste Jahr in Paraguay und Patagonien zu-

Digitized by Google

ward. Mit den Zurüstungen zu einer 5jährigen Reise beschäftigt, stöhrte ein, durch die gleiche Unmoralität der Republik. und monarchischen Verfassungen erregter, blutiger Krieg alle meine Pläne. Ich blieb 2 Monathe in Marseille um mich nach Alger einzuschiffen u von dort mit den Karavanen nach Egypten zu reisen. Sie wissen welche Gräuele unter Englischem? Einfluß in Alger ausgeübt wurden. Mein Genius hat mich von der berberischen Küste abgehalten. Die schwedische Fregatte,[1]) die mich abholen sollte, ging unter. Entschlossen meine Jugendjahre thätig zuzubringen, und begierig Europa auf viele Jahre zu verlassen, begab ich mich mit dem großen Vorrath gesammelter Instrumente nach Madrid[2]) wo ich durch persönl. Zuneigung des Königs, durch Bekanntschaft mit dem dort herrschenden 27jähr. Minister eine Erlaubnis sonder. Beispiel erlangt habe — alle ersinnlichen physik. naturhistor. Untersuchungen in den Span. Kolonien anzustellen. Mein Plan ist die hiesige Küste,[3]) die Kapuciner

zubringen, das zweite in Chile, Peru, Mexiko und Kalifornien, das dritte in Beschiffung des südlichen Pazifik, das vierte in Madagaskar und das fünfte an der Küste von Afrika. A. v. Humboldt war angestellt als Naturforscher der Expedition. Kapitän Baudin hatte bereits zwei botanische Entdeckungsreisen unternommen, eine nach Ostindien, die andre nach Westindien. Die Mitglieder der Expedition waren sorgfältig ausgewählt worden; und Humboldt hatte eine bedeutende Summe aus seinen Privatmitteln aufgewandt, um die nötigen wissenschaftlichen Instrumente zu besorgen. Da brach der Krieg zwischen Frankreich und England aus, als Napoleon die Okkupation Aegyptens unternahm, und so wurde der Plan der Weltreise aufgegeben. Baudin wurde später, im Jahre 1800, auf eine Forschungsreise nach Australien geschickt, die in mancher Hinsicht unglücklich verlief. Ein Bericht darüber wurde von Péron veröffentlicht. Kapitän Baudin starb infolge der auf dieser Reise erlittenen Strapazen.

[1]) Napoleon nahm nach Aegypten eine Anzahl bedeutender Gelehrten mit, und mit manchen von ihnen war Humboldt wohl bekannt. Enttäuscht in der Hoffnung, mit Kapitän Baudins Expedition zu gehen, beschloß er, sich mit den französischen Gelehrten in Aegypten zu verbinden. Er erreichte Marseille am 27. Oktober und blieb dort bis Ende Dezember, eine Gelegenheit, nach Afrika zu segeln, erwartend. Er belegte einen Platz auf der schwedischen Fregatte „Jaramus" und erwartete täglich ihre Ankunft. Schließlich kam die Nachricht, daß dieses Schiff mit der ganzen Besatzung nahe der Küste von Portugal untergegangen sei. Gleichzeitig vernahm er, daß der Dey von Algier das Passieren von Karawanen nach Aegypten verboten habe, da, weil Napoleon dies Land zeitweilig besetzt hatte, es „durch die Anwesenheit der Christen verunreinigt sei".

[2]) Ende Dezember 1798 verließ Humboldt, in Begleitung von Bonpland, Marseille. Sie brauchten sechs Wochen, um Madrid zu erreichen, und legten einen großen Teil des Weges zu Fuß zurück, indem sie Botanik und Geologie der durchwanderten Strecke studierten. Die Instrumente, die für die Weltreise angeschafft worden waren, waren nach Madrid geschickt worden. Er wurde im März 1799 durch Vermittlung des sächsischen Gesandten Herrn v. Forell bei Hofe vorgestellt und gnädig empfangen. Er gab seinem Wunsche Ausdruck, Forschungen in der Neuen Welt zu machen, und dieser Wunsch wurde vom Minister Don Mariano Luis de Urquijo, einem jungen Mann mit ausnehmend liberalen Ansichten, unterstützt. Der König gewährte die Bitte des feurigen jungen Mannes. Am 5. Juni 1799 segelte er von Corunna in der Fregatte „Pizarro" ab. Kurz vor der Abfahrt schrieb er eine Notiz an seinen Freund Willdenow, von dem er, als sie noch Knaben waren, seinen ersten Unterricht in der Botanik erhalten hatte.

[3]) „Die hiesige Küste", d. h. die Küstenregion nahe bei Cumaná in Venezuela. Humboldt

Digitized by Google

Missionen am Guarapiche u im Paria (von wo ich eben zurückkomme), den Orinoco, Cuba, Mexico, Quito, u dann entweder die Philippinen u Cap. de b. esper. od Buenos Ayres[1] ... Dieses Unternehmen ist für einen Privatmann etwas groß, aber einem großen Plane unterliegen ist nicht Schande. Welche glückliche Tage habe ich in Teneriffa, wo ich den Pic bestieg, welche in den tausendjährigen Wäldern dieser Gebirgs—kette, zugebracht! und doch bin ich erst seit dem Julius in diesem Welttheil. Eine größere, üppiger, wunderbare Natur ist kaum denkbar, aber die Menschen ... Ein sehr geschickter Naturalist,[2] auch zur verfehlten Reise um die Welt bestimmt, begleitet mich. Dieser Umstand, u die gute Aufnahme, welche mir die königl. Empfehlungen verschaffen, machen manches erträglich. Aber so geläufig ich auch Spanisch rede, so sehr ich auch die Biederkeit des Span. Characters zu schäzen weiß, so ist ein freidenkendes Deutsches Gemüth auf Spanischem Boden doch in sich eingeengt u vergraben. Um so mehr, mein lieber Bollmann, wird eine Zeile von Ihrer Hand u die Versicherung daß ich Ihnen noch etwas bin, daß Sie mir vergeben — wohl=

---

benutzte die Zeit von seiner Ankunft in Cumaná am 16. Juli bis zum 28. November 1799 zum Beobachten und Sammeln von Naturobjekten in der Nachbarschaft.

[1]) Dies Programm wurde nicht in allen Einzelheiten ausgeführt. Nachdem er den Orinoco besucht hatte, ging Humboldt nach Kuba und erreichte Havanna am 19. Dezember 1800. Dann begab er sich nach Kartagena, fuhr den Magdalenenfluß hinauf, kam nach Santa Fé de Bogotá und von dort nach Quito. Er glaubte sich dem Kapitän Baudin in Lima anschließen zu können, aber Baudin segelte nicht ums Kap Horn, sondern ums Kap der Guten Hoffnung herum. Nachdem er beträchtliche Zeit der Erforschung der Anden gewidmet hatte, indem er dabei auf Nachricht von der Ankunft Baudins in Lima wartete, fand er schließlich, daß sein Plan, Australien zu erreichen, gescheitert sei. Er reiste nach Norden, kam am 9. Januar 1803 nach Guayaquil und im nächsten Juni nach der Stadt Mexiko. Er besuchte Havanna ein zweites Mal, ging nach den Vereinigten Staaten, wo er Gast des Präsidenten Jefferson wurde, und kehrte schließlich nach Europa zurück. Er erreichte Bordeaux Anfang August 1804.

[2]) Aimé Bonpland, geboren in La Rochelle (Frankreich) am 22. August 1773, gestorben in Corrientes (Argentinien) am 11. Mai 1858. Bonpland war Arzt und einer der gelehrtesten Botaniker seiner Zeit. Er war der getreue Begleiter Humboldts auf seinen Reisen von 1798 bis 1804. Bei mindestens zwei Gelegenheiten rettete er Humboldt aus drohender Gefahr. In den Jahren 1808 bis 1816 publizierte er in Paris ein großes Werk in zwei Foliobänden, illustriert mit 140 Tafeln über die Pflanzen, die er selbst und Humboldt in Mexiko gesammelt hatten. Humboldt, Bonpland und Kunth vereinigten sich zur Herausgabe eines Werkes über die von Humboldt und Bonpland gesammelten Pflanzen in sieben umfangreichen Bänden mit 700 Tafeln. Es ist betitelt: „Nova Genera et Species Plantarum“, und trägt das Datum 1815 bis 1825. Bonpland war ein Günstling der Kaiserin Josephine, die in ihrer Zurückgezogenheit sich damit unterhielt, tropische Pflanzen aus den von Bonpland mitgebrachten Samen zu ziehen. Napoleon setzte ihm eine liberale Pension aus. Zur Restaurationszeit verließ er Frankreich und nahm im Jahre 1816 die Professur für Naturgeschichte an der Universität in Buenos Aires an. Während einer Forschungsreise nach den Anden im Jahre 1821 wurde er von Dr. Francia, dem grausamen und schändlichen Despoten, der in Paraguay herrschte, ergriffen und zehn Jahre lang gefangen gehalten. Endlich befreit (1831), schlug er seinen Wohnsitz in Uruguay und Argentinien auf, wo er bis zu seinem Tode verblieb.

Digitized by Google

thätig auf mich wirken. Ohnerachtet Nord Amerika nicht in dem Plane meiner Entdeckungsreise sein kann[1]) so nähre ich doch eine Hofnung Sie in diesem Leben noch einmal zu sehen. Bei Guille[2]) in Barcellona habe ich Ihre Adresse erfahren u Ihnen von dort aus geschrieben. Guille ist ein recht merkwürdiger Mensch geworden, aber freilich noch immer von angeerbten Ideen umpanzert, u schwer zugänglich. Wir haben viel von Ihnen gesprochen. Er liebt Sie sehr, u ich habe ein 3 schöne Wochen bei ihm zugebracht. Mit Bötligk[3]) war ich zuletzt in Wien, er ist seitdem wieder in Paris gewesen. Er stand selbst im Begrif mir hierher (er wußte wohl selbst nicht warum?) zu folgen. Er hat sich sehr gebildet, ist überaus brav, u auf Augenblicke herzlich, doch giebt er sich viel Mühe bei 40,000 Rubel reine Einkünfte (er selbst beschäftigt sich nicht mit Handlung) ein recht unbedeutendes Leben zu führen. Der Kaiser wird ihn in seiner Hundswuth[4]) jetzt wohl nach Petersb. zurückgerufen haben. Schreiben Sie mir ja, mein lieber, u wenn Sie können, zwei Briefe, da 1 leicht verloren geht. Adressiren Sie nach Havana, Casa del Sgnr. Intendente de S. M. Cathol. D. F. Viguri (nemlich Aufschrift al Baron de Humboldt). Ich bin gewiß im Merz, vielleicht selbst ein Paar Monathe früher, dort. Schreiben Sie mir recht ausführlich wie Sie leben, ob Sie froh sind ... Genug! für einen wahrscheinlich verlorenen Brief. Da die Correspondenz mit Europa so unterbrochen ist, u so viele Menschen sich für meine Reise interessiren, so bitte ich Sie in 1 od. 2 der gelesensten Amerikan. Zeitungen (solche die nach England gehen) die simple Notiz einrücken zu lassen[5]) „daß H nachdem er physikal u mineralog. Beobachtungen auf dem Gipfel des Pico von Teneriffa angestellt, sehr gesund u glücklich Anfang Julius mit der Sammlung seiner Physik. u astron. Instrumente in dem Hafen

[1]) Indessen besuchte er die Vereinigten Staaten im Jahre 1804. (Siehe Anm. 11.)

[2]) „Guille". John Guille (oder Gill), der Sohn eines englischen Kaufmanns. Humboldt wohnte in Hamburg mit dem jungen Guille zusammen. Im Jahre 1798 wurde John Guille Teilhaber in der Firma seines Vaters und Vorsteher eines Zweiggeschäftes in Barcelona, das den Handel mit Spanien besorgte.

[3]) Bötligk, ein reicher junger Russe, der zurzeit aus irgendeinem Grunde beim Zar in Ungnade stand.

[4]) „Hundswut": ein starker, undiplomatischer Ausdruck. Als Humboldt dies schrieb, dachte er nicht daran, daß es publiziert werden würde.

[5]) A. v. Humboldt wußte die Wichtigkeit der Reklame zu schätzen und besaß Geschick darin. „Eitelkeit und der Wunsch zu gefallen" wurden von seinem älteren Bruder als die Hauptfehler seines Charakters bezeichnet. In seinem Schreiben an Wattenbach, kurz bevor er Freiberg verließ, sagte A. v. Humboldt: „Seine eigne Trompete zu blasen gehört zum Geschäft des Autors", und er setzte diese Lehre ins Praktische um. Schiller, der ihn als jungen Mann wohl kannte und der ein eifriger Bewunderer seines Bruders Wilhelm war, hinterließ in seiner veröffentlichten Korrespondenz mehrere scharfe Kritiken, die diesen Zug betreffen, der in der Jugend deutlicher hervortrat als später. (Siehe Bruhns & Lassell, Leben von A. v. Humboldt, Bd. I, S. 188 bis 197.) Jedenfalls verstand es A. v. Humboldt, sich zur Geltung zu bringen. Dieser Charakterzug erscheint indessen weniger abstoßend bei seiner tatsächlichen Geistesgröße und seinen großen Leistungen, als es bei unbedeutenderen Personen der Fall sein würde, die mit wenig Wissen und mangelhafter Bildung vor dem Publikum paradieren und nach Beifall haschen und ihn auch oft erhalten.

Digitized by Google

von Cumana angelangt sei, von wo aus er (Ich habe Gründe zu diesem Zusaz) under the protection of his Cathol. Majesty bereits seine Arbeiten in den Gebirgen von Paria u Nueva Andalucia angefangen. Er wird von hier nach Mexico abgehen. — Verzeihen Sie, lieber Vollmann, diesen kleinen Auftrag, u lassen Sie (um Misdeutungen zu vermeiden) den Artikel so einrücken, daß er nicht von mir eingeschickt aussieht. Ich umarme Sie herzlich, mein guter, lieber Vollmann! Ihren Bruder,[1]) dessen Heldenmuth ich bewunderte, habe ich leider in Dresden verfehlt.

Alexander Humboldt.

Haben Sie nie etwas von 2 meiner Bekannten in Nord Amerika, einem Forstmann Hn. v. Laffert[2]) aus Waldek, der mit Empfehlungen, Aufträgen? von Voigt[3]) in Hamburg reist, u einem Hn. v. Sekendorf[4]) aus Sachsen, mit dem ich Bergbau studirt, u der eine Gastwirths Wittwe geheiratet, gehört?

Mad. Büsch[5]) hat sich tot gefallen. Sieveking[6]) is tot. Wattenbach[7]) ist

---

[1]) Dies bezieht sich auf Dr. Erich Vollmann, der in Hoya (Hannover) im Jahre 1760 geboren wurde und der älteste Bruder von Ludwig Vollmann war. Die Geschichte der versuchten Befreiung Lafayettes aus dem Gefängnis in Olmütz durch Erich Vollmann findet sich in allen Biographien des berühmten Franzosen. Dr. Erich Vollmann mußte dies in einem österreichischen Gefängnis fast ein Jahr lang büßen. Als er unter der Bedingung, das Land zu verlassen, begnadigt wurde, ging er nach Amerika, wo er eine Zeitlang in Philadelphia und auch in Pittsburgh lebte. Er machte die Bekanntschaft von Aron Burr und wurde im Jahre 1806 dessen Agent in Neuorleans in Verbindung mit der berüchtigten Verschwörung. Er wurde verhaftet und vom „Circuit Court of the District of Columbia" am 27. Januar 1807 wegen „wahrscheinlichen Verdachts des Landesverrates" verurteilt. Beim Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten wurde ein „writ of habeas corpus ad subjiciendum" beantragt und die Entscheidung des Oberrichters John Marshall, die die Befugnis des obersten Gerichtshofes bestätigte, dies zu gewähren, ist wohl bekannt. Vollmann wurde entlassen, u. a. auf Grund „mangelnder Beweise". Er ging dann nach England im Jahre 1814, lebte eine Zeitlang in London und starb am 9. Dezember 1821 auf Jamaika in Westindien.

[2]) Die Adelsfamilie v. Laffert ist in einem Zweige in Hannover vertreten. Der Autor konnte keine Aufklärung über die Identität dieses Gliedes der Familie erhalten.

[3]) Voigt (oder Vogt), der Besitzer prachtvoller Gärten in Flottbeck, nahe Hamburg, bekannt durch die große Sammlung exotischer Pflanzen, die sie enthielten.

[4]) Gustav Anton Freiherr v. Seckendorff, geboren den 26. November 1775 zu Meuselwitz, gestorben im Sommer 1823 in Alexandria, Louisiana. Er brachte die Jahre 1796 bis 1798 auf Reisen in Nordamerika zu. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er öffentlicher Vorleser, Kritiker und Schriftsteller. Er ließ viele Bücher und mehrere Dramen drucken. Eine Zeitlang war er Professor am Karolinum in Braunschweig. Im Jahre 1821 kehrte er nach Amerika zurück und starb in großer Not und Armut in Louisiana.

[5]) Madam Büsch, die Frau des Vorstehers der Handelsschule in Hamburg.

[6]) Sieveking war einer der Handelsherren von Hamburg, dessen Haus viel von den gebildeten und gelehrten Einwohnern der Stadt und der Umgebung besucht wurde. Seine Frau war die Enkelin von Reimarus, dem Autor der „Wolfenbüttler Fragmente", herausgegeben von Lessing. Ihr Vater schrieb ebenfalls über verschiedene Themata und war zu seiner Zeit wohlbekannt durch seine Beiträge zu populär-wissenschaftlichen Fragen.

[7]) Der Vater des berühmten Geschichtsschreibers Wilhelm Wattenbach.

Digitized by Google

als Kaufmann in London etablirt. Von Dashwood[1]) habe ich nie etwas erfahren. Wissen Sie nichts von ihm? Wollstein[2]) habe ich in Wien gesehen, er ist jetzt nicht mehr dort.

Der Zustand, ich meine der sittliche Zustand von Europa war als ich es verließe (Ich verließe Frankreich im December 98, Corunna d 4 Junius) fürchterlich. Ein fühlender Mensch wußte (nicht), ob er die mehr verachten sollte die dem menschl. Geiste Fesseln anlegen, od. den Haufen derer welche im Besiz der Freiheit, sie mit Gleichgültigkeit von sich stoßen. Ich unterscheide Individuen von den Massen, aber als Masse betrachtet, ist republikan. Denkart jetzt in Frankreich eben so viel als in China od Indostan. Wer dies Land 1789 sah, u der Geschichte der Revol. gefolgt ist, hat davon kaum einen Begrif, und bei einem Volkesfeste, wo das Volk die Sinnbilder der Freiheit zu verhöhnen zusammengekommen scheint, sagte Sieyès[3]) mit recht die fürchterlichen Worte: Freiheit diesem Volke, nein, ein goldnes Kalb! So ist es jetzt, aber es wird nicht immer so sein, u die Abschaffung des Feudalsystems, das geheiligte Recht der Gleichheit wird die Menschen glücklicher u besser machen.

Es ist nicht bloße Eitelkeit daß ich das hinzufüge, aber es ist so natürlich von dem zu bringen womit man viele Jahre beschäftigt ist. Ich habe in den letzten Jahren ein großes Werk über das Leben in 2 Bänden herausgegeben, das wegen einzelner sehr wunderbarer Versuche einen großen Ruf hat, wie ich aber glaube aus einem höheren Gesichtspunkt betrachtet Aufmerksamkeit verdient. Ideen können nur nüzen, wenn sie in vielen Köpfen lebendig werden. Sie haben in Nord Amerika physiolog. Schriftsteller in deren Köpfen ich meinen Ideen leben wünschte. Das Werk heißt: Versuche über die gereizte Muskel und Nervenfaser nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Tier u Pflanzenwelt Berlin bei Rottman. Es ist ins Französ. Humboldt recherches sur le Galvanisme u ich glaube jetzt auch ins Engl. übersetzt. Ich habe kein Exemplar mehr, vielleicht kennen Sie einen Buchhändler der das Buch od. die Uebersetzung kommen ließ, u vielleicht veranlassen Sie gelegentlich dessen Verbreitung.

---

[1]) Die Identität dieser Person hat sich nicht feststellen lassen.

[2]) Dies bezieht sich wahrscheinlich auf Johann Gottlieb Wolstein, den Begründer der Veterinärwundarzneikunst, der wegen seiner liberalen religiösen und politischen Ansichten aus Oesterreich verbannt wurde und in Altona und Hamburg lebte, als Humboldt dort studierte.

[3]) Emmanuel Joseph Sieyès, bekannt als l'Abbé Sieyès, geboren in Fréjus am 3. Mai 1748, gestorben in Paris am 20. Juni 1836. Erzogen im Seminar von St. Sulpice, wurde er im Jahre 1784 Generalvikar und Kanzler beim Bischof von Chartres. Seine Schriften über den „dritten Stand" bahnten der Revolution den Weg. Er wurde zu einem der drei Konsuln von Frankreich erwählt, trat aber zurück, als er sah, daß Napoleon als erster Konsul alle Macht an sich reißen wollte. Napoleon machte ihn reich und zu einem Grafen des Kaiserreiches. Von der Restauration wurde er verbannt als Königsmörder und lebte bis zur Revolution von 1830 in Belgien. Dann kehrte er nach Paris zurück, wo er im achtundachtzigsten Lebensjahre starb.

Digitized by Google

Aus dem Buche der Kunst und Literatur

Von

August Kestner[1])

Rom

Eine meiner Lieblingsideen ist, die Kunst wie einen Strom göttlichen Geistes zu betrachten, der sich über die Welt ergießt, und so die Kunst in allen ihren Beziehungen massenweise anzusehen.

*

Woher kommt es, daß so wenige Italiener und so viele Niederländer Landschaftsmaler waren, da doch jene von ihrer schönen Natur mehr ergriffen sein mußten? — Vielleicht daher, daß da, wo die Wirklichkeit so viel leistet, der Einbildungskraft so wenig zu tun übrigbleibt. Diejenigen, welche in Darstellung der italienischen Natur am meisten leisteten, waren gerade Niederländer und nicht Italiener.

*

Den 30. Mai. Die Weisen durch Scherz zu ergötzen, erfordert viel Verstand, denn bedeutender Scherz ist Kontrast mit bedeutenden Wahrheiten, und der kann solchen Kontrast nicht bilden, wer von den Wahrheiten nicht durchdrungen ist.

*

---

[1]) August Kestner war der vierte Sohn des hannoverschen Legationsrates Albert Kestner und seiner Gattin Charlotte, geborene Buff (Werthers Lotte). Er stand im hannoverschen diplomatischen Dienst und kam zweimal nach Rom, zuletzt 1817 als Gesandtschaftssekretär am päpstlichen Hofe, wurde 1825 Geschäftsträger, später Ministerresident und starb 1853 zu Rom. Er wurde neben August v. Goethe bei der Pyramide des Cestius begraben. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, denen die vorliegenden Auszüge entnommen sind und denen er den Titel „Buch der Kunst und Literatur" gab, stammen aus den Jahren 1817 und 1818; sie enthalten viel Interessantes, da Kestner, ein feiner Kopf und ein vielseitig gebildeter Geist, großes Kunstverständnis besaß und mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten in Berührung kam. Den in Rom lebenden deutschen Künstlern war Kestner in unzähligen Fällen ein treuer Freund, ein sachverständiger Berater und ein Helfer in mancher Not. Er war Mitbegründer des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom und nach Bunsens Weggang dessen Vorsitzender. Was er in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts für das geistige Leben in Rom bedeutete, findet eine gute Würdigung in Otto Mejers Buch „Der römische Kestner"; auch Friedrich Noack wird seinem Wesen und Wirken in dem Werke „Deutsches Leben in Rom 1700—1900" durchaus gerecht. Kestners Tagebuchblätter bieten rasch und ungekünstelt aufs Papier geworfene Augenblicksbilder, die von scharfer und lebendiger Beobachtung zeugen; in den kurzen eingestreuten Kunstbetrachtungen wirken offenbar Gespräche mit Künstlern und Freunden nach. Das Originalmanuskript der Aufzeichnungen befindet sich im Besitz der Familie eines Neffen August Kestners, des Geh. Medizinalrats Dr. Hermann Kestner in Mülhausen i. E., der als letzter Enkel von Albert und Charlotte Kestner am 16. Dezember 1910 gestorben ist.

Digitized by Google

Den 5. Juni. Die Prozession des Fronleichnamsfestes war sehr interessant. Sie ging durch beide Kolonnaden vom Petersplatz, welche ganz mit Laubgirlanden verziert und deren beide Enden durch zeltartige Dächer verbunden waren. Der Papst war ganz in der vor ihm stehenden Hostie verloren, die er während der ganzen Prozession anbetete, und war nicht auf der Welt. Einen solchen Mann[1]) werde ich nicht wieder sehen, wenn er gestorben ist! Die Menge der Zuschauer war wegen ihrer Mannigfaltigkeit und wegen des in allen sich darstellenden lebhaften Charakters höchst sehenswert. Ebenso die Menge des Volkes, welche ich jenseits der Tiber auf beiden Seiten der Straße sah und worin ich die reichen Quellen erkannte, aus welchen Michelangelo und Raffael geschöpft haben. Es ist höchst merkwürdig, wie malerisch sich hier alles benimmt, wie sie schlafend, nachdenkend, sich unterredend, ausruhend, im Sitzen und Liegen Gruppen und Drapierungen machen, die alle der Beachtung würdig sind.

*

Den 7. Juni. Ich komme wieder aus dem Zimmer der Freskomaler. Hier sind mehrere bedeutende Gradationen von Talenten. Overbeck ist noch unvollkommen im Malen, vorzüglich in den Konturen, aber auch in der Malerei zeigt sich schon das große Bedürfnis der Harmonie, auch kann er schon so gut malen, daß die Malerei sich der Zeichnung anschließt, sie nicht verdirbt, sondern ihre Kraft erhöht. In seinen Erfindungen und seiner Zeichnung leistet er so viel, wie ich in unsern Tagen nichts kenne. Seine Konturen hat die Seele gemacht, und er hat die Klarheit der Anschauung, die sich bis auf jeden Nasenzipfel, jede Lippenbewegung, jedes Wallen in der kleinsten Haarlocke erstreckt, wie die alten Maler aus der guten Zeit es hatten. Seine Gruppen sind natürlich, erschöpfend und angenehm, seine Erfindungen charakteristisch und anmutig zugleich.

*

Der beliebteste Komponist in Italien ist seit einigen Jahren ein gewisser Rossini. Er war früher Maler, hatte aber, wie man sagt, mehr Liebe zur Malerei als Talent, warf sich deswegen auf die Musik und erlernte in kurzer Zeit die Komposition. Zwei Opern habe ich nun von ihm kennen gelernt: „Il Turco in Italia“ und „La pietra di paragon“ (Probierstein); erstere wurde in einer Gesellschaft gesungen, letztere im Theater aufgeführt, als Oper, die für den zweiten Teil des Sommers auserwählt ist. Es fehlt darin nicht an angenehmen und eigentümlichen Gedanken, aber das Gute ist doch zu sehr mit Mittelmäßigem vermischt, und ich verlange sie nicht zum zweitenmal zu hören.

*

Den 16. Juni. Eine der schönsten Statuen soll sein der Sohn der Niobe, welchen der Kronprinz von Bayern aus Wien gekauft hat. Dieser hat

[1]) Pius VII.

Digitized by Google

ein merkwürdiges Schicksal gehabt. In früheren Zeiten soll Kaiser Rudolph ihn mit vielen Statuen und Kunstsachen gekauft haben, und so hat er sich in dem Saale eines kaiserlichen Gebäudes in Prag befunden. Kaiser Josef wollte einst in Prag einer seiner Schwestern vor ihrer Verheiratung ein Fest geben und befahl, daß die Zimmer des dortigen Schlosses ausgeräumt werden sollten. Man schrieb von Prag zurück, es befänden sich mancherlei Kunstsachen ohne Wert darin, und bat um Erlaubnis zum Verkauf. Dieser wurde gegeben, und so sollen unter anderm die schönsten etruriſchen Vasen verkauft sein. Zu dem Sohn der Niobe aber fand sich kein Käufer, weil er am schwersten zu transportieren war; er wurde also nur aus dem Saal gebracht und beiseite gestellt. Als er hier dem Kastellan zur Last war, traf es sich, daß einer seiner Freunde, ein dortiger Arzt, zu ihm kam; diesen bat er, ihn doch zu kaufen. Der Arzt wollte erst nicht, gab dann, dem Freunde zuliebe, 24 Franken dafür und ließ ihn nach seinem Hause bringen und in den Garten werfen, wo er dann lange unter Staub und Blättern verborgen lag. Einst waren an diesen Arzt einige junge Deutsche empfohlen, die nach Wien reisten. Während diese Kegel spielen, sieht einer derselben diesen Marmor im Garten, schlägt Staub und Blätter herunter und macht den Arzt aufmerksam, daß es eine griechische Arbeit sein könne, die einigen Wert habe. Er bietet sich an, in Dresden einen Versuch zu machen, ihn an den Kurfürsten fürs Museum zu verkaufen, und der Arzt läßt nun drei Gipsabgüsse zur Probe machen. Dies war vergeblich, da die jungen Leute ihr Versprechen nicht hielten. Der Arzt starb, und der Marmor kam auf die Witwe. Nach einiger Zeit erfährt ein Doktor Barth in Wien, der viel Geschmack gehabt haben soll, von der Statue, geht zur Witwe und findet zu seinem Erstaunen dieses Meisterstück. Er wird um den Preis von 2 Dukaten mit ihr einig, kauft ihr dann noch die drei Abgüsse ab, für welche er ihr aus gutem Willen 9 Dukaten gegeben und sie dann zerschlagen läßt, damit niemand von seinem Fund unterrichtet würde. Frau v. Humboldt, welche mir diese Geschichte heute abend erzählte, hatte Zutritt bei dem Herrn Barth und lobte ihn als einen sehr gescheiten Mann. Von ihm hat der Kronprinz von Bayern den Marmor für 6000 Dukaten gekauft.

*

Am 19. Juni. Villa Albani. Ein sehr schöner Abend. So reich diese Villa an Kunstsachen ist, so war doch alles das nichts gegen die Blicke aus den Sälen auf die Werke Gottes umher. Ganz entzückend sind die Karyatiden und Kanephoren. Karyatiden sind Säulen, denen menschlicher Atem eingehaucht ist. Sie wollen nichts als tragen. Um so rührender ist es, daß sie so reizend sind. Dazu kommt, daß sie in ihrem Geschäft vertieft so schön sind, denn sie sind als Statuen schön und doch als Säulen gemacht. Sie haben den Reiz einer Erscheinung; wo man nichts als einen leeren Raum zu erwarten hat, tritt eine schöne Bildung hervor. Sie gehören zu den Verzierungen, weil sie dazu dienen, einer Masse, die ihrer Natur nach ernst ist, Heiterkeit und Anmut zu

Digitized by Google

verleihen, aber sie sind zugleich mehr als Verzierungen, indem sie mit zu den wesentlichen Teilen gehören, und ihre schöne Menschengestalt bequemt sich, dem Zweck ihres Dienstes zuliebe, in den Charakter eines Pfeilers.

*

Den 23. Juni. Johannistag. Abends um 6 Uhr in den Lateran, wo mehrere Stunden von zwei Tribünen einander gegenüber Psalmen gesungen wurden. Interessant wurden sie dadurch, daß sie den Zustand der heutigen Komposition dartaten, indem sie von lauter lebenden Sängern für den heutigen Tag komponiert waren. Kraft und Charakter der Melodie ist nicht mehr da. Doch kennen sie den Stil dieser Musik von den Vorfahren; deswegen sind die Chöre besser als die Arien und zuweilen gut. In alten Zeiten gab man der geistlichen Musik nur Würde und verachtete sogar oft die Anmut, um jene nicht zu beeinträchtigen. Heute, wo man das Glück der Erbauung nicht mehr kennt, gibt man der Musik Gefälligkeit, um sich daran zu vergnügen. Daher ist der Stil der Kirchenmusik von der Opernmusik wenig mehr verschieden.

*

Den 24. Juni. Palast Spada. Die berühmte kolossale Statue des Pompejus hat meine Erwartungen nicht befriedigt. Die Stellung ist frei und einem Herrscher angemessen, aber die ganze Bildsäule roh, der Kopf nicht ausgenommen. Vielleicht nimmt sie sich in einem hohen Lokale mit guter Beleuchtung von oben besser aus. Jetzt steht sie in einer übel unterhaltenen dunkeln Kammer. Die ganze Antikensammlung sieht aus wie eine Polterkammer, und alles ist voll Dreck und Staub. Hier sind auch die zehn Basreliefs: Ulysses und Diomed, Bellerophon, Perseus und Andromache, Endymion, Paris und Helena, Pasiphaë und Daedalus, Paris als Schäfer, Meleager als Jäger, Zethos und Amphion, Tod des Alkmäon. Alle diese sind im ehemaligen Bacchustempel, jetzt Ste. Agatha, vor der Porta Salara gefunden; alle zusammen haben den Tempel geziert. Die Gewänder sind besonders schön. Die Bewegung der Gestalten könnte man klassisch nennen, aber nicht die einzelne Ausführung. Auf griechischem Boden mögen sie wohl gewachsen sein und in Rom vielleicht kopiert.

*

Den 28. Juni. Fest Petri und Paoli. Illumination der Kuppel und Stadt und Girandola. Der Himmel war heiter. Die erste Illumination sahen wir auf dem Petersplatze und eilten dann auf Trinità dei Monti zu Stackelberg,[1]) wo der Anfang der zweiten den herrlichsten Effekt machte. Diese zweite Erleuchtung muß man von ferne sehen, weil man sie nur da recht versteht. Nur dort haben die Konturen der jedesmal aus vier und drei Fackeln bestehenden

[1]) Otto Magnus v. Stackelberg, Deutschrusse, Zeichner und Archäolog (1787—1837), lebte von 1808 bis 1810 und von 1816 bis 1828 in Rom.

Digitized by Google

kolossalen Sterne die gehörige Schärfe, und nur dort fühlt man recht die Verwandlung der herabgehenden Lampenstreifen in querlaufende Sternreihen. Der letzteren sind zwölf auf der Kuppel, und der Moment der Verwandlung gleicht einer in den Lüften in einem Augenblick erschaffenen Krone voller Edelsteine. Man sagt, daß die päpstliche Krone damit ausgedrückt sein soll. Die Lampenerleuchtung ist feenartig, still und magisch, die letzte mehr prächtig in anderm Sinne.

*

Den 29. Juni war der Himmel dem Effekt der Erleuchtung noch vorteilhafter. Zuerst sah ich auf dem Petersplatze das Anzünden an der Fassade und auf der Kuppel an, wo die Arbeiter, die sog. Pietrini an langen Seilen gezogen, woran sie auf einem Brettchen sitzen, wie Vögel herumfliegen. Das Herumwandeln auf dem Petersplatz, wo alles so hell, und die halbe Stadt dort stehend, gehend und fahrend, war sehr interessant. Durch das Volksgedränge gingen wir bis über die Engelsbrücke zurück und nahmen in einem kleinen Hause jenseits der Tiber eine Loge, wo wir Feuerwerk und Girandola sehr gut sahen, oben und unten in dem Flusse sich spiegelnd. Das schönste war der Sternenregen von mehr als 300 Sternen, wodurch die ganze Engelsburg, die Brücke und die Volksmenge aus dem Dunkel hervorkamen, und endlich als die ganze Engelsburg ringsumher zu brennen schien. Einen schöneren Ort zum Feuerwerk gibt es auf der ganzen Welt nicht!

*

Den 1. Juli ging ich zum Cantore Baïni, dem angesehensten und gelehrtesten der päpstlichen Sänger, den ich in der heiligen Woche bei der Fußwäsche schon getroffen hatte. Ich erfuhr von ihm folgende Nachrichten:

Er ist nicht, wie ich glaubte, Maestro di Capella. Die päpstlichen Sänger machen eine Republik aus. Direktion ist gar nicht, weil nach ihren Gesetzen jeder die gründlichsten Kenntnisse des Kontrapunktes haben muß. Zur Direktion und zum Taktschlagen wird jedes Jahr ein andrer gewählt. Doch sagt er, daß aus Güte der andern die Wahl mehrere Jahre auf ihn gefallen sei und daß er einigen Einfluß besitze.

Ueber das Miserere gibt es nichts Aufgeschriebenes. Seit Leo X. wird das Miserere überhaupt erst gesungen. Vorher wurde es nur rezitiert, und weil seine Anwendung sehr beliebt war, wurden anfangs nur einzelne Stellen in Musik gesetzt, bis Allegri eine vollständige Musik daraus machte. Auch diese wurde nur als ein Canto firmo betrachtet, aus welchem die Sänger all' improviso verziertere Stücke machten. Als diese Ausführungen bald zu weit gingen, wurden den Ausschweifungen Grenzen gesetzt und das Beste davon beibehalten und fixiert mit Benutzung sonstiger anerkannt guter Sätze. So ist allmählich das heutige Miserere entstanden. Ich wollte es kaum glauben, daß in dieser takt- und rhythmenlosen Musik gar keine Notizen niedergeschrieben seien, aber er wiederholte es mir dreimal und gab zu, daß wenn die unglückliche Kriegszeit

Digitized by Google

noch mehrere Jahre gedauert hätte, diese schöne Musik auf immer hätte untergehen müssen.

Er gab mir zu, daß man eine Abnahme der Stimmen bemerken könne, und klagte, daß keine Stimmen von Kraft, Fülle und Charakter mehr geboren würden. Ganz artige kämen wohl vor, aber keine solchen mehr, mit denen man große Effekte hervorbringen könne. Kastraten werden nicht mehr gemacht. Was mir ganz neu war, ist, daß zu Palestrinas Zeiten das Kastrieren gar nicht üblich gewesen und auch nicht nötig war, weil es genug geborene Diskantsänger gab, die besonders aus Spanien kamen und freiwillig beim päpstlichen Hofe Dienste suchten. Sie hatten nicht etwa körperliche Defekte, sondern waren verheiratet. Etwas schwächer von Körper sollen sie freilich gewesen sein. Er sprach viel mit Entzücken von Palestrina und findet sich so von ihm befriedigt, daß er alles übrige nicht daneben denken kann. Doch findet er auch Marcello[1]) und Händel bewundernswürdig. Merkwürdig ist es, daß Palestrina die Musik in einem sehr schlechten Zustande vorgefunden, etwas ganz Neues und Vollendetes darin geleistet und gar keine Nachfolger gehabt hat. Von seinen zirka 80 Messen lebt die päpstliche Kapelle die Jahrhunderte seit seinem Tode. Allegri hat keine gute Messe gemacht, sondern zwei bis drei sehr mittelmäßige, außer seinem Miserere nur zwei Mottetti von Wert.

*

Den 21. Juli. Es ist nicht selten, daß, gleichwie man in Geschlechtern gewisse uralte Familienzüge in die späteste Zukunft unverändert und unauslöschlich wahrnimmt, auch in Völkern uralte Nationalzüge noch in unsern Tagen zu erkennen sind. So in dem großen Haufen der Römer eine gewisse republikanische Zuversicht, ein stillschweigendes Behaupten des Wertes seines Individuums. Warum hätte sich dieser Zug auch aus den Römern verlieren sollen: Rom ist kaum 400 Jahre Kaisertum und über 700 Jahre mit Leib und Seele Republik gewesen, und der kolossale Charakter, welcher durch eine nie in der Geschichte sonst gesehene Volksmacht dem römischen Volke eigen wurde, hat sich noch in seinem äußersten Verfall gezeigt, die durch solche ungeheuren Mittel dem Volke eingedrückten ersten Charakterzüge scheinen daher unauslöschlich zu sein. Bei aller Anmaßung der Kaiser hat doch auch nie das ganze Volk das Joch willig getragen, wie man aus den beständigen Selbsthilfen sieht, die mit den despotischen Abscheulichkeiten der Kaiser gleichen Schritt hielten. Es war also die Kaiserepoche im ganzen weniger eine Monarchie als ein Kampf von Usurpatoren mit Unterdrückten zu nennen. Die Haltung nun, die jeder einzelne sich beilegt, bringt eine Freiheit und Ungezwungenheit im Benehmen hervor, die man schwerlich irgendwo anders im gemeinen Volke finden wird. Nirgends können solche Szenen, solche Gruppen und Attitüden gesehen werden wie in allen Gegenden von St. Peter und am Pantheon, nirgends wird man es so auf

[1]) Benedetto Marcello, berühmter Komponist, geb. 1686 zu Venedig, gest. 1739.

Digitized by Google

öffentlicher Straße und in Gegenwart der angesehensten Stände wahrnehmen, daß sich das Volk ein so sorgenloses Behagen zugibt, als wenn man vor seiner Haustür, an seinem Herde säße. Daher der unerschöpfliche Schatz von Gruppen und Stellungen für Maler hier in Rom. Raffael und Michelangelo verstanden ihn zu benutzen und sich umzusehen, daher man in der „Schule von Athen", in der „Disputa" und im „Jüngsten Gericht" alles wiedersieht, was man am Tage eines großen kirchlichen Festes auf dem Wege nach St. Peter stets sehen kann. Die Mannigfaltigkeit von Szenen, welche sich allein zu den Füßen des Altars im Grunde der Peterskirche an dem Nachmittage des Petersfestes darbot, habe ich nicht einmal bei dem Feste zu Ehren der Taufe des Königs von Rom so gesehen. Mir zunächst saß ein Hirt auf der untersten Stufe ohne Hut, Halsbedeckung und Strümpfe, eine braune, unsaubere Haut war überall sichtbar, die Hände hatte er zwischen die Schenkel geklemmt, die Knie auseinandergespreizt, der Kopf lag ganz im Nacken. So träumte er, in die Höhe schauend, und verdämmerte in kurzem Schlummer. Hinter ihm auf der höheren Stufe saß seine Frau mit dem gewöhnlichen ländlichen Schleier von Leinwand und flüsterte ihm ab und zu etwas ins Ohr. Neben ihr war ein junger Geistlicher, schwarz und sauber, aber dürftig gekleidet, den seine junge Base mit vollem, gesundem Gesicht und großen dunklen Augen zum Feste besucht hatte und sich mit ihm leise unterhielt. Sie waren ein Bild gesunder, ländlicher Unschuld. Weiterhin lag eine Frau von angenehmer Bildung in den Schoß ihres Mannes gelehnt und schlief so fest, als ob es Nacht sei. An ihrer Seite waren zwei ländliche Mädchen, von denen die eine viel an ihrer Toilette besserte, unterstützt von der andern, die sie, wo es nötig war, mit der Schürze verbarg. Weiter oben saß ein Franziskaner und unterhielt sich mit seiner Mutter, die von Trastevere gekommen war, und zwischendurch lauschten alle der Musik, die von zwei zahlreichen Chören mit Orgelbegleitung die große Kirche erfüllte. — Als das Volk zu vielen Tausenden an den Ostertagen auf den Treppen der Peterskirche lag, saß und stand, um die Segnung des Papstes zu erwarten, hätte ein Zeichner sein ganzes Leben genug gehabt, wenn er alle diese Szenen aufgefaßt hätte.

Der Grund, daß das Volk es sich öffentlich so behaglich sein läßt, findet noch andre Bestätigung. In keinem Lande finde ich bei allem Respekt die Bedienten so familiär mit ihren Herren als hier. Wenn einer müde ist, so setzt er sich ohne Umstände. Dies steht scheinbar in Widerspruch mit anderm. Nirgends nämlich wird man so mit Exzellenzen beworfen als in Italien. Hier liegt ein andrer Charakterzug zugrunde, die Gewinnsucht. Bei der vorherrschenden Neigung zu Pomp und Glanz wollen sich die Lohnlakaien durch solche Ehrentitel insinuieren, erhalten aber anderseits ihre Naivität aufrecht. Zu allem diesem kommt die den Italienern eigne Straßengeselligkeit. Ihre Lebhaftigkeit verlangt Beschäftigung, und die Wärme des Klimas bringt Abneigung gegen jede Mühe hervor.

Daher kommt das große Raffinement, auf eine leichte Art sich zu beschäftigen, das Sichmischen in alles und die Geschwätzigkeit. Kaum stehen auf der

Digitized by Google

Straße zwei Bekannte zusammen und reden lebhaft, so gesellt sich schon in der ersten Minute ein dritter dazu, und es ist gar nicht schwer, einen Haufen von sechs, acht, zehn Menschen rasch um sich zu versammeln und eine halbe Stunde aufzuhalten. Man hat auch in Deutschland keine Idee davon, was hier alles verkauft und ausgerufen wird. Die Trödelkrame sind ohne Zahl. Da ist kein Fäserchen von Band, Lappen, kein halber Schlüssel, keine Viertelschuhsohle, die man nicht kaufen soll, kein elender Anfang oder verunglückter Versuch eines Anfängers im Zeichnen! Die Unmenge von Kaffeehäusern und Osterien (Weinstuben) kommt der Neigung zu geringfügiger Beschäftigung sehr entgegen. Man hat sie von allen Graden der Eleganz und findet dort eine buntgemischte Gesellschaft. Einer, durch ein hervorragendes Unterhaltungstalent ausgezeichnet, pflegt sich dort in den Besitz des Direktoriums zu setzen und beherrscht dadurch die Gäste.

In den Häusern ist es den Römern zu eng und zu öde; man muß etwas sehen und hören, auch sind die Häuser halb mit zur Straße gehörig, denn den größten Teil des Jahres stehen die Türen offen, man besetzt die Straßen mit Stuhlreihen, und nur dann ist der Lebensgenuß befriedigend, wenn man auch alles miterlebt, was draußen und bei den Nachbarn vor sich geht. Was den vermögenden Klassen Kaffeehäuser und Osterien sind, sind den Armen die öffentlichen Plätze von St. Peter, Pantheon usw., wo es Treppenstufen zu Ruhesitzen, große Säulen zu Schlaflehnen und Kameraden zu Gesprächen gibt.

*

Den 22. Juli. Berauschte werden in Rom weniger als in Deutschland, aber mehr als in Frankreich gefunden. Man muß aber ja nicht glauben, daß die Römer weniger Wein trinken als die Deutschen. In den Osterien stehen immer die dicken Flaschen vor den Italienern und die dünnen vor den Deutschen. Nur ist das Naturell jener der Wirkung des Weines nicht so unterworfen. Es gehört Gemüt dazu, leicht berauscht zu werden. Das Gemüt ist auf doppelte Weise die Ursache, daß der Rausch bei den nördlichen Nationen mehr gefunden wird als bei den südlichen, Gemüt schließt Wohlwollen in sich und erzeugt die Neigung, sich mit seinem Nächsten gemeinsam zu erfreuen. Die meisten Räusche entstehen aber bei Gelagen und Festen. Zugleich ist das Gemüt der Raum, wo der Geist des Weines sich ansammelt und dadurch seine besondere Wirkung hervorbringt, den Rausch.

*

... Bei allen Mängeln, welche die Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts hatte, habe ich eine besondere Vorliebe dafür. Es ist kein leeres Wort, daß der Geist der damaligen Kunst darin bestand, die Seele darzustellen. Kein Mensch wird leugnen, daß die Eigenschaften der Glieder eines entseelten Körpers von denen eines lebenden verschieden sind, und für den, der zu sehen versteht, drückt sich die Seelenwirkung in der geringsten Muskel, in jeder Fleischfalte, in allen physiognomischen Hauptteilen aus. Die alten Maler nun hatten eine solche Schärfe des Blickes, daß sie in allem, was sie darstellten, nur Eigenschaften

Digitized by Google

lebender Kreaturen erscheinen ließen, daß die Seele darin zu wirken scheint, und zugleich eine solche Stärke der Einbildungskraft, daß sie diese Seelenwirkungen in sich tragen, in sich hervorrufen und in ihrem Geiste klar anschauen konnten; zugleich aber auch solche Kunstfertigkeit, daß das Werk der Hände und des Geistes eins wurde. Bei den späteren, die ganz großen Genies ausgenommen, ist das nicht so der Fall. Jene klare Anschauung ist verschwunden. Man sieht Bilder, welche zum Teil auf gut Glück angefangen sind, ohne alles vorher zu übersehen. In neueren Zeiten findet man vorzüglich hin und wieder in Porträts die seelenvollsten Darstellungen, weil den Porträtmalern das beständige Gegenübersitzen des Originals den Mangel an Stärke der Einbildungskraft ersetzt. Die Alten bedurften dies nicht, denn es ist nicht denkbar, daß ihnen die aus der umgebenden Welt genommenen Individuen alle gesessen oder gestanden haben. Vielleicht haben sie nicht lauter ganze Individuen in ihre Kompositionen aufgenommen, sondern die Seelenfülle aller der Teile, welche sie aus der Natur geschöpft und lebendig in sich aufgenommen hatten, setzte sie in den Stand, Kreaturen zu bilden, welche wegen ihrer Wahrheit zur Zeit dieser Künstler gelebt zu haben schienen. Ebenso gingen die Griechen bei Bildung ihrer Gottheiten zu Werke. Bei diesen regierte aber, weil höhere als menschliche Natur der Gegenstand ihrer Darstellung war, allein das Gesetz der Schönheit. Dies wird mit Unrecht auf alle Künste ausgedehnt. Wenn ein Künstler seinen Gegenstand erfüllt und Menschen aus der Welt nimmt, so ist ihm nicht der mindeste Vorwurf zu machen, daß er die Schönheit nicht gesucht habe. Nur den Charakter hat er zu geben und das Widerliche zu vermeiden.

*

Den 30. Juli. Am Morgen Galerie Fesch mit Hahn, welche mir noch bewundernswürdiger wurde, weil uns die vier Zimmer geöffnet wurden, in denen der Kardinal, der in Albano war, sonst wohnt. Hier machte ich auch mit Wessenberg[1]) Bekanntschaft. Er hat ein einnehmendes Gesicht und Wesen. Klein von Statur, hat er von Verstand und Gemüt leuchtende Augen, lebhaften und besonnenen Blick, eine hohe Stirn.

*

Den 31. Juli habe ich wieder bei Zirletti mitgesungen. Ein schöner, der 17. Psalm von Marcello wurde gesungen. Nach der Musik erzählte ein fremder Musikmeister aus Padua einige interessante Sachen von Marcello, der dort viel gelebt hat. Benedetto Marcello ist von sehr guter Familie gewesen und hat schon in seinen frühesten Jahren einen fast unbändigen Drang zu musikalischer Komposition gezeigt. Sein Vater, der ihn zu einer öffentlichen glänzenden Karriere bestimmte, hat dies getadelt, und da der Sohn in alle Hefte immer nur Noten hineingeschrieben, hat er ihn auf ein einsames Landhaus gebracht und

[1]) Generalvikar des Bistums Konstanz.

Digitized by Google

ihm alle Mittel zum Schreiben entrissen. Marcello hat sich dennoch einige alte Papierblätter zu verschaffen gewußt und darauf eine ganze Messe geschrieben, nachdem er mit großer Mühe die Linien gezogen. Diese Messe kommt in des Vaters Hände, der sie einem Musikmeister zeigt, der davon so erstaunt ist, daß er den Alten bestimmt, den Sohn doch Musiker werden zu lassen.

Einst ist mal ein Deutscher nach Padua gekommen, der im Bewußtsein seiner Fertigkeit auf dem Klavier sich gerühmt hat, daß es nichts gäbe, was er nicht vom Blatt abspielen könne. Dies veranlaßte Marcello zu einer Sonate, mit welcher er den Prahler zuschanden machte. Mozart soll seine Werke stets bei sich gehabt haben. So viel ist gewiß, daß Marcello vor Händel den Vorzug hat, mit wenigen Mitteln ungeheure Effekte hervorzubringen; aber so rührend wie Händel kann Marcello gewiß nie sein. Das Pastorale muß er jenem lassen und das Naive, und einen so heiligen inbrünstigen Schauer kann er nicht erzeugen, wie wenn im Messias der Engel die Geburt des Heilandes verkündet.

*

Den 22. August. Eben komme ich aus der Kirche St. Madalena, wo der Kardinal Savarola das Abendmahl gab. Ich habe bisher noch keine angenehmere kirchliche Zeremonie gesehen, denn der Altar, wo sie vor sich ging, war der erste links beim Eingang, so daß man den Priester mit seinen Gehilfen im Profil sieht. Die Erleuchtung war sehr schön, hell und glänzend, und das weiße Kleid mit vieler feinen Goldstickerei, das diamantene Brustgehänge des Kardinals und sein brillanter Fingerring hatten viele Lichtpunkte. Auch seine Gesichtsbildung war christlich milde, und da er sehr alt ist, dabei von großer Statur, tat sein Aeußeres gute Wirkung. Nach den Segnungen des Weins und Leibes und nachdem er getrunken, kniete er auf ein schönes weißes Kissen nieder und hielt eine Deklamation von etwa zehn Minuten, worin er die Gnade Christi darstellte und unsre Sünde, und damit schloß, die Mutter Gottes, welche er Madre nostra anredete, anzurufen, für die Segnung und Verzeihung dieser Kommunikanten sich bei ihrem Sohn zu verwenden. Die Deklamation und Exklamationen waren sehr sinnlich und so inständig, zerknirscht und ganz verzweifelt, als wenn Christus mit der drohenden Rute auf einer Galerie in der Kirche stünde. Es war eine völlige Darstellung einer Szene, als wenn der Bedrohte alle seine Beredsamkeit und alle Mittel der Angst aufbietet, die unmittelbar angedrohte Strafe abzuwenden; oft ein wahres Jammern und Schluchzen mit Verhüllen des Gesichts und einem zerknirschten Anlehnen der Stirn an den Altar, wo er auf den Knien lag. Nach dieser Rede kam er mit drei Subalternen vom Altar herab und teilte die Hostien aus, welche die Kommunikanten kniend empfingen. Es waren viele vornehme Damen darunter, Männer gar nicht. Die Kirchendiener hielten ein seidenes Tuch dabei unter und einer ein silbernes Tellerchen. Jede Kommunikantin küßte ihm die Hand, ehe sie die Hostie empfing. Außerdem lag noch eine Anzahl von mehr als hundert Andächtigen auf den Knien, darunter die Bedienten der Damen. Während der ganzen Zeremonie,

Digitized by Google

die Rede ausgenommen, wurde unter aller Kritik auf der Orgel gespielt, die sich immer dem Vortrag anzupassen suchte. Es schienen freie Phantasien zu sein, aber da der Organist offenbar keine Phantasie hatte, so suchte er die Mannigfaltigkeit in der Abwechslung der verschiedenen Orgelstimmen; einmal kam auch ein langer Satz mit klingendem Spiel vor. Märsche, Sonatenstücke und zerknirschte Jammersätze waren die Teile der Musik. Als die Hostien ausgeteilt waren, kam die ausgelassenste Tanzmusik. (Schluß folgt)

Germanische Opferschalen aus Gold

Von

Oscar Montelius

In der Nähe von Eberswalde, im brandenburgischen Kreise Oberbarnim, hat man vor einigen Monaten einen großen Goldschatz entdeckt, der vor 3000 Jahren vergraben wurde.

Beim Ausschachten des Baugrundes für ein neues Arbeiterwohnhaus zu Messingwerk, am Nordufer des Finowkanals, ist man nämlich ungefähr einen Meter tief im Kiesboden auf ein Tongefäß gestoßen. Beim Abheben des Tondeckels zeigte das Gefäß sich dicht gefüllt mit einer Menge herrlicher Goldgegenstände aus der Bronzezeit, deren Hauptstücke acht halbkugelige Schalen waren. In diesen lagen Spiralen und Ringe, ein schwerer Goldbarren u. a. mehr. Das Gesamtgewicht des Goldschatzes beträgt mehr als 2,5 Kilogramm, und der reine Goldwert wird auf etwa 9000 Mark geschätzt. Das Metall ist ungewöhnlich rein; es enthält etwa 99 Prozent Gold.

Mehrere ähnliche Goldschalen aus derselben hochinteressanten Kulturperiode sind im germanischen Gebiet gefunden worden. Aus den Gegenden Deutschlands, die damals von Germanen bewohnt waren, kennt man einige solche Goldgefäße, und die in den südskandinavischen Ländern seßhaften Germanen, die Vorfahren der Dänen und der Schweden, haben ganz ähnliche Goldschalen gehabt.

Diese Schalen sind nicht als Trinkgefäße zu betrachten. Sie haben offenbar einem religiösen Zwecke gedient.

Schon der Fund von Lavindsgaard auf Fünen — elf Goldschalen, die in einer großen, kostbaren, aus Italien importierten Bronzevase lagen — spricht hierfür. Jede Schale ist mit einem hochgeschwungenen, dicken, bronzenen, mit Golddraht umwickelten Henkel versehen in Gestalt eines stilisierten Pferdekopfes mit langem Hals. Es sind folglich eine Art Schöpfkellen gewesen.

Andre Verhältnisse bestätigen, daß wir es mit Opferschalen zu tun haben.

Im Jahre 1859 fand man eine Goldschale der jetzt besprochenen Form (ohne Henkel) beim Graben auf dem Berge „Smörkullen" unweit der Stadt

Digitized by Google

Falkenberg in der schwedischen Provinz Halland. Das Gefäß lag einen halben Fuß unter der Erdoberfläche an einem großen Stein.

Der Name Smörkullen ist sehr bezeichnend. „Smör" bedeutet bekanntlich Butter, und die Butter hat im alten nordischen Sonnenkult eine Rolle gespielt. „Smörkullen" ist jedoch eher als „Smörjkullen" aufzufassen, das heißt als eine Anhöhe, wo man gesalbt, einem Gotte geopfert hat. „Smörja" ist nämlich salben. In Schweden kennt man mehrere Anhöhen, die „Smörkullen" heißen. Die meisten dieser Orte — oder vielmehr sämtliche — lassen sich als heidnische Kultstätten nachweisen. Auf solchen Höhen sind oft Spuren von Opferfeuern gefunden worden, die aus der heidnischen Zeit stammen. Auf dem Smörkullen bei Falkenberg werden heute noch Osterfeuer abgebrannt.

Besonders wichtig in dieser Beziehung ist der Fund von Boeslunde auf Seeland. Dort sind sechs Goldgefäße dicht unter der Erdoberfläche am Rande eines natürlichen, aber künstlich umgeformten Hügels, des Borgbjerg, ausgepflügt worden. Noch vor hundert Jahren hatte der Borgbjerg die Gestalt einer abgestumpften Pyramide mit drei Terrassen. Auf der stumpfen Spitze befand sich eine quadratische Fläche von 53 Meter Seitenlänge, und jede der drei Terrassen hatte etwa 10 Meter Höhe und 3,50 Meter Breite. An der Spitze wurden schon im Jahre 1842 zwei Schalen ausgepflügt, am nördlichen Rande der Mittelterrasse 1874 die vier übrigen Gefäße. Auf der Spitze des Hügels stand wohl ein Altar, wo das Opferfeuer loderte, wie ein solches Feuer auf dem „Smörkullen" bei Falkenberg noch in unsrer Zeit angezündet wird.

Am Fuße des Borgbjerg steht jetzt eine Kirche, was für die vorliegende Frage sehr wichtig ist. Viele Kirchen im skandinavischen Norden wie in andern Ländern liegen nämlich eben dort, wo in der heidnischen Zeit ein Opferplatz sich befand. Und viele schwedischen Kirchen haben die alten Namen beibehalten: Torslunda, Torsvi, Odenslunda, Odensvi, Frölunda, Frövi usw. Diese Namen erzählen uns noch ein Jahrtausend nach den Missionsfahrten eines Ansgars, daß den Göttern Tor, Oden und Frö dort einmal geopfert worden ist.

Die bei Eberswalde gefundenen Goldschalen sind, wie die andern jetzt besprochenen, germanische Arbeiten. Sie zeigen, welche geschmackvolle, in technischer Beziehung hervorragende Arbeiten die germanischen Goldschmiede mehr als 1000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung verfertigen konnten.

Daß die Goldschalen wirklich hier im germanischen Norden gearbeitet sind, wird dadurch bewiesen, daß *solche* Goldgefäße im nordischen Gebiet zahlreich sind, in andern Ländern aber nur ganz ausnahmsweise vorkommen.

Der hohe Standpunkt des damaligen germanischen Kunstgewerbes wird auch durch zahlreiche andre Arbeiten bewiesen. Diese hohe technische Kultur der Germanen ist offenbar eine Folge des regen, obwohl nur mittelbaren Verkehrs, in welchem die Germanen durch den Bernsteinhandel mit den Völkern der Mittelmeerländer standen. Ohne die hohe Begabung der Germanen könnte jedoch der Verkehr eine solche Kultur nicht hervorgebracht haben.

Digitized by Google

Die Schalen sind von Germanen verfertigt. Das Gold ist aber wenigstens größtenteils importiert, teils aus dem Süden, d. h. aus Mitteleuropa, teils aus dem Westen. In Mitteleuropa war besonders Siebenbürgen und in Westeuropa Irland goldreich. Und wir können direkt nachweisen, daß Gold aus beiden dieser Gegenden nach dem germanischen Norden während der Bronzezeit importiert wurde.

Dieser Import war schon in der älteren Bronzezeit, Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, bedeutend, und der Goldreichtum war in mehreren europäischen Ländern während der Bronzezeit erstaunlich. In Siebenbürgen hatte man damals massive Aexte aus Gold, und eine massive Goldaxt ist in Deutschland nicht weit von Merseburg ausgegraben worden. In Irland hat man kolossal viel Gold aus der Bronzezeit gefunden. In Frankreich ebenso: einmal entdeckte man dort im Departement Côtes-du-Nord zwölf Goldringe, deren Gesamtgewicht mehr als 8 Kilogramm betrug! Das griechische Gebiet war ebenfalls sehr goldreich. In Troja (Hissarlik) fand Schliemann einen großen Goldschatz, und Homer spricht vom „goldreichen Mykenä". Die weltberühmten, aus der Bronzezeit — der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends — stammenden, in den mykenischen Gräbern von Schliemann gefundenen Goldschätze beweisen, wie wohlbegründet dieser Ausdruck des alten Dichters war.

Atmosphärische Gefahren für die Luftfahrt

Von

Prof. Dr. R. Süring (Potsdam)

Als die Luftfahrt in Deutschland vor rund zwanzig Jahren den ersten erfolgreichen Anlauf zu ihrem jetzigen Aufschwung nahm, wurden die ihr drohenden atmosphärischen Gefahren verhältnismäßig gering geachtet, trotzdem Meteorologen die Führung in dieser Bewegung übernommen hatten. Man pflegte manchmal kurz zu sagen: das Gewitter ist die einzige ernstliche Gefahr für den Luftschiffer. Diese Auffassung rechtfertigte sich dadurch, daß einerseits wegen der Neuheit der ganzen Methode mit größerer Vorsicht als später gefahren wurde, daß ferner durchschnittlich größere Ballone, welche damals bei stärkerem Wind überhaupt nicht zu füllen waren, benutzt wurden und daß schließlich nur Kugelballone[1]) in Frage kamen. Mit der Entwicklung der Motorluftschiffe und der Flugzeuge hat sich diese Auffassung vollständig geändert. In der gegen-

[1]) Hinsichtlich der heute gebräuchlichen Terminologie sei daran erinnert, daß jeder, der praktisch Aeronautik treibt, als Luftfahrer bezeichnet wird. Den Leiter der Fahrt nennt man, je nachdem es sich um den nicht lenkbaren „Kugelballon" (kurz Ballon), um das mit Gas gefüllte, durch Motor angetriebene „Luftschiff" oder um das lenkbare, nicht durch Gas gehobene „Flugzeug" handelt, Ballon-, Luftschiff- oder Flugzeugführer.

Digitized by Google

wärtigen Epoche ist die Witterung ein stark beachteter Faktor in der Luftfahrt geworden, leider ist mit diesem Interesse die unangenehme Nebenerscheinung verknüpft, daß ein nicht sofort aufgeklärter Unfall mit Vorliebe auf die Witterung als „höhere Gewalt" geschoben wird.

Zurzeit ist die Sachlage etwa folgende:

Es ist Tatsache, daß Witterungseinflüsse einen beträchtlichen Prozentsatz der unheimlich großen Zahl von Unglücksfällen verschulden; man hat aber nicht gesäumt, daraus die Lehre zu ziehen, daß die Verhältnisse schleunigst geklärt werden müssen, und daß außerdem ein Luftfahrerwarnungsdienst nötig ist. Da man nach beiden Richtungen eifrig und mit Erfolg gearbeitet hat, so darf man hoffen, daß die Zahl der Unfälle bald relativ stark zurückgehen wird. Allerdings ist dabei noch eins zu beachten. Die atmosphärischen Gefahren wachsen rapide, sobald das Fahrzeug nicht mehr seine normale Leistungsfähigkeit hat; wenn es z. B. überlastet ist, einen Motordefekt hat oder dgl., dann ist es meist ein willenloser Spielball der Winde, und man kann einen etwaigen Unfall nicht ohne weiteres der Witterung zuschreiben. Viel Unglück entsteht heutzutage noch dadurch, daß der Führer aus Mangel an Erfahrung oder Umsicht sein Fahrzeug zu stark beansprucht und so dem Wetter nicht genügend widerstehen kann.

Was der Luftfahrer vom Wetter zu fürchten hat, sind außer dem Wind im wesentlichen nur Gewitter und Nebel. Der Wind an sich ist natürlich des Luftfahrers Freund und Bundesgenosse. Für den in Fahrt befindlichen Kugelballon ist auch der stärkste Wind völlig ungefährlich. Geschwindigkeiten von 250 Kilometer in der Stunde (70 mps.), wie wir sie auf der Erde höchstens in Tornadoes und tropischen Wirbelstürmen erleben, hat das Ballonmaterial in der Höhe ohne jeden Schaden ausgehalten, da es ja widerstandslos mitgerissen wird, während dem Flugzeug schon bei der halben Windstärke eine unzulässige Beanspruchung seiner Flügel zugemutet wird.

Sobald der Wind böig wird, steigert sich die Gefahr bedeutend, am meisten beim Aufstieg und bei der Landung. Man glaubte eine Zeitlang, daß der Kugelballon sich durch das Ziehen der Reißleine, welche das Gas in wenigen Minuten ausströmen läßt, genügend schützen könne, und daß man deshalb bei jedem Winde fahren könne. Diese Kühnheit rächte sich bald, und seitdem ein typisches Aprilwetter 1909 zwei Ballone vernichtete und drei Menschenopfer forderte, ist man wieder vorsichtiger geworden, so vorsichtig sogar, daß der Ballonsport einen Rückschlag erlitten hat, von dem er sich bis heute noch nicht erholt hat.

Die große Gefahr, welche Motorluftschiffen bei der Landung durch Wind droht, ist allbekannt und unbestritten; sie hat zu der Forderung nach brauchbaren Luftschiffhäfen geführt, die in Analogie mit den Seehäfen durchaus berechtigt ist. Ein Luftschiff von mehr als 6000 Kubikmeter Inhalt — die Zeppelinschiffe haben jetzt rund 20000 Kubikmeter — wird sich nur unter günstigen Witterungsverhältnissen ohne Halle längere Zeit verankern dürfen. Ob ein

Digitized by Google

größeres Luftschiff in freier Fahrt sturmsicher ist, ist fraglich; in gebirgiger Gegend schwerlich, wie eine Schilderung von Hackstetter über eine Parsevalfahrt in der Schweiz zeigt.[1]) „Bei der Fahrt um den Rigi gerieten wir mit dem Luftschiff in den plötzlich auftretenden Föhn bei Brunnen, der zuerst das Schiff sowohl von der Seite wie von unten annahm, 350 Meter aus seiner Höhenlage emporriß und in das offene Tal bei Schwyz warf. Als wir dann hinter dem Rigi vorbeifuhren, wurde das Schiff von den sonnenbestrahlten Hängen des Roßberges unaufhaltsam in den Schattenkegel des Rigi gezogen, in dreifacher Wirbelbewegung um seine Achse gedreht, von 650 Meter über dem Seespiegel auf 150 Meter herabgedrückt und ebenso auf 670 Meter in gleicher Wirbelbewegung hochgehoben. In 700 Meter über See herrschte wieder absolut ruhiges Wetter." Aus meteorologischen Gründen ist anzunehmen, daß sich solche Fallwinde nicht auf Gebirgsgegenden beschränken, sondern sich auch auf dem Flachlande und über dem Meere in den Grenzgebieten hohen und niedern Luftdruckes ausbilden. Die Todesfahrt des Marineluftschiffs L 1 bei Helgoland im September 1913 fällt in eine solche Wetterlage.

Während wir über diese „innere Struktur" des Windes bis vor kurzem noch wenig wußten, hat uns das Flugzeug jetzt eine Menge wichtiger Aufklärungen gebracht, und es ist ein großes Verdienst der unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen stehenden wissenschaftlichen Gesellschaft für Flugtechnik, die Erfahrungen der Flieger gesammelt und diskutiert zu haben. Hiernach hat man zu unterscheiden zwischen Vertikalbewegungen infolge von Temperaturunterschieden am Boden und der Uebereinanderlagerung verschieden gerichteter und bewegter Luftmassen, die wie auf der See bei großen Dichtigkeitsunterschieden zu Wellen und Wirbel führt. Die Luftunruhe zu den wärmsten Tagesstunden und das Abflauen des Windes gegen Abend bei schönem Wetter sind ja allbekannt; durch die Flieger haben wir aber erst erfahren, wie stark die dadurch hervorgerufenen Windböen sind und bis zu welcher Höhe sie hinaufreichen. Während man früher 50 bis 100 Meter als obere Grenze annahm, weiß man jetzt, daß Böen infolge von Bodenerwärmung oder Geländeverschiedenheiten bis zu 1000 Meter, vielleicht sogar bis 2000 Meter bemerkbar sind. Oberingenieur Hirth, einer unsrer erfahrensten Flieger, erwähnt als Beispiel für die Wirkung aufströmender warmer und feuchter Luft den Waldkomplex in der Nähe des Wannsees bei Berlin. „Selbst bei verschiedenster Windrichtung, immer ungefähr an derselben Stelle, die dem Mittelpunkt des Waldes entsprach, nur von dem herrschenden Winde mitgenommen, konnte ich jedesmal auf eine Böe rechnen, die eigentümlicherweise in einer Höhe von 800 Meter stärker wirkte als in der Höhe von 400 Meter. In dieser Höhe hatte ich den Eindruck, als ob der Kamin (aufsteigender feuchter, also leichterer Luft) erst in der Bildung begriffen sei."

---

[1]) Dieses und die folgenden Zitate sind dem ersten Bande des Jahrbuches der wissenschaftlichen Gesellschaft für Flugtechnik entnommen.

Digitized by Google

In solchen Fallböen kann das Flugzeug eine Beschleunigung erlangen, die stärker ist als sie der Schwerkraftsbeschleunigung entspricht, so daß dem Flieger direkt der Sitz unter dem Körper entzogen wird; ein zweifellos höchst unbehagliches Gefühl, das es begreiflich erscheinen läßt, wenn der Führer sein ruhiges Blut verliert und überhastete Gegenmaßregeln trifft. Man pflegt eine solche Böe ein „Luftloch" zu nennen. Auch hierfür eine Schilderung, und zwar von Oberleutnant Mackenthun über einen Flug im Wesertal. „Nach erneutem Start bei mäßigem Seitenwind wurde mein Apparat aus 50 Meter Höhe mit einem Ruck bis auf 10 Meter heruntergerissen, und zwar so plötzlich, daß mein Begleiter und ich etwas aus dem Sitz gehoben wurden, weil sich unsre nicht festgeschnallten Körper der Abwärtsbewegung nicht schnell genug anschlossen. Das Flugzeug blieb merkwürdigerweise in sich vollständig im Gleichgewicht, fing sich kurz vor dem Boden wieder auf und flog horizontal weiter. Diese Vertikalströmung stand in ursächlichem Zusammenhang mit der Bodenbedeckung. Wir waren einen Wiesenstreifen entlang geflogen und passierten gerade einen über Wind liegenden hohen Waldrand."

Luftlöcher entstehen auch ohne örtliche Verschiedenheiten beim Passieren von Gebieten mit plötzlichen Aenderungen von Windrichtung und Geschwindigkeit. Da die Tragfähigkeit eines Flugzeugs von der relativen Geschwindigkeit gegen die umgebende Luft abhängt, so kann es bei plötzlichem Windwechsel vorkommen, daß der Apparat sich für kurze Zeit langsamer bewegt als der Wind, also seine Trag- und Steuerkraft verliert und wie in ein Loch abwärts sinkt. Besonders bedenklich ist es, wenn diese Unstetigkeitsgebiete so klein sind, daß nur die eine Hälfte des Flugzeugs getroffen wird; es gerät dann in starke Schwankungen und kann, wie in einer zu kurz genommenen Kurve, seitlich „abrutschen" und kippen. Da auch die zur Ausbildung dieser zweiten Art von Luftlöchern notwendigen Schichten an vorwiegend ruhige Luft gebunden ist, so kommt man zu dem paradox klingenden Ergebnis: für den Flieger ist der Wind bei sogenanntem schönen Wetter gefährlicher als bei schlechtem.

Für den Flieger kommen die in Begleitung von Wolken auftretenden Windstöße weniger in Betracht, da er ohnehin Wolken möglichst vermeidet wegen ihrer Luftunruhe, besonders an den Wolkenrändern. Flugzeuge und Luftschiffe machen dann, wenn irgend möglich, einen Umweg. In verstärktem Maße gilt dies natürlich, wenn der Himmel gewitterdrohend aussieht; alle Motorluftfahrzeuge haben daher einen direkten Blitzschlag wenig zu fürchten, so lange sie in der Luft sind und aufmerksam gelenkt werden. Freiballone sollten prinzipiell bei dem Herannahen von Gewittern landen und nicht etwa versuchen, durch Ballastwerfen nach oben auszuweichen. Leider wird im Vertrauen auf die prozentuell geringe Blitzschlaghäufigkeit noch vielfach ein unberechtigter Wagemut gezeigt und nicht bedacht, daß schon die Nähe stark elektrischer Wolken bedenklich ist, weil durch Influenz die Metallteile des Fahrzeugs geladen werden. Bilden sich dabei elektrische Spannungsunterschiede, so können beim Ausgleich Funken entstehen, die zu Entzündungen und Explosionen führen.

Digitized by Google

Im Freiballon hat man wiederholt solche Funkenbildungen beobachtet, und es fehlt daher nicht an Vorschlägen dafür, in welcher Weise man Funken vermeiden kann. Die überwiegende Meinung — es herrscht hier allerdings noch keine Einmütigkeit der Anschauung — geht dahin, Ballonhülle und alle Verbindungsteile elektrisch gut leitend zu machen. Am meisten Schwierigkeit bietet hierbei der Ballonstoff, da er schon durch seine isolierende Gummischicht dazu disponiert ist, innen und außen verschiedene Ladungen anzunehmen. Vergrößert sich die äußere Ladung durch starke Sonnenstrahlung, Ausströmen von Gas aus Ventil oder Motor, so bilden sich elektrische Spannungen von gefährlicher Größe. Die Gummieinlage der Hülle ist zur Erzielung von Gasdichtigkeit notwendig; es scheint aber neuerdings gelungen zu sein, die gummierten Stoffe so zu imprägnieren, daß sie nicht mehr isolieren, sondern quer durch den Stoff elektrisch leitend sind. Es ist das ein bedeutender Fortschritt, da dann auch bei ausgedehnten Metallverbindungen, wie z. B. bei den Z-Schiffen, ein elektrisch homogenes Feld zu erzielen ist.

Die elektrischen Spannungsunterschiede werden auf freier Fahrt weit weniger gefürchtet, als bei der Landung, da durch Schleifen des Stoffes auf der Erde, Oeffnen der Reißbahn, Ausströmen von Gas usw. mannigfache Gelegenheit zur Entwicklung von Reibungselektrizität gegeben ist. Demnach sind Freiballone hierdurch am meisten gefährdet, und durchschnittlich geht auch jährlich ein Ballon auf diese Weise verloren. Die Zerstörung des Z-Schiffes bei Echterdingen beruht wahrscheinlich auf ähnlicher Ursache.

Es bleibt noch übrig, die Schwierigkeiten zu nennen, welche dem Luftfahrer durch Nebel erwachsen. Auch hier handelt es sich vorwiegend um Landungsgefahren. Am günstigsten ist der Führer eines Ballons gestellt, da er unbedenklich dicht über dem Boden fahren und sich durch Erkundigung orientieren kann. Tut er das freilich nicht früh genug und gerät er in die westrussischen Sümpfe oder gar auf das Meer, so ist seine Lage schlimm genug. Welch unerfreuliche Folgen der Nebel für ein Motorluftschiff haben kann, hat die Fahrt des Militärluftschiffs nach Lunéville gezeigt. Am schlimmsten ist jedoch ein Flieger dran, da er bei seiner notgedrungen raschen Fahrt etwaige Landungsschwierigkeiten bei Nebel zu spät erkennt, um sie überfliegen zu können. Magnetische oder astronomische Ortsbestimmungen kommen, abgesehen von der Schwierigkeit ihrer Durchführung nur für eine allgemeine Orientierung in Frage. Das Gefühl der Unsicherheit im Nebel erhöht die nervöse Unruhe des Fliegers derart, daß viele den Nebel für die unangenehmste atmosphärische Gefahr erklären. Die böige Luftbewegung im Nebel und Belastung des Fahrzeugs durch Regen oder Schnee bilden weitere Hindernisse einer glatten Fahrt.

Trotzdem also die atmosphärischen Gefahren insgesamt nicht so erheblich sind, wie man im allgemeinen denkt, ist man doch eifrig und erfolgreich bestrebt, sie durch einen meteorologischen Beobachtungs- und Warnungsdienst noch weiter zu verringern. Deutschland ist hierin bahnbrechend vorangegangen und hat auch jetzt noch — ein Werk des Direktors des preußischen Aeronautischen Obser-

Digitized by Google

vatoriums in Lindenberg, Geheimrat Aßmann — die bei weitem vollkommenste Organisation.

Der Luftfahrerwetterdienst mit Zentralen in Lindenberg und Frankfurt a. M. leistet dreierlei. Durch möglichst tägliche Aufstiege von kleinen Pilotballonen an sechzehn deutschen Orten werden morgens Richtung und Geschwindigkeit des Windes bis zu etwa 3000 Meter Höhe bestimmt und deren Ergebnisse sofort an die Zentralen telegraphiert, so daß diese schon um 10 Uhr eine Sammeldepesche über den Luftzustand in der Höhe abgeben können. Dieses täglich vorliegende Tatsachenmaterial ist von der allergrößten Bedeutung für die praktische Luftfahrt. Außerdem werden auf Grund der meteorologischen Daten aus ganz Europa und der Daten aus den oberen Luftschichten Witterungsprognosen aufgestellt, die entweder vom Aeronautischen Observatorium Lindenberg (dauernde Dienstbereitschaft auch nachts und an Festtagen) oder von den amtlichen Wetterdienststellen zu erfragen sind. Schließlich ist noch in Lindenberg, Frankfurt und Aachen ein besonderer Gewitter- und Böenwarnungsdienst eingerichtet, der darauf beruht, daß sich weit entfernte Gewitter an den Morseapparaten der Telegraphenstationen durch ein Anziehen der Anker der Elektromagnete bemerkbar machen. Von etwa 600 über das Reich verteilten Postämtern werden solche Störungen sofort telegraphisch an die Zentralen gemeldet und dort nach Zeit und Ort in eine Landkarte eingetragen. In vielen Fällen kann man aus solcher Karte Weg und Geschwindigkeit der Böen und Gewitter ableiten und kann vor dem Heranziehen warnen.

Zieht man das Schlußergebnis aus der vorhergehenden Uebersicht, so besagt es, daß der erfahrene und umsichtige Luftfahrer mit seltenen Ausnahmen die atmosphärischen Gefahren erkennen und vermeiden kann. Bedingung ist nur, daß sein Fahrzeug lufttüchtig im Sinne der heutigen Anforderungen ist, daß er einige meteorologische Kenntnisse besitzt und daß er sich aller zur Verfügung stehenden Witterungsnachrichten aus der Höhe bedient. Nur durch verständnisvolles Zusammenarbeiten von Wissenschaft und Praxis ist es möglich geworden, eine so sichere meteorologische Grundlage für die Luftfahrt zu legen. Es ist ruhige deutsche Arbeit, die hier geleistet ist; und da wir in ähnlich systematischer Art auch auf andern Gebieten, z. B. im Motorenbau, tätig sind, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß Deutschland auf dem richtigen Wege zur Beherrschung der Luft ist.

Digitized by Google

Die Legende der Martha Boretzky

Von

Fürstin Schahovskoy-Strechneff

(Schluß)

Im folgenden Frühjahr schickte Nowgorod eine Gesandtschaft, an deren Spitze abermals der Erzbischof stand, nach Moskau, um von Iwan die Begnadigung der Gefangenen zu erflehen. Dieser empfing sie mit gewohnter Liebenswürdigkeit. Die Freiheit schenkte er aber niemand, sondern fuhr fort, seine Eroberung noch fester an sich zu ketten. Dies trat insbesondere bei Gericht zutage, wo dem Recht nur noch stattgegeben wurde, wenn dem moskowitischen Herrscher der Untertaneneid geleistet worden war. Das war für die so lange unabhängige Stadt zuviel. Hauptsächlich die Fassung des von Moskau geforderten Eides, der in den demütigendsten Ausdrücken abgefaßt war, erbitterte das Volk.

Martha verließ ihren Zufluchtsort. Sie betrat den Großen Platz und machte den gefährlichen Versuch, einen Aufruhr zu erregen. Sie verkörperte das traurige, bemitleidenswerte und untergehende Vaterland, das auch die wilden, enthusiastischen Rufe des Volkes nicht neu beleben konnten. Es wurde vorgeschlagen, die dem Großfürsten ergebenen Bojaren zu töten. Mehrere der Verdächtigen flohen nach Moskau, als sie die drohende Gefahr sahen, und verbreiteten dort, Nowgorod hätte sich erhoben und wende sich von neuem an den König Kasimir. Auf ihren Bericht hin ließ Iwan unverzüglich einen Angriff vorbereiten, der der Republik ein Ende machen sollte. Rasch rückte er an der Spitze seiner Truppen ins Feld und hielt an den Ufern des Ilmensees, wo sich im Sommer des Jahres 1471 die erste Unterwerfung der schuldigen Stadt vollzogen hatte. Hier wiederholt sich die Chronik[1]) wie der Refrain eines Trauerliedes. Der Erzbischof und seine Begleiter machten sich auf den nur zu gut bekannten Weg, und furchterfüllt erschienen sie wieder vor dem Zelt des moskowitischen Herrschers. „Großmächtiger Großfürst aller Reußen," rief der Kirchenfürst, „wir werfen uns zu deinen Füßen. Stecke dein Schwert in die Scheide, gib den Bojaren, die du mit dir nahmst, die Freiheit wieder und gewähre uns Erbarmen." Als einzige Antwort erhielten sie die rätselhaften Worte: „Nowgorod weiß, was es mir schuldig ist." Die Gesandten kehrten bestürzt zurück. Lange Tage und Wochen voll Angst folgten auf den nutzlosen Schritt. In der belagerten Stadt griffen Unordnung und Schrecken Platz, und der ruchlose Bürgerkrieg ging weiter, trotzdem der Feind vor den Toren lag. Die einen wollten sich Iwan III. übergeben, die andern, von den Ermahnungen angespornt und durch ihre übermenschliche Bemühung fortgerissen, sich bis aufs Blut verteidigen. Eine Hungersnot trieb die Schwierigkeiten, welche den Verlust der Stadt herbeiführten, auf die Spitze. Die Ver-

[1]) Zweite nowgorodische Chronik. S. 911 bis 1572.

Digitized by Google

bindung nach außen schnitt das belagernde Heer ab. In den armen Vierteln starben die Leute Hungers, die Reichen hatten noch etwas Vorrat. Von zahlreichen Dienern gefolgt, eilte die Bürgermeisterin durch die Straßen und verteilte aus ihren dürftigen Vorräten Brot unter die Hungernden. Die Parteikämpfe währten Tag und Nacht und wuchsen immer mehr an. Auch hier war sie unaufhörlich tätig und bemühte sich, den brudermörderischen Kampf zu unterdrücken. Man sah sie, den feindlichen Kugeln ausgesetzt, auf den Wällen die Verteidigung anspornen und den überall sinkenden Mut heben.

Währenddessen erwartete Iwan III., ohne einen Sturmangriff zu versuchen, die Nachricht von der Vernichtung des „Wetsch" und der Auslieferung der Glocke, des nationalen „Palladiums".

Sechs volle Tage konnte sich die im Todeskampf liegende Stadt nicht zur Uebergabe entschließen. In der letzten Versammlung der Republik wurde ihr Schicksal entschieden. Im Verlauf der hitzigen Kämpfe „schluchzten und taumelten die Männer wie betrunken", schreibt ein Chronist.

Bürgermeister und Bojaren öffneten, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, dem Herrscher von Moskau die Tore der Stadt. Das war aber nicht mehr das große Nowgorod, das ihn in seinen Mauern empfing. Die abgemagerten, verhärmten Nowgoroder leisteten der Reihe nach den Eid und kehrten dann in ihre zerstörten Wohnungen zurück. Die moskowitischen Truppen verwüsteten die umliegende Gegend, töteten die Bewohner und verbrannten die Häuser. Große Kälte verhinderte die Zuflucht in die Wälder, und die Leute starben haufenweise durch Kälte und Hunger. Iwan hatte weder mit Frauen noch mit Kindern im zartesten Alter Mitleid. Er verfuhr nach seinem vorgefaßten Plan, ein unabhängiges Volk zu vernichten und Rußland unter seinem Zepter zu einem einzigen geschlossenen und mächtigen Ganzen zu einen. Die Natur kam ihm zu Hilfe. In der eroberten Stadt brach eine verheerende Seuche aus, die unter dem Rest der Bevölkerung aufräumte. Nach Aufopferung ihrer Unabhängigkeit hofften die Nowgoroder Bojaren wenigstens ihren Privatbesitz erhalten zu können. Sie vertrauten auf das feierliche Versprechen Iwans, das aber nicht gehalten wurde. Am 1. Februar versetzte er den „Staroften" (den Vorsteher der Kaufleute) und die Bürgermeisterin Martha in Anklagezustand. Der Autokrat hatte die unglückliche Frau, deren zweiter und letzter Sohn bereits unter Foltern gestorben waren, während der Selbständigkeit Nowgorods in Ruhe gelassen. Im geheimen hegte er jedoch einen wilden Haß gegen sie. In den auf die Festnahme Marthas folgenden Tagen wurden noch mehrere Nowgoroder, die zur patriotischen Partei gehörten, ergriffen, in Ketten geworfen und nach Moskau geschickt. Ihr Grundbesitz wurde zugunsten des moskowitischen Staates beschlagnahmt. Die fünfzig Ueberlebenden der 700 Deutschen, die während der Belagerung mitgekämpft hatten, reisten eiligst in ihre Heimat.

Wenn man dem Chronisten Dlugosz[1]) glauben darf, belief sich die Brand-

[1]) Johannes Longinus Dlugosz, ein berühmter polnischer Geschichtsschreiber am

Digitized by Google

schatzung der Besiegten auf 14 Millionen Gulden, die im wesentlichen vom Erzbischof oder vielmehr von den Kirchengütern aufgebracht wurden.

Der Großfürst verließ Nowgorod, das er vieren seiner Offizieren anvertraute, am 17. Februar, und am 15. März kehrte er unter dem frenetischen Jubel seines Volkes nach Moskau zurück.

*

Martha wurde in ihrem eignen Hause gefangen gehalten. Völlige Stille umgab ihre Wohnung, deren große Gärten im Sommer der rasche Fluß bespülte, dessen Rauschen der Winter aber ein Ende gesetzt hatte. Weder die Liebesbeweise des ihr treu gebliebenen Volkes, noch die feindseligen Kundgebungen der Bojaren, die sie ihrem Schicksal überließen, drangen zu ihr.

*

Weiße schlaflose Nächte, graue Tage, in denen die Winterstürme den Schnee an die Fenster ihres Frauengemaches trieben, gingen langsam und einförmig vorüber. Eines Morgens unterbrach eine ungewohnte Bewegung der Wachen vor der Türe ihr gewohntes, trauriges Träumen. Ein bestürzter Diener meldete den Besuch des Fürsten Daniel Holmsky, des Chefs der moskowitischen Armee. In diesem entscheidenden Augenblick kehrte ihre ganze Selbstbeherrschung wieder, und die reinen Züge ihres Gesichts drückten nur ruhiges Wohlwollen aus, als sie, an einer Stickerei sitzend, den Krieger empfing. Sie ergriff seine Hand und sagte lächelnd: „Der Fürst von Moskau ehrt Martha Boretzky unendlich, er sieht sie als gefährlichen Gegner an. Ich werde wie ein großer Herr am Vorabend der Hinrichtung gehütet und überwacht," fügte sie nicht ohne Ironie hinzu.

„Verzeihung, ihr könntet noch länger leben...," antwortete der Fürst Holmsky. Und er begann eine heftige Anklagerede, in der er abwechselnd fragte und drohte. Er warf ihr die engen Beziehungen zu Litauen vor, und nur das Erbarmen des Großfürsten könnte sie dem Tod entziehen, den sie mit ihrer Verräterei verdient habe.

Die Bürgermeisterin hörte ihm ruhig zu, das schelmische Lächeln auf den Lippen bewahrend.[1]) Ihre Festigkeit machte Eindruck. Der rauhe Befehlshaber wurde bewegt und sanfter begann er von neuem:

„Martha! Mein Herrscher wird deinem Wort glauben, rechtfertige dich und bitte um Gnade."

Die mutige Frau erhob sich und antwortete stolz:

„Das ist mein letztes Wort! Iwan soll mich töten lassen und er wird weder Litauen, noch den König Kasimir, noch Nowgorod selbst zu fürchten haben."

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wurde 1415 in Brzenitza, im Gebiet von Petrokoff, geboren und starb 1489. Er war Erzieher der Kinder des Jagellonen Kasimir.

[1]) Der moskowitische Geschichtsschreiber tadelt in heftigen Ausdrücken die Kühnheit dieser Stellung.

Digitized by Google

Die einst so geliebte und umschmeichelte Martha hatte niemand Nahestehenden und keinen Freund um sich, der ihr vor der Hinrichtung zur Seite stand.

Von ferne drang Glockengeläute und das anhaltende Jubelgeschrei des Volkes zu ihr, das die Freude über den Einzug des Fürsten Holmsky verkündigte.

*

Nach und nach verstummte der Lärm. Die Stille der Nacht legte sich über Nowgorod. Ein ungewöhnliches Geräusch weckte aber nach Mitternacht die schlafende Stadt aus der nächtlichen Ruhe. Auf dem Großen Platze wurden Feuer angezündet. Die herbeieilenden Bewohner sahen ein Schafott vor sich erheben, das von eiligen Händen in großer Höhe errichtet wurde. Die Sonne erhob sich bereits, als die vor dem Jaroslawpalast versammelte Menge endlich erfuhr, daß diese Vorbereitungen für die Bürgermeisterin Martha getroffen worden waren. Bei den ersten Strahlen des Morgenrots ertönte der Ruf der Hörner, die Trommler schlugen den Marsch, und die moskowitischen Truppen sprengten durch die Straßen und umgaben das Schafott.

Gleichzeitig wurde es im Hause der Boretzky, das so viele Tage stumm und geschlossen dagelegen war, lebendig. Endlich öffneten sich die eisernen Riegel, und die Verurteilte tritt, mehr getragen als geführt, auf die Straße heraus zu dem bereitstehenden Wagen. Dicht umschlossen, wurde sie ungesehen zum Ziel geführt. Dort zieht sich die Begleitung zurück, und Martha wird für das Volk sichtbar. Totenstille herrscht, während sie sich dem Schafott nähert und ohne Zittern die zahlreichen Stufen hinaufsteigt. Furcht hat sie nie gekannt, und auch in diesem schrecklichen Augenblick gewinnt sie keine Gewalt über sie. Ihre Augen schweifen über den Großen Platz und betrachten dann den düsteren Himmel, an dem dichte Wolken jagen. Keine Sonne leuchtet über Marthas schneebedeckter Vaterstadt, und die zahlreichen goldenen Kuppeln ihrer Kirchen sind trübe. Weiter weg dehnt sich der eisbedeckte Wolchow wie ein unbeweglicher, bleifarbener Teppich. „Die ganze Natur schien um die Bürgermeisterin zu weinen," schreibt ein Chronist.

Sie nähert sich dem Rande des Schafotts, verneigt sich vor den Anwesenden, erhebt die Hand und spricht mit starker, ungebrochener Stimme:

„Lebt wohl, Untertanen Iwans! Ich sterbe als freie Bürgerin Nowgorods!" [1])

Das Beil fällt ... Unfreiwillige Ausrufe entfahren der Menge. Die Zimbeln werden geschlagen, und Fürst Holmsky nimmt, einen Erlaß schwingend, auf der Tribüne des beseitigten Wetsch Platz, und entblößten Hauptes verkündigt er:

„Ehre der fürstlichen Gerechtigkeit!

„Volk, Bojaren! Habt keine Furcht, Iwan wird Wort halten. Ihr seid seiner Gnade sicher, und das Blut der Schuldigen soll die beiden Länder ver-

[1]) Karamsin, Marfa Possadnitzka. Solowiew (Geschichte Rußlands, Bd. V, S. 39) erwähnt Martha, als sei sie als Gefangene nach Moskau geführt worden.

Digitized by Google

söhnen, die dazu berufen sind, unter seinem Zepter groß zu werden. Dieses Opfer ist ein Band für ihre Vereinigung. Möge Iwan lange zum Glück seiner Untertanen herrschen!"

*

Die sterblichen Reste Martha Boretzkys ruhen nach Ansicht des Volkes an den Ufern des Ilmensees. Der Ort ihrer Bestattung ist unbekannt. Die zeitgenössischen Geschichtschreiber ihres Volkes sprechen wenig von der letzten Bürgermeisterin. Fast immer ist es eine moskowitische Hand, die ihren Namen schreibt. Denn vielleicht war der Kummer der Besiegten zu stark, um sich in Schriften zu äußern. Dies gesteht einer der Chronisten in folgenden Worten zu: „Ich hätte viel mehr zu sagen, aber mein allzu großer Schmerz hindert mich daran."

*

Sechs Jahrhunderte sind seit der Hinrichtung Marthas verflossen. Nowgorod erstreckt sich noch immer den Ufern des Wolchow entlang, aber mit welcher Veränderung! Verkleinert und gedemütigt, wurde es allmählich zu seinem eignen Grab. „So unheilvoll wirkt auf alles der Einfluß der zügel- und grenzenlosen autokratischen Willkür." [1]) Im Mittelalter hatte sich Nowgorod in Rußland und Europa als Haupt eines mächtigen Volksstaates Geltung verschafft. In seiner Blütezeit, bevor das Volk verdorben wurde, hatte es den höchsten Grad von Wohlergehen erreicht. „Eine Republik erhält sich durch Tugend, ohne diese geht sie zugrunde," schreibt ihr Geschichtschreiber.[2]) „Nowgorodische Ehre, nowgorodischer Charakter" waren die Ausdrücke in ihren stets gehaltenen Schwüren, und berechtigter Stolz ließ seine Bürger das Wort schaffen: „Was kann Gott und dem großen Nowgorod widerstehen?" Seine Existenz war eine glänzende Aeußerung slawischen Geistes, und Iwan III., der aus Nowgorods Fehlern und Unglück Nutzen zu ziehen wußte, begnügte sich nicht, seine Freiheit zu vernichten. Planmäßig suchte er es zu entvölkern, indem er ihm alles Eigenartige nahm, die meisten Bauwerke zerstörte und die hungernden Bürger und Bauern im Elend sterben ließ. Die Bojaren erlagen ungerechten Verurteilungen oder wurden dazu gezwungen, ihre Güter gegen andre, in Moskovien gelegene umzutauschen.

Jetzt, wo die prächtige Stadt verschwunden ist, sprechen Menschen und Dinge eine andre Sprache, und die mittlere Provinzstadt, die an ihrer Stelle vegetiert, würde ohne die Spuren einer glänzenden Vergangenheit keinen Blick verdienen. Noch stehen die alte Sophienkirche und der Kreml mit seinen zinnenbekrönten Mauern ... Wenn die jährliche Frühlingsüberschwemmung weicht, werden auf dem Grunde des Wolchow die Trümmer der berühmten Großen Brücke sichtbar und erinnern an die einstige lebhafte Tätigkeit, die die Anwesenheit seiner treuen

---

[1]) Madame de Staël, Bericht über ihre Reise. (Russisches Archiv, 1912, Buch 8, S. 555.)

[2]) Kostamarow.

Digitized by Google

Verbündeten von der deutschen Hansa steigerte:[1]) Ein mit der alten Freiheit erloschenes Leben, das keinen Wunsch nach einer neuen Freiheit hinterläßt.

Aber die sagenhafte Gestalt der Bürgermeisterin Martha steht noch immer über der toten Stadt und beleuchtet sie mit einem letzten Ruhmesstrahl.

Berichte aus allen Wissenschaften

Strahlentherapie

Die therapeutischen Wirkungen der Röntgen- und Radiumstrahlen

Die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Erkennung von Krankheiten ist zum Gemeingut der gebildeten Welt geworden. Wir alle waren Zeuge davon, wie in dem Laufe von nicht ganz zwei Dezennien seit der Entdeckung Wilhelm Conrad Röntgens in Würzburg eine neue Möglichkeit nach der andern sich eröffnete, Krankheitsherde, die sich dem untersuchenden Arzte mehr oder weniger verbargen, wahrzunehmen und häufig durch dieses rechtzeitige Erkennen das bedrohte Leben der Patienten zu retten. Für viele ist auch das Wunderbare, das dieser Entdeckung von Anfang an anhaftete, schon zum Alltäglichen geworden, und es schien vor kurzem so, als sei der Höhepunkt dieser Entwicklung bereits überschritten.

Aber das Gegenteil davon fand statt. Was einzelne weitschauende Forscher schon vor langen Jahren voraussagten, was aber von der weitaus größten Zahl der Gelehrten geleugnet wurde, ist Tatsache geworden. Die Anwendung der Röntgenstrahlen und der mit ihnen verwandten Strahlen radioaktiver Substanzen zu dem Zwecke der Heilung von Krankheiten, also in der Therapie statt in der Diagnose, beginnt so an Bedeutung zu gewinnen, daß man absehen kann, wie allmählich die Heilungsmöglichkeiten dieser neuen Methoden ihren diagnostischen Wert noch in den Schatten stellen dürften. Augenblicklich wird in allen größeren Spitälern der Welt, in allen bedeutenden Kliniken, allen Universitäten, aber auch in zahllosen physikalischen und technischen Laboratorien fieberhaft daran gearbeitet, die Heilungsmöglichkeiten durch die Strahlung zu erhöhen, ihre Grundlagen zu verbreitern und immer sicherere Methoden dafür auszuarbeiten. Es ist auch kein Wunder, daß dieses Problem wie kaum ein andres Tausende von Gehirnen arbeiten läßt, denn es handelt sich dabei um die Heilung von Krankheitsformen, die von jeher das menschliche Leben am schrecklichsten bedrohten, um Krebs und andre Geschwülste und um den alten Menschenfeind, die Tuberkulose.

Wenn auch im Beginne das Ausland, speziell bei der Benutzung der radioaktiven Substanzen Frankreich, den deutschen Forschern den Rang ablief, und die Anfänge einer rationellen Therapie mit radioaktiven Substanzen durch Wickham und Degrais in Paris hauptsächlich gefördert worden sind, so trat doch der gewaltige Umschwung in den Heilbestrebungen erst ein, als einige deutsche Mediziner die Sache mit ungewöhnlicher Energie und ungewöhnlichen Resultaten in die Hand nahmen und durch ihre Erfolge aller Augen auf sich zogen. Es handelt sich hier hauptsächlich um Krönig, Gauß in Freiburg, Döderlein in München, Bumm in Berlin. Diese drei Kliniken wandten das Radium und die Röntgenstrahlen zuerst in großem Maßstabe zur Bekämpfung der Myome und dann des Krebses bei Frauen an. In neuerer Zeit haben de la Camp und Küpferle in Freiburg die Lungentuberkulose erfolgreich damit zu bekämpfen erstrebt, und auch in dieser Beziehung sind die Aussichten gut.

---

[1]) Nowgorod gehörte zum Hansabund.

Digitized by Google

Wir wollen uns nun einige Augenblicke damit beschäftigen, wie man sich etwa die Wirkung der Strahlen vorstellt und welche physikalischen und technischen Grundlagen bei der Anwendung der Strahlung nicht vergessen werden dürfen.

Da ist nun zunächst zu sagen, daß die Organe des menschlichen Körpers nicht nur von den Stoffen abhängig sind, die man ihnen zu ihrer Ernährung und zu ihrem Wachstume zuführt, sondern daß sie auch von den physikalischen Einflüssen in ihrer Existenz bedingt sind, die während der ganzen Dauer ihres Daseins an sie heran- und zum Teile in sie hereindringen. Wir wissen alle, daß keine Pflanze leben kann, daß jedes organische Wesen abstirbt, wenn es dauernd dem Sonnenlichte und der Wärme entzogen wird. Wir müssen uns vorstellen, daß Licht und Wärme, daß die elektrischen Vorgänge und Zustände in der Atmosphäre, daß die Bewegung ebenso wichtige Elemente für das Leben der Zellen, der kleinsten Bausteine des Organs, sind, wie etwa das Eiweiß und der Kohlenstoff. Darauf ist die Menschheit allerdings erst verhältnismäßig spät aufmerksam geworden. Jetzt aber weiß sie es und verfolgt die Richtlinie der physikalischen Medizin.

Die Röntgenstrahlen und die durchdringungskräftigen sog. γ-Strahlen des Radiums dringen nun tief in den menschlichen Körper ein, und es ist eine eigentümliche Tatsache, daß die verschiedenen Zellen, aus denen der Körper aufgebaut ist, dem Einflusse der Strahlen einen verschiedenen Widerstand entgegensetzen.

Dabei erweisen sich nun protoplasmareiche Zellen als empfindlicher, vollreife sog. organotypische Zellen dagegen als widerstandskräftiger.

Die meisten Geschwülste nun bestehen aus protoplasmareichen, rasch wachsenden Zellenanhäufungen, die dem Strahleneinfluß eher erliegen als die andern. Aber auf die Dauer erliegen alle Zellen dem Ansturme, und es ist gefährlich, zuviel Strahlung zu verwenden. Es muß auch hier immer das richtige Maß eingehalten werden. Gelingt es aber, das richtige Maß einzuhalten, dann ist es in vielen Fällen möglich, die Krankheitserscheinung, die aus weniger stabilen Zellformen besteht, zum Verschwinden zu bringen, ohne die gesunde Umgebung zu schädigen. Die Dosierung ist also auch hier die Hauptsache, und die Dosierung ist eine Technik. So wird auch diese Methode mit dem Fortschreiten der Technik immer größere Resultate zeitigen.

Was nun bei diesen Vorgängen der Oeffentlichkeit in der Regel entzogen bleibt, ist der Umstand, daß eine umfangreiche physikalische Vorarbeit gemacht werden mußte, bevor es überhaupt möglich war, den Strahlungseinfluß insbesondere dann zur Anwendung zu bringen, wenn es sich um tiefliegende Krankheitsprozesse wie bei den meisten Geschwülsten und bei der Tuberkulose handelt. Hier ist eine jahrelange Arbeit der Physiker und Techniker vorangegangen, auf Grund deren die Erfolge der genannten Kliniken sich aufbauten. Und ein deutscher Forscher ist es gewesen, der das Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die Grundlagen geschaffen zu haben, auf denen die heutige erfolgreiche Bestrebung der Strahlenbehandlung tiefliegender Krankheitsprozesse beruht.

Schon im Jahre 1904, in einer Zeit, in der fast noch kein Mensch an die Heilwirkung der X-Strahlen glaubte, in der vielmehr auf Grund verschiedener vorgefallener schwerer Schädigungen durch Röntgenstrahlen ein allgemeiner Schreck und eine allgemeine Verbrennungsfurcht die Gemüter beherrschte, begann der bekannte Röntgenforscher Friedrich Dessauer in Frankfurt a. M. mit seinen Untersuchungen. Damals war in vereinzelten medizinischen Kreisen schon bekannt, daß der Krebs an und für sich gegen Röntgenstrahlen empfindlich ist, und einige Fälle, bei denen der Krebs ganz nahe an der Oberfläche lag, waren durch Perthes, Wetterer und Albers-Schoenberg u. a. bereits zur Heilung gelangt. Durch seinen ständigen Kontakt mit medizinischen Kreisen wußte Dessauer — er ist u. a. der Erfinder des Röntgenmomentaufnahmeverfahrens in Hundertstelsekunden und der Röntgenkinematographie — um diese Resultate und entwarf nun in jahrelanger Vorarbeit zunächst eine physikalische Methode und dann, darauf gründend, ein vollständig ausgebildetes technisches System, um die durchdringungskräftige Röntgenstrahlung möglichst tief

Digitized by Google

in den menschlichen Körper hineinzubringen und dabei die Schädigung der gesunden Organe nach Tunlichkeit auszuschließen.

Vorbereitende Untersuchungen fanden in den Kliniken von Czerny in Heidelberg 1905, bei Geheimrat Veit in Halle 1906/08, dann sehr umfassende Versuche am Tier bei Ehrlich in Frankfurt a. M. 1908 statt. Nach diesen jahrelangen Vorbereitungen nahmen endlich Krönig und Gauß der Freiburger Frauenklinik die Methode der Tiefenbestrahlung in größerem Maßstabe auf und behandelten zunächst das Myom (eine Muskelgeschwulst) der Frauen. Der Erfolg war enorm, und heute ist die Röntgentiefenbestrahlung des Myoms die führende Methode bei der Behandlung dieser Krankheit.

Ermutigt durch diese Resultate, wandten sich die genannten Forscher dem Krebs zu, wobei ihnen zur Unterstützung ihrer Bestrebungen die größeren Mengen von Radium und andern strahlenden Substanzen zugute kamen, welche ihnen die Industrie überließ, und die ja ähnliche Strahlungen wie die Röntgenröhre aussenden.

Kurze Zeit schien es so, als ob die radioaktiven Substanzen die Röntgenstrahlen noch an Wirkung übertreffen. Hauptsächlich Geheimrat Bumm in Berlin führte aber den anfänglichen Enthusiasmus und die darauf kommende Reaktion auf das richtige Maß zurück und zeigte, daß in der kombinierten Anwendung der beiden Methoden der größte Fortschritt zu erblicken sei. Heute gilt es, ebenso weit sich zu entfernen von überschätzendem Enthusiasmus wie von hoffnungslosem Skeptizismus. Die Wahrheit, die in der Mitte liegt, ist die, daß wir dem Heilschatz zwei Naturkräfte einverleibt haben, die mit fortschreitender Erfahrung und Forschung immer zahlreicheren Leidenden Erleichterung oder Gesundheit bringen werden.

Die Hauptursache der zurzeit noch vielfach unbefriedigenden Resultate in der Radiumbestrahlung ist die quantitativ zu geringe Strahlung der Präparate von wenigen Zehntelgrammen. Nun hat Dessauer kürzlich in der Röntgenröhre die wirksamen Strahlen des Radiums entdeckt, d. h. wenn er die Röntgenröhre in einer bestimmten Weise betrieb. Nach seiner Angabe sind diese „ultrapenetrierenden" X-Strahlen den Gammastrahlen des Radiums überaus ähnlich, ja wahrscheinlich identisch mit ihnen. Ihre Durchdringungsfähigkeit ist der Gammastrahlung gleich. Aber die Menge ist mehr als tausendmal so groß wie die Strahlungsmenge der stärksten Radiumpräparate. Von dem Ausbau dieses letzten Fortschrittes darf ganz besonders viel erwartet werden.

Aber auch die Tuberkulose der Lunge scheint durch die X-Strahlung wenigstens in manchen Fällen geheilt werden zu können. Auf diesem Gebiet haben sich de la Camp und Küpferle in Freiburg der Dessauerschen Methode bemächtigt und umfangreiche Versuche angestellt, die zu guten Hoffnungen berechtigen, wenn sie auch bei weitem noch nicht als abgeschlossen gelten können.

Von der Unsumme von Arbeit, die physikalisch, technisch und medizinisch auf diese Weise bisher schon geleistet worden ist, macht sich nur der Eingeweihte annähernd einen Begriff. Hoffen wir, daß — wie es allen Anschein hat — das so heiß erstrebte Ziel, das Tausenden und aber Tausenden in schweren Leiden hoffnungslos dahinsiechenden Menschen Erlösung bringen würde, durch vereintes Zusammenwirken aller Berufenen möglichst bald erreicht wird.

Dr. med. Adolf Schnée (Frankfurt a. M.).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Blüchers Briefe. Vervollständigte Sammlung des Generals E. v. Colomb. Herausgegeben von W. v. Unger. Mit 3 Bildern und 1 Schriftprobe. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis geh. M. 4.50, geb. M. 5.80.

Das Gedenkjahr 1813/14 hat auch diese Neuausgabe von Blüchers Briefen veranlaßt. Schon 1876 hatte Generalleutnant E. v. Colomb 72 Briefe Blüchers an dessen Frau, eine geborene v. Colomb, herausgegeben, war aber mit den weiter gesammelten Briefen zu keiner Buchausgabe gelangt. Mit Hilfe preußischer Staats- und Kriegsarchive hat nun Generalleutnant v. Unger das Werk vollendet und damit dem „Marschall Vorwärts" ein eigenartiges Ehrendenkmal gesetzt. Denn unmittelbarer und persönlicher kann dieser populärste Held der Freiheitskriege zum deutschen Volk gar nicht sprechen als eben in seinen Briefen, die seines Wesens Eigenart am glänzendsten widerspiegeln. K.

Mennoniten. Von Ferdinand v. Wahlberg. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 272 Seiten.

Der Roman spielt wie die früher erschienene Erzählung desselben Verfassers „Christian Bode" in den deutschen Siedelungen der Wolgasteppe. Als Volks- und Kulturbild erweckt das Buch Teilnahme; als Dichtung bereitet es mit seinen äußern und innern Unwahrscheinlichkeiten, seiner oberflächlichen Charakterzeichnung, seinem schleppenden Vortrag eine starke Enttäuschung nach dem vielversprechenden Erstlingswerk. Br.

Goethes Liebesleben. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Preis geb. M. 5.—.

Goethes Verhältnisse mit Mädchen und Frauen sind bisher noch nicht zusammenhängend und ausführlich dargestellt worden, das vorliegende Buch ist deshalb als die erste erotische Biographie des Dichters zu bezeichnen. Sie bietet in vielen Beziehungen neue, von den bekannten Darstellungen zuweilen abweichende, aber stets wahrhaftige Züge und Bilder. Bode war immer bestrebt, mit historischer Treue und Zuverlässigkeit über Goethes Liebesgeschichten zu berichten, indessen hat er sich seiner Aufgabe auch mit vollkommener Diskretion entledigt. Ein Vorzug des Buches ist, daß die Goethesche Zeit sehr anschaulich herausgearbeitet ist und die verschiedenen Personen vortrefflich charakterisiert sind. H.

Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Von Prof. Dr. Jos. Geyser. Zweite Auflage. Münster, Schöningk. (XIX, 750) M. 9.60.

Auf dem Gebiete der Psychologie spielen sich neuestens die wichtigsten Kämpfe ab. Nicht bloß um die Existenz der Seele selbst wird heftig gestritten, sondern auch zum Beispiel um die Frage, ob das Streben mit dem Willen die grundlegende Betätigung der Seele sei, ob also die Hegemonie des intellektuellen Gebietes wirklich vernichtet sei, ferner woher die unbewußten Vorstellungen stammen, wie sich die Gefühle entwickeln, ob es eine Freiheit des Willens gibt usw. Wer über diese brennenden Fragen einen klaren Aufschluß wünscht, kann keinen besseren Berater wählen, als das Lehrbuch der Psychologie von Geyser. Gerade die deutliche Kritik aller neueren Antworten auf die Hauptfragen dieses Gebietes ist sein Hauptvorzug.

Ed. König.

Zwischen Dichtung und Philosophie. Von Alma v. Hartmann. Drei Bände. 1. Band: Lessing, Herder, Schiller. 147 Seiten. 2. Band: Emerson, Ruskin, Maeterlinck, Novalis, Tolstoi. 184 Seiten. 3. Band: Carlyle, Nietzsche, Goethe, Eduard v. Hartmann. 136 Seiten. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei O. Koobs. Jeder Band M. 1.—, gebunden M. 1.40.

Die Verfasserin will das Wesen und Schaffen einer Reihe von Männern ergründen, die das fruchtbare Grenzgebiet zwischen Philosophie und Poesie bebaut haben. Sie will dabei vor allem die nicht immer offenkundige Uebereinstimmung zeigen, die zwischen ihnen in den Grundfragen des Denkens besteht, besonders insofern, als sie alle im engsten Zusammenhang mit dem Uebersinnlichen stehen und sich mit Entschiedenheit einer mechanistischen Deutung der Welträtsel widersetzen. An die Dichterphilosophen schließt sich im letzten Kapitel, das zugleich eine Art von Zusammenfassung und Rechtfertigung des Ganzen bildet, ein systematischer Denker, Eduard v. Hartmann, vor allem als Aesthetiker. Mögen diese Betrachtungen auch gelegentlich nicht scharf oder ergiebig genug sein, so verdient es doch alle Anerkennung, daß die Verfasserin in knapper Form so viel Gutes und Eignes zu sagen und zugleich durch wohltuende Wärme der Darstellung für eine idealistische Weltanschauung zu begeistern versteht. Br.

Digitized by Google

Des Deutschen Vaterland. Deutschland in landschaftlicher, geschichtlicher, industrieller und kulturgeschichtlicher Hinsicht unter besonderer Berücksichtigung des Volkstums. Unter Mitwirkung hervorragender Schriftsteller herausgegeben von Hermann Müller-Bohn. Mit vielen Abbildungen. 2 Bände. Stuttgart, Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. M. 40.—.

In diesem Werke hat sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt, dem deutschen Volke zu zeigen, wie schön sein Vaterland ist. Und um es gleich vorweg zu sagen, er hat diese Aufgabe in jeder Beziehung erfüllt. Aber nicht dies allein, das Buch soll auch einen Ueberblick über die Geschichte Deutschlands, sowie über seine innere wirtschaftliche und soziale, technische und geistige Entwicklung geben und vor allem auch mit dem Charakter der einzelnen Völkerschaften, mit ihren Sitten und Gebräuchen bekanntmachen. Es ist selbstverständlich, daß diese Aufgabe nicht von einem einzigen bewältigt werden konnte, deshalb hat der Herausgeber sich mit einer Anzahl hervorragender Schriftsteller verbunden, deren jeder ein oder mehrere Kapitel beigetragen und gerade dasjenige Gebiet behandelt hat, auf dem er gewissermaßen Autorität ist. So ist denn ein Werk entstanden, das in jeder Beziehung gediegen ist und das dem Leser unbedingt zutreffende Schilderungen der verschiedenen Provinzen, Landschaften usw. vermittelt. Ebenso gediegen wie der Text ist auch der überaus reiche Bilderschmuck, der als Anschauungsmittel einen sehr wichtigen Bestandteil des Werkes ausmacht, um so mehr, als er mit großem Verständnis ausgewählt worden ist und nicht nur dasjenige zeigt, was schön ist, sondern auch das Charakteristische besonders hervorhebt. Die Verlagsbuchhandlung hat dem Werke ein schönes Aeußeres gegeben, entsprechend dem inneren Werte und dem Zwecke, ein Hausbuch des deutschen Volkes zu sein. Es wird heutzutage so manches Buch als Hausbuch bezeichnet, hier haben wir aber eines, das diesen Namen mit vollem Rechte verdient, und wir möchten wünschen, daß es in recht vielen Familien Eingang findet. Der Geist, der dieses Buch durchweht, wird dazu beitragen, in Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus, überall, wo Deutsche wohnen, den deutschen Gedanken und das Nationalbewußtsein wachzuhalten und zu stärken. B.

Am Tor des Abends. Von Theodor Zlocisti. Lieder vom Heimweh. Berlin W 15, Jüdischer Verlag. Geb. M. 2.—.

Aus jüdischer Lebensanschauung entstanden sind vorliegende ernste, zum Teil schwermütige Gedichte. Vor mancher andern modernen Lyrik hat diese das eine voraus, daß es wirkliche Poesie ist, was uns hier geboten wird. Ein idealer Sinn kommt darin zum Ausdruck. E. M.

Christian Bode. Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien in der Wolgasteppe. Von Ferdinand v. Wahlberg. Wien und Leipzig, W. Braumüller. 170 Seiten. M. 2.—.

Wenn die künstlerische Technik dieser Erzählung auch nicht einwandfrei ist und das Buch etwas altmodisch anmutet, so weiß der Verfasser seine Leser doch in doppelter Beziehung zu fesseln. Außerordentlich reizvoll sind zunächst die kulturgeschichtlichen und landschaftlichen Bilder aus den deutschen Siedelungen der Wolgasteppe. Aber auch die Erzählung selbst, die in dieser Umgebung spielt, enthält dichterisch durchaus wertvolle Motive, die zum Teil auch recht glücklichen Ausdruck gewonnen haben, zum größeren Teil allerdings psychologisch mehr vertieft sein könnten. Im ganzen entsteht der Eindruck, daß hier, wenn nicht ein bedeutendes Kunstwerk, doch wenigstens der Rohstoff zu einem solchen vorliegt. Br.

Erinnerungen. Von Albert v. Kossak. Mit vielen Bildern nach Originalen des Künstlers. Berlin, Verlag von Morawe & Scheffelt. Preis geh. M. 14.—, geb. M. 16.—.

Der bekannte, im Jahre 1899 gestorbene Maler Albert v. Kossak wurde wegen seiner Bravour in der Darstellung von Pferden und bewegten Szenen von Kaiser Wilhelm II. und Kaiser Franz Josef sehr geschätzt und hat unter dem Auge Kaiser Wilhelms eine Reihe von Schlachtenbildern vollendet. Was Kossak an den Höfen der beiden Monarchen und auf seinen vielen Reisen gesehen und erlebt, hat er in seinen Erinnerungen erzählt. Der Schriftsteller steht dem Maler nicht an Kraft und Farbenreichtum nach. Lebendig und mit einer Fülle von hübschen Anekdoten und treffenden Worten schildert Kossak Manöver und Jagderlebnisse, große Empfänge bei Hofe u. dgl., und ganz vortrefflich weiß der feinsinnige Beobachter die Individualität Kaiser Wilhelms zu zeichnen. Aber auch von andern Gesichtspunkten ist das Buch von Interesse; der Verfasser schildert z. B., wie große Schlachtenbilder und Panoramen entstehen, und berichtet — er war selbst ein Meisterreiter — über Kavalleriemanöver und Jagdreiten. Das Buch ist mit vielen für den Künstler charakteristischen Bildern geschmückt. H.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Abhandlungen der mittleren und neueren Geschichte. Heft 51: Dr. Wilh. Schüßler. Die nationale Politik der österr. Abgeordneten im Frankfurter Parlament. Heft 52: Dr. Johanna Philippson, Ueber den Ursprung und die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in Deutschland. Berlin, Dr. Walther Rothschild. Pro Heft M. 2.40.

Barth, Prof. Dr. G. K., Der Lützower und Pestalozzianer W. E. Ackermann aus Auerbach. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. M. 2.80.

Barthel, Dr. Ernst, Vertikaldimension und Weltraum. Leipzig, Otto Hillmann. 75 Pf.

Berger, Prof. Dr. Karl, Freiheit. Stimmen aus der Zeit deutscher Wiedergeburt vor 100 Jahren. Leipzig, J. M. Meulenhoff. Gebunden M. 1.50.

Eberbach, Dr. Otto, Die deutsche Reichsritterschaft in ihrer staatrechtlich-politischen Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1495. Leipzig, B. G. Teubner. M. 6.—.

Eisler, Dr. Rudolf, Handwörterbuch der Philosophie. Lieferung 1. Berlin, Mittler & Sohn. M. 3.—.

Fischer, Prof. Paul, Die kirchliche Gleichgültigkeit unserer Gebildeten. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.50.

Fittbogen, G., Das Deutschtum im Ausland in unsern Schulen. Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Geerke, H. P., Napoleon. Vom Leutnant zum Kaiser. Leipzig, J. M. Meulenhoff. M. 1.30.

Georgi, Geh. Rat Dr. und **Albert Dufour-Feronce,** Urkunden zur Geschichte des Suezkanals. Leipzig, Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung. M. 5.—.

Granier, Herman, Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813/15. Leipzig, S. Hirzel. M. 8.—.

Haberl, Meinrad, Sturmhaube und Flöte. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.50.

Handel-Mazzetti, E. v., Brüderlein und Schwesterlein. Wiener Roman. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. M. 4.—.

Hanisch, Georg, Die klassischen Werttheorien. Geh. 80 Pf. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Harms, Prof. Bernhard, Kaiser Wilhelm II. und die Triebkräfte des neudeutschen Sozial- und Wirtschaftslebens. Festrede. Jena, Gustav Fischer. M. 1.—.

Helfferich, Dr. Karl, Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913. Berlin, Georg Stilke. M. 1.—.

Hoeninger, Robert, Die wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Militärwesens. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Lamprecht, Karl, 1809 — 1813 — 1815. Anfang, Höhezeit und Ausgang der Freiheitskriege. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Gebunden M. 2.—.

Mauget, Irénée, Kaiserin Eugenie und ihr Hof. Deutsch von Emma Weber-Brugmann. Halle a. S., Edgar Thamm. M. 4.—.

Münch, Dr. Ph., Die Beichte des Verführers. Roman. Leipzig, Oscar Born. M. 2.—.

Oloff, F., Eine neue Form des Wahlrechts auf Grund des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts. Berlin, Puttkamer & Mühlbrecht. M. 2.—.

Petersen, Dr. Wilhelm, Gottfried Rösner. Ein dramatisches Geschichtsbild. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 3.—.

Piper, Otto, Bedenken zur Vorgeschichtsforschung München, R. Piper & Co. M. 4.—.

Preuße-Sperber, O., Süd- und Mittel-Amerika. Seine Bedeutung für Wirtschaft und Handel. Berlin, Otto Salle. M. 4.—.

Rist, Markus S. J., Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71. Briefe und Berichte. Freiburg i. Br., M. 2.50.

Saldern, Th., Das Margaretenbuch. Eine Erzählung aus Lothringen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. M. 5.—.

Sammlung Göschen: Landeskunde des Königreichs Württemberg. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Berlin, G. J. Göschen. Gebunden 90 Pf.

Schellhorn, Max, Die Favoritin. Dichtung. Leipzig, Xenien-Verlag. M. 2.—.

Schneider, Dr. Gottlob, Gothaer Gedenkbuch. 2. Band. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.

Transatlantico. Revista illustrada mensal de litteratura, sciencia, arte e industria, publicada pelo Instituto Teuto-Sulamericano. 1. Jahrgang. Nr. 1—3. Jährlich 12 Hefte M. 20.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Troeltsch, Ernst, Religion und Wirtschaft. Vortrag. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.—.

Voß, Otto, Heckenrosen und Nesseln. Gedichte. Berlin, Wilhelm Süsserott. M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Deutschland in Waffen

Ein Album in Querfolio mit 20 farbigen Bildtafeln und Begleittexten aktiver Militärs. Mit einem Geleitwort und Beitrag zum Text von

Kronprinz Wilhelm

Vornehm gebunden . . . . Mark 5.–

„Der deutsche Waffendienst steht in markiger Deutlichkeit vor uns. Allen Aufsätzen sind Bilder beigegeben, die sich durch künstlerische Farbenstimmung und unverfälschte Wahrheit auszeichnen. So kommt ein Ganzes zustande, das geeignet ist, in der gesamten deutschen frohen Jugend soldatischen Sinn und vaterländischen Opfergeist zu wecken und zu stärken."
(Kölnische Volkszeitung.)

Der Reinertrag wurde vom Deutschen Kronprinzen für Zwecke des Jungdeutschlandbundes bestimmt.

1813 * Blücher u. Bonaparte

„Wer sich schnell über den Gang des Herbstfeldzuges 1813 unterrichten will, dem sei dieses Buch warm empfohlen."
(Deutsch. Offizierblatt, Berlin.)

Von

Freih. von der Goltz

Generalfeldmarschall

Geheftet M 1.50, gebunden M 2.50

„Eine Darstellung, wie sie in so erschöpfender Form nur derjenige liefern kann, der den Stoff absolut beherrscht."
(Neue Pr. (†)-Ztg., Berlin.)

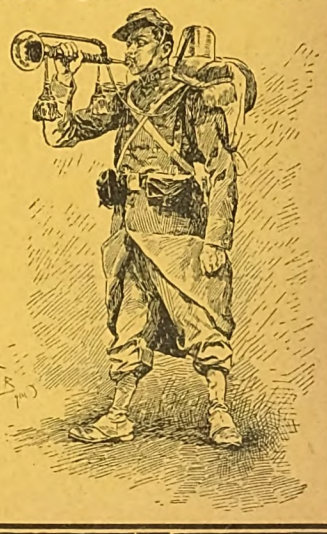
Der Krieg von 1870/71

(Der Zusammenbruch) Roman von

Emile Zola

1 Band von **765 Seiten** Text. Mit **230 Abbildungen** von Adolf Wald, Fritz Bergen und Chr. Speyer. Früherer Preis M 12.—, jetzt gebunden **5 Mark**

*** Einzig berechtigte deutsche Ausgabe ***



In diesem Roman entwirft Zola ein großartiges Gemälde des Deutsch-Französischen Krieges und hält seinen Landsleuten mit einer Kühnheit sondergleichen die Kehrseite ihrer „Gloire" vor. Es gehörte das Genie und die wunderbare Darstellungsgabe eines Zola dazu, diese Aufgabe in solch glänzender Weise zu lösen, wie er es vollbracht hat.

Ein Preßurteil:

„Zola, der Künstler in der Beschreibung des modernen Naturalismus, hat in seinem „Débâcle" eine eindringliche und naturwahre Schilderung des Krieges gegeben, er hat mit seltenem Mut seinen Landsleuten eine ernste Mahnung gegen ihre Revanchegelüste zugerufen, welche eine großartige Predigt gegen jeden Krieg, das dadurch heraufbeschworene Elend und die eng mit diesem verbundene Entfesselung der Leidenschaften, Roheit und Entsittlichung des Volkes enthält. Die Übersetzung ist vortrefflich."
(Leipziger Zeitung.)

Digitized by Google

Wichtige Werke zur Politik und Zeitgeschichte

Im unterzeichneten Verlag sind erschienen:

Rußland als Großmacht

Von Fürst G. Trubetzkoi

Übersetzt und eingeleitet von Josef Melnik. Geheftet M 4.—, geb. M 5.—

«Wenn auch kein ausgesprochener Freund Deutschlands, unterstreicht Fürst Trubetzkoi doch die in Rußland hier und dort noch immer nicht genügend anerkannte Tatsache, daß zwischen beiden Nachbarreichen keinerlei ernstlich in Betracht kommende Reibungsflächen bestehen und daß die seinerzeit beliebte Einkreisungspolitik gegenüber Deutschland ebenso ungerecht wie bedenklich war. So wird denn das Buch des Fürsten Trubetzkoi um so mehr auch in Deutschland eines lebhaften Interesses sicher sein dürfen, als es gerade auch für den deutschen Leser eine Fülle von Belehrung mit sich bringt, die aller Beherzigung wert ist.» ‹R. v. Behr im Berliner Lokal-Anzeiger.›

Rußlands Orientpolitik

in den letzten zwei Jahrhunderten

Von Hans Uebersberger

I. Band ... Geheftet M 7.—, in Halbfranzband M 9.—

«Der erste Teil umfaßt die Zeit von Peter dem Großen bis zu Katharina der Großen. Das ist die Periode, in der Rußland sich mit dem Orientproblem zu befassen beginnt, bis zur Zeit, wo der Gedanke an eine Besitzergreifung Konstantinopels in der Kaiserin Katharina II. so feste Gestalt gewinnt, daß sie ihren Großsohn auf den bezeichnenden Namen Konstantin taufen läßt. Es bildet keine leichte Lektüre, dieses Buch, das mit großem Fleiß allen kriegerischen und diplomatischen Einzelheiten nachgeht, die nur zu oft in kleinliche Intrigen und sinnlose Raufereien ausarten. Niemand, der sich für die Entwicklung der Orientfrage interessiert, wird an diesem objektiven und gut orientierenden Werke vorübergehen können.» ‹Die Hilfe, Berlin.›

Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866

Von Theodor von Sosnosky

I. Band ... Geheftet M 6.50, gebunden M 8.—

«Das Buch ist außerordentlich zeitgemäß. Sosnosky gibt in diesem ersten Bande nicht nur eine übersichtliche Darstellung des Anteils, den das Habsburgerreich an der orientalischen Frage genommen hat, sondern er unterstützt das Verständnis noch durch einen Überblick über die Gesamtheit der Ereignisse, die sich seit den Tagen der Mohacser Schlacht bis zu der jüngsten Umwälzung auf dem Balkan zugetragen haben. So bietet das Werk für Militärs nicht minder reiches Quellenmaterial wie für den Politiker, aber über diese Berufskreise hinaus ist es eine belehrende Lektüre für jeden Geschichtsfreund.» ‹Augsburger Postzeitung.›

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 024 515 371

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

FEB 16 67 H

1492383

WIDENER

SEP 10 1994

CANCELLED

BOOK DUE

Digitized by Google